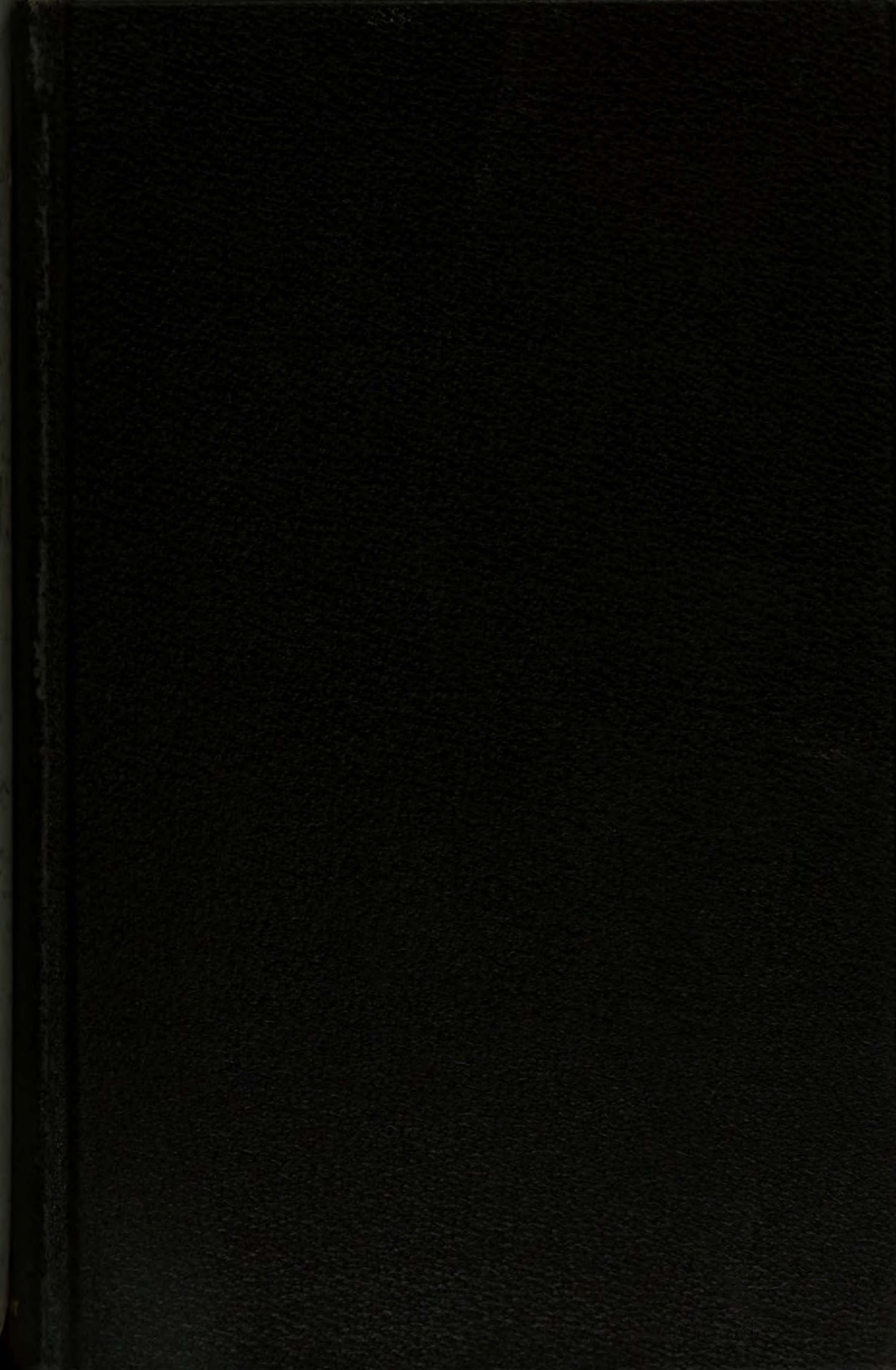
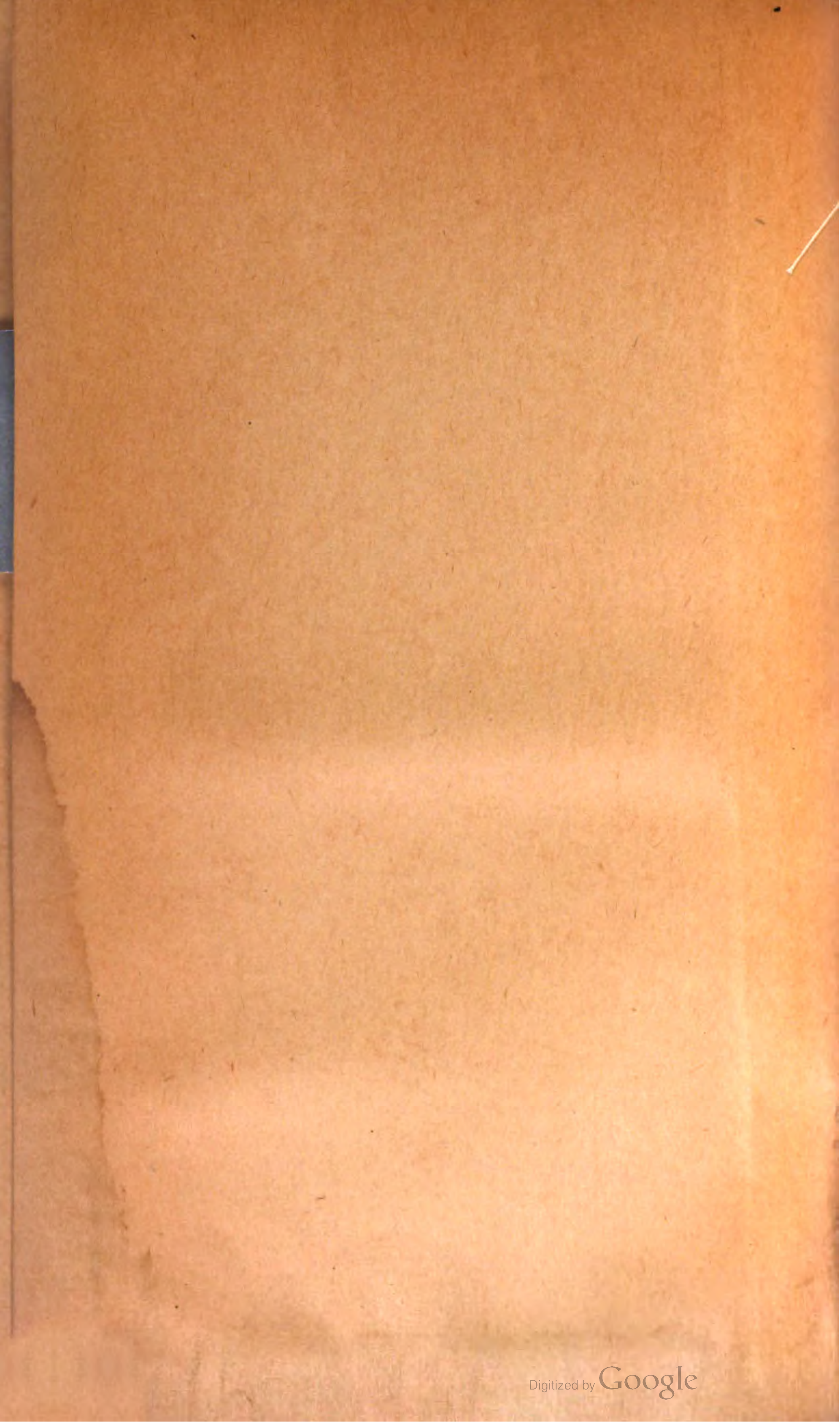
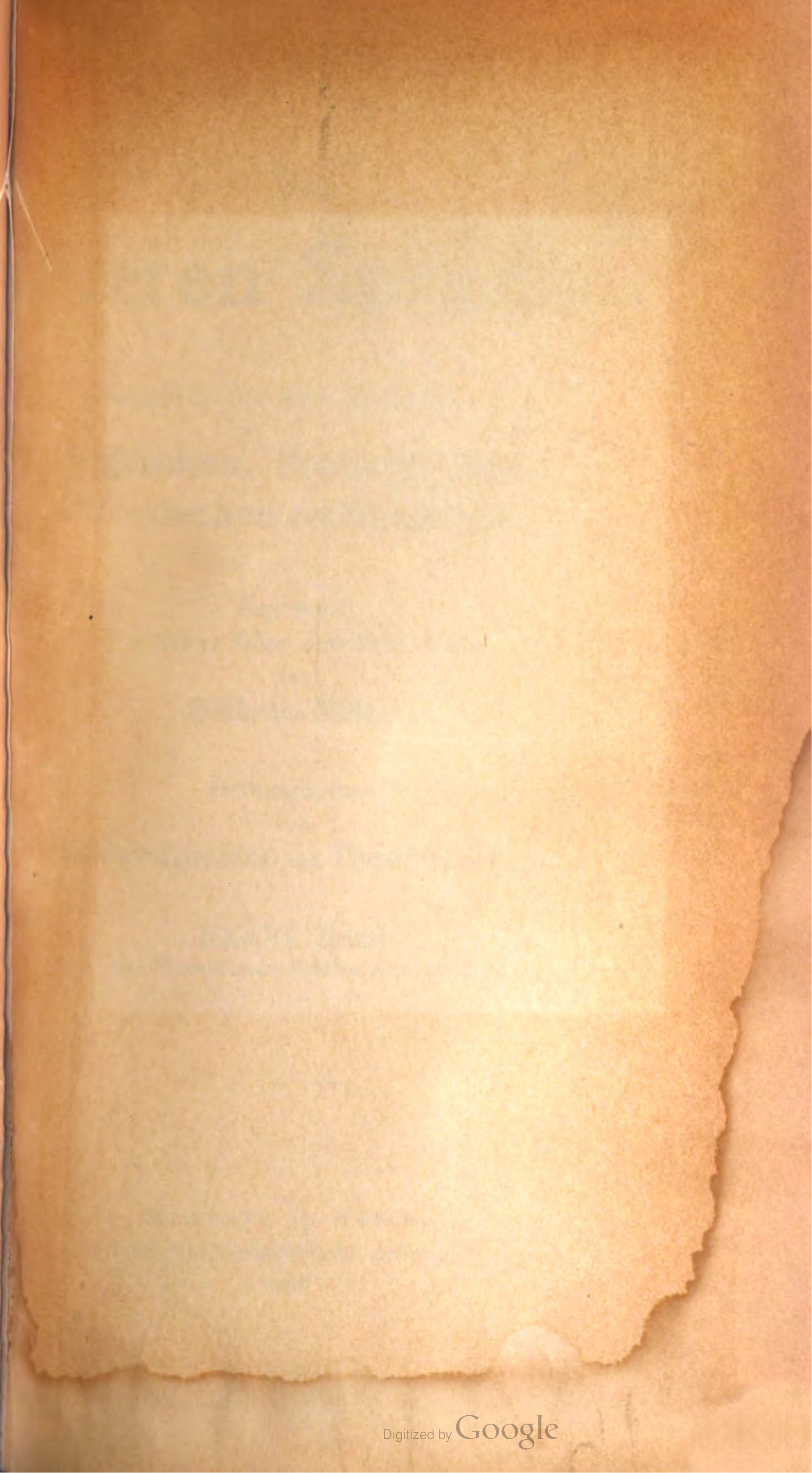


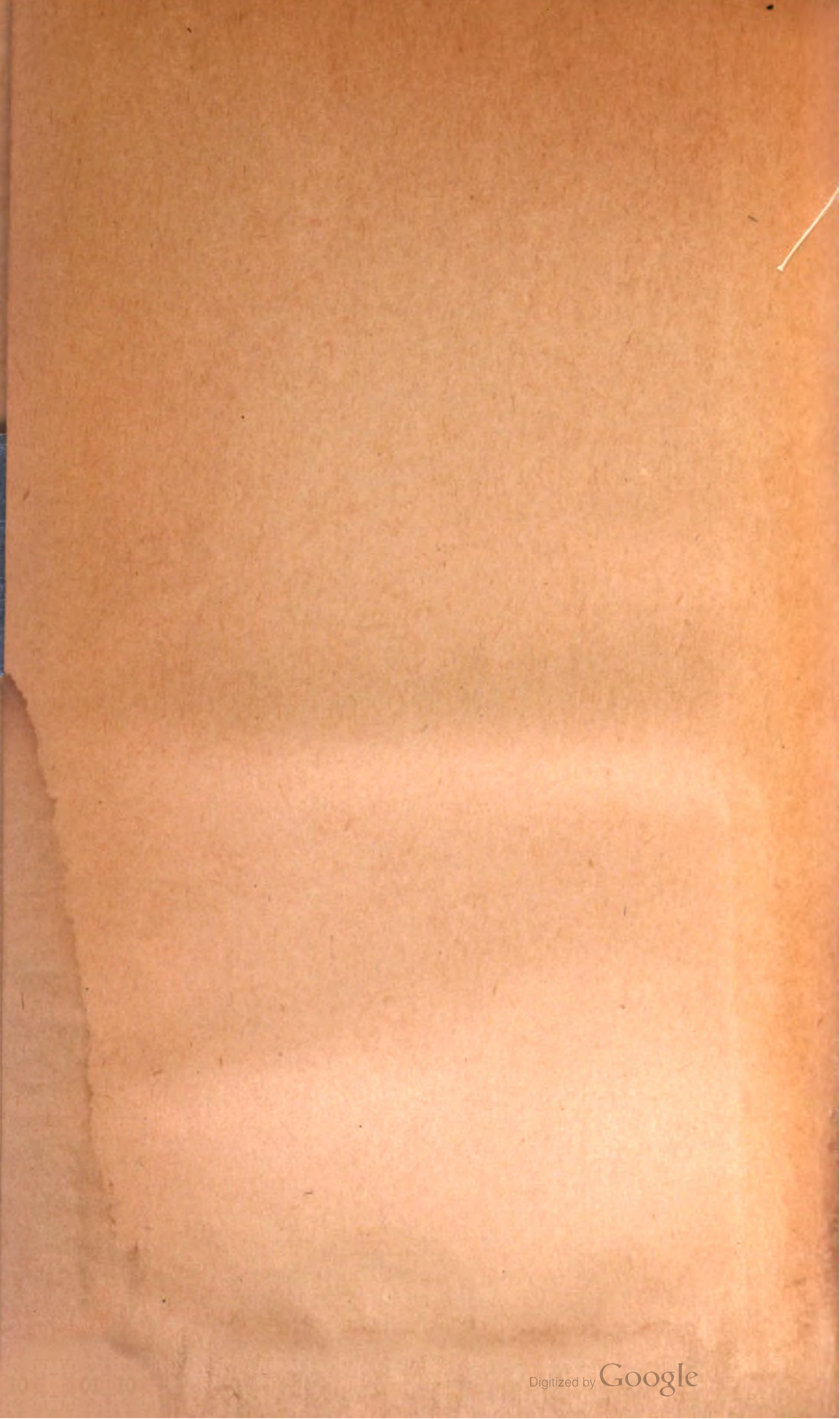


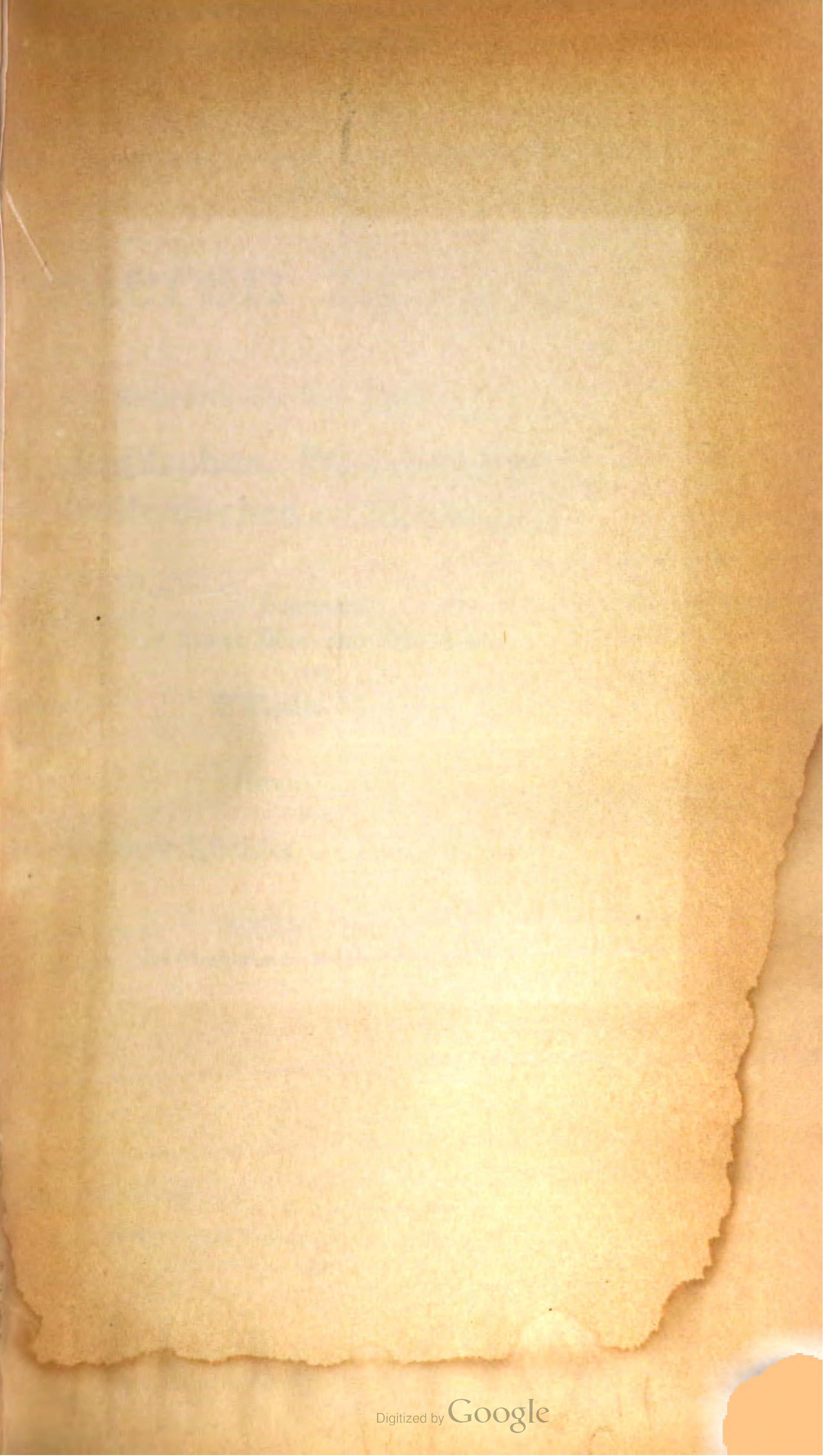












Die
Neueren Sprachen

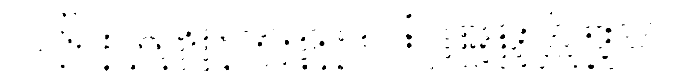
Zeitschrift für den Unterricht im

Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen

Begründet
mit **Franz Dörr** und **Karl Kühn**
von
Wilhelm Viëtor

Herausgegeben
von
Walther Küchler und **Theodor Zeiger**

XXXVI. Band
(der Phonetischen Studien XLI. Band)



Marburg in Hessen
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, G. Braun
1928



Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

ALPHABETISCHES INHALTSVERZEICHNIS DES XXXVI. BANDES.

I. ABHANDLUNGEN.

II. BERICHTE UND MITTEILUNGEN.

III. BESPRECHUNGEN.

Mitarbeiter:

A. R. = André Robert in Wien
E. v. J. = Eduard v. Jan in Würzburg
E. K. = Elisabeth Küchler in Hamburg
E. K. H. = E. K. Heller in Berkeley, U.S.A.
E. R. = Elise Richter in Wien
E. Ro. = E. Rosenbach in Prag
E. S. = Eva Seifert in Berlin
E. W. = Ernst Werner in München
E. Z. = Emil Zahlten in Harburg (Elbe)
F. H. M. = Franz Heinrich Mautner in Wien
F. K. = Fritz Karpf in Graz
F. Kr. = Fritz Krüger in Hamburg
F. L. = Franz Laue in Halberstadt
F. N. = Franz Nobiling in Berlin-Charlottenburg
F. R. = Franz Rauhut in München
F. W. = Friedrich Wild in Wien
G. H. = Gustav Hübener in Basel
G. Ha. = Gustav Haack in Hamburg
G. H. S. = G. H. Sander in Frankfurt/Main
G. R. = Gustav Rieder in Wien
G. V. A. = Giovanni Vittorio Amoretti in Pisa
H. J. = Hans Jeschke in Frankfurt/Main
H. K. = H. Kozio in Wien
H. M. = Hans Mannhart in Hamburg
H. P. = Helmut Petriconi in Frankfurt/Main
H. R. = Hans Rheinfelder in Rom
J. L. = John Libis in Hamburg
K. A. = Karl Arns in Bochum
K. E. = Karl Ehrke in Berlin-Zehlendorf
K. G. = Karl Graner in Landau
L. B. = Lucien Brulez in Hamburg
L. M. = L. Meyn in Hamburg
M. F. = Max Frey in Schaffhausen
M. H. J. = Max Hermann Jellinek in Wien
M. P. = Marianne Pelikan in Brünn
M. R. = Moritz Regula in Brünn
M. S. S. = Max Schmid-Schmidsfelden in Wien
M. Th. = Marianne Thalmann in Wien
O. W. = Otto Weidenmüller i. Frankfurt/Main
P. M. = Piero Meriggi in Hamburg
R. R. = R. Riegler in Klagenfurt
R. v. S. = Richard v. Schaukal in Wien
V. K. = Viktor Klemperer in Dresden
W. B. = Wilhelm Brandenstein in Wien
W. F. = Walter Fischer in Gießen
W. Fl. = Walter Flusser in Prag
W. Fr. S. = W. Fr. Schmidt in Lemgo (Lippe)
W. G. = Wilhelm Gerhard in Wiesbaden
W. K. = Walther Küchler in Hamburg
W. M. = Wilhelm Meyer in Flensburg
W. M.-L. = Wilhelm Meyer-Lübke in Bonn
W. Mu. = Werner Mulertt in Danzig
W. v. W. = W. v. Wartburg in Aarau
Y. P. S. = Y. Pino Saavedra in Hamburg

II. BERICHTE UND MITTEILUNGEN.

III. BESPRECHUNGEN.

Mitarbeiter:

A. R. = André Robert in Wien
E. v. J. = Eduard v. Jan in Würzburg
E. K. = Elisabeth Küchler in Hamburg
E. K. H. = E. K. Heller in Berkeley, U.S.A.
E. R. = Elise Richter in Wien
E. Ro. = E. Rosenbach in Prag
E. S. = Eva Seifert in Berlin
E. W. = Ernst Werner in München
E. Z. = Emil Zahlten in Harburg (Elbe)
F. H. M. = Franz Heinrich Mautner in Wien
F. K. = Fritz Karpf in Graz
F. Kr. = Fritz Krüger in Hamburg
F. L. = Franz Laue in Halberstadt
F. N. = Franz Nobiling in Berlin-Charlottenburg
F. R. = Franz Rauhut in München
F. W. = Friedrich Wild in Wien
G. H. = Gustav Hübener in Basel
G. Ha. = Gustav Haack in Hamburg
G. H. S. = G. H. Sander in Frankfurt/Main
G. R. = Gustav Rieder in Wien
G. V. A. = Giovanni Vittorio Amoretti in Pisa
H. J. = Hans Jeschke in Frankfurt/Main
H. K. = H. Kozlo in Wien
H. M. = Hans Mannhart in Hamburg
H. P. = Helmut Petriconi in Frankfurt/Main
H. R. = Hans Rheinfelder in Rom
J. L. = John Libis in Hamburg
K. A. = Karl Arns in Bochum
K. E. = Karl Ehrke in Berlin-Zehlendorf
K. G. = Karl Graner in Landau
L. B. = Lucien Brulez in Hamburg
L. M. = L. Meyn in Hamburg
M. F. = Max Frey in Schaffhausen
M. H. J. = Max Hermann Jellinek in Wien
M. P. = Marianne Pelikan in Brünn
M. R. = Moritz Regula in Brünn
M. S. S. = Max Schmid-Schmidsfelden in Wien
M. Th. = Marianne Thalmann in Wien
O. W. = Otto Weidenmüller i. Frankfurt/Main
P. M. = Piero Meriggi in Hamburg
R. R. = R. Riegler in Klagenfurt
R. v. S. = Richard v. Schaukal in Wien
V. K. = Viktor Klemperer in Dresden
W. B. = Wilhelm Brandenstein in Wien
W. F. = Walter Fischer in Gießen
W. Fl. = Walter Flusser in Prag
W. Fr. S. = W. Fr. Schmidt in Lemgo (Lippe)
W. G. = Wilhelm Gerhard in Wiesbaden
W. K. = Walther Küchler in Hamburg
W. M. = Wilhelm Meyer in Flensburg
W. M.-L. = Wilhelm Meyer-Lübke in Bonn
W. Mu. = Werner Mulertt in Danzig
W. v. W. = W. v. Wartburg in Aarau
Y. P. S. = Y. Pino Saavedra in Hamburg

1. Allgemeine Sprachwissenschaft. Seite

2. Methodik.

3. Deutsch.

4. Englisch.

5. *Französisch.*

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT
IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXVI. *Januar/Februar 1928.* *Heft 1*

KULTURKUNDE UND VERSTÄNDIGUNG.

Levin L. Schücking hat hier (35, 1—16) in einem gedankenreichen Vortrage den Standpunkt eines Hochschullehrers zur Kulturkunde dargelegt. Ich würde mich nicht veranlaßt fühlen, dazu das Wort zu ergreifen, wenn nicht seine Zustimmung zu Karl Voretzsch' Schrift „Philologie und Kulturkunde an Schule und Universität" (Halle 1926) erkennen ließe, daß eine starke Abneigung gegen die Kulturkunde bei ihm vielleicht nur in etwas gemilderter Form ausgesprochen ist. Er zeigt dabei einen sehr starken und, wie mir scheint, nicht recht begründeten Pessimismus hinsichtlich der Kulturkunde an höheren Schulen, er drängt sie andererseits zu Aufgaben hin, deren besondere Schwierigkeiten seine negativ eingestellte Kritik nicht erörtert, und er kommt dabei in seiner Argumentation gelegentlich zu einem Standpunkt, der um der Sache willen geklärt werden muß.

Die Grundhaltung Schückings (und auch Voretzsch') scheint mir am ehesten mit den Carmina Burana 69 zu umschreiben: ‹Florebat olim studium, nunc vertitur in taedium›. Worte wie „Erziehung zur Oberflächlichkeit, zur Phrase" usw. sind ja nun nichts Neues; bei jeder Schulreform haben wir sie gehört, und man ist sich dabei nicht immer des Widerspruches bewußt geworden, daß man den Versuch einer Besserung als Verschlechterung eben der Schule hinstellte, die man vor der Reform selbst in ihren Leistungen als durchaus ungenügend bezeichnet hatte. Man denke da etwa an U. von Wilamowitz-Moellendorfs furchtbare Worte über den griechischen Unterricht an preußischen Schulen (Griechische Tragödien, Band II, 4/5). Mit diesem Pessimismus spielt aber jetzt in Fragen der höheren Schule doch wohl ein Streit hinein, der in der Wissenschaft ausgetragen wird, wie denn Voretzsch (14) meint, daß „das Ziel der neuen Unter-



richtsart manche Verwandtschaft mit der wissenschaftlichen Richtung zeigt, die sich heutzutage als ‚idealistische Philologie' bezeichnet und dem ‚Positivismus' den Krieg erklärt hat." Bei der Heftigkeit dieses Kampfes kann man zwar vielem von dem, was Schücking über die Hochschulen (12—16) sagt, zustimmen, sich über seine vermittelnde Haltung und über manchen recht guten praktischen Vorschlag freuen, und muß doch sagen, daß er sich von einer gewissen Kampfstimmung dort leiten läßt, wo er von der höheren Schule spricht.

Nicht so ausgesprochen wie Voretzsch (25), aber doch auch deutlich genug, äußert er Bedenken (11/12), ob bei dem neuen kulturkundlichen Unterrichte auch die praktische Kenntnis des Englischen und Französischen gesichert ist. Von einzelnen Vorschlägen im späteren abgesehen, will ich hier sagen, daß sowohl die Hilfsmittel für den Lehrer (E. Ottos Methodik; Aronstein, Englische Stilistik; H. E. Palmer, A Grammar of Spoken English; Strohmeyer, Französische Stilistik, und viele andere) wie auch die für den Schüler bestimmten neueren Unterrichtswerke eine gründlichere Kleinarbeit als früher ermöglichen, daß die Texte wie die Anlage der grammatischen Übungen fast durchweg auf der Höhe stehen, kurz, daß soviel als möglich geschieht, um jene Beherrschung der Sprache zu sichern, welche auch die amtlichen Lehrpläne als erste Voraussetzung für die weiteren Zielen zustrebende Arbeit der Oberstufe fordern. Und ich meine, ein Stundenausmaß wie das dem neueren Sprachunterrichte zugebilligte ist zwar nicht reichlich bemessen, aber es müßte nicht ein ungeschickter Anfänger, sondern geradezu ein pflichtvergessener Lehrer sein, der da — trotz all den starken äußeren Hemmungen der Arbeit — nicht das sprachliche Lehrziel erreichen könnte. Andererseits hat Hübner durchaus recht, von der „Konversationslexikonweisheit" unserer Schulausgaben zu sprechen, was Schücking zu einer Verachtung der Tatsachenkenntnis überhaupt umbiegt. Es werden sich auch andere Lehrer an dieser — von Ausnahmen wie Ackermann, A. Eichler u. a. sei abgesehen — Eigentümlichkeit unserer Schulausgaben stoßen, das platt Selbstverständliche zu erklären und die wirklichen Schwierigkeiten unbeachtet zu lassen. Schücking faßt seine Bedenken gegen die Kulturkunde an der höheren Schule in drei Einwänden zusammen. Beim ersten ist es meine Überzeugung, daß wir Kipling nicht deswegen lesen, weil wir in ihm besonders viel englische Eigenart finden, sondern weil er für eine bestimmte

Stufe, auf die ihn auch die „Richtlinien" (Taschenausgabe II, 339) setzen, jugendgemäßer ist als die „künstlerischen Höchstleistungen" eines Byron oder Browning. Vom Standpunkte des Schulmannes an sich – nicht des Kulturkundlers — halte ich es sogar für gerechtfertigt, wenn W. Hübner Byron und Browning für die *ganze Schule* etwas zurückschiebt, und finde es begreiflich, daß die Richtlinien Browning überhaupt nicht nennen. Er ist eben, da man ihm nicht entsprechend Zeit widmen kann, zu schwer; wenn er fällt, geschieht das, um dem zweiten Einwande Schückings, Umfang des Stoffes im Verhältnis zur Zeit, gerecht zu werden. Es ist richtig, daß das Stoffgebiet der Kulturkunde ungeheuer groß ist. Und ich habe schon vor einiger Zeit betont (Neue Jahrbücher 1925, 765), daß wir Neusprachler auf die von Schücking auch erwähnten anderen Fächer angewiesen sind. Es sind da freilich Historiker notwendig, die wirklich englisch können. Aber die Gefahr wird nicht im Umfang des Stoffes, sondern, wie Voretzsch richtiger meint (19 ff.), in dem Haschee von Bildungsgütern gesehen, mit dem man das Gebiet der Kulturkunde in möglichst weiter Fläche — abzuschreiten sagt die Phrase, abzuhetzen das Gehirn — sucht. Aber Voretzsch übersieht eines, was die Bedenken, die auch ich ursprünglich gegen die Lehrpläne der Richtlinien hatte, sehr entkräftet: Der Versuch, sämtliche in den Richtlinien lediglich zur Auswahl gestellten Stoffgebiete in der Jahresarbeit der betreffenden Klasse zu bewältigen, stünde daher in schärfstem Widerspruch zum Geiste der ganzen Unterrichtsreform (Richtlinien, Taschenausgabe I, 4). Sofern nicht ein Lehrer diese Weisung beiseiteschiebt oder in der die anderen Gegenstände übersehenden Fachbegeisterung des Anfängers alle Arbeitskraft der Schüler für sich allein beansprucht, ist auch da nicht gleich Arges zu fürchten. Erwägt man nun, daß für die Behandlung *einzelner* von den Richtlinien angeführten Themen genügend Zeit gegeben ist, daß der Lehrer durch Arbeitsteilung, durch Heranziehung derer, die für ein bestimmtes Thema Begabung und Lust haben, durch Hinweise auf geeignete Literatur ein solches Thema auch weitgehend vorbereiten kann, so verblaßt auch Schückings dritter Einwand ganz beträchtlich.

Fragen wir zunächst einmal: Weiß die Hochschule bei ihren Dissertationsthemen immer die rechte Höhe zu treffen? O. Funke hat das kürzlich wieder in einem besonderen Falle (Anglia-

beiblatt, Juli 1927) bestritten, und die in unseren Zeitschriften häufige Formel „eine besonders gelungene, hoch über dem Durchschnitte stehende Arbeit“ sagt im allgemeinen dasselbe: auch die Universität verfehlt manchmal das Thema. Darum müßte ihr ja die höhere Schule das nicht nachmachen; aber nur wer mit überstrengen Maßen mißt, wird meinen, daß Themen wie „Chesterton, Shaw und Wilde“ nur „entweder zum Wiederkäuen der Ansichten des Lehrers oder zu einem Riesenkannegießern führen“ können (11). Hier sind Universitätsmaßstäbe nicht am Platze. Man braucht nicht Jugendpsychologie zu studieren, um zu wissen, daß der junge Mann nicht bloß mit den ersten Tanz versuchen, sondern auch mit einem schwungvollen Zug ins Große seine beginnende Reife deklariert. Von Karl May und Gerstäcker springt er über auf Kant und Tolstoi, Ibsen und Strindberg; er hat das Bedürfnis, zu größeren Fragen Stellung zu nehmen; gerade in den ernsten, den besten Schülern regt sich die Sehnsucht, mit den Kenntnissen, die sie erworben haben, sich an etwas Größeres zu wagen, einmal ihre junge Kraft an einer der Fragen, die verlockend ihnen entgegenspringen, zu erproben. Man mag nun meinen, daß solche Themen verfrüht seien. Aber wenn nach unseren Biologen und Psychologen das meiste in unserer Erziehung verfrüht ist, warum sollen wir uns gerade hier daran stoßen, wo nur eine von außen kommende Betrachtung von einem „Verfrühtsein“ spricht, in Wirklichkeit aber gerade solche höhere Themen mit dem darauf gerichteten Interesse der Jugend zusammentreffen? Schücking, der den „Geist des Kulturfortschritts“ peinlich vermißt, entbehrt hier der Einsicht in den F o r t s c h r i t t d e s j u g e n d l i c h e n G e i s t e s, den nur ein jugendfremder, vor lauter Wissenschaftlichkeit ausgedörrter Lehrer durch die ganze höhere Schule auf der Höhe des kleinen Kindes festzuhalten trachtet. Es war, als ich frisch von der Universität kam, mein fürchterlichster Gedanke, daß ich Jahr für Jahr in dieser Gehschule der Wissenschaft tätig sein solle, wo Können und Wollen dem reiferen Betrachter noch nicht zusammenstimmen, aber ich habe, nach Erkenntnis mancher Irrwege, gefunden, daß diese schwere Arbeit im Aufbau der Schule ebenso ihren Platz haben muß wie das Lesenlernen am Anfang und die Seminarerziehung an der Hochschule, und daß man sich dieser Arbeit auch freuen kann.

Aber die größte Gefahr der Ausführungen Schückings liegt darin, daß er zwar eine heute angeblich der Kulturkunde

eigene Tendenz, nur das Trennende herauszuheben, verwirft, aber selbst der Kulturkunde die Betonung des Gemeinsamen, die Menschheit Verbindenden, als Aufgabe stellen möchte. Ich sehe davon ab, daß er in seinen Beispielen nicht besonders glücklich ist, die Demokratie z. B. für Italien, Spanien, Rußland ganz offen ausgeschaltet ist und in anderen Ländern "a trifle fly-blown" erscheint. Gewiß ist Ruskins Definition des Gentleman etwas Neues; man fragt sich nur, wieweit sie in England auch praktisch anerkannt ist und warum bei Galsworthy noch 1918 die "independent means" (The Burning Spear 1) zu den Attributen eines wahren Gentleman gehören. Auch mit der Friedensbewegung stimmt es nicht so ganz. Denn es ist doch wohl ein Unterschied zwischen den deutschen Pazifisten, welche alle Zwangsmaßnahmen, mit denen die Feinde von gestern das deutsche Volk noch immer vergewaltigen, selbverständlich finden und wohl gar durch übertreibende Aufdeckung neuer „Verbrechen", wie das eben F. C. Förster tut, zu steigern suchen, und den Pazifisten in Frankreich, England usw. Denn wenn diese für den Frieden eintreten, so stimmen sie mit ihrem Volksganzen überein, das den Frieden vorläufig braucht, um das im Kriege Errungene zu sichern. Und von Völkerbund und Völkerbundgeist im Zusammenhange mit lebensfähigen Organisationen (7) zu sprechen, muß dem gewagt scheinen, der den heutigen Völkerbund mit seinen Kommissionen, den Massengräbern aller unbequemen Anträge, mit seiner schwankenden Haltung in allen uns Deutsche betreffenden Dingen, für die Menschheitsfragen etwa ebenso hoch einschätzt wie den Regensburger Reichstag nach 1648 für die Erhaltung einer scheinbaren Einheit des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Das wäre nun nicht sehr tragisch, wenn nicht Schücking dem deutschen Schulmeister, der doch auf Seite 4 auch in Erzengelgestalt am Ausgange des Weltkrieges nichts hätte ändern können, auf Seite 7/8 merkwürdigerweise ein gut Teil der Verantwortung dafür zuschöbe, ob ein neuer Weltkrieg ausbricht oder nicht. Und auf Schückings Art ist die „große Aufgabe", die er da dem deutschen Lehrer mit Recht zuweist, nicht zu lösen. Schücking erscheint durchaus als "cosmopolitan", als Vertreter einer jedenfalls sehr ideal gedachten, aber praktisch verhängnisvollen Auffassung. Ideal gedacht wie Romain Rollands Worte: «Ma tâche est de rappeler aux frères ennemis d'Europe non ce qu'ils ont de pire, mais ce qu'ils ont de meilleur — les motifs d'espérer en une

beiblatt, Juli 1927) bestritten, und die in unseren Zeitschriften häufige Formel „eine besonders gelungene, hoch über dem Durchschnitte stehende Arbeit“ sagt im allgemeinen dasselbe: auch die Universität verfehlt manchmal das Thema. Darum müßte ihr ja die höhere Schule das nicht nachmachen; aber nur wer mit überstrengen Maßen mißt, wird meinen, daß Themen wie „Chesterton, Shaw und Wilde“ nur „entweder zum Wiederkäuen der Ansichten des Lehrers oder zu einem Riesenkannegießern führen“ können (11). Hier sind Universitätsmaßstäbe nicht am Platze. Man braucht nicht Jugendpsychologie zu studieren, um zu wissen, daß der junge Mann nicht bloß mit den ersten Tanz versuchen, sondern auch mit einem schwungvollen Zug ins Große seine beginnende Reife deklariert. Von Karl May und Gerstäcker springt er über auf Kant und Tolstoi, Ibsen und Strindberg; er hat das Bedürfnis, zu größeren Fragen Stellung zu nehmen; gerade in den ernsten, den besten Schülern regt sich die Sehnsucht, mit den Kenntnissen, die sie erworben haben, sich an etwas Größeres zu wagen, einmal ihre junge Kraft an einer der Fragen, die verlockend ihnen entgegenspringen, zu erproben. Man mag nun meinen, daß solche Themen verfrüht seien. Aber wenn nach unseren Biologen und Psychologen das meiste in unserer Erziehung verfrüht ist, warum sollen wir uns gerade hier daran stoßen, wo nur eine von außen kommende Betrachtung von einem „Verfrühtsein“ spricht, in Wirklichkeit aber gerade solche höhere Themen mit dem darauf gerichteten Interesse der Jugend zusammentreffen? Schücking, der den „Geist des Kulturfortschritts“ peinlich vermißt, entbehrt hier der Einsicht in den F o r t s c h r i t t d e s j u g e n d l i c h e n G e i s t e s, den nur ein jugendfremder, vor lauter Wissenschaftlichkeit ausgedörrter Lehrer durch die ganze höhere Schule auf der Höhe des kleinen Kindes festzuhalten trachtet. Es war, als ich frisch von der Universität kam, mein fürchterlichster Gedanke, daß ich Jahr für Jahr in dieser Gehschule der Wissenschaft tätig sein solle, wo Können und Wollen dem reiferen Betrachter noch nicht zusammenstimmen, aber ich habe, nach Erkenntnis mancher Irrwege, gefunden, daß diese schwere Arbeit im Aufbau der Schule ebenso ihren Platz haben muß wie das Lesenlernen am Anfang und die Seminarerziehung an der Hochschule, und daß man sich dieser Arbeit auch freuen kann.

Aber die größte Gefahr der Ausführungen Schückings liegt darin, daß er zwar eine heute angeblich der Kulturkunde

eigene Tendenz, nur das Trennende herauszuheben, verwirft, aber selbst der Kulturkunde die Betonung des Gemeinsamen, die Menschheit Verbindenden, als Aufgabe stellen möchte. Ich sehe davon ab, daß er in seinen Beispielen nicht besonders glücklich ist, die Demokratie z. B. für Italien, Spanien, Rußland ganz offen ausgeschaltet ist und in anderen Ländern "a trifle fly-blown" erscheint. Gewiß ist Ruskins Definition des Gentleman etwas Neues; man fragt sich nur, wieweit sie in England auch praktisch anerkannt ist und warum bei Galsworthy noch 1918 die "independent means" (The Burning Spear 1) zu den Attributen eines wahren Gentleman gehören. Auch mit der Friedensbewegung stimmt es nicht so ganz. Denn es ist doch wohl ein Unterschied zwischen den deutschen Pazifisten, welche alle Zwangsmaßnahmen, mit denen die Feinde von gestern das deutsche Volk noch immer vergewaltigen, selbverständlich finden und wohl gar durch übertreibende Aufdeckung neuer „Verbrechen“, wie das eben F. C. Förster tut, zu steigern suchen, und den Pazifisten in Frankreich, England usw. Denn wenn diese für den Frieden eintreten, so stimmen sie mit ihrem Volksganzen überein, das den Frieden vorläufig braucht, um das im Kriege Errungene zu sichern. Und von Völkerbund und Völkerbundgeist im Zusammenhange mit lebensfähigen Organisationen (7) zu sprechen, muß dem gewagt scheinen, der den heutigen Völkerbund mit seinen Kommissionen, den Massengräbern aller unbequemen Anträge, mit seiner schwankenden Haltung in allen uns Deutsche betreffenden Dingen, für die Menschheitsfragen etwa ebenso hoch einschätzt wie den Regensburger Reichstag nach 1648 für die Erhaltung einer scheinbaren Einheit des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Das wäre nun nicht sehr tragisch, wenn nicht Schücking dem deutschen Schulmeister, der doch auf Seite 4 auch in Erzengelgestalt am Ausgange des Weltkrieges nichts hätte ändern können, auf Seite 7/8 merkwürdigerweise ein gut Teil der Verantwortung dafür zuschöbe, ob ein neuer Weltkrieg ausbricht oder nicht. Und auf Schückings Art ist die „große Aufgabe“, die er da dem deutschen Lehrer mit Recht zuweist, nicht zu lösen. Schücking erscheint durchaus als "cosmopolitan", als Vertreter einer jedenfalls sehr ideal gedachten, aber praktisch verhängnisvollen Auffassung. Ideal gedacht wie Romain Rollands Worte: «Ma tâche est de rappeler aux frères ennemis d'Europe non ce qu'ils ont de pire, mais ce qu'ils ont de meilleur — les motifs d'espérer en une

humanité plus sage et plus aimante». Aber dieses Gemeinsame ist trügerisch wie eine fata morgana, wenn man es nicht ruhend sieht auf dem Untergrunde starker Verschiedenheiten. Vieles von diesem Gemeinsamen gehört ja überhaupt zum Irrglauben der Altphilologen, die im heutigen Europa nur eine einheitliche, vom gemeinsamen Erbe der Antike beherrschte Masse sahen. In Gilbert Murrays feiner „Religio Grammatici" ist mir die Klage am erschütterndsten, daß der Krieg diese ideale Einheit zerbrach, die bestenfalls nur unter den Höchstgebildeten bestand. Die Kulturverwandschaft der europäischen Sprachen (Güntert, Grundfragen 114) wird doch etwas eingeschränkt durch Vosslers Nachweis, daß gerade die auf der gemeinsamen lateinisch-griechischen Grundlage geschaffene Sprache der Naturwissenschaften in ihren völkischen Sonderentwicklungen dazu beigetragen hat, die seit dem 16. Jahrhundert ohnehin auseinandergehenden Sprachen noch viel stärker zu dfferenzieren[1]). Suchen wir aber das Gemeinsame in Zukunftsaufgaben, so kommen wir immer wieder darauf, daß an den Vorkämpfern und Verfechtern von übernationalen Aufgaben eine Ablehnung, wo nicht gar eine Gehässigkeit gegen alles Nationale sichtbar wird, die abstoßend wirkt. Und solche wurzellockere Kosmopoliten tragen den tiefsten Haß in unsere Jugend, wenn sie mit viel Begeisterung und wenig Takt in internationaler Versöhnung arbeiten und zum Gaudium der fremden Völker alle nationalen Schranken, an denen sie immer wieder blutig anrennen, blind übersehen, oder gar mit perverser Lust die Fehler des eigenen Volkes, möglichst übertrieben, als düstere Folie gegen den Glanz fremden Volkstums setzen. Ich nenne als übles Beispiel derartiger Arbeit H. Wendel, der im Reich als großer Fachmann in südslawischen Dingen gilt. Eines seiner letzten Bücher hat J. Matl (Jahrb. f. Geschichte und Kultur der Slawen, N. F. II, 32—41) als ein unwissenschaftliches Machwerk nachgewiesen, das unter Verschweigung unbequemer Tatsachen eine abstoßend einseitige Voreingenommenheit gegen das alte Österreich zur Schau trägt. Der jetzt angestrebten deutsch-südslawischen Verständigung hat er damit bestimmt nicht gedient.

[1]) Die gegenteilige Auffassung M. Meillets: „toutes les langues de l'Europe *tendent à être,* par ce qu'elles expriment, *le calque fidèle* les unes des autres (Les Langues dans l'Europe nouvelle 11)" scheint nun doch nur von *einer* bestimmten *Sprachschichte* zu gelten.

Ich weiß nicht, ob die deutschen Schulmänner, welche die *Unterschiede der Völker* in der Schule behandelt wissen wollen, das in der Absicht fordern, das Trennende zu einer „gewissen gelehrten Untermauerung des Chauvinismus" zu nutzen. Auch das von Schücking (9) gerügte Thema Schöns, die Rheinpolitik des „Erbfeindes", ist notwendig, um den Schülern zu zeigen, über welchen Abgrund die Brücke der Verständigung geschlagen werden soll. Ich will im folgenden an zwei Beispielen zeigen, wie dieses Trennende im Unterrichte des Tendenzmäßigen entkleidet wird, wie wesentlich es nach meiner Überzeugung ist, daß die Jugend die Verschiedenheit des Grundes kennen lernt, auf dem sich der stolze Bau übernationaler Menschlichkeit erheben soll. Und schließlich, wie eine derartige Behandlung *gerade des Trennenden, des Andersartigen*, indem sie sachlich vorgeht und entgiftend wirkt, gerade jenes Verständnis, jenen Humanitätsgeist ausbildet, den Schücking einer Behandlung dieses allerdings heiklen Gegenstandes überhaupt absprechen zu müssen glaubt. Es zählt zu den Eigentümlichkeiten des höheren Unterrichts — oder soll zu ihnen zählen — daß der Schüler nicht ein Urteil hinnehmen, sondern langsam aus verschiedenen vorgegebenen Dingen das Richtige herausschälen lernt. Denken wir nur an die Sprache. Freilich, das Trennende, das fremdartig Berührende ist nicht ihr allein eigen. Auch wo eine Kunst nicht an ein Volk gebunden ist, braucht das von Schücking so betonte Gemeinsame nicht gegeben zu sein. Der Franzose Charles. Marie Widor erzählt in derVorrede zu Albert Schweitzers Bachwerk, wie ihm die Dunkelheit Bachscher Choralmelodien erst durch Schweitzer erhellt wurde, der ihm die Choräle aus den zugehörigen deutschen Texten erklärte. Und John Galsworthys Musikempfinden — denn er gibt an verschiedenen, ziemlich ähnlichen Stellen seiner Werke doch offensichtlich seine eigene Stellung zur Musik — läßt mich mit der Ablehnung Wagners, der Nichterwähnung Anton Bruckners spüren, daß er spröder, kühler, abgeschlossener, englischer ist, als man nach seiner Haltung zur Welt sonst annehmen möchte. Zweimal reckt sich die Sprache, schon von Gau zu Gau Klüfte aufreißend (Captures 23), als Trennendes zwischen den Völkern auf: im Anfängerstadium, wo es so unendlich komisch ist, daß die Engländer "run" und "horse" sagen, und schon die fremde Artikulationsbasis bis zur Reifeprüfung Anlaß zu Spitznamen für den Lehrer gibt; und später, wenn die Bildlichkeit der Fremdsprache verar-

beitet werden muß. Mit Recht hat Spieß (Kultur und Sprache 193) betont, wie das Trennende bis zum subtilsten Unterschied erfaßt sein muß, soll nicht von den „Fachmännern“ großes Unheil angerichtet werden. Aber dieses Trennende in seinen charakteristischen Zügen und soweit es Einblick in die Eigenart des englischen Volkes oder der «âme française» gewährt, muß doch wohl eigens herausgearbeitet werden und dürfte sich nicht, wie Voretzsch (24) meint, als Nebenerfolg der „allseitigen Ausbildung in der Sprache bis in ihre syntaktischen und stilistischen Feinheiten“ ergeben. Ich habe schon gelegentlich des Deutschbeinschen Handbuchs gezweifelt, ob sich die an sich schwierige Vergleichung von Sprache und Volksgeist als Abschluß des ganzen Lehrganges systematisch durchführen läßt. Aber eine gelegentliche Vergleichung kann auch da einiges leisten. Madame de Staël sagt von der französischen Sprache: «elle n'est pas comme ailleurs un moyen de communiquer ses idées, ses sentiments et ses affaires, mais un instrument dont on aime à jouer et qui ranime les esprits comme la musique chez quelques peuples et les liqueurs fortes chez quelques autres». Auch E. Zola weiß die Kunst und Wirkung des Redners unvergleichlich darzustellen (die Stellen bei O. Walzel, Gehalt und Gestalt), und nach weiteren Stellen ist man geneigt, das von Madame de Staël gemeinte Streben nach rednerischer Wirkung dem Französischen in höherem Maße zuzusprechen, und sieht Urteile von Nichtfranzosen in anderem Licht. Daß Leopardi das Französische «stato geometrico, piuttosto geometria che lingua» nennt, Schuchardt einmal meint, selbst ein dürftiges wissenschaftliches Ergebnis gewinne ungewöhnlichen Glanz durch die Art, wie es ein *Franzose* vorzutragen verstehe, Münch die Verstandeskälte und romanische Sonderart des Französischen betont, liegt entweder mit dem Urteile von Franzosen in einer Linie (Schuchardt), oder ist Wertung vom deutschen Geist aus. Und damit sind wir bei den Nationalcharakteren und ihren „Konstruktionen, die notwendig (?) den Tatsachen Gewalt antun müssen“ (6/7) und die Schücking daher nicht liebt, angelangt.

Wenn wir uns nach einer einwandfreien, tatsachengerechten, also wissenschaftlichen Darstellung eines fremden Nationalcharakters umsehen, so finden wir, daß W. Dibelius' Auffassung von Grundlage und Entwicklung des englischen Volkscharakters von K. Wildhagen nicht geteilt wird, gegen den sich wieder E. Brie (Zeitschrift für Deutschkunde 1927) wendet. Deswegen fällt es

mir aber weder ein, gegen die Wissenschaft den Vorwurf zu erheben, daß ein praktisch wichtiges und auch der wissenschaftlichen Behandlung für würdig erachtetes Gebiet nicht besser erforscht ist, noch zu meinen, daß bei dieser Uneinigkeit der Forscher die Behandlung dieses Themas in der höheren Schule unangebracht sei. Es gemäß Schückings zweitem und drittem Einwand (stofflich zu weit, inhaltlich zu hoch) auszuschließen oder nach Voretzsch' Meinung (24) nur als einen Nebenerfolg des rein sprachlich-literarisch eingestellten Unterrichtes zu erwarten, scheint mir bedenklich. Denn wiederum ist hier ein Trennendes, das von Stamm zu Stamm schon im eigenen Volk in Spott und Verachtung sehr merkbar ist: Innviertler — Landler, "Man of Devon — Man of Lincolnshire (Captures" 11), durch Umgehen nicht aus der Welt zu schaffen; das wäre darum besonders gefährlich, weil hier das Unsachliche, das Komische besonders leicht sich eindrängt. Und wenn man es bei der Heiterkeit, mit der unsere Schüler den karrierten Witzblattengländer betrachten, bewenden ließe, wenn man sie ohne Behandlung des Themas auch fürs spätere Leben den Zeitungsleuten und sonstigen Schreiberlingen preisgäbe, die nach achttägigem Flug durch London, Paris oder Spanien den betreffenden Nationalcharakter in eleganter, genialer „Ballung" „hinlegen", so wäre das die chauvinistischeste Erziehung, die ich mir denken kann. Einseitig wäre das Bild auch, wenn es auf die zufällig im Unterrichte sich ergebenden Lektürestellen zu diesem Thema angewiesen wäre. Theoretisch läßt sich denken, daß der Schüler im Unterrichte Äußerungen von Deutschen über *Deutsche*, *Franzosen*, *Engländer*, *Amerikaner*, von Franzosen über *französische*, *deutsche*, englische, amerikanische Verhältnisse, von Engländern über *englische*, *deutsche*, französische, amerikanische Eigenheiten, von Amerikanern über den *amerikanischen*, deutschen, *englischen* (W. Irving, Emerson, Price Collier), französischen Nationalcharakter zu Gesicht bekommt. Praktisch dürften am ehesten die kursivierten Fälle in Betracht kommen, dem Lehrer werden sämtliche Permutationen aufstoßen: "You are cold and selfish" (Annette zu Soames) — "and what are the French? — cynical, avaricious and revengeful. And the Germans are sentimental. *We can all abuse each other* ("White Monkey" 111). Gewiß wird die Welt nicht besser „dadurch, daß man sich gegenseitig seine Sünden vorreitet" (Schücking 9), seine Schwächen vorwirft. Aber gerade eine solche vergleichende Behandlung

dessen, was ein Volk dem anderen als völkische Eigentümlichkeit vorhält, muß zur Sachlichkeit und Vorsicht erziehen und ganz anders im Sinne des Verstehens — ich will noch nicht sagen, der Verständigung, wirken, als Schückings „Keimpflege“ und die Betonung eines „Gemeinsamen“, das uns eben nicht eint, weil das Trennende noch nicht überwunden ist. Wie ich zur Förderung des Problems „Kulturkunde“ empfohlen habe, in einer großzügigen Durchmusterung der englischen Literatur Stellen zusammenzutragen, die kulturkundlich für ein bestimmtes Problem wichtig, aber auch vom literaturgeschichtlichen Standpunkte oder literarisch wertvoll sind (Neue Jahrbücher 1925, 768), so möchte ich anregen, daß wir Lehrer solchen Urteilen über völkische Eigenart nachgehen, auch in den Schriften Deutscher, die fast Engländer geworden sind, wie F. v. Hügel ("The German Soul in its Attitude towards Ethics and Christianity, the State and War" 1916) oder Max Müller (Lebenserinnerungen: Alte Zeiten, alte Freunde 1901), oder bei Männern, die sich etwa in der Kolonialpolitik (Carl Peters), der Wissenschaft oder sonst einem Lebensgebiete den Engländern gegenübergestellt sahen. Mit solchen Sammlungen erst kann der Lehrer im Unterricht Stellung nehmen, wenn es da an einer Stelle etwa heißt: "That is so delightfully English; no Englishman would do (no foreigner could have said) that". Und da Schücking wie Voretzsch vom neuen Kurse die Vernachlässigung der sprachlichen Durchbildung befürchtet, so möchte ich sagen, daß gerade solche Proben, die der Lehrer bei einem sich ergebenden Anlasse vorlegen kann, auch für die Sprachkenntnis ungemein gewinnbringend sind. Denn indem da recht schwer zu fassende Ausdrücke wie "cant, jingoism, swank, not cricket" erscheinen und zu mannigfacher Erklärung und zu Übersetzungsversuchen Anlaß geben, bei denen sich meist zeigt, daß Bedeutung und Gefühlsgehalt eines solchen für den fremden Volkscharakter bezeichnenden Wortes nur mit weitläufigen deutschen Umschreibungen halbwegs auszuschöpfen sind, trägt jede derartige Übung auch zur sprachlichen Erkenntnis wesentlich bei. Aber selbst derartige Gelegenheitsarbeit kann noch, um mit Busch zu sprechen, das Ergebnis haben „Du siehst sie nur von außenwärts, du siehst die Weste, nicht das Herz“.

Man könnte nun sagen, es handelt sich doch gar nicht um den englischen Nationalcharakter, uns ist es *doch* nur um das „Göttliche“ zu tun, „das in den europäischen Kulturen in verschiedener Weise (!) zum Ausdruck gekommen ist“, um „die Kenntnis der

eigentlichen künstlerischen Höchstleistungen des fremden Volkes, die durchaus zu einem neuen ‚Humanismus' gehört" (Schücking 6, 10), um jene "Western civilization", die Gilbert Murray (Religio Grammatici 39) als "a unity of descent and of brotherhood" bezeichnet. Goethe und die Schlegel, Otto Ludwig und Hebbel, Freiligrath und Gildemeister haben ja gewiß, ohne auf das spezifisch Englische vorbereitet zu sein, es in Shakespeare und Milton, Goldsmith und Fielding, Wordsworth und Byron instinktmäßig erfühlt oder die Einfühlung in diese Werke ohne ein Schema des Nationalcharakters vollzogen. Aber ich habe doch gerade gegenüber den Spitzenleistungen des fremden Volkes, gegenüber dem Humanisten Cuthbert Shields, dem "fellow" vom Corpus Christi College, den W. Picht (England nach dem Kriege 49 ff.) so schön schildert, oder gegenüber Romain Rolland das Empfinden, daß da ebensogut typisch Nationales vorliegt wie beim profanum vulgus, "the man in the street", den wir bei solcher Zielsetzung ausschließen könnten: "I could pick out an Englishman anywhere . . . and yet, physically, there's no general type now", wie Michael Mont im "White Monkey" (134) sagt. Weil auch zum Verständnis der Höchstleistungen eines Volkes Kenntnis des Unterbaus notwendig ist, halte ich es für durchaus gerechtfertigt, daß sich die Schule mit dem schwierigen Problem „Nationalcharakter" gründlich beschäftigt.

Darum haben ja auch praktische Schulmänner wie Max Kuttner (Westeuropäische und deutsche Kultur, 1927) und Ernst Otto in seiner ausgezeichneten Methodik (2., 3. Aufl., 342 ff.) den fremden Nationalcharakter darzustellen versucht, und die von ihnen angeführten Charakterzüge lassen sich überraschend leicht belegen, so die Kuttnersche Formel: „Nur sich selbst sein" ist englische Art. Sofern darin die Kraft des englischen Volkes liegt, stellt sich dazu "Never to see yourself as others see you, it's a wonderful preservative" (Forsyte Saga, 504). Da wird bei Otto das Nebeneinander von verehrender Bewahrung des Alten und Fortschrittlichkeit erwähnt; näher ausgeführt ist es in: "the well-known type theoretic-radical, practical conservative covers perhaps a majority of our population, and its influence is as sound and sane in the sphere of spelling as elsewhere" (DMEU. 554). Nur kommt mir in Ottos Darstellung ein Grundpfeiler des englischen Volkscharakters nicht recht heraus: die gesunde Urkraft des Engländers, seine Abneigung gegen alles Komplizierte und gegen jegliche Spezialisierung, das Streben nach einem Gleich-

gewicht und die daraus sich ergebende stoßkräftige Zielstrebigkeit dieses Volkes. Für Galsworthy ist die Ausgeglichenheit maßgebend: "her country's civilization, its very soul, the meaning of it all — *gentleness, balance*" (The Country House 214). "Balance" hält der alte Jolyon für wesentlich an einem Menschen (Forsyte Saga 401) und in dem Essaybande "A Sheaf" (1916) hat Galsworthy die negative Seite dieser Forderung in den englischen Erziehungszielen aufgezeigt, das Vermeiden von "swank, side, swagger, bragadoccio of speech or manner", das gewohnheitsmäßige "understatement". Die Folge dieses Systems ist nach ihm, neben vielen Nachteilen, doch die Erreichung des Kräftigen, Unkomplizierten: "it conserves vitality, *by suppressing all extremes*; and it implants everywhere a kind of unassuming stoicism and respect for the rules of the great game — Life". In dem "Man of Property" (II, 10) hat er die ungeheure Solidität der "upper-middle class" ebenso glänzend dargestellt wie im "Country House" (172) in "Old Pendyce's Creed" die unkomplizierte Kraft englischer Landherren. Man beachte die Ausdrücke, mit denen der junge Jolyon die Vorfahren schildert: "thick and sturdy, sound; just and tenacious, tender and young at heart; never did a wild thing, sound" (Forsyte Saga 569). In "A Motley" steht die Schilderung eines Gentlemans, die wie eine Vorstudie zum alten Jolyon aussieht und als typisch für das 19. Jahrhundert gelten kann. Ein rechter Engländer, "that rather rare thing, a pure-blooded Englishman ... Norse and British blood were combined in him in a high state of equality ... thus, to the making of him had gone land and sea, *the Norseman and the Celt*". Eine Verbindung zweier Persönlichkeiten: "a man of action and tenacity, ... the man of speculation and impersonality", wieder in der rechten "balance", ohne "ungraceful conflict" vereinigt. Seine Naturliebe ist "very intimate, simple, and unconscious"; sein literarischer Geschmack ist nicht engherzig beschränkt; er bewundert auch Byron (vgl. Forsyte Saga, 394), an Browning liegt ihm nichts, Meredith ist ihm zu "misty", und man erinnert sich, daß tatsächlich die Amerikaner Meredith früher und mehr geschätzt haben; er hat "all a Briton's essential deep-rooted distrust of the foreigner". Und auch er ist unspezialisiert. Freilich ist seinesgleichen und seine goldene Lebensregel, "the soul of Balance", dahingegangen, meint Galsworthy, aber ich bin nicht wie Schücking geneigt, das Vergangene abzulehnen und ohne Führung auf eine goldene Zukunft loszustreben. Und Galsworthys Darstellung wird ja von

anderen Quellen bestätigt[1]). Um diese Reihe wieder mit Galsworthy abzuschließen, "The 'Codger'" hat auch dieses Derbkräftige, Urwüchsige, ohne alle Kompliziertheit und Spezialisierung, und mit seiner "tuskiness" wird er sich im Leben draußen sicher bewähren.

Darum die Ablehnung gegen jede Regelung des Lebens von oben, die Einstellung zum Staate. "We are a wonderful people; it was never our Government which made us a great nation; our Government has been ever the drag on our wheels. England was made by adventurers, not by its Government, and I believe it will only hold its place by adventurers (The Journals of Major-General C. G. Gordon at Kartoum", I 234). Und das führt auf etwas anderes, auf die Einsicht in die gesellschaftliche Gliederung. Die Rolle einer starken und im ganzen anständig herrschenden Führerschicht in der Entwicklung Englands hebt Dibelius immer wieder hervor. Der gelehrte Ethnologe W. Schmidt hält es für die sichere Fundamentierung einer großen Kultur für unerläßlich, daß eine in der Landkultur wurzelnde, aber nicht in ihr sich abschließende Führerschicht in der Entwicklung dieser Kultur die zuverlässige Führung hat. Er findet diese aristokratische Schicht ursprünglich bei den Nomadenhirten.

Auch Kleinkram aller Art kann zu größeren Zusammenfassungen führen. Schon Byron spottet über Namen mit "Grove" und "Mount Pleasant" (Don Juan XI, 20/1), B. de Selincourt (76—88) nennt diese Bezeichnungen erwachsen aus einem "instinct of escape", Galsworthy und Chesterton finden Namen wie Rowanmere oder Heatherbrae komisch, denn sie sind "suggestive of mountains and mighty lakes concealed somewhere on the premises" (Tales of the Long Bow, 17). Kommt derartiges im Unterrichte vor, so ergibt sich von selbst der Anschluß an die englischen 'slums', die Gartenstadtbewegung, die mit Port Sunlight und Bourneville auch von B. Fehr in seiner Literaturgeschichte (!) erwähnt wird, weil auch für Fehr "künstlerische Höchstleistungen" nicht im luftleeren Raume erwachsen, sondern auf einem Boden, dem er eine ebenso eingehende wie zuverlässige Darstellung widmet; und wenn der Lehrer noch auf Fragen des Städtebaus in Amerika, England, Deutschland verweist, so kommt er zwar vielleicht einer „Querschnittprofessur" bedenklich nahe, trägt aber sicher dazu bei, ein größeres zusammenhängendes

[1]) So für das Urkräftige, Gesunde in Otto Ludwigs Studien zur Romantechnik.

Gebiet herzustellen. Bei anderem wieder bleibt er durchaus in der Literatur, etwa wenn er die Darstellung und Wertung der Fuchsjagd, dieses verhältnismäßig jungen Sportes, von Crabbe (The Village) über Thackeray (Vanity Fair), Mrs. Gaskell (Lizzie Leigh and other Tales) und Hardy (Life's Little Ironies) bis auf John Masefield (Reynard the Fox) verfolgt und aus Masefields "Recent Prose" dessen Überzeugung erfährt, daß auch grundstürzende soziale Änderungen in England diesem vom ganzen Volke geschätzten Sporte nichts anhaben könnten, er eine echt englische Einrichtung ist, die auch der Behandlung in unseren Schulen wert ist.

Natürlich kommt es ganz auf den Lehrer an, was er, der Leistungshöhe der Klasse entsprechend, für angemessen erachtet; er wird sich hüten müssen, in den Unterricht Formeln hineinzuwerfen, welche die Schüler nicht zu beurteilen imstande sind, etwa Amerika als das „Land ohne Barock" zu erklären; aber er wird den "good old American crowd — Germans, Irishmen, Italians and Jews" (Our Mr. Wrenn, 169), den Sinclair Lewis im Arrowsmith (8) ähnlich charakterisiert, bei passender Gelegenheit erwähnen. Und er wird dabei als *Hilfsbuch*, wie das auch K. Ehrke (N. Spr., 35, 53) meint, auch für die Klasse Sammlungen wie die von Ehrke besprochene "Fruits and Seeds" verwenden; und wenn er sich als Lehrer um die wissenschaftliche Grundlegung des Themas auch in eigener Arbeit bemüht hat, wenn er selbst zu einer besonnenen, der notwendigen Lücken solcher Erkenntnis sich bewußten Stellungnahme sich durchgearbeitet hat, wenn er seinen Schülern das eine zu sagen weiß, daß solche Urteile über andere Völker *kein Aburteilen*, *kein Werten* sein dürfen, daß sie *Feststellung von Tatsachen* sind, die wir verstehen müssen, wenn wir den Engländer und seine Literatur verstehen wollen, dann kann das nicht eintreten, was Schücking befürchtet. Selbst wenn eine solche Zeichnung des fremden Nationalcharakters nur ganz wenige Züge des Engländers und Franzosen erfaßt, ist sie für den Schüler, für seine Stellung zu "all things English" im späteren Leben, für seinen Verkehr mit Engländern, für seine Beurteilung übernationaler Aufgaben und für Mitarbeit an solchen wertvoller, als wenn er von diesen Dingen gar nichts weiß.

Überall dringt dem Schüler, zumindesten aus Zeitungen, die außenpolitische Verbitterung entgegen, sieht er sich in den Kampf der Meinungen gestellt, die das deutsche Volk ja auch innenpolitisch furchtbar zerspalten. Man sollte meinen, es wäre

genug, wenn der Lehrer das Trennende vorsichtig und behutsam behandelt. Da kann sachliche Behandlung des Fremden das Gefühl dafür wecken, daß *Deutschland als solches* vom Fremden verschieden geartet ist, und so das Trennende im *Inneren* einigend wirken. Aber ich möchte doch darüber hinaus einige Anregungen geben, wie in der leidvollen Nachkriegszeit, wo Haß und Lüge alle Gemeinschaftsarbeit niederhalten, der Lehrer an deutschen höheren Schulen im Dienste der Verständigung wirken kann.

Freilich ist er dafür nicht vorbereitet. Wenn die Hochschule auch die Beziehungen zwischen den Völkern in ihren Kreis zieht, so bleibt sie damit durchaus in der Vergangenheit und muß zu oft feststellen, daß geistige Beziehungen entweder ziemlich einflußlos waren (Deutschland-England), oder daß starke deutsche Einflüsse (vgl. M. Murko, Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik), indem sie in dem beeinflußten Volke ein lebhaftes Nationalgefühl noch steigerten, zu einer politischen Feindschaft gegen Deutschland führten. Die Geschichte des „guten Europäertums“ (A. von Humboldt, F. von Hügel, Matthew Arnold, um einige zu nennen) wird an keiner Hochschule vorgetragen, und es müßte eine bloße Sammlung all dieser Ansätze zu einer noch viel gigantischeren „Querschnittprofessur“ führen, als Voretzsch annimmt. So bleibt der Lehrer auf eigene Sammlungen angewiesen. Sehr dankbar ist — für die ältere Zeit — die *Geschichte der Wissenschaften.* Es könnte chauvinistisch erscheinen, wenn ein Deutscher Leibniz und Newton gegenüberstellt. Wenn er aber weiß und erklärt, daß Leibniz Pascal weiterführt und daß die Doppelentdeckung der Infinitesimalrechnung ein Seitenstück in der Doppelentdeckung der analytischen Geometrie hat, darf er die Wertung im übrigen mit dem Urteile eines Franzosen vornehmen[1]).

Der Lehrer muß gefaßt sein, daß ihm seine Schüler vorhalten, was der Amerikaner Mac Garrah, Controllor des Dawesplans im Generalrat der Deutschen Reichsbank, von den deutschen Zahlungsverpflichtungen sagt: „Wenn die Deutschen willens sind, täglich 10—14 Stunden zu arbeiten, ohne sich vor irgendeiner Arbeit zu scheuen, wenn die deutsche Frau als Pferd den beladenen Arbeitskarren ziehen hilft, der deutsche Knabe nach der Anleitung des Vaters den Garten bearbeitet, dann kann der Erfolg der Ernte für die Gläubiger nicht ausbleiben.“ Er wird

---

[1]) Léon Brunschvieg, Les Étapes de la Philosophie Mathématique, p. 197/8.

darauf schwer etwas Versöhnliches erwidern können, zumal wenn er daran denkt, daß ein anderer Amerikaner, Luther Burbank, das Kind bis zum zehnten Lebensjahre in völliger Freiheit aufwachsen lassen will. Aber er wird vielleicht die Bewegung kennen, die auch in Amerika sich gegen die Kriegsschuldlüge erhebt, und anführen, daß Harry Elmer Barnes, ein amerikanischer Historiker, in der Reihung der Schuldigen am Weltkriege Österreich erst an die *vierte*, das Deutsche Reich an die *sechste* Stelle setzt. Man hat uns mit der Schandlüge von Mißverwaltung und Bedrückung der Eingeborenen die Kolonien genommen. Wenn die Schüler fragen, warum sich kein Mensch in England und Amerika über die Greuelberichte entrüstet, die André Gide aus dem französischen Kongo veröffentlicht, wie es möglich ist, daß im englischen Sierra Leone Gebiet noch Sklaverei vorkommt, muß er wissen, daß ein englisches Blaubuch über die deutschen Kolonialgreuel in der Südafrikanischen Union wenigstens offiziell zurückgezogen und widerrufen wurde, muß wisssen, daß W. H. Dawson, der Verfasser mehrerer Bücher über Deutschland, in dem Vorworte zu Dr. Heinrich Schnees "German Colonization, past and future (Allen and Unwin)" den Wert der deutschen Kolonialarbeit anerkennt und Deutschlands Anspruch auf seine Kolonien verficht. Und endlich wird er nach Oskar Kraus' schönem Buche über Albert Schweitzer (Panverlag 1926) seine Schüler zu dessen Schrift „Zwischen Wasser und Urwald" führen, das die entsagungsreiche Arbeit dieses Elsässer Deutschen schildert und die gehässige Behauptung der Feinde, wir hätten kein Recht auf Kolonien, ins rechte Licht stellt. Der Lehrer sollte wissen, wie sich bedeutende Engländer — ich gedenke darüber anderwärts zu handeln — während des Krieges und nachher zu Deutschland gestellt haben, wie wohltätig sich z. B. Jerome K. Jerome gegenüber dem deutschen Elend nach 1918 zeigte.

Es wäre erwünscht, daß bei solcher Sammelarbeit, die alles zu erfassen trachtet, was an Ansätzen, an Keimen einer besseren Gesinnung sich überall regt, auch die Hochschule dem Lehrer behilflich wäre. Zu den von Schücking empfohlenen Maßnahmen für die Hochschule möchte ich noch die Einrichtung eines Auskunftsinstituts vorschlagen, das dem im Beruf überlasteten Lehrer bei seiner auf Verständigung und Verstehenlernen gerichteten kulturkundlichen Arbeit hilft. Das würde zur Klärung und praktischen Förderung der Kulturkunde wesentlich beitragen.

Ich glaube, die gute Tradition der deutschen Lehrerschaft wird auch bei dieser Reform den Worten F. Paulsens ihre Geltung erhalten, daß es keine Seite des geschichtlichen Lebens gibt, „die mehr geeignet ist, die Seele zu hoffnungsreicher Aussicht in die Zukunft zu stimmen, als die Geschichte des Bildungswesens". Und wir Neuphilologen wollen, ohne uns durch unbegründete oder übertriebene Zweifel beirren zu lassen, die Aufgabe, auf die Beziehungen der Völker erweitert, als die unsere fassen, die ein Engländer dem Dichter stellt: "to work for union and to destroy the barriers between man and man."

Graz. Fritz Karpf.

SCHEMATISIERENDE ODER ERKENNTNIS-SCHAFFENDE DARSTELLUNG DER FRANZÖSISCHEN MODUSLEHRE?

Ein Beitrag zur monistischen Auffassung des Konjunktivs.

Humpf hat seiner vergleichenden Darstellung der Lehre vom Konjunktiv im Französischen und Englischen[1]) eine Einleitung vorausgeschickt, in der er die Ergebnisse meiner Forschung und der meiner Vorgänger in eleganter Kürze darlegt. Es ist schade, daß er, der das Wesen des Modus ganz erfaßt hat, nur mit einem *schematisierten* Programm unserer grundlegenden Prinzipien aufzuwarten weiß. Ich habe bereits in meinem ersten Konjunktivaufsatz in ZRPh. 45. Bd. vor der Aufstellung von äußerlichen Kategorien, wie sie Soltmann in seiner „Syntax der Modi" verwendet, eindringlichst gewarnt, weil es mir absurd erschien, das Wesen einer „Kraft" aus sekundären, oft imponderabilen Begleiterscheinungen herleiten zu wollen. Obgleich Humpfs Kategorien im allgemeinen von einem höheren Standpunkt aus aufgebaut sind, erweckt die Betonung derselben doch den Eindruck, als ob der Schüler zur richtigen Moduswahl ihrer bedürfe. Nicht anders vermag ich nämlich die von ihm in den Vordergrund gestellten Listen von übergeordneten Verben und Ausdrücken zu deuten. So sinken die Bezeichnungen „Konjunktiv der Begehrung" und „Konjunktiv des psychologischen Subjektes" zu inhaltlosen Schlagworten oder, wie Spitzer sagt, zu „Wortfetischen" herab. Denn was hat es für einen Sinn,

---

[1]) In dieser Zeitschrift, Bd. 35, S. 497 ff.

eine Darstellung, die sich in der künstlichen Aufstellung von zahlreichen Kategorien erschöpft und den Wert der primären, erkenntnisfördernden Methode beeinträchtigt, mit der Überschrift: I. Der Konjunktiv als Modus der Willensäußerung und II. Der Konjunktiv des psychologischen Subjektes zu verzieren? Mit der Formel hat der Schüler ohnehin den Schlüssel zu allen Türen in den Händen. Es ist daher müßig, zur Darstellung des Konjunktivgebrauches bei den zahllosen Einzelerscheinungen auf Grund sekundärer Momente Kategorien aufzustellen; denn diese beruhen doch nur auf begrenzten aposteriorischen Erfahrungen und können daher die auf *Erkenntnis* beruhende Modusformel nie ersetzen[1]). Die Sache liegt vielmehr umgekehrt: Die *Formel*, die die *allgemeine*, *notwendige* Form für den Erfahrungsstoff darstellt, vermag allein als ein apriorisches Urteil alle Einzelfälle zu erfassen.

Diese logischen Grundtatsachen scheinen den registrierenden Schulgrammatikern unbekannt zu sein, oder diese glauben, sie „aus praktischen Gründen" ignorieren zu dürfen, obzwar die von ihnen auf Grund unzureichender Erfahrung gefällten a priori-Urteile stets das Schicksal haben, in der Praxis widerlegt zu werden.

So scheint mir auch Humpfs Bemühen, den Wirkungsbereich des Konjunktivs des psychologischen Subjektes durch eine Übersicht über die *Art* der *Beurteilungsinhalte* zu begrenzen, nicht ganz einwandfrei zu sein. Es heißt da in eleganter Formulierung: 1. Der Sachverhalt des abhängigen Satzes wird *nachdrücklich bestätigt* oder sonstwie *affektisch bewertet*. 2. Der Sachverhalt des abhängigen Satzes wird auf *sein Verhältnis zur Wirklichkeit* hin beurteilt: a) als *möglich* oder *zweifelhaft* (il semble, il est possible,

---

[1]) Vgl. Wähmer, Spracherlernung und Sprachwissenschaft, S. 78: (Unter Sprachbewußtsein) „verstehen wir nicht das Bewußtsein der registrierenden Grammatik, des ‚Nachschlagebuches', sondern das der sprachschaffenden und -entwickelnden Psyche, nicht zum Beispiel dasjenige, welches ‚nach' den Verben des Wollens, des Affektes, gewissen unpersönlichen, nach denen des Denkens und Sagens und in Relativsätzen unter gewissen Bedingungen, sowie nach gewissen Konjunktionen immer, nach andern in gewissen Fällen den Konjunktiv vorschreibt, sondern dasjenige Sprachbewußtsein, dem der Konjunktiv das Zeichen für völlig klarliegende, ihrer Natur nach ein für allemal fest umschriebene Vorgänge der Erkenntnis und des Willens ist."

il arrive, il n'est pas sûr, est-il vrai, je doute u. ä.), b) als *unmöglich* oder *unwahrscheinlich* (il est impossible, invraisemblable), c) als nur *teilweise zutreffend* (il s'en faut de beaucoup, il est rare), d) der Sachverhalt wird *verneint* (ce n'est pas que, je nie). Es fragt sich, ob diese Einteilung das Wirkungsfeld des thematischen Konjunktivs erschöpft und ob die Einreihung seiner Beispiele in allen Fällen richtig ist. Beides muß ich leider verneinen. So fehlen jene Que-Sätze, deren innerliche Verknüpfung mit dem Hauptsatz keinen unmittelbaren konkreten Ausdruck findet. Es sind dies die losen thematischen Que-Sätze (est-il malade, qu'il ne vienne pas?). Wohin gehören Fälle wie: La journée entière s'écoula à ce qu'il parlât d'elle? Unter d) finden sich: Je n'ai jamais su que cet argent fût à nous; j'ignorais qu'il y eût un berger dans l'île. Hier kann von einer *negativen Be*urteilung des Nebensatzinhaltes doch nicht die Rede sein. Der Konjunktiv bezeichnet das mit seinem Tatsächlichkeitscharakter ergriffene psychologische Subjekt; wäre der Nebensatzinhalt gänzlich unbekannt, so müßte der Indikativ stehen, da die Negation die Modalität des Nebensatzes nicht betrifft. Sind übrigens alle Nebensatzinhalte deshalb als psychologische Subjekte zu betrachten, weil sie des Satzungsmomentes entbehren? Ich sage mit Kalepky nein, obgleich dieser in der Beschränkung des Anwendungsbereiches des thematischen Konjunktivs entschieden zu weit geht. So birgt der Nebensatzinhalt in il semble que ce mal soit sans remède; il se peut que de bons règlements fassent produire à meilleur compte; il arrive parfois qu'un homme de moralité inférieure agisse bien [1 a)] kein *vor*gegebenes Thema, sondern einen *effizierten* Inhalt, der aber nicht in *konkreter* Weise festgestellt wird; im ersten Fall könnte es sich um den archaischen Konjunktiv der Unsicherheit handeln; in den folgenden Fällen bezeichnet der Konjunktiv den Annahmecharakter des Nebensatzinhaltes, der hinsichtlich seiner Gültigkeit nur als möglich *geurteilt* wird[1]).

Aber auch im Falle *negativen* Urteilens braucht der Que-Satz nicht immer als psychologisches Subjekt betrachtet zu werden; er kann primärer Natur sein, hat aber deshalb den Konjunktiv,

---

[1]) *Vogel* rechnet den Konjunktiv bei den Ausdrücken il est douteux, il se peut, il semble, il s'en faut zum Konjunktiv der Annahme (Französische Grammatik von Gall-Kämmerer-Stehling, neu bearbeitet von Vogel § 109, 2).

weil er als vorstellungsmäßig erfaßtes Gedankenglied des Setzungsmomentes entbehrt. Von einem psychologischen Subjekt sollte man beim Nebensatz nur dann sprechen, wenn dieser ein deutlich vorliegendes Thema enthält, so daß zwischen Haupt und Nebensatz gleichsam ein Einschnitt besteht, der den effizierten vom affizierten Teil des Gesamtinhaltes trennt. Ich möchte diese Fälle mit dem Symbol: $\hat{\acute{H}} \| \hat{\grave{N}}$ bezeichnen. Außer den *zwei*akzentigen Satzverknüpfungen gibt es auch *ein*akzentige, bei denen der Nebensatzinhalt nicht eigentliches (affiziertes) Thema ist, sondern einen gravisbetonten, modalitätslosen Teil des effizierten Gesamtinhaltes bildet $(\overset{\frown}{\acute{H}N})$[1].

Aber auch die für den modalen Konjunktiv von Humpf aufgestellten Kategorien sind anfechtbar. Manche Ausdrücke müßten in verschiedenen Kategorien untergebracht werden: il faut que tu obéisses à tes parents (Begehrungskonjunktiv), dagegen il faut que cela soit un beau pays (thematischer Konjunktiv). La citoyenne trouve à redire que j'aille voir guillotiner (2 a) gehört nicht in das Gebiet des Willenskonjunktivs. Auf diese Weise könnten mehr oder weniger alle Gegenstände emotionaler Beurteilung als Begehrungsobjektive aufgefaßt werden, was freilich ein Musterfall verkehrter psychologischer Betrachtungsweise wäre. Auch: Il est de la plus haute importance que le général soit

---

[1]) Die Ausdrücke „ein- und zweiakzentig" sind nicht satzphonetisch, sondern vom psychodynamischen Standpunkt aus zu verstehen. Beispiele für einakzentige (ungebrochene) Satzverknüpfungen: Chugnard risquait qu'on lui enlevât Flamboche (= la perte de F.) wo ein *effiziertes* Objektiv mit *Annahmecharakter* vorliegt. Je doute qu'il ait réussi. Je ne dis pas que ces tentatives aient été sans résultat. Zweiakzentige Satzverknüpfungen: Les arts, qu'on les protège encore || je ne dis pas non; mais les artistes, ah! ça, non, par exemple! — Il cachait à sa mère || qu'il l'aimât = son amour, wo der Tatsächlichkeitscharakter miterfaßt ist. Je n'*en* reviens pas, (Komma!) qu'il ait eu cette audace. Je *le* crois sacrebleu bien, qu'il ne puisse tenir sur ses jambes. — Le patron ne comprend pas ça, lui, . . . qu'il suffise d'être joli garçon pour plaire aux femmes. Aber auch ohne affektische Hinweisung ist das emotionale Objektiv im allgemeinen als ein reines psychologisches Subjekt zu betrachten. Fälle wie je regrette que ce sera inutile (vgl. die Analyse in ZRPh.) mit gleichsam „effiziertem psychologischen Subjekt" (vgl. Caesar, bell. Gall. 2: Apud Helvetios longe nobilissimus fuit et ditissimus Orgetorix) stellen eine sprunghaft verschränkte Ausdrucksweise dar.

prévenu le plus tôt possible (2 a) braucht nicht unbedingt als Beispiel für einen voluntativen Konjunktiv angesehen zu werden[1]).

So ist dies beispielsweise für: pour moi, l'essentiel était qu'on ne me renvoyât pas (Daudet, Le petit Chose) gar nicht möglich, da Daudet seiner *Befriedigung* darüber Ausdruck gibt, daß sein Wunsch in Erfüllung gegangen ist (on ne m'a pas renvoyé! c'était pour moi l'essentiel).

Die wenigen Beispiele, die sich reichlich vermehren lassen, haben die Unzulänglichkeit der Registriermethode, selbst wenn sie von einem so einsichtsvollen Fachmann wie Humpf gehandhabt wird, unwiderlegbar bewiesen. Deshalb muß im Interesse der psychologischen Vertiefung des Unterrichtes die Forderung erhoben werden, den Schüler in jedem Fall das *lebendige Prinzip* der französischen Modusgebung erkennen zu lassen, anstatt dasselbe durch eine Betonung sekundärer Erscheinungen zu verschleiern. Gegen eine Zusammenstellung recht verschieden gearteter Einzelfälle ist gewiß nichts einzuwenden. Sie soll aber nur dazu dienen, den allgemeinen Charakter des Modus aufzufinden. Die *Ricken*sche Formel, die dem Bedürfnis nach einer vereinheitlichten Auffassung vom Wesen des Konjunktivs entsprungen ist, hat den großen Nachteil, daß sie den selbständigen Begehrungsausdruck nicht erfaßt. Die Folge davon ist, daß Ricken die Setzung des Modus auf indirektem Wege erschließen, bzw. erklären läßt: Der formale Nebensatzinhalt wird in den Urteilsausdruck gleicher Qualität verwandelt und aus der modalen oder psychodynamischen Verschiedenheit zwischen dem formalen Nebensatzinhalt und dem logischen Gesamtgedanken auf den Konjunktiv geschlossen. Ähnlich verfährt auch *Wähmer*[2]). Es ist gewiß nicht leicht, die *modale* und *amodale* Funktion des Konjunktivs in einer Formel zu erfassen, die zugleich die *Einheitlichkeit* dieses Modus zum Ausdruck bringen soll. Man darf

[1]) Bei der psychologischen Interpretation dieser Fälle handelt es sich in erster Linie, über das mit Sicherheit feststellbare nicht hinauszugehen. Wollte man alle Einzelerscheinungen nach ihren Nuancen klassifizieren, so würde eine unübersehbare Vielheit entstehen, abgesehen davon, daß es zahlreiche schillernde Fälle gibt.

[2]) In seinem Buch „Spracherlernung und Sprachwissenschaft" heißt es auf S. 78: „aus dem beliebig herausgegriffenen Satze il est naturel qu'une mère aime son enfant bringt er (der Schüler) den Modus mittels der Frage heraus: soll festgestellt werden, ‚daß eine Mutter ihr Kind liebt'?" Vgl. dazu S. 48, 49.

nicht vergessen, daß der Konjunktiv als Begehrungsausdruck ein *abgeschlossenes Denkerlebnis von scharf ausgeprägter Eigenart* kennzeichnet, das sich vom Urteil dadurch unterscheidet, daß nicht ein *Sein*, sondern ein *Sollen* „gesetzt" wird, während der Konjunktiv als Zeichen eines bloß *„ergriffenen"*, *der Setzung entbehrenden* Gedankengliedes ein Denkerlebnis charakterisiert, das die *Funktion des reinen Vorstellens* kaum überschreitet und als „Synsemantikum" nur *Gravisbetonung* hat. Obgleich das *„Gedachtsein"* des Inhaltes in beiden Fällen verschiedener Natur ist, läßt sich im Gegensatz zum Indikativ der Konjunktiv als der Modus charakterisieren, der in jenen Sätzen, bzw. Satzteilen steht, denen das dem Urteil eignende penetrative Setzungsmoment fehlt, oder, einfacher gesagt, deren Inhalt dem *Annahme-* oder *Vorstellungsbereich* angehört, ob es sich nun um einen akutbetonten (begehrungs- oder annahmeweise gesetzten) Gegenstand oder um ein gravisbetontes, seinsfrei erfaßtes Gedankenglied handelt. Diesen Gegensatz zwischen den beiden Modi hat schon Wähmer erkannt und in seiner Formel deutlich zum Ausdruck gebracht: „Der Indikativ zeigt an, daß ein Rede-(Bewußtseins-)inhalt als wahrnehmbar hingestellt werden soll, der Konjunktiv, daß von seiner Wahrnehmbarkeit abgesehen wird."

Da nun die französische Moduslehre einen Teil der Erkenntnislehre bildet, so muß der traditionelle grammatische Staub, der den meisten Darstellungen dieses syntaktischen Gebietes noch anhaftet, energisch abgeschüttelt werden, damit eine vom denkerziehlichen Standpunkt so wichtige Erscheinung, wie es die *modale* Differenzierung des effizierten (*ge*urteilten) und des bloß affizierten (ergriffenen, *be*urteilten) Denkinhaltes ist, dem Verständnis des Schülers in kristallener Reinheit vermittelt werde.

Diese grob skizzierte Tabelle soll nur die verschiedenartigen Erscheinungsformen des Hauptsatzes kennzeichnen, die beim abhängigen Que-Satz auftreten können. Bei dem im voraus nicht abzuschätzenden okkasionellen Bedeutungsgebrauch der Wörter kann eine vollständige Liste von grammatisch, bzw. psychologisch übergeordneten Begriffen von eindeutiger Modalitätskraft überhaupt nicht gegeben werden. Einige Reihen sind so angelegt, daß die Grenzen zwischen der voluntativen Bedeutung, der dignitativen und der emotionalen fließend dargestellt sind. Den Ausgangspunkt bildet das allgemeine vouloir, das je nach der Intonation verschiedene Abschattungen seines Begriffes annehmen kann. Der allmähliche Übergang von der voluntativen zur dig-

I. a) Je veux
- je tiens à ce, j'insiste pour, je veille à ce . . . (durativ)
- je demande, j'exige, j'ordonne / je prie, j'implore } (punktuell)
- je désire, je souhaite } Grad
  } betontes aktives Wollen
- — — — — — — — — — — — — — — — —
- je permets, je ne m'oppose pas à ce } Anpassung an fremdes Wollen

il faut { il est temps / il convient / l'important est / il suffit

b) Je veux bien

je suis d'avis	— — — — —
— — — — —	je comprends
je trouve bon, j'approuve	il est tout naturel
il est donc bien	de là vient
j'aime	je ne m'étonne pas
je suis content	je (le) crois bien(,)
je me réjouis	
quel bonheur	

} qu'il parte

II. Je ne veux pas
(je crains)[1]
(je suis fâché)[1]
(je regrette)

croyez-vous
est-il vrai
je doute
je ne crois pas
il s'en faut (de) beaucoup
il est rare
il est possible
il semble

} Verschiedene Formen der modalen Urteilung, bzw. Beurteilung des an und für sich bestandlosen (amodalen) Nebensatzinhaltes

Zu I a) (+) *Begehrungsgegenstand* (im weitesten Sinn). Zu b) *Beurteilungsgegenstand mit Tatsächlichkeitscharakter.* Zu II *Beurteilungsgegenstand ohne Tatsächlichkeitscharakter* oder *Vorstellungsgegenstand.*

[1]) Mit akutbetontem Annahmegegenstand.

[2]) Mit gravisbetontem tatsächlichem Objektiv.

nitativen und emotionalen Bedeutung bedingt natürlich auch eine allmähliche psychologische Gewichtsverschiebung vom akut- zum gravisbetonten Nebensatzinhalt.

Wenn wir alle Fälle auf das *gemeinsame* Moment hin untersuchen, so finden wir, daß der Gedanke „daß er abreist" *nicht in der Setzung seines* (wirklichen) *Bestandes*, sondern nur als *Gegenstand des Interesses* dargestellt wird (mag er *„sollend gesetzt"* [I a, teilweise b], *in seiner Tatsächlichkeit ergriffen* [I b] oder aber *seinslos* erfaßt werden [II]) im Gegensatz zu je vois, dis, crois (etc.) qu'il *part*, wo das Objektiv „daß er abreist" durch die Setzung seines Bestandes wahrnehmbar gemacht (*ge*urteilt) wird [1]).

Brünn, Tsch.-Sl. Moritz Regula.

DAS BILD CHAUCERS IN DER FORSCHUNG DER LETZTEN JAHRE.

D. D. Griffith, *A Bibliography of Chaucer 1908—24.* Seattle, Washington 1926. Univ. of Washington Publ. in Lang. and Lit. IV/1. pp. 148.

J. M. Manly, *Some New Light on Chaucer* N. Y. 1926 (H. Holt) pp. XII, 305. $ 3.00

Ikuzo Iijima, *Langland and Chaucer.* A Study of the Two Types of Genius in English Poetry. Boston 1925 (The Four Seas Co.) pp. 256 $ 3.00.

Aage Brusendorff, *The Chaucer Tradition.* Copenhagen and London 1925 (O. U. P. Humphrey Milford) pp. 510. 16/—

M. B. Ruud, *Thomas Chaucer.* Minneapolis 1926. Univ. of Minnesota Studies in Lang. and Lit. IX pp. 131. $ 1.50.

G. Chaucer, *The Book of Troilus and Criseyde.* Ed. from all the known MSS by R. K. Root. Princeton 1926. Princeton Univ. Press (Lond. O. U. P. Humphrey Milford) pp. LXXXX, 573. $ 6.00.

Als die Chaucer Society vor mehr als fünfzehn Jahren ihre Aufgabe als gelöst ansah und sich aufzulösen beschloß, ließ sich die neuauflebende Tätigkeit auf dem Gebiete der Chaucerforschung nicht ahnen. Ja, wer heute nach Text und Auslegung von Chaucers Werken greift (und es ist zu wünschen, daß auch die an Schulen gegebenen Überblicke nicht ausschließlich an älterer Forschung orientiert seien) wird kaum ohne die Chaucerliteratur der letzten zwei Jahrzehnte auskommen. Aber das Zurechtfinden ist nicht

---

[1]) Der Konjunktiv hält den Gedanken im Schattenreich der Vorstellungen und Annahmen gleichsam zurück, während der Indikativ, der sein Verhältnis zur Wirklichkeit fixiert, ihn über jenes hinausprojiziert. Dieses Bild scheint wohl auch dem franz. avancer qch. (befördern, vorrücken, vorbringen) zugrunde zu liegen, zu dem das retirer den entsprechenden Gegensatz bildet.

leicht; auf viele Länder verteilen sich die in mannigfache Veröffentlichungen und zahllose Zeitschriften verstreuten Beiträge. Nun hat, gewissermaßen als Fortsetzung des die Literatur bis 1908 zusammenfassenden Chaucer Manuals der Miss Hammond, D. D. Griffith eine ebenso übersichtliche wie gewissenhafte Chaucerbibliographie der Jahre 1908—24 zusammengestellt. Stichproben haben Vollständigkeit erwiesen (einzig das Wörterbuch in Brandl-Zippels engl. Sprachproben ist nicht genannt) insonderheit auch in bezug auf Zeitschriftenaufsätze, und so ist nun, wenn man für die nach 1924 liegende Literatur sich der Bibliographie der Modern Humanities Research Association bedient, eine schnelle und vollständige Orientierung möglich. Die Schwierigkeit, die dem nicht auf dem Laufenden der Forschung Stehenden daraus erwächst, daß nur der Titel, nicht auch eine wertende Beurteilung gegeben ist (dies zum Unterschied von Hammond), kann dadurch behoben werden, daß man zum Vergleich die Ausführungen der Bibliographien von J. E. Wells (zu dessen Manual of the Writings in Middle English 1926 das dritte Supplement erschien) und J. Koch (Anglia 1925) heranzieht, wird auch zum Teil schon wettgemacht durch das bei den einzelnen Titeln gegebene bibliographische Verzeichnis der Besprechungen. Griffith wertet auch dabei nicht (während Miss Paues — Mod. Hum. Res. Ass. — gelegentlich durch ein beigefügtes "important" Lichter aufsetzte), aber dies wie die Frage, ob etwa nur die wirklich wichtigen Besprechungen angegeben werden sollen, ist mehr oder weniger Ansichtssache. Der Bibliograph wird statt solch subjektiver Eingriffe lieber objektiv und vollständig registrieren. Wohl aber mag der Wunsch ausgesprochen werden, daß Verweise eingefügt werden auf Besprechungen in The Year's Work of English Studies; denn in diesen Jahresberichten werden auch Zeitschriftenartikel oft ausführlicher Rezension unterzogen. Beim Durchblättern der Griffithschen Bibliographie fällt die starke Beteiligung Amerikas auf, dem wir wie die Griffithsche so auch die Hammondsche Bibliographie verdanken, und das mit der Ausführung des von Flügel begonnenen Chaucerlexikons ein weiteres Versprechen einlösen will[1]). Diese Arbeiten beschränken sich nicht auf das Lexikalische und Statistische; auch auf dem Gebiet, das am ehesten als abgeschlossen galt — dem Biographischen — hat amerikanische Forschung neue und auch für die Deutung des Werks bedeutsame Ergebnisse gezeitigt.

Manly, seit seinen Piers Plowman Hypothesen der Forschung als umstürzender Forscher bekannt, entwickelt in dem trotz aller Details sich an alle an Chaucer Interessierten wendenden Buch Some New Light on Chaucer, wie er sagt: "merely a collection of suggestions of a more or less speculative character" — der Ton des Buches selbst redet übrigens bestimmter. Das erste Kapitel "Chaucer's Education" hält der landläufigen Meinung, daß Chaucer Page im Haushalte des Prinzen Lionel gewesen, die Tatsache seiner immerhin hohen Bildung entgegen, sowie die Worte Speghts (1598), wonach Chaucer wie Gower Mitglieder des Inner Temple waren, was Master Buckley bezeuge, der den Eintrag von Chaucers Geld-

[1]) Ist seit Abfassung obiger Zeilen (Juni 1927) erschienen: A Concordance to the complete works of G. Chaucer . . . by F. S. P. Tatlock and A. G. Kennedy pp. XIII, 1110. Carnegie Institution of Washington. War Rez. noch nicht zugänglich. [Korrekturnote.]

buße (wegen Schlagens eines Franziskanermönchs in Fleet Street) gelesen habe. Dies wurde damals schon von Thynne und später besonders von Lounsbury verworfen, weil man falsch berichtet war über Buckley, über den Temple und über Chaucers Geburtsdatum. Manly wühlte nun alle alten Dokumente nach mit dem Resultat (das auch die übrigen hier besprochenen Bücher stützen), daß die Autorität der alten Gewährsleute neuerer Skepsis gegenüber wieder in den Vordergrund tritt. Manly machte nicht nur den richtigen Buckley ausfindig, er bringt auch Belege, daß die Erziehung des Temple damals weniger als Berufsvorbildung denn als den Universitäten oft vorgezogene Allgemeinbildung galt. Er sucht dann wahrscheinlich zu machen, daß diese teure Erziehung (ca. 12000 M. pro Jahr) für Chaucers Familie wohl tragbar war, da "Vintner" mehr den Grossisten als den Wirt bezeichne. Als Zeit, während welcher Chaucer Student im Temple gewesen, ergibt sich die Spanne zwischen Oktober 1360 und Juni 1367. Diese Theorie stimmt besser zu den als feststehend bekannten Tatsachen und erklärt auch die 1385 erfolgende Ernennung des Dichters zu einem der Friedensrichter für die Grafschaft Kent, die ohne jede Berufsvorbildung schwer verständlich wäre. Daß letztere allerdings den durch das Dichtwerk Chaucers entstehenden Beziehungen zu Hof und Adel vorangestellt wird, entbehrt der Begründung, ist vermutlich sogar unrichtig, wie aus Brusendorffs Ausführungen ersichtlich. — Diese biographischen Darlegungen ergänzt das zweite Kapitel, das die Philippa Pan überzeugend absägt und, Chaucers Erklärungen im Scrope-Grosvenorprozeß wörtlich nehmend, das Jahr 1343 oder 44 (warum nicht 45?) als Geburtsjahr annimmt, was hinwiederum die Temple Hypothese stützt. Nun folgt, den Hauptteil des Buches einnehmend (Kapitel III—IX), die Besprechung der Figuren der Cant. Tales. Manly wendet sich gegen die Theorie, daß Chaucer einen Überblick über die Gesellschaft seiner Zeit geben wollte, und versucht zu zeigen, daß die Pilger wirkliche Porträts nach dem Leben sind. Beim Wirt, der mit Namen genannt (und unter diesem Namen tatsächlich in Southwark nachweisbar ist), nahm man das schon früher an; Manly zeigt nun, daß alle andern Personen ähnlich historische Urbilder haben. Den Reeve weist er im Pembrokehaushalt nach und Chaucers maliziöse Darstellung war also ein Hauptspaß für den kleinen Kreis der Eingeweihten, an die sich die Dichtung wendet; den Summoner sucht er als Richard Ravenser zu identifizieren, der in die Kontroverse der kirchlichen Kreise in York verwickelt war und dessen Darstellung den mit Chaucer verwandten de la Poles (s. u.) besonders genehm sein mußte. Auch der Pardoner of Rouncival war eine allgemein bekannte Figur: John of Gaunt war Patron dieses Hospitals (in Charing bei London) und das Thema der für dieses zu Recht oder zu Unrecht Sammelnden war ein aktuelles. Gleichfalls glaubt Manly den Man of Lawe als Thomas Pynchbek ansprechen zu können, der eine Kontroverse mit Chaucers Freund Sir William de Beauchamp hatte, wozu die vom Dichter eingeschobenen abfälligen Bemerkungen auffallend gut stimmen (auch der Name soll in der Zeile: ther koude no wight p y n c h e at his writing anklingen). Und sein Begleiter, der Franklin, dürfte Pynchbeks Nachbar John Bussy sein, der später als Ratgeber des Königs ja Zielscheibe des Spottes in Richard dem Unberatenen wurde. Weiterhin bringt genaue Nachsuche in zeitgenössischen Dokumenten den Shipman in Beziehung mit dem großen Seeräubereiprozeß des John Hawley of Dartmouth und

läßt ihn als Porträt eines seiner Leute erklären, läßt dann den Merchant unter der Klasse der Merchant Adventurers suchen, wenn auch nicht namentlich identifizieren, da Chaucer, wenn er die oberen Klassen satirisierte, die Urbilder mehr zu verschleiern pflegte. Die Prioress will Manly als Benediktinerin von St. Leonards Bromley erkennen, wo nach dem Vorbild der Elizabeth de Hainaut die in Flandern übliche, von der Pariser abweichende französische Aussprache herrschte (vgl. dazu W. Fischer in der Brandlfestschrift Palästra), die vermutlich auch Chaucers Frau eigen war (sofern sie eine Roet war; s. u.). Das Wife of Bath enthüllt sich als eine stadtbekannte Persönlichkeit aus St. Michael-without-the-Walls (= juxta Bathon), die Chaucer, der als forester des königlichen Forsts Petherton wohl zeitweilig in Newton Plecy weilte, vermutlich aus eigener Anschauung kannte. Ähnlich lassen die alchimistischen Anspielungen den Kanon als William Shuchirch, Canon of the King's chapel at Windsor festlegen, an dessen alchimistischen Experimenten Chaucer vielleicht teilnahm und wobei er Geldbeträge einbüßte (woraus sich die Klage über Bargeldmangel erklärt) usw. Stimmt das nun? Es ist zweifellos möglich, daß die eine oder andere der genannten Personen Chaucer Modell saß, und daß manche aktuelle Anspielung auf Personen und Vorgänge mit dabei ist, kann nicht geleugnet werden. Einige der von Manly in ab und zu ermüdend ausführlicher Darlegung aufgezeigten Parallelen sind geradezu verblüffend, und sie schaffen (und das scheint mir ihr Hauptwert zu sein) die Atmosphäre, die zur Deutung des Chaucerschen Werkes überaus wertvoll ist. Aber Manly übersieht bei seinem Suchen nach den Urbildern, daß auch da, wo solche einwandfrei nachgewiesen werden, die dichterische Gestaltung solches Aufzeigen nicht rechtfertigt. Zugegeben, daß manche uns entgehende Anspielung den Zeitgenossen ohne weiteres verständlich war, das Wesentliche, auch für die Zeitgenossen, war aber das unterhaltsame Werk. Wenn Manly dagegen folgert, daß dieses nur als Versteckspiel, als maskierte Anspielung auf lebende Personen und aktuelle Ereignisse geschätzt war, so ist das etwas anderes. Ein kleines Gelegenheitsstück wie das Buch der Herzogin oder das Vogelparlament mag als Schlüsselroman denkbar sein, aber ein großangelegtes Werk wie die Canterbury Geschichten kann nicht unter dem Gesichtspunkt einer Simplizissimusgalerie berühmter Zeitgenossen beurteilt werden. Es ist ein kurzer Blick, der aus der lebenswirklichen Darstellung einer Figur das Porträt einer wirklichen Figur folgert. Manly kommt künstlerischer Darstellung viel näher, wenn ihm eine genaue Identifikation nicht gelingen will und er sich begnügt, entweder, wie beim Knight, „a composite portrait" zweier Mitglieder der Scrope Familie anzunehmen, oder, wie beim Clerk, zu sagen, „the portrait began with a real person even if it ended in the ideal"[1]). Müssen solche Folgerungen abgelehnt werden (und ab und zu scheint Verf. selbst solche Bedenken zu haben) so ist dies glänzend geschriebene Buch doch eine der be-

[1]) Niemand wird es bestreiten, wenn Manly sagt: Chaucer's portraits are not artificial representations of typical figures but portraits drawn from living models — der Trugschluß liegt darin, daß sich dem Verf. unter dem Suchen nach dem Urbild das künstlerische Ziel seiner Untersuchung ab und zu verschleiert und er das Dasein der Modelle als das für die Zeitgenossen einzig interessante postuliert.

deutsamsten Chaucerarbeiten des letzten Jahres, die Forschung fördernd und ungemein anregend, auch da, wo es Widerspruch auslöst. Unbefriedigend ist dagegen das letzte Kapitel „Chaucer as artist", dem etwas Fragmentarisches anhaftet — vielleicht ist es bezeichnend, daß in bezug auf stilistische Dinge nach Ausweis der Griffithschen Bibliographie nicht Amerika sondern Deutschland die meisten Untersuchungen liefert. Manly, der eine interessante kleine Abhandlung geschrieben hat über Chaucer and the Rhetoricians (Proceedings of the Brit. Acad. June 1926), will die bewußte künstlerische Absicht betonen; er verweilt auf den hochentwickelten Kunstanschauungen der Dichtschulen zu Chaucers Zeit, die durchaus keine naive Zeit mit naiver Kunst war, und will diese Schulen gegeneinander abgrenzen — m. E. nicht zutreffend, was schon daraus hervorgeht, daß er so verschiedene Stilformen wie Piers Plowman und Perle zusammen als „alliterierende Dichtung" einerseits der alten Tradition der Versromane und anderseits der neuen Schule Machauts gegenüberstellt. Auch kann man nicht sagen, daß Gower sich einfach von dieser neuen Mode tragen ließ[1]), während Chaucer den bewußten *kritischen* Versuch gemacht habe, diese Technik Machauts in England einzuführen. Solche Behauptungen lassen sich erst auf stilistische Voruntersuchungen aufbauen, die wir leider (wie Verf. selbst zugeben muß) zurzeit noch nicht haben. Und so ist auch das, was Manly über Chaucers Bilder und klassische Anspielungen, über seine Wahl der Details, über seine Charakterdarstellung und dramatische Methode sagt, nur eine Reihe von Einzelbeobachtungen, die ohne die Basis statistischen, den allgemeinen Gebrauch festlegenden Materials zwar wegweisende, aber nicht abschließende oder wertende Bedeutung haben können[2]). Z. B. wird das, was wir heute „Realismus" nennen (vielleicht beeinflußt von der These des Buchs, das ja „realistische" Porträts nachweisen will) des öfteren als das Chaucer Auszeichnende hervorgehoben, ohne Hinblick darauf, daß wohl der Renaissance, nicht aber der mittelalterlichen Kunst das Absehen von der Wirklichkeit im Blute lag. Hier, wie gesagt, wird erst die Zukunft sichere Resultate ermöglichen.

Einen Anlauf hoffte ich zu sehen in dem Buche von Iijima. Aber der Titel trog, nur zwei Kapitel handeln von Langland und Chaucer, dann folgen solche über Spenser, Wordsworth-Shelley-Keats, und Tennyson-Browning. Verf. will in der englischen Literatur zwei durchgehende Typen aufzeigen: der eine Typus, durch Langland vertreten, lege den Nachdruck auf den Inhalt ("subject matter"), der andere, den Chaucer repräsentiert, auf die Form. Diese äußerliche Charakterisierung wird dann zu vertiefen gesucht, indem ersteres als Merkmal der altenglischen Dichtung nachgewiesen[3]), rassenmäßig begründet[4]), und aus der Milieu-

[1]) Er sucht z. B., wie Macaulay in seiner Ausgabe überzeugend dartut, französische Silbenzählung und das akzentuierende Prinzip des englischen Verses in Einklang zu bringen.

[2]) Rez. kam z. B. bei ähnlichen Studien, die er bei Gelegenheit durchzuführen hofft, zu der traditionellen Meinung über Chaucer-Gower entgegenlaufenden Ergebnissen.

[3]) p. 17: The stud yof Anglo-Saxon poetry is invariably that of subject matter.

[4]) p. 29: Seriousness: a characteristic which makes English literature different from the literature of other countries.

theorie erklärt wird[1]); der andere (Chaucer-)Typus bezeichne dagegen das Vorherrschen des neben dem germanischen im englischen Volkscharakter vorhandenen keltischen Einschlags. Das höchste werde erreicht, wo diese beiden Typen sich zur Synthese zusammenfügen, und solche mehr oder weniger vollzogene Synthese berechtige zu abschließendem Werturteil[2]). Diese Ausführungen, die, wie übrigens das ganze Buch, großenteils aus Zitaten aus Dichtung und Büchern über Dichtung sich zusammensetzen, sagen nichts Neues und sagen das Alte falsch. Die im endenden Barock hervortretende Spaltung in ästhetisch-sinnenfreudige Renaissancewelt und ethisches Puritanertum, in der sich der alte Dualismus von Diesseits-Jenseits, von Antike-Christentum erneute und die — nach Huizinga — für die moderne Zeit bezeichnende Trennung von Leben und Kunst heraufführte, ist in ihrer weltanschaulich-historischen Begründung nicht erkannt und in eine Zeit zurückverfolgt, in der sie nicht statt hat; und ist zudem verflacht, um wie in Registrierkästen die einzelnen Autoren einordnen zu können. Eine eingehende Kritik ist schlechterdings unmöglich, schon deshalb weil de omnibus rebus . . . geredet wird; es ist falsch, wenn über Chaucer gesagt wird "the materials of his poems are medieval, but his methods are entirely modern" (p. 82) und wenn bei Spenser eine Montaignesche Moralauffassung postuliert wird (p. 144), es ist sinnlos — wenigstens kann ich nichts damit anfangen — wenn es heißt: "Shakespeare is more a philosopher and a dramatist than a poet" (p. 160) und "Wordsworth was the most Elizabethan of all the English poets of the Romantic movement" (p. 160) und es ist im besten Fall amüsant, wenn das Wife of Bath als "Pioneer of the bluestocking and . . . Mrs. Pankhurst" aufgeführt wird (p. 108. Dazu ein Stil der Ausrufungszeichen (What a dream land! what Siren music! what a delicious vampire! (p. 144) die an Stelle von Ideen treten, ein ermüdendes Zitieren (. . . let me quote a few passages which are beautiful as well as interesting for students of poetry p. 184 u. ö.), ein zehnmal dasselbe Sagen und sei es die platteste Binsenwahrheit. Genug, wenn dies Buch der amerikanischen Forschung zuzuzählen ist (I am indebted directly to a few of my American professors who have opened my eyes to the beauty of old and medieval English poetry p. 8), so wird diese wohl die Bescheidenheit des Autors gutheißen (I would not like . . . to make their scholarship back my opinion, ebenda) und wir können zu dem Epilog: "my claim, if there is any, for any contribution towards the study of English poetry is a very modest one" (p. 247) nur unsere herzlichste Zustimmung ausdrücken.

Ganz anders steht es mit dem Buche von Brusendorff, das m. E. den bedeutsamsten Beitrag zur Chaucerforschung des vergangenen Jahres darstellt. Auf der bibliographischen Vorarbeit der Amerikaner aufbauend, greift Verf. in verheißungsvoller Weise ganz neue Probleme auf. Sein Ziel ist, den Weg zu erforschen, auf dem unsere Kenntnis von Chaucers Persönlichkeit und Werk überliefert

---

[1]) p. 18: Anglo-Saxon gloominess and weirdness and melancholy are mainly the effects of the climate and the nature of the country.

[2]) p. 78: English men of letters, especially poets, have been great or minor according to the degree with which they have combined these two sides of genius, as represented by Langland and Chaucer, in their literary creations. This is the reason why Blake is not so great a poet as Tennyson, Byron as Browning, Shelley as Wordsworth, Milton as Shakespeare . . . und so weiter!

wurde durch die ersten zwei Generationen des 15. Jahrhunderts[1]), und er will den Beweis erbringen, daß dies die autoritative Tradition ist, die wichtige biographische Tatsachen enthüllt und worauf der bibliographische Kanon aufgebaut werden muß. Wie bei dem besprochenen Buch von Manly sehen wir also das Zurückgehen auf die von der späteren Forschung oft skeptisch abgetanen frühen Gewährsmänner. Brusendorff handelt zunächst über die bildliche Tradition und reproduziert eine Miniatur des MS. Cambr. Corp. Chr. Coll. no. 61 (Troilus), die Chaucer vor dem Hofe Richards II. vorlesend zeigt, in jugendlichem Alter (etwa im vierzigsten Lebensjahre) und die neben dem, den alten Dichter zeigenden Hoccleve-Porträt zumindest gleiche Autorität beanspruchen darf. Dann wendet sich Verf. der mündlichen Tradition zu, zu der ja merkwürdigerweise die Zeitgenossen des Dichters (Gower, Usk, Scogan, Clanvowe, auch Hoccleve) fast gar nichts beitrugen und die hauptsächlich auf Lydgate und Shirley sich stützt, die Chaucer gar nicht persönlich gekannt haben. Darf man deren Aussagen trauen? Brusendorff bejaht das, weil diese sich zwar nicht auf Hoccleve und andere Chaucerschüler, aber auf eine noch viel sicherere Autorität, nämlich die Nachkommen Chaucers, berufen konnten. "If we find that any of the authors or scribes who tell us something about the poet were in touch with Thomas or his daugther Alice... we shall have to attach considerable importance to their statements" Ablehnen oder Gutheißen dieser These, auf der das Buch Brusendorffs zu gutem Teile erbaut ist, hängt davon ab, ob wir Thomas Chaucer als Geoffreys Sohn erweisen können. Brusendorff versucht solche Beweisführung p. 31ff., sie ist inzwischen jedoch in umfassenderer Weise in einer Studie von Prof. Ruud gegeben.

Ruud geht überaus exakt vor; in sechs Kapiteln, die ein mühsames Quellenstudium ödester Dokumente des Public Record Office verarbeiten (und leider auch in der Darstellung Spuren des Archivstaubs merken lassen), wird alles über Thomas Chaucer Auffindbare zusammengestellt. 1365 oder 70 geboren, heiratet er zwischen 1391 und 95 Maude Burghersh, und dieser Ehe entsprang 1404 eine Tochter Alice, die in dritter Ehe mit William de la Pole, Earl of Suffolk, verheiratet war. Eine angesehene Persönlichkeit, spielte er eine bedeutende Rolle als Militär, Diplomat und Parlamentarier; dreißig Jahre lang ist er chief butler of the king. Er stirbt 1434, seine Gattin drei Jahre später. Ist er nun der Sohn Geoffreys? Speght deutete es an in seiner Chauceransgabe 1578 (berichtet aber auch von ihm unerklärlichen Zweifeln Anderer). Stow erklärt 1592 (Annales of England): "He (Geoffrey Chaucer) had to wife the daughter of Paine Roet alias Gwine king of armes by whom he had issue Tho. Chaucer"; da er es nicht dokumentiert, konnte die spätere Forschung skeptisch sein, aber — es ist dieselbe Haltung einer weniger arrogant-selbstsicheren, den früheren Autoritäten sich bescheidener unterordnenden Forschung, die auch Manly und Brusendorff einnehmen — schließlich mußten die es besser wissen als wir[2]). Übrigens schien die Frage gelöst, als Ward 1674 die

---

[1]) p. 13: Tradition means the handing down of information in such a way that is laid open to the influence of the successive generations through which it passes ...

[2]) p. 76: A tradition, it seems to me, which goes back to a date within a generation of the events to which it bears witness, is entitled to credence, even though it is mingled with errors.

Autorität Gascoignes anführte, der in einen Bußsermon die Bemerkung einfügt, daß auch Chaucer auf dem Totenbette bereut habe und sein weltliches Dichten widerrufen (vgl. die Retracciouns, die Einschiebung in die Parsons Tale und den Troilusschluß); «fuit idem Chawserus pater Thome Chawserus armigeri, qui Thomas sepelitur in Nuhelme (= Ewelme) juxta Oxoniam». Dies Dokument eines jüngeren Zeitgenossen von Thomas hielt Furnivall für unglaubwürdig, weil ihm der Bericht von Chaucers Reue und Widerruf auf dem Totenbett erfunden schien. Zweifellos heißt das Chaucer zu modern machen. Aber mag auch Gascoigne dick aufgetragen haben, um die Predigtwirkung zu erzielen, die genealogische Bemerkung wird er nicht erfunden haben; was für einen Grund hätte er denn gehabt? Er kann doch nicht die Genealogie eines Mannes fälschen, der jedermann bekannt war und dessen namentliche Heranziehung gerade die Predigtwirkung erhöhen sollte: seht diese beherzigenswerte Geschichte betrifft einen uns nahe Bekannten, den Vater von Thomas Chaucer, den wir kennen, der nahebei begraben liegt, in Ewelme. Zudem, Gascoigne war nicht der erste beste und nicht ein weltfremder Mönch, sonst wäre er nicht zweimal (1334 und 1343/45) Kanzler der Universität gewesen. Ruud gruppiert nun nochmals alle Indizien, vor allem die heraldische Evidenz, daß das Roetwappen sich auf dem Grabe Thomas Chaucers und dem seiner Tochter befindet und auf dem Grabe von Thomas außerdem das Wappen des Kardinals Beaufort, des Sohnes von Katharina Roet und John of Gaunt; dies, wie die in Beaufort-Dokumenten des 15. Jahrhunderts gebrauchten termini "consanguineus" und "cousin" für Thomas Chaucer beweisen des letzteren Abstammung von Roet[1]). Neu bringt nun Verf. das Zeugnis eines Antiquary des 16. Jahrhunderts, in Woodstock Church die Wappen "Geoffrey impaling Burghersh" gesehen zu haben, was zusammengehend mit Gascoignes Behauptung und der Tatsache, daß Thomas in zwei Fällen das Siegel Geoffreys benützte, Thomas als nahen Verwandten und vermutlich als Sohn erweist. Nimmt man noch kleinere an sich nicht beweiskräftige, aber immerhin die Beweisführung stützende Indizien dazu, so scheint mir (trotz des von Hammond ausgesprochenen Zweifels Anglia Beibl. Februar 1927) der Beweis soweit erbracht, wie eben ein Indizienbeweis zu erbringen ist.

Ist dies aber der Fall, so wird Brusendorffs Darlegung zwingend. Thomas Chaucer und William de la Pole waren Patrone Lydgates, und dieser hatte außerdem Beziehungen zu der Thomas gut bekannten Pastonfamilie. Mit anderen Worten: Lydgate hatte aus erster Hand Informationen, und sein Zeugnis ist also gut fundiert. Und da der Schreiber John Shirley durch Lydgate Beziehung zu der Familie Thomas Chaucers hatte (vgl. appendix A), so ist auch er als Vermittler der mit ihm aussterbenden autoritativen Tradition anzusehen, auf die sich der Chaucerkanon stützen muß. Um diesen

---

[1]) Schon Sir Nicholas Harris Nicolas, der nochmals die Quellen durchmusterte, sagt als Ergebnis (im Aldine Chaucer 1845): although it has not been ascertained positively whom Chaucer married, the statement that his wife was Philippa, daughter and coheiress of Sir Payne Roet, of Hainault, Guienne king of Arms, and sister of Katherine, widow of Sir Hugh Swynford (who was the mistress and afterwards the wife of John of Gaunt, Duke of Lancaster) scarcely admits of a doubt.

Kanon nun aufstellen zu können, untersucht Brusendorff die Buchproduktion der damaligen Zeit. Obwohl nämlich der Dichter für den kleinen Kreis der Gönner schrieb, blühte eine rege Publikation für weitere Kreise (Verf. glaubt Shirley direkt als Inhaber einer Cirulating Library ansprechen zu können); die Manuskripte für diese beiden Kreise wurden verschieden hergestellt, indem nämlich nur die für den Patron bestimmten Geschenkexemplare vom Dichter selber durchkorrigiert wurden. Da derartige Handschriften von Chaucers Werk nicht erhalten sind, können metrische und grammatische Merkmale nicht als Prüfstein zur Handschriftengruppierung herangezogen werden; vielmehr macht sich Verf. die Emendierungsfreude der Schreiber zunutze und wählt eine charakteristische, in verschiedenen MSS. Änderungen erleidende, Zeilengruppe als Prüfstein, wonach er die MSS. der Cant. Tales neu einteilt in die All-England und Oxford Group[1]), deren erstere die bessere Tradition habe (und insonderheit deren Untergruppe Ellesmere). Eine metrische Norm zu konstruieren oder die Topographie der C. T. unter die Lupe zu nehmen, hält Verf. für verfehlt, da das Werk ja Fragment ist und eine endgültige Redaktion nicht vorliegt. Nach solchen Kriterien weitergehend, hält Brusendorff die L. o. G. W. nach einem mittelalterlichen Legendarium geformt, und das H. o. F. erachtet er (wie Manly) als Fragment, nicht aber, weil Chaucer es nicht vollendete, sondern weil die auf uns gekommenen MSS. fragmentarisch sind. Und die Minor Poems werden durch Gruppierung in drei Abteilungen (Hammond group, Tyrwhitt group, Shirley group) in neues Licht gerückt. Nicht immer sind die Ergebnisse überzeugend, Root lehnt die Troilusausführungen ab (vgl. u.), und Koch setzt sich im Literaturblatt (1927 Sp. 101ff.) mit Einzelheiten auseinander; auch Rez. hat hier und da Bedenken, aber sie betreffen Einzelheiten, die an dieser Stelle zu entwickeln nicht der Ort ist[2]). Daß neue Tatsachen und neue Ideen gegeben werden, kann aber auch eine ablehnende Kritik nicht verkennen; ja, die ausführliche und auch methodisch originelle Untersuchung über den Rosenroman, die in einer überaus kühnen Hypothese gipfelt, ist so geschickt geführt, daß sie in Ermangelung eines Gegenbeweises als möglich gelten muß: Verf. vermutet, daß diese Dichtung ursprünglich im Standard English des späten 14. Jahrhunderts verfaßt ist, erhalten jedoch nur in zu Beginn des 15. Jahrhunderts niedergeschriebener Version von Hand eines aus dem nördlichen Mittelland stammenden Schreibers, der einst diese Chaucersche oder auf Chaucer basierende Übersetzung auswendig gelernt hatte und die ersten 1800 Zeilen genau wußte, die nächsten 4000 nicht mehr so gut, so daß er schließlich abbrechen mußte und mit einer ca. 6000 Zeilen später liegenden Episode neu einsetzen (an die er sich besser erinnerte), um nach weiteren 1900 Zeilen endgültig zu versagen, noch ca. 10000 Verse vor dem Ende. — Als Endergebnis gibt dann Brusendorff (mit einigen Neudatierungen, auf die ich

---

[1]) Solche Neubenennungen sind etwas verwirrend, auch möge man bei bibliographischen Angaben sich doch der einmal üblichen Kürzungen bedienen, die Brusendorff beinahe absichtlich ignoriert: so schreibt er Monatsschrift (= GRM.), Notes (= M. L. N.), Publ. (= P. M. L. Ass.), Rev. (= M. L. R.), Biogr. (= D. N. B.), Hist. (= CHEL) usw.

[2]) Ablehnend Langhaus in Anglia LI, 329—53 vgl. aber auch Keller in Shakespeare Jahrbuch 61, S. 144.

nicht eingehe) folgenden endgültigen Kanon: von Chaucer haben wir zwei Geschichtensammlungen (Cant.Tales und L. o. G. W. alias L. of Cupid's Saints), drei Übersetzungen (Rosenroman, Boethius, Astrolabe), vier Erzählungen (Troilus, H. o. F., Death of Blanche, the Duchess, P. o. F.), fünf Complaints (sog. Mars, Venus, Anelida, Pity, To his Lady), sechs Envoys (Scogan, Bukton, Adam. sog. Lack of Stedfastness, bourse voide, Womanly Noblesse), vier Kunstballaden (sog. Fortune, Gentilesse Truth, Bal. of a Reeve), drei vermischte Gedichte (Notre Dame, The first Stock, Proverbs) — insgesamt 27 Nummern. An diesem Kanon, wie überhaupt an den Ausführungen Brusendorffs, wird die zukünftige Chaucerforschung nicht vorübergehen können. Mag sie sich stellen, wie sie will, sie wird Brusendorff Dank wissen für die geistvollen und auf Grund genauer Kenntnis der gesamten Chaucerliteratur (vgl. die formidablen Fußnoten!) gegebenen neuen Anregungen.

Da so, wie aus den besprochenen Büchern hervorgeht, nicht nur die Biographie Chaucers, sondern auch der Kanon und die Konstituierung des Textes noch durchaus nicht abgeschlossen sind, ist der erste endgültige (über die bereits veraltete Skeatsche große Ausgabe hinausgehende) Druck eines Werkes doppelt zu begrüßen: es ist das der erstmalig auf Grund aller Handschriften mit vollem Apparat herausgegebene Troilus, der ja heute, in veränderter Wertschätzung, in den Mittelpunkt des Chaucerschen Schaffens gestellt wird. Dem Herausgeber K. Root, der durch frühere Arbeiten zu der Aufgabe besonders befähigt war[1]), muß die Forschung sehr verpflichtet sein. Seine Ausgabe besteht neben Text und Anmerkungen (worauf der Wert und das Hauptverdienst der Ausgabe beruht) aus einer Einleitung, die in knapper Fassung über Fragen der Datierung, der Quellen, der Deutung usw. berichtet. Obwohl Verf. Zeugnis gibt von einfühlendem Verständnis, konform dem die letzten zehn Jahre erfüllenden Streben nach neuer Erfassung des Mittelalters (woran Amerika reichen Anteil hat, vgl. die ab 1926 erscheinende Zeitschrift Speculum, Organ der Medieval Academy) kann ich einen prinzipiellen Zweifel nicht unterdrücken: für die „Eingeweihten" ist diese Einleitung entbehrlich, für die weitere Chaucergemeinde ist sie zu summarisch und nicht ausreichend dokumentiert (R. Fischers Buch über die Kunstform des Epos und W. P. Kers bahnbrechendes „Epik and Romance" sind z. B. nicht erwähnt). Dadurch, daß Verf. sich an beide Leserkreise wendet (p. VIII), kommt unwillkürlich eine gewisse Halbheit hinein. Auch möchte man hier und da widersprechen und Aussetzungen machen: daß Benoit und Guido gleichmäßig als Quellen in Betracht kommen, hat doch schon der Gowereditor Macaulay zugunsten des ersteren widerlegt, das Verhältnis zu Boccaccio, insonderheit der angebliche Filocoloeinfluß, sind nicht voll genug entwickelt und die Lolliusbemerkung klingt dem Forscher fast hilflos, dem Uneingeweihten verwirrend[2]). Die Einfügung von Boethius' Philosophie und astrologisch-naturwissenschaftlichen Anspielungen würde ich nicht dantesk nennen, da das doch gemeinmittelalterlich ist; und die von Chaucer besonders durch den Schluß der Geschichte angeblich

---

[1]) The MSS. of Chaucer's Troilus. Chaucer Society First Series XCVIII. The Textual Tradition of Chaucer's Troilus. Chauc. Soc. First Ser. XCIX.

[2]) Dazu neuerdings M. Praz: Chaucer and the great Italian Writers of the Trecento. Monthly Criterion. July, Aug. Sept. 1827.

aufgeprägte moralisch-philosophische Deutung scheint mir vorerst noch eine offene Frage zu sein. Aber auch angesichts solcher Aussetzungen, die schon deshalb weniger ins Gewicht fallen, weil die augenblicklich überaus rege Chaucerforschung jede Darstellung zu einer vorläufigen stempelt, ist diese Einleitung ein gut lesbares und mit weisem Takte geschriebenes Resumée. Was nun den Text und die editorialen Grundsätze angeht, über die Verf. ausführlich berichtet (p. LI—XC), so sieht Root — wie er schon in seinen Abhandlungen der Chaucer Society ausführte — in der α-Gruppe (MSS., deren Text dem italienischen Vorbild am nächsten steht) die erste Fassung. Die zwei weiteren unterscheidbaren Gruppen β und γ stimmen meist überein, sie stellen also eine revidierte Fassung (nach Root von Chaucers Hand herrührend) dar. Einzelne der besten MSS. gehören zur γ-gruppe u. a. das Corp. Chr. Cambr. no. 61 (dasselbe, dem Brusendorff das jugendliche Chaucerbild entnimmt), das Root als Textbasis nimmt. Aber Root verläßt sich nicht nur auf dieses MS., und gegenüber Skeat, der zu seiner Ausgabe (1894) nur MSS. derselben Gruppe kollationierte (Cl. und Cp.), will Root noch St. Johns Coll. Cambr. L 1 ständig herangezogen wissen als MS. der β-Gruppe, da er in den Lesarten dieser Gruppe (besonders in Buch III) eine dritte Version (also die zweite und endgültige Version von Chaucers Hand) zu erkennen glaubt. Diese Verhältnisse werden von Brusendorff geleugnet; er zweifelt, ob überhaupt eine frühere Version als die vollendete publiziert wurde, und erklärt den Troilustext als originale plus revidierte Stellen enthaltend, welch letztere auf den Rand und lose Blätter geschrieben waren und von den Schreibern in den uns erhaltenen MSS. nicht immer passend eingeordnet seien. Root tut diese Theorie kurzerhand ab, und es ist sicher, daß seine Hypothese eingehender belegt ist. Trotzdem aber — ganz abgesehen von den Brusendorffschen Einzelbeanstandungen der Rootschen Darlegungen — fragt es sich, ob die β-Varianten so bedeutend sind, daß sie die Annahme einer dritten (d. h. zweiten revidierten Fassung) rechtfertigen. Root selbst gibt zu, daß die Varianten oft "merely capricious" erscheinen (p. LXXIII), und da auch die Summe dieser β-Lesarten keine wesentliche Änderung der Struktur oder des Tons herbeiführt, so ist nicht ersichtlich, daß die Gegenhypothese: das Werk eines "emendacious scribe" zu vermuten, unmöglich sein soll. Schließlich wird die Wahl dieser oder jener Lesart stets eine mehr oder weniger individuelle Angelegenheit bleiben; und der Text, der eine wesentliche Besserung gegenüber dem Skeatschen und durch den beigefügten Apparat auch gegenüber dem Mc Cormickschen der Globe Edition bedeutet, wird wohl kaum noch bedeutsame Besserungen erfahren können und darf füglich als definitive Fassung angesehen werden. Ähnliches ist von den Anmerkungen zu sagen; vielleicht könnte man sie noch vollständiger wünschen, aber (was Skeats knapper Annotierung gegenüber besonders ins Gewicht fällt), es ist der erste kompetente Troiluskommentar und nur der Fachmann kann ermessen, welch mühsame Arbeit und welch vollständige Beherrschung der verstreuten, teilweise entlegenen Forschung aus diesen 150 Seiten Anmerkungen spricht. Leider hat Root kein Glossar beigefügt, und was bisher an Chaucerglossaren vorhanden ist, reicht bei dem heutigen Stande der Semantik nicht aus. Vielleicht bewog die Aussicht auf die oben erwähnte, von Flügel begonnene Chaucer Konkordanz den Herausgeber zu dem Verzicht, oder uns wird — ähnlich wie es durch Tolkien zu Sisams "Fourteenth

Century Verse and Prose" geschah — ein Vokabular in besonderem Bändchen beschert. Roots Ausgabe aber wird auf lange Zeit hinaus *die* Troilusausgabe sein.

Die ersten greifbaren Resultate der erwähnten Neubelebung der Chaucerforschung liegen so vor, bereits heute hebt sich das Bild des Dichters deutlicher ab; zugleich aber zeigt sich, wie viel noch zu tun bleibt, um das geistige Gepräge der so verführerisch interessanten Zeit des endenden Mittelalters darzustellen. Noch ist ein Parallelwerk zu Huizinga, das sich mit der terra incognita des englischen 15. Jahrhunderts befaßte, in weiter Ferne, noch haben wir erst dürftigste Ansätze zu einer Stilistik des 14. Jahrhunderts, zu der auch noch die syntaktischen Vorarbeiten fehlen, noch ist das ganze, gleichfalls zum Bilde des 14. Jahrhunderts gehörige Gebiet der Mystik durchaus nicht systematisch durchgearbeitet (wie Rez., der sich in bisher nicht abgeschlossenen Studien mit dem Gebiet befaßte, feststellen muß). Der Jünger der Forschung wird also noch auf lange Zeit hinaus von sich sagen können — es sind Worte des verstorbenen W. P. Ker —: I have been chosen one of the captains of a band of adventurers, whose province is the ocean of stories, the Fortunate Isles of romance, kingdoms and wonders beyond the farthest part of the voyage of Argo.

Bonn. Walter F. Schirmer.

HUGO SCHUCHARDTS WISSENSCHAFTLICHE PERSÖNLICHKEIT[1]).

Das Bild von Schuchardts wissenschaftlicher Persönlichkeit festzuhalten, begegnet einer besonderen Schwierigkeit. Wir sind gewohnt, geistiges Schaffen nach den zwei Koordinaten zu bemessen: nach der Größe und Bedeutung des selbstgesteckten Zieles und nach der Kraft und Vollendung, mit der dieses Ziel erreicht wird. Wir bewundern die einen wegen der Vollständigkeit, mit der sie kleinere Aufgaben erfüllen, anderen billigen wir das Et voluisse zu. Schuchardt, dessen überragende geistige Kraft auf jeder Seite seiner Schriften fühlbar wird, war jeder Aufgabe gewachsen, hat sich aber nie eine der ganz großen Aufgaben gestellt. Es lag niemals in seiner Absicht, irgendein großes Gebäude aufzuführen. Schon deshalb nicht, weil er eine Abneigung gegen allzu straffe Systeme hatte. Im Systemisieren selbst liegt eine Fehlerquelle, sagt er scharfsichtig 1884[2]). Er arbeitete, wie er sich einmal äußerte, wie ein Dilettant, bald da bald dort einen Gegenstand aufgreifend, allerdings auch in dem wahren Sinne des Wortes Dilettant; sein unbeugsamer Unabhängigkeitssinn machte ihm jeden Zwang — auch in bezug auf Termine — unerträglich. Er arbeitete nur, was er mochte. Das kann niemand, der ein systematisches Werk im

---

[1]) Gedenkrede, gehalten am 27. Mai 1927 bei der vom Neuphilologischen Verein in Wien in der Universität veranstalteten Feier.

[2]) Slavodeutsches und Slavoitalienisches, S. 347 (S. 92). Die eingeklammerten Zahlen verweisen auf Leo Spitzers *Schuchardtbrevier*, das gewiß leichter erreichbar ist als die verstreuten Schriften im Original, und das zur Verbreitung Schuchardtscher Gedanken wohl das meiste beitragen wird.

Auge hat. Das genießende sich Einleben in den Gegenstand erzeugt die kennzeichnende Saftigkeit seiner Schriften. „Wissenschaft gründet sich nicht nur auf den Verstand, auch auf das Gefühl. Nur dann arbeiten wir mit Glück, wenn wir mit Liebe arbeiten; nur die Liebe erzeugt neue eigentümliche Gedanken", sagt er[1]) 1915, also 73jährig. Dem Gegenstand seiner Wahl widmete er stets ausgezeichnete Kraft; wo er immer zugriff, förderte er unsere Erkenntnis um ein gut Stück. Doch hat man, im ersten Augenblick, den Eindruck, als ob er überall nur Bruchstücke, eine außerordentliche Zahl — rund 750 — hochbedeutender Kleinarbeiten geliefert hätte. Bei näherem Zusehen finden wir aber die großen Zusammenhänge, die uns gestatten, von dem Gesamtwerk Schuchardts zu sprechen. Es soll hier in seinen Hauptpunkten skizziert werden.

Als echter Sprachwissenschaftler beginnt er mit der realen Sprachbetrachtung und verzeichnet in sorgfältigster Kleinarbeit den Weg der lateinischen Volkssprache von dem damals allgemein als klassisch bezeichneten Zeitabschnitt bis zur Entfaltung der einzelnen romanischen Sprachen. Aus der Betrachtung der Sprachschichten ergibt sich ihm die Bewertung der „Lautgesetze" und seine bedeutungsvolle Stellungnahme zu ihnen. Er beginnt seine Habilitationsschrift „Über einige Fälle bedingten Lautwandels im Churwälschen" 1870 (Gotha) mit den Worten: „Jede Lautveränderung ist entweder freiwillig oder abhängig" und spricht weiter: „Der einem Laut innewohnende Trieb zu einer gewissen Umwandlung betätigt sich keineswegs überall gleichzeitig ... niedere Stufen seiner Wirksamkeit können wir als Sitte, Regel, Gesetz (d. i. mit Ausnahmen) und als Neigung der Sprache bezeichnen." Er wurzelt also zunächst ganz in der damals üblichen Anschauung und Ausdrucksweise, die er später so emsig bekämpfte. Sein äußerlich größtes und geschlossenstes Werk „Der Vokalismus des Vulgärlateins"[2]) gibt uns ein überwältigendes Beweismaterial in der damals üblichen Anordnung. Bemerkenswert ist schon hier das Bestreben nach Vollständigkeit der Beispiele: „Durch zu viel kann kein methodischer Fehler begangen werden, sondern nur durch zu wenig[3]). Man muß einen weiten Stoff betrachten, dann kann man das nicht Zugehörige ausschneiden." So ist Schuchardt der eigentliche Begründer der großen Materialsammlungen geworden, die nachher zu einer quälenden Manier ausarteten. Freilich hat er selbst einen Abscheu vor dem Beispielsammeln ohne die Fähigkeit, neue Erkenntnisse daraus zu gewinnen. Nicht die Menge des Erkennbaren zu vergrößern, sondern die Art des Erkennens, das ist wissenschaftlich wertvoll[4]). Durch das Mechanisieren von Methoden ist es möglich geworden, daß viele, die zur wissenschaftlichen Arbeit tatsächlich unbefähigt sind, an ihr teilnehmen[5]). Schuchardt selbst verfügte jederzeit über eine solche Menge von Beispielen, daß ihm der weiteste Ausblick gestattet und die Anknüpfung von Beziehungen ermöglicht war, deren Notwendigkeit dem Leser nicht immer ganz einleuchtete. Das Lesen seiner Schriften ist durch ihre Überfülle erschwert.

Aus der eingehenden Beschäftigung mit dem Lautwandel erwächst nun aber die neue Anschauung, die sich scharf gegen die

---

[1]) Aus dem Herzen eines Romanisten (253).
[2]) 1864—1868. [3]) Rom. Etymologien II 1899 (S. 108).
[4]) 1892 LGRPh. XIII S. 303ff. (90).
[5]) 1885 Über die Lautgesetze (S. 75).

Junggrammatiker[1]) wendet. Heutzutage ist sie eigentlich selbstverständliches Gemeingut. Wer glaubt noch an den inzwischen fast berüchtigten Satz „Die Lautgesetze wirken blind"? Schuchardt war aber der erste, der von der „naturwissenschaftlichen" Sprachwissenschaft zurückrief zur psychologischen und auf die großen geistigen Zusammenhänge und Triebfedern hinwies. Die Etymologie an sich ist gleichgültig. Im einzelnen müssen wir das Allgemeine finden lernen. Das Lautgesetz ist psychisch bedingt; bemerkenswert ist Schuchardts Einwand, daß die lautliche Gleichheit der Wörter doch immer nur partiell sei; welche lautliche Gleichheit als Grundlage für das Lautgesetz gelten solle, werde immer erst aus dem Vorhandenen abstrahiert. Das Lautgesetzbuch ist für den Sprachforscher nicht mehr als die Logarithmentafel für den Mathematiker[2]). Die Lautgeschichte ist das Außenwerk, Bedeutung das Zentrum für die Sprachforschung.

Schuchardt hat ein gutes Teil dazu beigetragen, die Phase von der exakt naturwissenschaftlichen Sprachforschung zu überwinden, obzwar er, zur deutlicheren Erfassung der Tatsachen, gelegentlich (1891) eine Statistik über alle *a* > *e* und *u* > *ü* wünscht. Er selbst hat in späteren Jahren keinerlei derartige Untersuchungen gemacht. Mehr und mehr entfernte er sich von der üblichen Auffassung der Grammatik, bis er schließlich 1917 das alte Triptychon der Grammatik ganz aufzugeben rät. Es gibt nur eine Grammatik, und die heißt Bedeutungslehre[3]). Oder: Die Grammatik steht in einem willkürlich geschaffenen Gegensatz zum Wörterbuch, aus dem man den kleinsten aber schwerwiegendsten Teil genommen hat: *lieb*-te, -lich, -reich usw. sind ebensogut äußere Sprachform wie *du tat gleich* usw. Da die drei Typen des Sprachbaus (agglutinierend, flektierend, isolierend) ineinander übergehen, ist keine Ursache, die festsitzenden Bestandteile aus dem Wörterbuch herauszunehmen und nur die losen darin zu lassen[4]).

1912 wünscht er, die Grammatik möge durch die Chrestomathie ersetzt werden[5]). Die gram. „Form" ist dem heutigen „Wort" gleichzusetzen, das „Wort" ist Zeichen für irgendeinen Inhalt.

Auf den Inhalt kommt es an. Die Sache, die hinter dem Wort steht, muß gekannt, muß der Kenntnis zugänglich gemacht werden. Schuchardt erfaßt die Sachwortkunde im größten Maßstab. Sachen natürlich auch im Sinn von Bedeutungen. Schuchardt fordert die Erkenntnis der Gesetze, wie Bedeutungen sich ändern, vor allem aber Kenntnis der Sachen. Er gehörte zu den ersten, die die Notwendigkeit empfanden, der sprachlichen Untersuchung Bilder beizugeben[6]). Er war unter den ersten, die sich einer Etymologie zuliebe auch Sachstudien widmeten. Als er zur Beweisführung für *trouver* < *turbare* durch viele Monate fachmäßig Fischerei betrieb, lächelten die Bücher- und Manuskriptgewohnten überlegen über den Sonderling. Die meisten haben sich dann von der Notwendigkeit überzeugt, ihre etymologischen Vermutungen in dem sicheren Boden der realen Tatsachen zu verankern. 1892[7]) fordert

[1]) Über die Lautgesetze, 1885, Berlin. Das fast unerreichbare Schriftchen ist zum großen Teil im Schuchardtbrevier abgedruckt.
[2]) 1920, ZRPh. 40, 605. [3]) 1917, LGRPh. 38, 9 (127).
[4]) 1917, Sprachverwandtschaft 525.
[5]) Anthropos 7 (S. 127) Sachen und Wörter.
[6]) 1889, ZRPh. XIII, 527 (100).
[7]) LGRP. XIII 303ff. (94).

er den Sprachatlas, der geschichtlich etymologisch ausgestaltet sein und darlegen soll, daß „die Verbreitung einer Erscheinung auf einem bestimmten Gebiet entweder mehr diffus oder mehr radiär, kaum durchweg das eine oder das andere" ist. Und er spricht wohl als erster von der Bedeutung der politischen und kirchlichen Grenzen, der Land- und Wasserstraßen für die Sprachforschung. 1921 vervollkomnet er sein Ideal der sprachgeographischen Aufnahmen[1]) dahin: Sie sollen uns 1. den Laut, 2. das Wort, 3. die Sache mit ihrer Abbildung bringen, 4. aber noch die Alltagswendungen, den herrschenden Gesprächstoff, aus dem das Wort ja nur ein Ausschnitt ist. Neben dem Sprachatlas steht der Bilderatlas, hinter dem Bilderatlas das Museum, denn die Sprachwissenschaft ist ein Zweig der Völkerkunde. „Was uns not tut, ist ethnographische Vertiefung" und so regt Schuchardt[2]) 1904 die Gründung eines Romanischen Museums in Rom an. Aber schon 1897[3]) forderte er als Voraussetzung für einwandfreie Erkenntnis der romanischen Ausdrucksweisen, nach der Vollendung des ThLL., die Sammlung des gesamten Wortschatzes aller romanischen Mundarten in große Repertorien. Durch die Zusammenrückung werde sich die Lösung vieler Fragen von selbst ergeben. Um aber den richtigen Einblick zu haben, genügt es nicht zu untersuchen, woher die Wörter kommen, fügt er 1921[4]) hinzu, sondern auch wohin sie gehen. Der Bezeichnungswandel ist ein notwendiges Korrelat zur Etymologie und zum Bedeutungswandel. Aus dem Ineinanderfließen der Wortgeschichten wie der Lautstände ergibt sich ihm die Vorstellung der S p r a c h m i s c h u n g.

Er beobachtet sie in seiner Wahlheimat Österreich-Ungarn, der er seit 1876 angehörte, aber auch in allen anderen Weltteilen[5]). Sie hat ihn sein Leben lang beschäftigt. Sprachmischung und Blutkreuzung müssen nicht notwendigerweise zusammenfallen. Die Ursache der Sprachmischung ist immer sozialer, nicht physiologischer Art[6]). Mehr und mehr gewinnt er die Überzeugung, daß es keine ungemischte Sprache gäbe — so wenig als eine ganz

---

[1]) Exkurs zu Sprachursprung III (238).
[2]) ZRPh. 28, S. 324ff. (111).
[3]) Rom. Etymologien I (106). [4]) ZRPh. 41, 257 (113).
[5]) Er beobachtete Kreolisch, Asioportugiesisch, Indoportugiesisch, Negerportugiesisch, Malaioportugiesisch, Neulatein in Afrika, Asien, Amerika, Malaiospanisch, Anamnitofranzösisch, Melanesoenglisch, Englisch-kreolisch, lingua franca, Negerholländisch, Nubisch; Baskisch-hamitisch, Hispano-keltisch, Romanisch-baskisch, Iberisch-baskisch, Finnisch-baskisch, Saramakkaneger, Meroitisch, Karthwelisch, Georgisch, Magyarisch u. a.

Trotzdem, wie er selbst sagt, (1884, Slavodeutsches [300]), wissenschaftliche Begabung ein Hindernis für praktische Spracherlernung ist, sprach er zahlreiche Sprachen und schrieb u. a. magyarisch, französisch, walisisch, rumänisch, neuprovenzalisch. So nebensächlich war ihm der Sprachstoff an sich, daß er sagen konnte: Einem Sprachforscher kann es nie fehlen ... Äußerem oder innerem Drange folgend, sattelt er um, vom Ägyptischen zum Keltischen oder vom Slavischen zum Athapaskischen. Das heißt, er wechselt das Pferd, der Sattel bleibt derselbe (1915, Aus dem Herzen eines Romanisten [253]).

[6]) 1882, Zur afrikanischen Sprachmischung. Das Ausland 868 (128).

ungemischte Rasse. „Volk" ist eine Sprachgemeinschaft, die meistens zugleich eine Kulturgemeinschaft bedeutet[1]). Nicht einmal die Individualsprache ist ganz ungemischt. Sie mischt ihre Formen in sich selbst: Jede Analogieerscheinung ist Mischung[2]). Jeder Lautwandel geht von bestimmten Wörtern aus und entwickelt sich analogisch[3]). Die Ausdehnung einer Sprechweise vom ersten Sprecher auf alle anderen ergibt also fortwährende Sprachmischungen. Bis ans äußerste Ende fortgesetzt, wird Sprachmischung zu Sprachvertauschung. Schon 1868[4]) hat er die geographische Abänderung der sämtlichen romanischen Dialekte bemerkt, d. i. das unmerkliche Ineinanderübergehen der Sprechweisen, das es uns unmöglich macht, irgendwo klare Sprachgrenzen innerhalb der Romania zu finden. Er zieht dafür 1870[5]) das Bild einer weißen Fläche heran, die sich nach und nach mit allen Farben des Regenbogens bedeckt, die unmerklich vor unseren Augen ineinander überfließen.

Aus seiner ganzen Denk- und Arbeitsweise erwächst somit die Theorie vom Sprachursprung, die dem letzten Jahrzehnt seines Lebens den Hauptinhalt gab. Schuchardt bekämpft die „Stammbaum"theorie, die genealogische Methode[6]). Das Richtige erscheint ihm die genetische Methode, d. i. die Verbindung von „genealogisch" (dem vorwiegend anthropologischen Begriff) und „soziologisch" (dem vorwiegend ethnologischen Begriff). Denn das „Genetische" umfaßt nicht nur die Blutsverwandtschaft, auf die allein es in der Sprache nicht ankommt, sondern die Umwelt[7]), die soziale Gruppierung, mit einem Wort, die Wechselbeziehungen zwischen Zeitgenossen. Sprachliche Veränderung beruht mehr auf Entlehnung als auf Vererbung[8]). Daß die

---

[1]) 1884, Slavodeutsches 130 (284). [2]) Ebd. (132ff.).

[3]) 1885, Über die Lautgesetze (69). Hier wäre zu erwähnen, daß Schuchardt den Begriff der Echosprache noch nicht kannte, den er sonst jedenfalls eingeführt hätte. „Mischung" ist ein Ergebnis, das nicht auf alle Analogieerscheinungen paßt. *aim*, *amons*, *aimons* ist keine Mischung, sondern eine Übertragung, ein Verharren bei der gleichen Lautung. Bei Zeitwörtern, die gemeinsames Tun ausdrücken, wird Analogie von der Einzahl auf die Mehrzahlform springen. *Je t'aime. — M'aimes-tu? — Nous vous aimons.* Dagegen bleibt *meurs — mourons*, weil das gemeinsame Sterben doch seltener und die ganze Sachlage zur Fortpflanzung neu entstehender Formen nicht geeignet ist. Eine diesbezügliche Untersuchung der Zeitwörter wäre noch zu machen.

[4]) Der Vokalismus des Vulgärlateins III S. 33 (142).

[5]) Über die Klassifikation der romanischen Mundarten. Graz 1890 (158).

[6]) 1881, Rom.-Magyarisches ZRPh. XV 119ff. 1912, Geschichtlich verwandt oder elementar verwandt? Magyar Nyelvör 41, 3ff. 1917, Sprachverwandtschaft, 1919 Sprachursprung I, II, III; 1921 Exkurs zu Sprachursprung III; 1925 Das Baskische und die Sprachwissenschaft, S. B. AW. 202/204; 1926 Sprachverwandtschaft II, SPAW. XVII.

[7]) 1897, Zur Geographie und Statistik der karthwelischen (südkaukasischen) Sprachen (274).

[8]) 1912, Über Lautnachahmung, aus dem Ungarischen übersetzt von L. Spitzer (187).

Rasse an sich unmittelbaren Einfluß auf die Sprache ausübe, ist nicht erwiesen[1]).

Schuchardt leugnet, daß es ein Uritalienisch gegeben habe, aus dem alle italienischen Mundarten erwuchsen, oder auch nur ein urlombardisch usw. Er widerspricht durchaus der Theorie von der Monogenese (Trombetti), die Urverwandtschaft aller Sprache, annimmt und die nachweisbaren Übereinstimmungen also als Urübereinstimmung hinstellt. Schuchardt sagt: Die Frage, ob Monogenese oder Polygenese ist von vornherein falsch gestellt. Beides muß angenommen werden. Die „Ursprache" hat für ihn nur „einen Als-ob-Wert". Denn diese Ursprache kann nur einzelne Wörter umfaßt haben, denen natürlich Satzwert zukommt. Für den Protanthropos setzt Schuchardt nicht nur mit Rücksicht auf den seichten Unterkiefer eine äußerst geringe Artikulierungsfähigkeit voraus[2]), er fordert auch eine Protopsychologie für ihn und warnt davor, einfache Sprachen mit der arischen Brille zu sehen[3]): die Kräfte der Urzeit sind nicht der Art nach, wohl aber der Menge nach anders als unsere anzunehmen. Nach Schuchardt ist die geschichtliche Verwandtschaft das einflußreichere Moment als die Urverwandtschaft. Gesetzt, die Sprachen sind wirklich aus der Sprache, aus der einen und einzigen Ursprache, erwachsen, so ist doch unmittelbar nach der ersten ursprachlichen Schicht eine Vielheit durch Spaltungen anzusetzen, also Polygenese. Zugegeben, auf dem Urpunkt trifft Monogenese zu, so entwickelten sich aus der Ursprache unter allen Umständen rasch die mannigfaltigsten Sprechformen, nach dem grundlegenden Satz von Divergenz und Konvergenz: Die Individualsprache strebt naturgemäß nach eigenmächtiger Gestaltung (Divergenz). Das Bestreben nach Verständigung bewirkt Ausgleich (Konvergenz). Das gilt für die kleine Sprachgemeinschaft in sich, aber auch für die vielen Sprachgemeinschaften untereinander. Folglich ist jede Sprache aus verschiedenen Quellen zusammengeflossen, und jede spaltet sich in verschiedene Zweige.

Einige Ursatzwörter könnten monogenetisch sein, wie die Urwerkzeuge. Aber sie müssen es so wenig sein wie das Feuerschlagen oder das religiöse Bedürfnis. Mit Recht sagt Schuchardt, die Monogenese der Sprache steht und fällt mit der Monogenese des Menschen überhaupt, denn Menschwerdung und Sprachwerdung ist dasselbe.

Hier vermißt man in Schuchardts Auseinandersetzungen einen Wink, wie die „Sprachwerdung" denn eigentlich festzustellen sei. Da dem Tier die Mitteilungsfähigkeit in hohem Grade eignet, die Ursprache andrerseits so dürftig angenommen werden muß, als mit dem Begriff „Sprache" überhaupt noch vereinbar ist, liegt die Menschwerdung auf dem Punkt, auf dem der Übergang von der tierischen Mitteilung zur „menschlichen" geglückt war.

Wie dieser Übergang zu denken ist, darüber kann nur die eine Erwägung Aufschluß geben, daß wir ja die Gattungen nach dem bestimmen, was sie voneinander unterscheidet. Den homo sapiens scheidet von allen anderen Wesen das Überwiegen der Intellektbegabung über die Triebbegabung. Als an Stelle der

---

[1]) 1911, Zur gegenwärtigen Lage der baskischen Studien, Anthropos VI 942ff. (277).

[2]) Sprachursprung I (203).

[3]) Sprachursprung II (212ff.).

UNIVERSITÉ DE GENÈVE

(SUISSE)

COURS DE VACANCES DE FRANÇAIS

du 4 juillet au 28 août 1928,
en deux séries de 4 semaines chacune.

I. LANGUE ET LITTÉRATURE FRANCAISES.

Cours. 5 à 6 h. par semaine.

a) **Littérature:** Racine, Pascal Rousseau.

Le Roman en Suisse française: de Toepffer à Ramuz. — Le Roman provincial français. — Lamartine. — Le lyrisme féminin de Desbordes-Valmore à Madame de Noailles. — P. Loti, P. Bourget, A. France.

La vie spirituelle française d'après la littérature contemporaine: Alain Fournier; Duhamel, ou l'amour des autres; Estaunié, ou l'élévation par la douleur; Le mal des inquiets; L'âme humaine et la littérature contemporaine.
L'Europe vue par les Français d'après-guerre. Morand, Giraudoux, Béraud.

b) **Histoire de l'Art:** Le costume en France de la Renaissance à la Révolution. — La peinture en France au XIXe siècle.

Conférences. 6 heures par série.
Phonétique, théorique et pratique. M. G. Thudichum.
Stylistique (Méthode de M. Ch. Bally).
Lecture analytique (Méthode de M. Bernard Bouvier).

Exercices pratiques: 10 heures par semaine, par groupes homogènes.
Phonétique, diction, grammaire, gallicismes, traduction
Composition, conversation, discussions.

Enseignement spécial facultatif: *Conversation,* 3 ou 4 heures par semaine.
Phonétique et prononciation: entraînement intensif, 3 heures par semaine.

II. COURS ÉLÉMENTAIRE PRATIQUE DE FRANÇAIS

pour commençants et étudiants peu avancés.

Exercices pratiques comme ci-dessus: 10 à 15 h. par semaine.

Excursions et promenades. Chaque semaine. Environs de Genève, tour du lac, Chamonix et Mer de Glace, courses de montagnes.

Soirées familières. Soirées littéraires et dramatiques. Chœur.

La direction des Cours est confiée à M. G. THUDICHUM, privat-docent à l'Université.

Pour programme et renseignements, s'adresser au Secrétariat de l'Université, Genève, Suisse.

Mitteilung durch Triebbegabung die Mitteilung durch Intellektbegabung trat, wurde der homo alalus — dieses Mittelding zwischen Tier und Mensch — zum homo sapiens[1]). Denn offenbar ist dieser Ersatz der Triebbegabung durch die Intellektbegabung nicht nur auf dem Gebiet der Mitteilung, sondern — und vermutlich früher — auf dem Gebiet der Handtätigkeit und der ganzen Lebensführung eingetreten. So sicher diese Entwicklung unübersehbare Zeiträume in Anspruch genommen haben muß, so fragwürdig erscheint die Annahme der Monogenese. Schuchardt bemerkt zwar, daß „das Leben sich kontinuierlich, die Tätigkeit dagegen sprunghaft entwickelt“. Aber die Tätigkeit, müssen wir noch hinzufügen, macht auch wieder Rückschritte. Wie oft mag ein Ansatz zur Sprache individuell geglückt und wegen Mangel an Verständnis nicht überliefert, wieder verloren gegangen sein? Schuchardt hätte also die Theorie von der Polygenese noch reichlicher stützen können, als er getan. In der am 22. Juli 1926 ausgegebenen Schrift „Sprachverwandtschaft II“, also fast das letzte Wort, das er gesprochen, sagt er (S. 152): Wer sich den Wirrwarr der sich kreuzenden und verbindenden Linien der Sprachgeschichte nur einigermaßen vorzustellen vermag, der wird, mag er Philosoph oder Historiker sein, der genealogischen Klassifikation den Rücken kehren; das heißt, die Klassifikation ist auf dieser Grundlage unmöglich, die Genealogie existiert, läßt sich aber kaum in rohen unsicheren Umrissen wiedergeben.

Das Hauptgewicht fällt also auf die räumliche Beeinflussung, auf die geschichtliche Verwandtschaft. Von Anbeginn haben die Menschen in unendlicher Wechselwirkung gemeinsam an allen Kulturwerten geschaffen und so auch an der Sprache. Die Genealogie der Ausdrücke für Biene, die Gilliéron aufstellt, befriedigt Schuchardt mehr als jeder sprachliche „Stammbaum“. Das richtigere Bild als der „Stammbaum“ gibt „die Verzweigung“.

Auf diesem Wege kam Schuchardt zur höchsten ethischen Bewertung internationaler Beziehungen. Bei aller prachtvollen Kernigkeit deutscher Gesinnung schätzte er die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu hoch ein, um sich nicht über das rein Nationale erheben zu können. „In der friedlichen Eris haben wir die Schutzgöttin des wissenschaftlichen Fortschritts zu sehen. Daß wir alle in das gleiche Horn stoßen, ist ebenso unerwünscht als unmöglich[2])“. Als die internationalen Beziehungen von Bédier und von den Portugiesen[3]) gröblich verletzt wurden, trat er mit Wucht für das beleidigte Deutschtum, für die höhere Gesinnung ein.

Er, der Vielsprachige, verfocht nachdrücklich Reinheit der Sprache und förderte die Bestrebungen des deutschen Sprach-

---

[1]) Man könnte das praktisch so ausdrücken: Mitteilung durch Triebbegabung entwickelt das Tier in jeder Umgebung, z. B. ein Hündchen, das neugeboren vom Menschen aufgelesen in ausschließlich menschlicher Umgebung aufwächst. Der Übergang zum homo sapiens war also gemacht, als das Kind nicht mehr triebmäßig, sondern nur durch Überlieferung von seiner gleichartigen Umgebung die der Gattung eigne Mitteilungsmöglichkeit erwarb.

[2]) 1919, Exkurs zu Sprachursprung III 194 (236).

[3]) 1915. An die Portugiesen, Aus dem Herzen eines Romanisten usw. Französische Kriegsliteratur (Grazer Tagespost, 28. Febr.) u. a.

vereins. Im Verkehr mit dem Ausland schrieb Schuchardt grundsätzlich deutsch. Mit feiner Empfindung für das Nationale beurteilt er die Frage der Weltsprache. Keine der lebenden Sprachen darf es sein: Die Wahl einer lebenden Sprache würde . . . zwischen dem Volk, das sie als Muttersprache besitzt, und den anderen Völkern ein unerträgliches Mißverhältnis erzeugen und die letzteren mit völliger Entnationalisierung bedrohen[1]). Das Problem der Weltsprache hat ihn wiederholt beschäftigt, und er hat es mit allem Rüstzeug der Wissenschaft gestützt.

Sein klarer scharfer Verstand erfaßte überall das Tatsächliche. 1902 weist er[2]) Fincks Theorie zurück, daß der deutsche Sprachbau Ausdruck der deutschen Weltanschauung sei: Die Sprache braucht sich in ihrem Bau nicht zu verändern, wenn sich das Volk seelisch verändert — die eine Veränderung kann mit der anderen gar nicht gleichen Schritt halten. Es läßt sich daher für keinen Sprachbau behaupten, daß er eine gleichzeitige Seelenbeschaffenheit widerspiegle; wir müssen jeden als das sehr verwickelte Ergebnis der Wirkungen betrachten, die im Lauf unübersehbarer Zeiten von verschiedensten . . . Reizbarkeiten ausgeübt worden sind. Oder, wenn er über die Schule[3]) spricht: Sprachwissenschaft und Schule berühren sich nicht in ihrem Umkreis, sondern in ihrem Kern, der Betrachtung der aus dem Denken sich gestaltenden, in die äußere Sprache sic hkleidenden inneren Sprache." Anders ausgedrückt: Sprachwissenschaft in der Schule ist eine Darstellungsart, eine Einstellung des Lehrers zu seinem Gegenstande.

Schuchardt hielt nicht viel von Sprachfertigkeit: Die Bildung besteht nicht in der ausgeübten Sprachkenntnis, sondern in der Vertrautheit mit fremden Literaturen[4]). Andrerseits verurteilt er[5]) die überflüssige Ausbildung der Realschullehrer im Altfranzösischen, die ihnen bei der Ausübung ihres Amtes zu nichts nütze sei. So recht kennzeichnend ist der Ausspruch: „Das Gegenwärtige ist immer wichtiger für die Wissenschaft als das Vergangene. Denn ihre Aufgabe ist es, das Geschehen zu begreifen, und das wird sich am besten erreichen lassen, wenn es unserer unmittelbaren Beobachtung vorliegt.

Die Schilderung von Schuchardts Persönlichkeit wäre mangelhaft, wenn sie nicht seine ausgeprägte künstlerische Veranlagung erwähnte. Ein feinsinniger Kenner aller Literaturen, hat er sich auch mit der Untersuchung von Reim und Rhythmus (1873), Ritornell und Terzine (1874), Metapher (1871), Refrain (1892) beschäftigt. Er dichtete und schrieb anmutige Plaudereien[6]), die auf uns wirken wie freundliche Landschaften mit Hochgebirgshintergrund. Er verfügte über edle Darstellungsgabe, über wahr empfundenes Pathos. Seine eigenartigste Schöpfung ist wohl die Festgabe „Hugo Schuchardt an Adolf Mussafia" [7]), die im freundschaftlich gehobenen Briefstil beginnend, den Gefeierten bei seinen

---

[1]) 1903, Zur internationalen Fischereiausstellung in Wien, Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Augsburg I 93ff. (306ff.).

[2]) LGRPh. 23, 277ff. (296).

[3]) 1893, Der mehrzeilige Frage- und Relativsatz 195ff. (306).

[4]) 1915, Offener Brief, Wissen und Leben 8, 601ff. (320).

[5]) 1884, Slavodeutsches (300).

[6]) Romanisches und Keltisches, 1885.

[7]) In monumentalem Großfolio, Graz 1905.

altmailändischen Studien aufsucht, von da die Anknüpfung an eine tiefgründige, mit zahlreichen Bildbeigaben erläuterte Untersuchung der Ausdrücke für „Haspel" findet und mit politischen Ausblicken in dichterischem Schwung schließt. Und wie ungezwungen war sein Witz, der oft mitten aus den schwerwiegendsten Untersuchungen entgegenblitzt:

„Der als Büchlein verkleidete Foliant", schreibt er 1922 von einem dünnen, inhaltreichen Bändchen. Oder 1872: „Max Müller versichert, ein englisch redender Neger sei ein Engländer, ein Indogermane, und es ist ihm damit das schwierige Experiment gelungen, einen Mohren weiß zu waschen[1])."

Einmal hat Schuchardt eine — auf seine Art! — elementare Einführung geschrieben, die *Primitiae Linguae Vasconum*[2]), worin er, wie Voretzschs Einführung ins Altfranzösische an der Hand der Karlsreise, die Bauart des Baskischen am Text vom verlorenen Sohn erklärt.

Schuchardt hat als Romanist begonnen und die Romanistik stets besonders hochgehalten. Ihr seien die günstigsten Forschungsbedingungen beschieden[3]), ihr käme in der Etymologie die Leitung zu, dank äußerer Umstände sollte sie überall als Vorbild dienen[4]). Freilich findet er eben deshalb, daß der Wert des von den Romanisten Geleisteten verhältnismäßig geringer, die Menge der noch immer ungelösten Fragen erstaunlich sei. Doch ist er selbst der Aufgabe aus dem Wege gegangen, die er einmal als die wichtigste bezeichnet hat, allerdings nicht etwa in einem selbständigen Programmaufsatz, sondern ziemlich versteckt[5]): Die Einteilung [der Lautgeschichte] muß auf die Natur der Erscheinungen selbst gegründet sein . . . Damit ist nicht gesagt, daß wir schon jetzt weit genug sind, um ein derartiges System auszuführen. Wenn man auch für später dessen Möglichkeit leugnen will, darf man von einem inneren notwendigen Zusammenhang der in der romanischen Lautlehre gebotenen Dinge nicht reden." Als wichtigste Aufgabe der Romanistik bezeichnet er weiterhin „die wachsende Erkenntnis von der Bedeutung des Worttons (insbesondere für den Wandel der Konsonanten und innerhalb der Satzphonetik)." Diese 1892 geschriebenen und mir bis vor wenigen Tagen ganz unbekannten Sätze enthalten nicht nur wörtlich den Titel sondern andeutungsweise auch den Hauptpunkt der von mir gewagten Untersuchung: Der innere Zusammenhang in der Entwicklung der romanischen Sprachen[6]) (1911), worin ich den Akzent (= Schuchardts Wortton) als einheitlichen Träger aller sprachlichen Veränderung darzustellen versuchte. Schon in der Probevorlesung 1870[7]) sagte er: Meiner Ansicht nach liegt der Punkt,

---

[1]) Der Rumänen Herkunft, Allgemeine Zeitung 1375ff. (823).

[2]) Halle 1923.

[3]) 1892 LGRPh. 13, 303ff. (92).

[4]) 1917 ebd. 38 1ff. (256).

[5]) In der dreizehn Spalten langen Besprechung von Passy, *Etude sur les changements phonétiques* usw. und Rousselot, *Les modifications phonétiques du langage* usw. LGRPh. XIII (1892) findet sich auch eine Besprechung von Meyer-Lübkes Lautlehre und in dieser die obige Bemerkung.

[6]) Beiheft 26 zur ZRPh. (Festschrift für Meyer-Lübke).

[7]) Über die Klassifikation der romanischen Mundarten, Graz 1900, fast ganz abgedruckt im Schuchardtbrevier (160).



wo die Sprache einsetzt, . . . in der nervösen Organisation des Menschen, sagen wir kurz in seiner Stimmung. Diese Stimmung findet ihren unmittelbaren Ausdruck in dem musikalischen Rhythmus, dem einzigen, was in jeder Sprache und jeder Mundart durchaus eigentümlich ist, was sie mit keiner teilt usw. Noch bedeutungsvoller ist folgendes: Aus dem Rhythmus . . . sind die lautlichen Erscheinungen eines Dialektes hervorgegangen oder doch im Einklang mit ihm eingetreten . . ., nicht umgekehrt.

Warum hat sich Schuchardt dieser größten Aufgabe nicht unterzogen? Hier stoßen wir offenbar auf eine Grenze seiner Begabung. Er war kein Phonetiker. In eben derselben dreizehn Spalten langen Besprechung von Passys und Rousselots Schriften ist von Passy nur eine halbe Spalte lang die Rede, ohne auf Einzelheiten eingehen zu wollen, d. h. also ganz im allgemeinen. Von Rousselot ist überhaupt nichts gesagt. Beide Schriften dienen nur als Ausgangspunkt für allgemein sprachwissenschaftliche Auslassungen. Der Kern, die neue phonetische Methode, wird gar nicht erwähnt. Und doch erzählt Schuchardt eben dort von Versuchen mit künstlichem Gaumen. Was er gegen Meyer-Lübkes *y*-Theorien vorbringt[1]), beweist, daß er von den physiologischen Vorgängen kein klares Bild hatte. Er war harthörig schon in der Jugend und daher gegen seine eignen Beobachtungen mit Recht mißtrauisch[2]). In der Einleitung zu „Romanisches und Keltisches" 1885 erwähnt er die Mühen der Mutter, ihm die Aussprache von *aimable* beizubringen (offenbar sagte er [emabel]). 1913 äußert er sich scharfsinnig über Lautbeschreibung[3]), aber rein theoretisch. Ihm fehlte die experimentelle Phonetik, und da er von ungewöhnlicher geistiger Frische war, die Phonetikstudien aber doch tief ins vorige Jahrhundert zurückgehen, handelt es sich um ein inneres Hindernis, nicht um ein „Zu spät". Auch die Lautpsychologie ist ihm fremd geblieben.

Etwas Halbes zu machen, lag ihm aber gar nicht nahe. „Ich sehe angesichts der Nachwelt keinen Trost darin, daß wir das und jenes Gute, sondern nur darin, daß wir unser Bestes getan haben", sagt er 1902[4]). Er war sich klar, daß wissenschaftliche Arbeit immer nur für eine gewisse Zeit gilt: „Wir alle, die wir am Fortschritt der Wissenschaft beteiligt sind", schreibt er 1911[5]), „*annullamus* et *annullamur*, (die Ersetzung durch Besseres ist selbstverständlich) und nur in der Methode des Annullierens unterscheiden wir uns; der eine verfährt mehr direkt, der andere mehr indirekt". „Die Arbeitsleistung ist mehr wert als das Arbeitsergebnis, die Steigerung der Erkenntniskraft mehr als die Erweiterung des Erkenntnisbereichs", bekennt er 1925[6]) und schließt mit einer Anspielung auf die *trouver*-Etymologie: „das wahre Finden liegt im wahren Suchen".

Schuchardts Lebensarbeit ist nicht zu erschöpfen mit der Betrachtung seiner vollendeten Arbeiten. Unendliche Keime zu neuen Leistungen ruhen in ihnen. Wie er nie systematisch bauen wollte, gleicht sein Werk nicht einem prächtigen Bau, dem die

---

[1]) Sp. 308/309. [2]) Briefliche Mitteilung 1922.
[3]) ZRPh. 37, 204.
[4]) Etymologische Probleme und Prinzipien, ZRPh. 26, 427 (105). [5]) Brieflich.
[6]) Das Baskische und die Sprachwissenschaft, SAWW. 202/204 S. 33.

Zeitgenossen das übliche Aere perennius zusprechen. Es gleicht einem ungeheuren Acker, den er mit nicht aussetzendem Eifer urbar machte und bepflanzte. Auf einem schönen Teil hat er die Ernte selbst hereingebracht, auf dem andern ist die Saat gelegt für Früchte der Zukunft. Nicht nur das lebende Geschlecht, auch noch das nächstfolgende wird seine Kraft anzuspannen haben, um die Aufgaben auszuführen, die er vorgezeichnet hat. In diesem schöneren und einzig wahren Sinne ist er über sein persönliches Ende hinaus unsterblich. Für ihn gilt, wie für wenige, das Wort: Ihre Werke folgen ihnen nach.

Wien. Elise Richter.

À PROPOS DES «CHÂTEAUX EN BAVIÈRE».

Les critiques ont diversement loué le roman par lequel Jean Mistler débuta, cet été 1925, dans les lettres[1]). Il me souvient qu'avant sa parition Edmond Jaloux me vantait la fraîcheur et la sincérité de son récit, dont l'attrait sait ne pas s'affaiblir — ce qui n'est pas un mince éloge! André Billy en vantait le charme gracieusement romantique, etc. Tout ceci est fort juste: les «Châteaux en Bavière» sont un des agréables romans de cet été-là; mais il me paraît aussi qu'ils comptent, comme l'un des trop rares ouvrages consacrés en France, après la grande tourmente de la guerre, à l'Allemagne et à des problèmes franco-allemands. —

Je voudrais, en l'étudiant, tenter de marquer sa place dans la série des livres français sur l'Allemagne.

Série encore modeste. Je n'y veux introduire, ni les études d'un H. Lichtenberger ou d'un V. Cambon sur l'Allemagne nouvelle — ni des travaux de techniciens, qu'il s'agisse de métallurgie ou de littérature[2]) —; je ne m'attache pas non plus à une étude comme celle de Raphael sur W. Rathenau qui caractérise un effort français pour comprendre et narrer un problème ou un drame allemand, ni à un geste d'hommage comme celui que les «Cahiers du Mois» rendirent à Rilke, poète de langue allemande[3]) — je songe uniquement, ici, aux œuvres originales, de *création* littéraire et artistique, montrant l'attitude ou l'opinion d'un écrivain français contemporain sur l'Allemagne nouvelle; et je constate:

1. qu'elles sont encore peu nombreuses. Giraudoux donne, en quelque sorte, le branle avec «Siegfried et le Limousin». — Son succès, le prestige des Cahiers Verts, etc., contribuent à établir cette vérité trop simple: que l'Allemagne, le caractère allemand, la psychologie allemande, etc., reprennent place désormais dans les sujets accessibles à un écrivain français;

2. qu'elles sont l'œuvre de «jeunes» ayant connu l'Allemagne, avant et après la guerre, aptes à juger le présent dans un souvenir éclairé du passé;

3. qu'elles sont conçues sans passion — que leurs ironies ou leurs sévérités sont la conclusion d'une attentive enquête — que

---

[1]) «Châteaux en Bavière». Calmann-Lévy, 1925.

[2]) Cf. les thèses de R. Pitrou sur Th. Storm, G. Bianquis sur l'Evolution de la poésie autrichienne de Hofmannsthal à Rilke, etc., et surtout l'admirable série des études de Ch. Andler sur Nietzsche et sa pensée (chez Bossard, depuis 1920).

[3]) Cahiers du Mois — Nos 23—26: «Reconnaissance à Rilke» — E. Paul, 1926.

leurs tableaux de l'Allemagne, sans se ressentir des haines de la guerre, rejoignent des aspects traditionnellement connus: le Munich, gonflé d'orgueil esthétique et de vanité bourgeoise, le «Siegfried» est celui que la Prusse a tant raillé; le Bamberg des «Châteaux» évoque l'Allemagne de Madame de Staël . . .

«*Siegfried et le Limousin*» ouvre donc brillamment la voie. — Son auteur, Jean Giraudoux, diplomate de carrière et chef d'importants services au Quai d'Orsay, qui prit parti en son récent roman[1]) dans le duel Poincaré-Berthelot, le très fin et très distingué Giraudoux, dont chaque phrase est une délicieuse recherche, chaque mot une ingénieuse découverte, chaque image une surprenante trouvaille, n'a pas en vain confronté ses clairs souvenirs d'étudiant en vacances à Munich à ses réactions de patriote et d'ancien combattant.

Par l'affabulation de son roman — ce Français qui se réveille Allemand et observe autour de lui — il a plus qu'inventé une situation dramatique: il a choisi le cas extrême où exprimer ses idées et donner forme convaincante à ses opinions: ses boutades contre le ridicule munichois, sa fascinante création d'une atmosphère oppressant le «Siegfried» nouveau, jusqu'à son réveil, à la voix du Limousin, sont d'une saisissante portée, et d'un très artistique effet.

Et pourtant, quand on a lu St. Großmann et Th. Wehrlin[2]), et surtout Sternheim, et leurs satires amères contre Munich, Giraudoux apparaît plein de délicatesse: si son ironie porte sûrement, elle frappe moins durement.

Paul Morand, dont on sait la ressemblance avec Giraudoux, donne alors, dans son second recueil de ces étonnants portraits des villes et des atmosphères d'après guerre[3]), la «Nuit de Charlottenburg»: notations originales de la vie berlinoise, esquisse d'un personnage typique, noble, ancien officier de cavalerie, éleveur de serpents, où la fantaisie du nouvelliste se nourrit à chacque pas de véridiques observations de mœurs et de caractère.

J'attache quelque importance aux «*Dépaysements*» de Robert de Traz[4]).

L'auteur, qu' on imagine protestant Suisse, assez pesant romancier, s'est avisé, au long des routes européennes, qu'en découvrant partout des frères sous de surprenants déguisements, il retrouvait «l'homme partout différent et pourtant pareil», et cet incessant «dépaysement» du voyageur privé de ses appuis et de ses miroirs, l'amuse, l'inquiète et de nouveau le rassure. —

Il s'est ainsi dépaysé, de Vienne chaotique lors de l'inflation, à Budapest où le malheur exalte l'orgueil national, de Suède où s'explique une étrange mélancolie, jusqu'à Berlin.

«Cinq jours à Berlin»: tableau de misère, et de laideur. Notations allant de l'extérieur au fond des âmes, des discussions politiques où l'Allemand se montre, tel qu' il est, «dépourvu d'esprit critique et d'esprit politique», jusqu'aux moments mystiques où l'acte de foi suit sans transition l'effort logique. —

Plus que les jérémiades sur l'insuccès militaire ou que les phrases banales sur l'Allemagne mythomane, il faut retenir cette

---

[1]) «Bella», chez Grasset 1926.
[2]) Vgl. „Das Tagebuch" — 1920/21 — Berlin.
[3]) «Fermé la Nuit» — N. R. F. 1923.
[4]) dans les Cahiers Verts — Grasset. 1923.

constatation: «le peuple allemand est capable de grandes choses, en bien ou en mal»; — et cette conclusion, en 1923 — avant Locarno! —: un souhait de guérison, aidée, corrigeant à la fois la faute et la misère allemandes. —

Il faut retenir aussi — en dehors de ces conclusions comme telles — ce qui est l'essentiel ici: une attitude, la volonté sympathique d'observer, le désir de comprendre. —

Désormais, il nous faut attendre Henri Béraud, rentré de Russie avec un reportage plus sensationnel qu'exact, pour retrouver, dans «Ce que j'ai vu à Berlin» (1926) une pareille attitude.

Entre temps paraissent les «*Châteaux en Bavière*», qui nous ramènent à la formule plus littéraire d'une création artistique étoffée et encadrée d'impressions et de notations vécues. —

Jean Mistler est un jeune universitaire[1]). — Comme nous tous, il s'échappe de son lycée, le 15 juillet 1913, et s'en va passer 6 semaines en Allemagne, regarder de près ce pays très inconnu, et un peu effrayant. — Comme nous tous (? . . . .) il s'éprend d'une enfant de quinze ans, blonde et rêveuse, qui brode des coussins en rêvant de son cousin, et qui contemple curieusement ce jeune Français, fils d'un pays qu'on lui apprit à détester. — Mais lisez le roman: il se confond avec la vérité vraie de certain séjour à Bamberg, en ce chaud été 1913[2]). —

Prélude où l'ironie se mêle au souvenir romantique, teinté de sentimentalisme: Bamberg, un flirt orageux et vertueux. Jacques a aimé Elsa. — Après la guerre, aucun n'a oublié: Jacques retrouve Elsa. — Je vous laisse à découvrir le détail de leur passion nouvelle, et de son milieu: chapitres de notations sur le voyage de Budapest à Bamberg: des ironies, qui se souviennent de Giraudoux (cf. p. 63): le Danube «bleu encore comme dans les valses»; des tableaux, rapides, de l'aspect trouble des villes allemandes entre 1919 et 1921: un écho mélancolique de ce passé qu'il croit retrouvé, dans un cadre inchangé. — Et tout ceci se mêle agréablement, au cours du récit. —

Elsa est veuve, et nouveau style. — Après des passes savantes et puériles, après un stage dans un milieu de haute noce berlinoise, les détraqués d'après-guerre, après la classique randonnée des châteaux de Bavière, leur amour prend conscience et confiance, et triomphe.

Mais cet enivrement nourri de souvenirs ne dure pas. Il est éphémère, comme «ces châteaux en Espagne», enchanteresse illusion. Elsa l'a senti: «Jacques, ce n'est pas moi que tu aimes, tu es amoureux de ta jeunesse»; et lui-même dît: «Le bonheur

---

[1]) né en 1897 à Sorèze (Tour). Elève d'Alain au Lycée Henri IV à Paris.

[2]) Mobilisé en 1915. Mistler se retrouve en 1918 aux environs de Wiesbaden. Il entre ensuite à l'Ecole Normale à Paris, et y achève bientôt ses études. — Il a été de 1921 à 1925 professeur de français, à l'Université de Budapest; depuis, il est chargé de la Section littéraire et artistique au Quai d'Orsay.

Il a publié en 1925 les «Châteaux en Bavière», en 1926 «Madame de Staël et Maurice O Donnell», plusieurs poèmes et nouvelles dans différentes revues; en 1927: «la Vie d'Hoffmann» (N. R. F.); il prépare un recueil de nouvelles et un roman sur la Hongrie.

d'un enfant n'est pas le bonheur d'un homme». Sentant une barrière entre eux, avant qu' elle ne renonce à lui, Jacques quitte Elsa, rentre au pays.

L'intérêt de l'œuvre n'est pas tant dans ce drame que dans sa solution et son cadre.

Solution irrésolue: sans retenir le problème psychologique général et cet effort naïf et décevant du héros de revivre sa jeunesse rêveuse, notons ces aspects plus spéciaux:

1. la guerre effacera-t-elle le souvenir d'un amour puéril? Non — il vit encore après cinq ans de séparation et de conflits.
2. une passion nouvelle peut-elle s'épanouir? oui — mais,
3. Jacques épousera-t-il Elsa? Non — ni elle ni lui ne le croient. — Et ce n'est pas l'étrangère, c'est l'Allemande que Jacques sent séparée de lui. Ainsi, la guerre a pu respecter des souvenirs; mais l'union sociale des deux êtres est impossible, et Jacques se l'explique ainsi, après avoir évoqué l'occupation allemande en France: «Peut-être faut-il, pour pouvoir aimer toujours, qu'un jeune homme et une jeune fille aient ouvert leurs yeux pour la première fois sur le même paysage, que leurs nourrices les aient terrifiés ou émerveillés des mêmes légendes, que leurs mères les aient bercés des mêmes chansons (p. 200).

C'est donc l'opinion, l'attitude d'une génération, qu'a voulu fixer ce roman, et c'est là son intérêt pour nous: il est documentaire. — En dehors même de la solution comme telle, l'ouvrage vaut déjà par le fait qu'un jeune écrivain, qui vient en Allemagne, puis y revient «pour réviser ses jugements» et montre de ce pays des aspects même contradictoires, puisse, ayant ici fait preuve d' impartialité, poser et discuter librement un tel problème. —

Le *cadre* aussi fait le mérite de l'ouvrage. Nous avons déjà indiqué la diversité des aspects qu'il évoque, leurs contrastes: Bamberg, qu'il retrouvera au sujet d'Hoffmann, Bamberg qui se vêt pour lui des charmes d'une passionnette idyllique; cette Bavière à la fois sympathique et détestée souvent en France, la Bavière chauvine et criarde, et l'autre artistique et accueillante, dont les routes sont bordées de lacs et les vallées fleuries de châteaux; Vienne où l'inflation met sa marque, et Berlin, en proie aux vices grandis par la guerre, ville de nerveux détraqués, d'opiomanes, de femmes extravagantes et de cinéastes prétentieux, observé comme un cas pathologique. —

Essai de fixer des aspects de l'Allemagne nouvelle; essai de définir l'attitude de la jeune génération française devant des problèmes d'après-guerre, dans ce conflit de sentiments également valables, l'amour et le sentiment national; essai d'évoquer, dans un roman finement sentimental, mêlé d'ironies et de justes notations, dont la trame se déroule sans heurts, le vain ensorcellement de rêveries tissées et d'amours mûries au long des routes de Bavière — et qui sont, comme ses châteaux, le geste éphémère et impuissant des caprices humains — tel est le sens de cet ouvrage.

Et maintenant, évanouissez-vous, à notre regard plus attentif, désabusé des rêves de jeunesse, évanouissez-vous, châteaux en Bavière qui n'êtes que des châteaux en Espagne . . .

Agram. R. Warnier.

EINDRÜCKE VON EINER STUDIENFAHRT NACH IRLAND.

Im Sommer des Jahres 1927 verbrachte ich einen Monat in Irland. Die Eindrücke dieses Studienaufenthaltes waren so mannigfach und für mich so lehrreich, daß ich wohl hoffen darf, mit einer Veröffentlichung darüber den Kollegen einen Dienst zu erweisen.

Anfang Juli fuhr ich auf dem Hapagdampfer Cleveland von Cuxhaven über Boulogne nach Queenstown (Cobh) und von dort mit der Eisenbahn nach *Dublin*, wo ich etwa zwei Wochen verlebte.

Mit Hilfe des sehr entgegenkommenden deutschen Generalkonsulats erhielt ich wertvolle Einführungen an das irische Kultusministerium, das Auswärtige Amt und andere Behörden und Privatpersonen.

Ich benutzte diese Empfehlungen, um Schulen und Gerichtsverhandlungen zu besuchen und einer Sitzung des irischen Parlaments (Dail) beizuwohnen. Ich war mehrfach im Abbey Theatre, in dem die neueren irischen Dichter, wie Synge, Yeats usw. zu Worte kommen, besichtigte die Bildergalerien und Museen und war ein regelmäßiger Besucher der Nationalbibliothek. Auf Grund von Empfehlungen machte ich auch die persönliche Bekanntschaft von irischen Gelehrten, Geistlichen, Ärzten, Juristen, Politikern und Dichtern. Von allen wurde ich sehr freundlich aufgenommen und weiterempfohlen und erhielt eine Fülle von Belehrung und Anregungen.

Ich besichtigte auch die Stadt Dublin genauer mit ihrem schönen Hafen, ihren interessanten alten Kirchen und historischen Gebäuden, ihren Ruinen aus neuerer Zeit und ihren "slums", in deren schmutzigen Straßen entsetzliche Wohnungs- und Lebensverhältnisse herrschen. Auch einen Teil der reizvollen Umgebung lernte ich kennen.

Von Dublin aus fuhr ich nach dem Westen Irlands und verlebte einige Tage in dem kleinen Hafenorte *Clifden*. Die Fahrt quer durch das Land und die Ausflüge von dort aus gaben mir einen Einblick in die Lage der irischen Landwirtschaft. Bei einem Besuch der alten Hafenstadt *Galway* wurde ich dank einer Empfehlung durch Professoren der dortigen Universität überaus gastfreundlich aufgenommen und konnte auch einer "ceilidh", d. h. einem irischen Abend mit gälischen Gesangs- und Tanzvorführungen, beiwohnen. Dann verbrachte ich einen Tag in *Limerick* und erhielt, wiederum auf Grund einer Empfehlung, die Gelegenheit, das gewaltige Unternehmen der Siemens-Schuckert-Werke zu besichgen, die im Auftrage des irischen Staates das Wasser des Shannon-Flusses aufstauen und in elektrische Energie umwandeln wollen.

Zu meiner Erholung verweilte ich dann noch etwa eine Woche in den landschaftlich schön gelegenen Orten *Killarney* und *Glengarriff* und reiste endlich nach *Cork* und Queenstown (Cobh) zurück. Von dort fuhr ich am 6. August wieder auf dem Dampfer Cleveland über Cherbourg nach Cuxhaven zurück, wo ich am 8. August ankam.

Die *Gesamtkosten* der fünfwöchigen Reise betrugen (ohne Sonderausgaben für Bücher) 933,80 M.; davon entfielen auf Fahrtkosten 322,20 M., so daß sich als durchschnittliche Tagesausgabe ergibt: 26,70 M. bzw. 17,35 M. ohne Fahrtkosten. Doch ist dabei zu bemerken, daß ich sehr anspruchslos gelebt habe und meist in einfachen Hotels abgestiegen bin.

Die *Aufnahme in Irland* war überall sehr freundlich und entgegenkommend, sowohl von Beamten aller Rangstufen als auch von Privatpersonen, und die mir erwiesene Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft über Erwarten groß. Wesentlich trugen dazu natürlich die Einführungen und Empfehlungen bei, die ich aus Deutschland mitbrachte oder in Irland neu erhielt; aber auch ohne solche fand ich in Irland weit leichter gesellschaftlichen Anschluß als in England, zumal da Deutsche in Irland recht beliebt sind.

Eindrücke und Beobachtungen.

Aus Zeitmangel konnte ich die Provinz Ulster im Nordosten Irlands, die politisch zu England gehört und englisch-protestantischen Charakter trägt, nicht besuchen, und die folgenden Ausführungen beziehen sich daher nur auf den irischen Freistaat. Auch beschränke ich mich hierbei auf Dinge, die mir entweder als besonders beachtenswert oder als typisch irisch und von englischer Art abweichend erscheinen. Solche Züge hervorzuheben halte ich deshalb für notwendig, weil die starke äußere Anglisierung Irlands in Sprache, öffentlichen Einrichtungen, vielen Sitten und Gebräuchen den Ausländer leicht zu dem Glauben verführen kann, daß man es in Irland nur mit einer provinziellen Abart des Engländertums zu tun habe.

Mir erscheinen als unenglisch und typisch irisch besonders folgende Züge:

Das Volk zeigt schon äußerlich vielfach die Zugehörigkeit zu einer anderen Rasse: die Männer sind gedrungener, mit breiterem Gesicht, vorstehenden Backenknochen, oft mit Stülpnase; die Frauen von weicheren Körper- und Gesichtsformen. Im Westen sieht man oft den mittelländischen Rassetypus.

Grundverschieden vom englischen ist der irische Volkscharakter: die Iren sind meist viel impulsiver und mitteilsamer, freundlicher und zwangloser, aber auch weniger sauber und gründlich, weniger ausdauernd und arbeitsam als die Engländer. Unenglisch ist die keltische geistige Beweglichkeit, die Begabung für Witz und Satire, der Sinn für Humor, aber auch die innere Unausgeglichenheit, z. B. die Mischung von Romantik und nüchternem Tatsachensinn, von glühender Vaterlandsliebe und scharfer politischer Kritik, von Neigung zu rhetorischen Übertreibungen und lächelnder Selbstverspottung, sowie der schnelle Stimmungsumschwung: von ausgelassenem Übermut zu tiefer Schwermut, von Hoffnungsfreudigkeit zu Pessimismus. — Vor allem bemerkenswert scheint mir die Abneigung gegen das hohle Pathos und den frömmelnden Selbstbetrug des englisch-puritanischen “Cant”. Unenglisch ist auch die Neigung zu innerer Zwietracht und zu Ungehorsam gegen die Gesetze, da diese vielen Generationen von Iren als tyrannische Zwangsmaßnahmen erschienen, deren Umgehung und Bruch als verdienstvoll galt. — Unenglisch ist ferner auch der Fatalismus und die Passivität, mit der die große Masse des Volkes, stumpf oder verträumt, oft auch dem Trunke ergeben und arbeitsscheu, auf eine bessere Zukunft wartet und in der Trauer um versagte Wünsche schwelgt. Es mag sein, daß das erschlaffende Klima diese Eigenschaften teilweise erklärt.

Im *öffentlichen Leben* ist der *Katholizismus* ein äußerst wichtiger Faktor. Der südirische Freistaat ist in der überwiegenden Mehrheit katholisch, und die Geistlichkeit hat überall sehr großen

Einfluß, zumal da noch immer ein großer Teil des Unterrichts in ihrer Hand ist und die katholische Kirche in England stets sehr national eingestellt war.

Im *Verkehr* erschien mir auffällig das Nebeneinander von ganz modernen Verkehrsmitteln und recht primitiven Fahrzeugen. Besonders typisch ist der "jaunting car", ein zweirädriges Gefährt für 2—4 Fahrgäste, die, ebenso wie der Kutscher, seitlich zur Fahrtrichtung sitzen. Als Zug- und Tragtiere sieht man, namentlich auf dem Lande, häufig Esel.

Auch die *Sitten* sind provinzieller, einfacher, zwangloser. Die Lebenshaltung ist im allgemeinen schlechter, die Armut der unteren Volksschichten weit schlimmer als in England. Große Vermögen sind nur selten in irischen Händen.

Besonders auffällig für den Fremden wirken die zahllosen *Ruinen*, die sich überall im Lande finden: während die der Kirchen und Schlösser von altem Ruhm, Wohlstand und Glanz reden, zeugen dagegen die vielen zerstörten Gebäude, die verfallenen und verlassenen Landhäuser von erbitterten Kämpfen der Iren gegen die Engländer und untereinander und von der schweren wirtschaftlichen Depression, die über dem Lande liegt und Tausende jährlich nach Amerika treibt.

Erstaunlich ist ferner die geringe *Besiedlung* des fruchtbaren Landes im Osten und die verhältnismäßig dichte Besiedlung im steinigen Westen. Sie wird erklärlich durch die von den Engländern früher systematisch durchgeführte Verdrängung der irischen Bauern nach dem Westen, deren Rückführung und Neuansiedlung nur langsam vor sich geht und große Schwierigkeiten bietet.

Mehr als in England steht in Irland die *Politik* im Vordergrunde des Interesses. Während man auf religiösem Gebiete zur Toleranz neigt, ist man politisch recht fanatisch und sind die Kämpfe zwischen den Anhängern und Gegnern des Vertrages mit England sehr bitter, die Urteile über politische Gegner oft sehr schroff und einseitig.

Auch ist die *Parteizersplitterung* viel größer als in England (sieben Parteien!). Bemerkenswert erscheint mir dabei die Verbindung von fast fanatischem Nationalismus und Sozialismus bei einigen Parteigruppen (Fianna Fail und Sinn Fein), und die Tatsache, daß auch in den unteren Volksschichten der Appell an das Nationalgefühl starken Widerfall findet.

In der *Kunst und Volksbildung* wird neuerdings immer bewußter und stärker die keltisch-irische Eigenart im Gegensatz zur englischen betont. Die Unterrichtsverwaltung versucht mit zäher Energie, trotz aller Schwierigkeiten und Widerstände, die gälische Sprache als 'Zwangsfach in allen Schulen einzuführen und dadurch die gälische Sprache und Literatur zu neuem Leben zu erwecken. Alle Behörden geben in Aufschriften und amtlichen Kundgebungen der gälischen Sprache den Vorrang, obwohl diese zur Zeit nur von einem kleinen Teil des Volkes verstanden wird.

Aber auch in der englisch geschriebenen Literatur zeigt sich die keltische Eigenart bei Dichtern wie Yeats, Synge, Lady Gregory, Corkery und anderen.

Die *Aussprache* des Englischen im Munde der gebildeten Iren ist nicht besonders auffällig, wohl aber die des niederen Volkes ("Irish brogue"), mit ihren scharf gerollten r, Vokalveränderungen (oi statt ai, ei statt i; usw.) und dem singenden Tonfall. Dazu

kommt eine Reihe von idiomatischen Wendungen, die sich teilweise als Übertragungen aus dem Gälischen erklären. Einige der auffälligsten sind z. B.: I am after breakfast = ich habe schon gefrühstückt; it is half nine = 9½ Uhr; he does being in London = er lebt gewöhnlich in London.

Verhältnis Irlands zu England. Wenn auch die Mehrzahl der Iren den mit England 1922 geschlossenen Vertrag gutheißt, durch den Irland nach dem Muster Kanadas ein selbständiger Staat im Rahmen des britischen Weltreiches wurde, so betrachten doch auch viele Regierungsanhänger diesen Zustand nur als ein Übergangsstadium auf dem Wege zu völliger Loslösung. Gern betont man die neugewonnene Selbständigkeit, so politisch durch Entsendung eigener Gesandter nach Washington und Genf, durch eigene Flagge, Briefmarken und (demnächst) eigene Münzen; wirtschaftlich versucht man, lebensfähige Industrien durch Errichtung von Schutzzöllen zu fördern. Aber diese Versuche sind erst im Anfangsstadium.

England genießt sehr wenig Sympathie unter den keltischen Iren, doch stellen die Abkömmlinge englischer Einwanderer, meist Protestanten, die England freundlicher gesinnt sind, eine immerhin beachtliche Minderheit dar.

Verhältnis zu Deutschland. Die Stimmung der Iren gegenüber Deutschland ist sehr freundlich, namentlich im keltischen Volksteil. Waren es doch deutsche Gelehrte, die als Lehrer vieler irischer Keltisten die gälischen Studien begründeten, kämpften doch die Deutschen gleichfalls gegen die Engländer, sind es doch jetzt deutsche Kaufleute und Techniker, durch deren Unternehmungsgeist die Häfen in Queenstown und Galway sich wieder beleben und von deren Unternehmen am Shannon man Großes für die irische Industrie erhofft.

Praktische Winke.

Dieser Abschnitt soll den von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Wüllenweber herausgegebenen „Ratgeber für Reisende" (Berlin, Weidmann, 1927) ergänzen und folgt daher der dort gewählten Anordnung.

I. *Vorstudien*. Ein kurzer Auslandaufenthalt von vier bis acht Wochen hat meines Erachtens vor allem den Zweck, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen und durch eigene Beobachtungen nachzuprüfen und zu ergänzen. Er wird daher um so nutzbringender sein, je gründlicher er vorbereitet ist. Dazu gehört außer den sprachlichen Studien die Lektüre von Zeitungen und Büchern aller Art. Ich empfehle für Irland:

Irische *Geschichte*: außer *Green* und anderen Historikern *J. Pokorny*: Irland. Perthes, Gotha 1916.

Zeitfragen: O'Hegarty: The Victory of Sinn Fein. Talbot Press, Dublin 1924. — *P. M. Henry*: The Evolution of Sinn Fein. Talbot Press, Dublin 1920.

Volkstum: *Robert Lynd*: Home Life in Ireland. Mills & Boon, London 1909.

G. A. Birmingham: Irishmen All. Foulis, London 1913.

Ders.: The Lighter Side of Irish Life. Foulis, London 1922.

Man lese und sammle systematisch Zeitungsartikel und Aufsätze über Irland in Zeitungen, z. B. Manchester Guardian Weekly, Observer usw.

Literatur: *E. A. Boyd*: Ireland's Literary Renaissance. Maunsel & Co., Dublin 1916. Außer Schriftstellern wie Thomas Moore, Wilde, Shaw kann man in den deutschen Bibliotheken finden die Werke von Yeats, Synge, Lady Gregory. In Irland empfiehlt sich dann besonders die Lektüre von irischen Schriftstellern wie: Standish O'Grady, Seumas O'Kelly, Shehan O'Casey, James Stephens, Padraic Colum, Daniel Corkery usw. Gute Anthologie: Lennox Robinson, A Golden Treasury of Irish Verse. Macmillan, London 1925.

II. Den *Paß* erhält man durch die örtliche Polizeibehörde, das *Visum* durch das Britische Konsulat (15,75 M.). Es empfiehlt sich, eine Bescheinigung einer vorgesetzten Behörde beizulegen, daß der Aufenthalt zu Studienzwecken erfolgt und nur für eine begrenzte Zeit geplant ist (zwei Monate). *Empfehlungsschreiben* sind in Irland zwar nicht so nötig wie in England, aber doch äußerst erwünscht.

III/IV. Für *Geld* und *Ausrüstung* gelten dieselben Regeln wie für England. Da in Irland das gesellschaftliche Leben zwangloser und einfacher ist, so genügt ein Smoking (dinner jacket).

V. *Reiseweg*. Der schnellste Weg ist mittels *Flugzeug* (Berlin-Tempelhof nach Croydon) oder *Eisenbahn* (über Vlissingen oder Hoek van Holland nach London und von dort über Holyhead-Kingstown nach Dublin (London and North Western Railway), oder über Fishguard-Rosslare Harbour nach Cork (Great Western Railway). Langsamer, aber angenehmer ist der Weg zu *Schiff* (Hamburg [Hapag] oder Bremen [Lloyd, United States Lines]) nach Queenstown (Cobh). Fahrtdauer etwa 58 Stunden, Preis $25\frac{1}{2}$ $ (£ 4.10). Ankunft im Hafenort wird einen Tag vor Abfahrt des Dampfers gefordert. Eisenbahnfahrt (3. Kl.) von Cork nach Dublin £ 1. 7. 6.

VI. *Reiseziel*. Man sollte Dublin mit Umgebung, Cork und, wenn möglich, Belfast besuchen, aber auch nicht unterlassen, den Westen Irlands zu besichtigen, wo Städte wie Galway, Limerick aus historischen und Orte wie Killarney, Glengarriff u. a. m. aus landschaftlichen Gründen einen Besuch lohnen.

VII. Die geeignetste *Reisezeit* ist Mai/Juni oder September/Oktober, da die Schulen im Juli und August geschlossen sind.

VIII. *Preise*. (Vgl. Reisekosten S. 50). Man wird als Tagesausgabe (ohne Fahrt) etwa 20 M. rechnen müssen. Der Aufenthalt in Irland ist eher teurer als in England, d. h. es wird für gleichen Preis weniger geboten. Die Hotels sind oft primitiv und unordentlich. Durchschnittspreise: Z. u. Fr. 6—8 s., Lunch 2 s. 6 d., Dinner 3 s. 6 d., volle Verpflegung von 9 s. ab in einfachen Häusern, 13—17 s. in guten Hotels (wie man sie aus Prestigegründen eigentlich besuchen müßte). *Fahrtkosten* sehr hoch: 1 km Eisenbahnfahrt III. Kl. durchschnittlich 9—10 Pf. (in England 7 Pf.!). Verbilligungen lassen sich erzielen durch Benutzung von Excursion- und Return Tickets, sowie eines 500 Mile Coupons auf den Linien der Great Southern Railway. Dabei erhält man 290 3 d Coupons (III. Kl.) für £ 2. 17. 6. (statt £ 3. 12. 6.), also 20 % Ermäßigung, so daß dabei 1 km etwa 7 Pf. kostet.

IX. *Auswertung des Aufenthalts*. Der deutsche Generalkonsul in Dublin, Herr Dr. v. Dehn-Schmidt, 58 Northumberland Road, gibt bereitwilligst Auskunft jeder Art und vermittelt Einführungen an Behörden, Gelehrte, Literaten usw. *Amtliche Druckschriften* käuflich bei Eason & Son, 40 Lower O'Connell Street.

Die *Irish Tourist Association*, 14 O'Connell Street, gibt unentgeltlich eine Liste der Hotels mit Preisangabe, sowie illustrierte Prospekte von irischen Orten und Landschaften ab.

Eine ständige *Ausstellung irischer Produkte* befindet sich 3 Stephens Green.

Buchhändler: Hodges, Figgis & Co., 20 Nassau Str., Fred Hanna, 29 Nassau Str. (Schulbücher). Antiquariate an den Uferstraßen des Liffey.

Theater: Abbey Theatre, neuere irische Literatur.

Parlament (Dail), Leinster House, Zulassung durch Empfehlung des Konsulats.

Gerichtsverhandlungen (z. Zt. im Castle und Green Str.) öffentlich; bei besonders interessanten Fällen Empfehlung durch Konsulat oder irische Bekannte.

Schulbesuche vermittelt Kultusministerium, 1 Hume Str. (auf Empfehlung des deutschen Generalkonsulats).

Nationalbibliothek. Empfehlung an den Leiter Dr. Best, der sehr entgegenkommend ist.

Museen: *National Museum*, Kildare Str. (prähistorische Sammlung, Goldschätze, frühchristliche Kunst), *National Gallery*, Trinity College Library (alte Manuskripte).

Der *Ferienkurs* des University College in Dublin soll sehr gut sein. In diesem Jahre etwa 70 deutsche Teilnehmer. Übungen und Vorlesungen über irische Literatur, Schulwesen usw. Führungen.

Gesellschaft. Man kann sich verhältnismäßig leicht Zugang zu irischen Gelehrten, Schriftstellern und Politikern verschaffen. Auch Besuche von *öffentlichen Versammlungen* aller Art sind im sprachlichen und kulturellen Interesse anzuraten. Die wirtschaftlichen Probleme, z. B. die Landfrage, kann man erst durch *Reisen* durch das Land verstehen. Man verschaffe sich Empfehlungen nach Galway und Limerick zur Besichtigung des Shannon-Unternehmens der Siemens-Schuckert-Werke.

X. Für das *Verhalten* in Irland gelten dieselben Regeln wie in England. Einige Kenntnisse von irischer Geschichte und Literatur sind ebenso unerläßlich wie Verständnis für die Eigenart des Volkes und seine neueren Probleme. Man kann im allgemeinen in Irland eher etwas aus sich herausgehen als in England, doch ist in politischen Gesprächen Zurückhaltung geboten. Man versuche, Angehörige von verschiedenen Parteien zu hören, um einseitige Auskünfte und Urteile zu korrigieren.

XI. *Unterkunft.* Liste von Hotels bei der Irish Tourist Association, 14 O'Connell Str. Dublin (Vgl. IX).

Ist eine Studienreise nach Irland für Anglisten zu empfehlen?

Ein Studienaufenthalt in Irland bietet große Vorteile; zunächst in kultureller Beziehung. Aus dem Gesagten geht hervor, daß es in Irland viel leichter ist als in England, gesellschaftlichen Anschluß und wertvolle Beziehungen zu den gebildeten Kreisen zu erhalten. Man lernt dabei nicht nur ein interessantes Volk und eine bei uns noch recht wenig bekannte Kultur kennen, sondern sieht auch England und englische Politik von einem neuen Gesichtswinkel aus. Alles dies kommt natürlich direkt dem Sprachstudium zugute. Bei den Gebildeten sind die dialektischen Anklänge eher geringer als in englischen Provinzen, und die "Brogue" des niederen Volkes ist nicht schlimmer als das Londoner

"Cockney". Bedenklicher dagegen erscheint mir, daß in den mittleren Klassen doch die Abweichungen von der Schriftsprache größer sind als in England, und zwar auch in bezug auf Tonfall und idiomatische Wendungen, d. h. Dinge, die der Ausländer nicht ohne weiteres als völlig unenglisch erkennt. Ebenso ist es nicht leicht festzustellen, welche Sitten, Verhältnisse, Charaktereigenschaften als typisch irisch betrachtet werden müssen. Endlich besteht die Gefahr, daß der Reisende geneigt ist, die Engländer, englische Verhältnisse, Politik usw. einseitig vom irischen Standpunkt aus zu beurteilen.

Ich würde daher einen Studienaufenthalt in Irland nur für solche Neusprachler empfehlen, die schon ziemlich gut englisch sprechen und durch vorherigen Aufenthalt in England englische Verhältnisse, Sitten und Volkscharakter aus eigener Anschauung bereits kennen. (Zum mindesten aber müßte sich sonst auf der Rückreise ein längerer Aufenthalt in England anschließen). Nur wenn ein solcher Vergleichsmaßstab vorhanden ist, können einseitige Urteile und falsche Verallgemeinerungen vermieden werden. Für Neusprachler, bei denen aber diese Voraussetzungen erfüllt sind, bietet der Aufenthalt in Irland reiche Belehrung und eine wertvolle Ergänzung ihrer Kenntnisse der angelsächsischen Kultur.

Berlin-Lichterfelde. Wilhelm Franke.

TAGUNG DER MODERN LANGUAGE ASSOCIATION.

Die *Modern Language Association* hatte auch zu ihrer diesjährigen Tagung in London je einen Vertreter des Allgemeinen Deutschen Neuphilologen-Verbandes und seines österreichischen Zweigvereins eingeladen. Die Tagung fand am 5. und 6. Januar im University College statt und ist von symptomatischer Bedeutung für die fortschreitende Gesundung von der Kriegs- und Nachkriegspsychose uns Deutschen gegenüber War es doch möglich, daß der deutsche Botschafter, Dr. Sthamer, zum Ehrenvorsitzenden der Modern Language Association für 1928 gewählt werden konnte. Diese Wahl, sowie die Zusammenstellung des Tagungsprogramms, muß als deutliche Geste Deutschland gegenüber aufgefaßt werden. Als einziger Redner in nicht-englischer Sprache hielt Prof. Fiedler-Oxford einen Vortrag über „Kleist als Erzähler". Den Höhepunkt bildete natürlich die Einführung des neuen Vorsitzenden durch den bisherigen Präsidenten Sir Rendell Rodd, Staatsmann und Dichter, und Dr. Sthamers Presidential Address "Some Observations on the Development of Modern German", in der der Botschafter auf staats- und wirtschaftspolitischem Hintergrunde die deutsche Sprache als Weltsprache würdigte und ihre neuere Entwicklung außerhalb und innerhalb der Reichsgrenzen schilderte. Die uns durchaus geläufigen Tatsachen waren den meisten englischen Zuhörern unbekannt und um so angebrachter, als eine Unterschätzung des Deutschen landläufig ist. In den nach dem Festessen gehaltenen Reden hörte man manch freundliches Wort über Deutschland: Mr. Twentyman gedachte besonders des Einflusses deutscher Philologen auf die englische neuere Philologie, vor allem des kürzlich in London verstorbenen Emil Hausknecht, den er selbst zu Grabe geleitet hat. Nach dem Vortrag einiger deutscher Lieder wurde in flüssigem Deutsch eine Rede auf den deutschen Botschafter gehalten, die dieser englisch erwiderte. Zum Schluß kamen je ein französischer und deutscher Delegierter in ihrer Muttersprache zu Wort. Wenn

auch die Arbeitsversammlungen und die wenigen Vorträge von geringerem Interesse für uns sind, da sie auf spezifisch englische Verhältnisse abgestimmt sind, so ist doch die Tagung als solche für unsere Einstellung England gegenüber von Bedeutung: wir haben Ursache, uns des Stimmungswandels zu freuen.

Hamburg. Helmut Hamann.

VEREIN DER FREUNDE DES NEUSPRACHLICHEN GYMNASIUMS

In Berlin ist ein „Verein der Freunde des neusprachlichen Gymnasiums" begründet worden.

Er bezweckt einen Zusammenschluß aller derer, die die Einsicht in die gerade für unsre Zeit und Lage so bedeutungsvollen Bildungswerte des neusprachlichen Unterrichts fördern und insbesondere dem durch die preußische Schulreform geschaffenen Typus des neusprachlichen Gymnasiums zu einer gedeihlichen Entwicklung verhelfen wollen. Seine Absicht ist keine Kampfstellung gegen die anderen Schulformen, deren Berechtigung und Notwendigkeit anerkannt wird, sondern nur die Forderung der Gleichberechtigung für eine Erziehungsarbeit, die sich auf die in der Gemeinschaft der westeuropäischen Kulturen liegenden Bildungswerte stützt und in der Bemühung um die Erfassung dieser Werte eine humanistische Erziehung vermittelt. Nicht nur die Fachvertreter des neusprachlichen Unterrichts an Hochschule und höherer Schule, sondern auch weitere Kreise des öffentlichen Lebens, des Handels, der Technik und der Wirtschaft, bekunden ihr Interesse an der Förderung dieser Aufgabe und geben durch ihre Mitarbeit der neuen Gründung den Charakter einer Interessengemeinschaft, die nicht bloße Fachvertretung sein, sondern auf breiter Grundlage der Durchdringung einer für das deutsche Schicksal wichtigen Idee dienen will . . . Eine erste Mitgliederversammmlung soll Anfang Februar 1928 stattfinden.

Beitrittserklärungen (Mindest-Jahresbeitrag 2 M.) werden an Oberstudiendirektor Dr. Hans Strohmeyer, Berlin-Oberschöneweide, Zeppelinstr. 13, erbeten.

MITTEILUNG DER DEUTSCHEN ZENTRALSTELLE FÜR AMERIKANISCH-DEUTSCHEN BRIEFWECHSEL.

Es kann hierdurch allen Freunden und Interessenten des Schülerbriefwechsels die erfreuliche Mitteilung gemacht werden, daß trotz der außerordentlich starken Inanspruchnahme des amerikanischen Adressenmaterials während der letzten Wochen dank weiteren Adresseneingängen von U.S.A. auch jetzt noch eine größere Anzahl von Anschriften hier vorhanden ist. Es wird daher den Lehrern und Lehrerinnen des Englischen empfohlen, ihren Schülern und Schülerinnen die Teilnahme an dem äußerst anregenden und fördernden Briefwechsel durch recht baldige Anmeldung bei der Zentralstelle zu ermöglichen und folgende Angaben zu machen: Namen und Vornamen, Lebensalter, Beruf des Vaters, Schule, Klasse, Dauer des deutschen Studiums, Wohnung und Kennzeichnung besonders empfehlenswerter Schüler durch *. Die gleichzeitig einzusendende Anmeldegebühr beträgt für Schüler sowie für Studenten 30 Pfg. je Adresse, für Lehrer und andere Berufstätige je 50 Pfg.

Prof. Dr. M. Hartmanns
Deutsche Zentralstelle für amerikanisch-deutschen Briefwechsel.
Katharina Hartmann
Leipzig N. 22, Fechnerstraße 6, Postscheckkonto Leipzig Nr. 53183.

DIE HAMBURGER TAGUNG DES ALLGEMEINEN DEUTSCHEN NEUPHILOLOGENVERBANDES.

Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes beehrt sich folgende Mitteilungen den neusprachlichen interessierten Kreisen zur Kenntnis und Stellungnahme zu unterbreiten:

I. Das Programm der XXI. Hamburger Tagung ist in den Hauptzügen bereits festgelegt.

1. Das allgemeine Programm gliedert sich folgendermaßen:
   Mittwoch, 30. Mai 1928, 3—5½ Uhr, wissenschaftliche Sitzungen, 6—7 Uhr Vorversammlung, ab 8 Uhr Empfangsabend im großen Saale des Curiohauses.
   Donnerstag, 31. Mai, 9—1 Uhr, Eröffnungssitzung im Auditorium maximum der Universität, nachm. Sitzungen, Theateraufführungen.
   Freitag, 1. Juni, vorm., Fortsetzung der wissenschaftlichen Sitzungen, nachm. Tee an Bord eines Dampfers der Hamburg-Südamerikalinie, abends gesellige Vereinigung im Uhlenhorster Fährhaus.
   Sonnabend, 2. Juni, vorm., Schluß-Sitzung, nachm. Ausflug nach Friedrichsruh usw.
   Bei hinreichender Beteiligung ist für den Sonntag eine Helgolandfahrt in Aussicht genommen.
2. Einzelheiten über das wissenschaftliche Programm können noch nicht mitgeteilt werden, jedoch werden bei der Zusammenstellung folgende Gesichtspunkte beachtet:
   a) Zur weiteren Klärung der auf der XX. Tagung erörterten Fragen über Inhalt und Aufgabe der Kulturkunde in ihrem Verhältnis zur sprachlichen Bildung werden alle Mitglieder, die beabsichtigen, zu dieser Frage Stellung zu nehmen, gebeten, ihr Thema mit knapp gefaßten Leitgedanken baldmöglichst, spätestens bis zum 5. Februar 1928 einzureichen. Die Dauer der einzelnen Vorträge ist zugunsten einer Aussprache auf 30 Minuten beschränkt.
   b) Vorträge und Besprechungen sollen die Bedingungen für die Durchführbarkeit der preußischen Richtlinien erörtern. Hier handelt es sich sowohl um praktische Fragen als auch um die Beziehungen zwischen Hochschule und Lehrerbildung.
   c) Ferner ist beabsichtigt, Fachleute zur Aussprache über die kulturelle Bedeutung Nord- und Südamerikas aufzufordern.
   d) Es werden auch andere Vorschläge dankend entgegengenommen und bei hinreichender Zeit dem Programm eingereiht.

II. Zu dem Antrag Zeiger-Frankfurt über Einrichtung eines Dauervorstandes des ADNV wird eine Äußerung mit genaueren Vorschlägen (ob Notwendigkeit anerkannt, Zusammensetzung, Amtsdauer, Pflichten, Befugnisse usw.) bis spätestens zum 5. Februar erbeten.

I. A.

Universitätsprofessor Dr. Wolff, Hamburg 39, Gellertstraße 12. Studienrat Dr. Lühr, Hamburg 21, Hofweg 45. Universitätsprofessor Dr. Küchler, Wohltorf bei Aumühle, Bez. Hamburg.

BESPRECHUNGEN.

Hofstaetter-Panzer, *Grundzüge der Deutschkunde.* I. Band. Mit Beiträgen von *H. Abert, Kl. Bojunga, K. Brandi, Ew. Boucke, A. Heusler* und *C. Neumann.* Leipzig. Teubner 1925. VIII, und 259 Seiten. Preis geh. 8 M., geb. 10. M.

Verbreitert und vertieft will das vorliegende Werk *Hofstaetters* ersten mutigen Bau von 1917 nochmals unternehmen. Was davon in diesem ersten Bande vorliegt — sechs Beiträge über Sprache (*Bojunga*), Schrift (*Brandi*), Prosastil (*Boucke*), Verskunst (*Heusler*), Musik (*Abert*), bildende Kunst (*Neumann*) — rundet sich nicht übel zu einer „innerlich gegründeten Gemeinschaft" und läßt Gutes für die Fortsetzung erwarten (ein 2. Band ist in Vorbereitung; über den Gesamtaufbau läßt sich daher vor Abschluß des ganzen Werkes nicht urteilen). Die Verfasser vermeiden vor allem uferlose Ausführlichkeit (nur *Aberts* „Musik" leidet manchmal an einer gewissen Vollständigkeitssucht — nach meinem Empfinden), befleißigen sich vielmehr wohltuender Knappheit und streben über das „Zufällige und nur geschichtlich Interessante" der Erkenntnis dessen zu, was sich durch die Jahrhunderte als deutsche Art in ihren verschiedenen Ausstrahlungen heraushebt. Wenn auch bei den verschiedenen Verfassern in Einzelheiten abweichende Auffassungen bestehen (*Abert* 170: der Minnesang im Kern deutsches Gewächs; *Heusler* 1 2: altdeutsche Blütezeit, Hochstand welschen Einflusses), so ist doch eine gemeinsame Grundeinstellung unverkennbar, und *Boucke* verleiht ihr treffend Ausdruck, wenn er S. 132 sagt: „Den Deutschen reizt in Sprache und Stil mehr das Schauspiel der sich prägenden Form als die fertige Prägung. Der Gehalt zersprengt die Form, der Gedanke das Wort, der Geist den Körper, — wie oft wiederholt sich dieser Vorgang in der Geschichte des deutschen Stils wie des deutschen Volkes. Es ist der Faustische Drang nach immer neuen Ufern, das deutsche Glück und das deutsche Verhängnis."

Diese Worte stehen am Ende von *Bouckes* Beitrag, der vielleicht die verdienstlichste Leistung des vorliegenden Werkes ist; versucht er doch zum erstenmal, eine zusammenhängende Geschichte des deutschen Prosastils zu liefern und in dreifachem Vorstoß (Grundzüge, Naturprosa, Kunstprosa) das weite Gebiet auf 60 Seiten zu durchforschen, wobei manche bezeichnende Bodenprobe herausgehoben wird. Da hat es *Bojunga* leichter: aber bewundernswert ist, wie dieser auf gleichem Raum dem oft behandelten Gegenstand unserer Sprachentwicklung eine neuartige, ausgezeichnet übersichtliche, vielseitige, dabei knappe Formung in mustergültigem Deutsch abgewinnt. Ein besonderer Genuß jedoch ist es, an *Heuslers* Hand „das Widerspiel von Heimisch und Fremd" in der Verskunst zu verfolgen. An diesen 30 Seiten kann man lernen, daß strenge Wissenschaft auch in anmutigem Stil vorgetragen werden kann, ganz abgesehen von den Aufschlüssen, die man der Feinhörigkeit des Verfassers verdankt, wenn er etwa den alten „freigefüllten Viertakter" dem „lahmen Fünffüßler", unserem klassischen Blankvers, vorzieht. *Neumanns* lebenswarm geschilderte „Bildende Kunst" mit den Höhepunkten Gotik und Rembrandt (leider ohne Bildbelege!) und *Brandis* sachkundiger Beitrag über die Entwicklung der Schrift bedürfen keines Lobes. *Aberts* „Musik" betont besonders in ihrem zweiten Teil den Zu-

sammenhang mit der allgemeinen Geistesgeschichte und bewährt so auch von hier aus die Einheitlichkeit, aus der das ganze Werk erwachsen ist.

Wir beglückwünschen daher die Herausgeber zu diesem wohlgelungenen Anfang und hoffen, daß sie auch weiterhin ihre schwierige Aufgabe so glücklich lösen: dem Deutschlehrer für seinen vielseitigen und verantwortlichen Unterricht ein brauchbares und zuverlässiges Hilfsmittel an die Hand zu geben.

E. M. Butler, *The Saint-Simonian Religion in Germany.* A Study of the Young German Movement. Cambridge. University Press. 1926. XII u. 446 S. 21 sh.

Ausgegangen von einer Untersuchung über die Einwirkungen des Saint-Simonismus auf Heine und seine Zeitgenossen, hat sich diese fleißige, vor keiner Durchforschung verschollener Zeit- und Streitschriften zurückschreckende Arbeit zu einem sehr lesbaren, oft spannenden Bericht über Aufstieg und Zerfall der jungdeutschen Bewegung ausgewachsen. Dies geschieht nun freilich nicht in fortlaufendem Zusammenhang; sondern, getreu ihrer Ausgangsthese, sucht die Verfasserin, einer Anregung Prof. Robertsons folgend, nach saint-simonistischen Ideen bei Heine, Laube, Gutzkow, Mundt und Wienbarg. Zu diesem Zweck bieten die ersten 50 Seiten Leben und Lehre des Grafen St.-Simon († 1825) und des Père Enfantin, sowie den Verlauf der Bewegung in Paris, die 1833 dort zusammenbricht und dann im Sande von Suez verläuft. Da diese kurzlebige, doch zukunftsträchtige saint-simonistische „Kirche" mit ihren vorsozialistischen Forderungen mannigfacher Emanzipation (Fleisch, Frau, Proletarier, Verkehrsmittel) bei den genannten fünf deutschen Dichtern mehr Zurückhaltung und Ablehnung als Zustimmung fand (S. 394 wird die Lehre als „Masern" bezeichnet, die die Jungdeutschen außer Mundt bald überwanden) und da, wie Verf. S. 434 selbst zugibt, auch andere Quellen als diese überrheinische in Betracht kommen, besonders die Romantik, so verstärkt E. M. Butler den etwas dünnen Faden durch den Einschlag eingehender Darstellung der Lebensverhältnisse, der Schwierigkeiten, der Kämpfe, der Freund- und Gegnerschaften, die jene fünf Männer durchlebten, und erwirbt sich das besondere Verdienst, manches unbekanntere ihrer Werke (so Laubes „Poeten", Gutzkows „Maha Guru", Mundts „Madonna") in extenso wiederzugeben und mit schätzenswerten, manchmal etwas breiten Erläuterungen zu begleiten. So gewinnt selbst eine verblaßte Gestalt wie Th. Mundt, der von Charlotte Stieglitz zu Luise Mühlbach hinüberpendelte, kräftigere Farbe, gar nicht zu reden von dem scharfen Licht, das Laubes Charakterlosigkeit, Gutzkows schroffe Männlichkeit und Wienbargs Genialität trifft. Gewiß verdankt Butler deutscher Forschung viel, wie etwa Houbens grundlegenden Ausgaben der Jungdeutschen, Hirths Heine-Briefen, Elsters Heine-Ausgabe und zahlreichen Einzelheiten, die sie gewissenhaft benutzt und zitiert. Aber ihr Verdienst bleibt — neben der flüssigen Darstellung — der stete Hinweis auf die saint-simonistischen Zusammenhänge (so spärlich sie gelegentlich auch sein mögen), der durch gutgewählte Zitate belegte Nachweis des Vorläufermuts der regsamen jungdeutschen Kämpfer und die gerechtere, fein-nachfühlende Würdigung von Gestalten wie Gutzkow, Mundt und besonders Wienbarg. Charakteristische Bilder von Enfantin, Heine, Laube und Charlotte Stieglitz zieren das Buch.

Zollinger, *Das literarische Verständnis des Jugendlichen und der Bildungswert der Poesie.* Orell Füßli. Zürich-Leipzig 1926. 85 S. geh. 2,40 M.

Diese Untersuchung des Züricher Privatdozenten für Mittelschulpädagogik ist ein schätzbarer Beitrag zu der allen nachdenklichen Deutschlehrern vertrauten, immer wieder Lösung fordernden Frage, wie sich eigentlich die reifende Jugend zur Dichtung stellt. Die erregten Forderungen der Kunsterziehungstage und die besorgten Stimmen der Dichter haben die alte Lehrweise erledigt; Sprangers psychologische Schriften boten einer neuen Generation verfeinerte Handhaben der Jugendführung. Aber (wie die „Richtlinien" erweisen) ist die Gefahr der Verfrühung noch nicht gebannt; erst eine spätere, wahrhaftigere Zeit wird ihr wirksam begegnen können.

Zollinger erörtert im ersten Drittel seiner Schrift den Begriff „Verstehen des dichterischen Kunstwerks"; zu diesem Verstehen gehört außer den historischen, psychischen und ästhetischen Elementen noch als Wesentlichstes die innere Schau des fremden Lebensgefühls; ein zweiter Teil bietet sehr anziehende und lehrreiche Selbstzeugnisse jugendlicher Schweizer (von 12—20 Jahren) über ihre Stellung zur Dichtung und zu einzelnen Gattungen („Das literarische Verständnis des Jugendlichen"); und im letzten Drittel („Das literarische Verständnis im Bildungsprozeß") wird das Spannungsverhältnis zwischen der Zwecklosigkeit reiner Kunst und dem Zielstreben des Bildungsvorgangs eingehend untersucht, wobei auch andre Antinomien (Schulklasse — Kunsterleben, Reifezeit — reifes Werk, Jugendseele — Kunstform) herausgestellt, aber auch praktische Winke zu ihrer — gewiß nie völligen! — Lösung gegeben werden. Denn „wir glauben, daß Dichtung al ein Bild des Lebens das wirkliche Leben verstehen lehrt und damit dem jungen Menschen behilflich ist, den Grund zu seiner eignen Anschauung von Welt und Leben zu legen" (S. 73). — Die Anmerkungen setzen sich mit der reichen Literatur kritisch und etwa in Sprangerscher Richtung auseinander.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

Sir Gawain and the Green Knight. Edited by J. R. R. Tolkien and E. V. Gordon. Oxford 1925.

Die vorliegende neue Ausgabe ist für den Unterricht vor allem bestimmt und erleichtert durch ausführliche linguistische Hilfe, durch ein ungewöhnlich umfangreiches Glossar und zahlreiche Anmerkungen dem Anfänger im Mittelenglischen das Verständnis des berühmten Gedichts von der Keuschheitsprobe des Sir Gawain. Dagegen sind die früher mit diesem Gedichte verknüpften inhaltlichen Fragen nach dem Sinn der Probe, nach Quellen für Stoff und Einzelheiten und die mit dem Autor verbundenen Fragen: seine Identität, sein Charakter, sein Leben, sein Motiv zur Abfassung des Werkes und seine übrigen Schriften verhältnismäßig flüchtig, und zwar absichtlich, behandelt worden. Die *praktischen* Verdienste in dem oben angeführten Sinn sind aber unbestreitbar. Während die Ausgabe von Sir F. Madden für den Bannatyne Club 1839 andere me. Romanzen mit Gawain als Helden einschloß und veraltet ist, die Ausgabe von R. Morris, E. E. T. S. 1864 nur ein unvollständiges Glossar und wenig Anmerkungen gibt, ist die Dichtung hier in einer leicht zugänglichen Form dargeboten, für die ein Bedürfnis tatsächlich vorhanden war.

Die Art, wie die wissenschaftlichen Fragen gestreift werden, ist allerdings — so wenig Gewicht die Herausgeber diesem Gebiet beimessen — nicht immer befriedigend. Nachdem Frl. von Schaubert (Engl. Studien LVII. S. 394ff.) die alte Theorie von Kittredge, der eine verlorene französische Quelle annahm, so eindrucksvoll mit gewichtigen Gründen angefochten hatte, konnte die direkte Übernahme des keltischen Stoffes im Nordwesten Englands nicht mehr so leichthin abgetan werden, wie die Herausgeber es tun. Die Betonung der Hofmanieren, des höfischen Charakters an den Figuren des Gedichts ist nicht, wie angegeben, ein Beweis für französischen Einfluß. Wer das ausgehende 14. Jahrhundert in England nur etwas kennt, sieht auch dort im Hervortreten des Hofzeremoniells einen wichtigen Zug der Zeit. Gerade damals erstarrt die ritterliche Lebensform völlig zu Etikette, Turnierordnung und konventioneller Geste. Das Gedicht paßt mit seinem höfischen, ziemlich äußerlichen Ton (nur auf Grund seiner schönen Beschreibungen verdient es die im absoluten Sinne sonst stark übertriebene Wertschätzung) sehr gut in die seit dem Black Prince sich von dem Gesamtvolk immer mehr in einer konventionellen Haltung abschnürende hohe Aristokratie. — Französisch klingende Ausdrücke wie cros kryst V. 762, for alle lufez V. 1786 können auf einen von der Quelle unabhängigen Einfluß zurückgehen. Dieser Grund muß auch gegen die Argumentierung mit dem französierenden Ausdruck giserne < frz. jusarme = Schlachtaxt und der Redensart V. 2274 angeführt werden. Von einem präzisen Beweis muß anderes verlangt werden. Hier wäre eine *völlige* Beschränkung auf das pädagogisch Nötige geschickter gewesen.

Im einzelnen fällt mir auf die völlige Vernachlässigung der folkloristischen Deutung Gawains, der nach Rhys und zuletzt van der Ven-ten Bensel Züge eines alten Fruchtbarkeitsgottes aufweist (vgl. Anzeige des Ref. Anglia Beiblatt Bd. 37, S. 263ff.).

Basel. Gustav Hübener.

E. Schnippel, *Die englischen Kalenderstäbe.* Leipzig 1926. Heft V der Beiträge zur englischen Philologie, herausgegeben von Max Förster. Preis geheftet 5 M.

Der Verfasser dieser interessanten Arbeit, der schon vor mehr als 40 Jahren über Runenkalender geschrieben hat und ein Werk über deutsche Bauernkalender in Aussicht stellt, beschäftigt sich hier mit den sogenannten Clog-Almanacs, von denen er siebzehn erhaltene Exemplare in England nachweist. Es sind Kerbhölzer, wie sie bei den verschiedensten Völkern zu ähnlichen Zwecken in Verwendung standen und noch stehen und an die auch unsere Redensart, jemandem etwas aufs Kerbholz schreiben, anknüpft. Die hier in Betracht kommenden Clogs stammen aus dem 16. u. 17. Jahrhundert, und ihr wichtigstes Verbreitungsgebiet ist Staffordshire, das zu jener Zeit noch eine durchaus bäuerliche Bevölkerung hatte. Es handelt sich um vierkantige, meist aus sehr hartem Holz gefertigte Stäbe; nur ein heute verschollenes, aus Messing hergestelltes Exemplar wird erwähnt, das einst dem Begründer der Bibliotheca Cottoniana gehörte. Der Durchschnitt bei all diesen Stäben ist quadratisch, und die Dimensionen bewegen sich zwischen $3^1/_2$ und 5 cm. Der längste mißt etwas über 70 cm bei $3^1/_2$ cm Querschnitt, der kürzeste ist nur $12^1/_2$ cm lang. Acht dem Buche beigegebene Tafeln ermöglichen es dem Leser, sich eine Vorstellung von diesen immerwährenden Kalendern zu machen, die teils zum

öffentlichen Gebrauch in Kirchen, teils zum privaten Gebrauch bestimmt waren und dann je nach ihren Größenverhältnissen am Kamine aufgehängt, auf einem Dreibein aufgesteckt oder auch in der Tasche getragen werden konnten.

Die Clogs weisen an ihren Längskanten Einkerbungen für jeden einzelnen Tag des Jahres auf, markieren Monatsanfänge und heben jeden siebenten Tag stärker hervor. Damit sind aber nicht Sonntage gemeint, sondern ein für das ganze Jahr gleich bleibender Wochentag, dessen Name mittels des zu Beginn des Jahres von der Kanzel verkündeten Sonntagsbuchstabens leicht errechnet werden konnte. Mit den Einkerbungen stehen auf den ihnen benachbarten Teilen der Seitenflächen des Stabes eigenartige Zeichen in Verbindung: auf der einen Seite aus Punkten, Haken und Kreuzen bestehende Zeichen, die einem nach Fünfereinheiten wie die römischen Ziffernzeichen aufgebauten Zahlensystem entsprechen; auf der anderen Seite symbolische Zeichen für die unbeweglichen Feste des Kirchenjahres. Unter Berücksichtigung der güldenen Zahl und der Sonntagsbuchstaben ergeben diese Stäbe einen immerwährenden Mondkalender, der als Grundlage für die Osterberechnung verwendet wird. Als Jahresanfang gilt überall der 1. Januar, obwohl amtlich die gregorianische Kalenderrefor in England erst im Jahre 1752 durchgeführt wurde. Für die Auswahl der kirchlichen Feste, die auf den Kalenderstäben angegeben werden, ist, wie sich zeigt, die Neuordnung des Gottesdienstes in der anglikanischen Kirche durch das Common Prayer Book ausschlaggebend, doch werden auch einige durch die Reformation abgeschaffte Festtage verzeichnet, teils weil diese im bürgerlichen Leben als regelmäßige Termine Bedeutung erlangt hatten, teils weil den erhaltenen, aus der protestantischen Zeit stammenden Clog-Almanacs solche aus der katholischen Zeit zum Muster gedient haben dürften.

Schnippels Werk bietet somit auch eine übersichtliche Zusammenstellung der in England beliebten Feste, kurze Anmerkungen über deren Entstehung und ihren Zusammenhang mit Volksbräuchen, die sich auch in der Literatur wiederspiegeln.

Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß die englischen Clogs unmöglich Nachahmungen der skandinavischen Runenkalender sein können, die sicherlich nicht schon von den damals noch heidnischen nordischen Eroberern nach England gebracht wurden. Viel eher dürften die Runenkalender unter englischem Einfluß entstanden sein, um so mehr als die norwegische Festordnung deutlich ihre Abhängigkeit von der angelsächsischen verrät. Form und Einteilung ist bei den englischen Kalenderstäben, die für England charakteristisch sind, von jener der skandinavischen Holzkalender verschieden. Der englischen Kerbtechnik steht die der altbritischen und altirischen Oghaminschriften am nächsten.

Das Buch will nicht nur dem Geschichtsforscher, sondern auch dem Kunsthistoriker, dem Meteorologen, dem Philologen und dem Sprachkundigen Anregungen geben. Wirklich fallen einige interessante Streiflichter auf Shakespeare und andere ältere und jüngere Literaturwerke. Bei Ausdrücken wie St. Valentines Day und True-love knot könnte auch auf ältere Dichter wie Chaucer hingewiesen werden. Eine dankenswerte Ergänzung für das New English Dictionary ist Richard Verstegans drollige Erklärung des Wortes Almanac in A Restitution of Decayed Intelligence, London, 1634: "Such a carved sticke they called an Al-mon-aght,

that is to say Al-moon-heed, to wit, the regard or observation of all the Moones and here hence is derived the name of Almanac."

Leider ist der sehr ausführliche Index praktisch fast unbrauchbar, da der eigentliche Text des Buches als mit Seite I beginnend gerechnet wird, während in Wirklichkeit das Vorwort auf Seite 7 und der Text auf Seite 9 einsetzt, und weil sich während des Druckes noch andere Verschiebungen ergeben haben, auf die neue Paginierung im Index aber nicht Rücksicht genommen wurde, so daß keine der Zahlen stimmt.

Wien. F. Wild.

H. G. Wells, *The Country of the Blind.* Leipzig 1926. Tauchnitz Nr. 4713. 267 S. Preis 1,60 M.

Der vorliegende Band ist eine von Wells selbst getroffene Auswahl aus jenen 33 Erzählungen, die er 1911 unter dem gleichen Titel veröffentlicht hatte; er betonte in der Einleitung, die Sammlung enthalte "all the short stories . . . that I care for anyone to read again"[1]). Unser Bändchen, obwohl auf ein Drittel des ursprünglichen Umfangs gekürzt, läßt doch alle Züge der vielseitigen Künstlernatur Wells' erkennen: da sind zunächst seine technischen Phantasien, in denen er, von willkürlich angenommenen und doch so überzeugend geschilderten Naturgesetzen oder Erfindungen ausgehend, phantastische Märchen von leiser allegorischer Tendenz zu gestalten weiß; dann wieder blickt er mit freudig staunenden Kinderaugen auf die Wunder moderner Technik, deren umgestaltender Einfluß auf unser Leben und Denken ihm als die sicherste Gewähr für den Fortschritt der menschlichen Kultur erscheint; auf noch höherer künstlerischer Stufe stehen jene Erzählungen, in denen der Humorist Wells, der Schöpfer des "Kipps", der "History of Mr. Polly" und von "Christina Alberta's Father", seine liebenswürdigen Sonderlinge in eine verständnislose Umwelt versetzt; die Höhen echter, zeitloser Dichtung aber erreicht Wells in den drei Parabeln "The Country of the Blind", "The Door in the Wall" und "The Beautiful Suit", tiefsinnige Mischungen von romantischer Vision und bitterster Menschenkenntnis, welche alle diejenigen mit dem Dichter Wells versöhnen müssen, die in den Werken der letzten Zeit das Überwiegen soziologischer und reformatorischer Bestrebungen beklagt haben. Stilistisch ist in allen Geschichten die zu völliger Meisterschaft abgeklärte Erzählungskunst zu bewundern, die in der manierlosen Schlichtheit der Darstellung, in der überaus lesbaren Flüssigkeit der Sprache, in der auf knappste Form gebändigten Fülle von Phantasie und Tatsachenkenntnis ihre Triumphe feiert. — Die Sammlung wird sicher rasche Verbreitung finden, das Verständnis für die Eigenart des Dichters bei uns fördern und so als Vorbereitung und Einführung in Wells' große biographische Meisterromane wirksam sein.

John M. Synge, *The Aran Islands.* Leipzig 1926. Tauchnitz Ed. Nr. 4726. 255 S. Pr. 1,60 M.

Im Jahre 1893 erfolgte die Gründung der Gaelic League, deren Wirksamkeit das Aufblühen der keltischen Renaissance zu

[1]) Die Einleitung ist leider bei T. nicht abgedruckt; sie scheint (nach *Ward*, Aspects of the Modern Short Story, 1924, University of London Press, S. 129 und 130) wichtige Äußerungen des Dichters über das Wesen seiner dichterischen Phantasie und der short story zu enthalten.

danken ist. Fünf Jahre später begann der junge irische Dramatiker seine Besuche auf den in der Galway-Bucht gelegenen, unwirtlichen Inseln, um die irische Sprache zu erlernen und das Geistesleben seines Volkes in seinen unverdorbensten Schichten zu studieren. Der vorliegende Band[1]) ist der in völlig kunstloser Schlichtheit vorgetragene Bericht über diese Studienreisen. Natürlich sieht er das an homerische Einfachheit gemahnende Leben dieser Inselbewohner mit den Augen des Künstlers: "The continual passing in this island between the misery of last night and the splendour of to-day seems to create an affinity between the moods of these people and the moods of varying rapture and dismay that are frequent in artists, and in certain forms of alienation. Yet it is only in the intonation of a few sentences or some old fragment of melody that I catch the real spirit of the island" (S. 58). Die Schönheit und Würde dieser primitiven Existenz, das schwere Leben inmitten der menschenfeindlichen Wasser- und Nebelwelt, die heidnische Fremdartigkeit einer von Aberglauben durchdrungenen Phantasie werden uns in Tagebuchform vorgetragen. Das Fehlen jeglicher Verklärung aus nationaler Begeisterung ist schon in diesem Werke für Synge kennzeichnend, die bedrückende Alltäglichkeit und Ideenlosigkeit dieses armen Fischerdaseins ist der Grundakkord des Buches. Nur in einigen der eingestreuten Märchen und Balladen blitzt für kurze Augenblicke die dichterische Begabung der irischen Rasse auf[2]).

H. G. Wells, *Christina Alberta's Father*. Leipzig 1926. Tauchnitz Ed. Nr. 4723. 384 S. Pr. 1,80 M.

Es scheint, als ob sich das Lebenswerk Wells', trotz der schier unübersehbaren Fülle seiner Gaben, wiederum in aufsteigender Linie bewege. Schon in seinem 1924 erschienenen Romane "The Dream" hatte der Künstler über den sozialen Reformator weitaus das Übergewicht, und in unserem Werke — es ist zuerst 1925 bei Cape erschienen — ist die Tendenz zu abstrakten Erörterungen fast ganz zurückgedrängt und alle dichterische Gestaltungskraft auf die Schilderung eines Mannes verwendet, eines Mannes von schlichter Einfalt und stummer Güte, der sich in seine Zeit nicht zu fügen weiß. Schon der Hinweis auf den Inhalt des Romans wird es als nicht zu verwegen erscheinen lassen, wenn wir das Werk (sowie die früheren: Kipps, The History of Mr. Polly und The Dream) des großen Satirikers der Gegenwart neben das Dickens' stellen und in ihnen Bekenntnisse des Gewissens unserer Zeit erblicken, Meisterwerke, welche ganze Zeitepochen in ihrer metaphysischen Bedeutsamkeit erfassen und unsere gesamte Kultur kodifizieren und richten. Christinas Vater, eine passive, kontemplative Natur, von seiner herrschsüchtigen Frau aller Entwicklung beraubt, wird durch allzuviel Grübeln über das verlorene Land Atlantis, über die Sumerier, die untergegangenen Stämme Israels und die Seelenwanderung aus dem Geleise alltäglichen Denkens geworfen und schließlich durch den plumpen Scherz eines Studenten bei einer spiritistischen

[1]) Die erste Ausgabe ist im Jahre 1907 mit Zeichnungen J. B. Yeats' d. J. erschienen.

[2]) Über die Bedeutung des auf den Aran -InselnErlebten für das spätere dramatische Schaffen des Dichters hat Hans Krieger in seiner Monographie über J. M. Synge ausführlich berichtet (D. N. Spr. 1917. 24. Band, S. 294ff.).

séance geistesgestört. Er hält sich für die Inkarnation „Sargons, des Königs der Könige", des neuerstandenen Erlösers der entarteten Menschheit. Er büßt seine ungeschickten Bekehrungsversuche mit dem Irrenhaus, wird zwar von Freunden befreit und von einem Psychoanalytiker geheilt, fällt aber bald darauf einer Lungenentzündung zum Opfer. Leise, in spöttisch-wehmütiger Rührung klingt der tendenziöse Grundton durch die Handlung: daß die sozialen Mißstände, die übereilte Heirat, die von der Gesellschaft dem Armen zugemessene Halbbildung die Hauptschuld an dem Untergange des hilflosen Sonderlings tragen. — Christina, seine vermeintliche Tochter, ist der Typus des selbstbewußten, n Liebesdingen sehr erfahrenen, geistig hochstehenden Mädchens, wie es Wells schon des öfteren gemalt hat.

Rose Macaulay, *Crewe Train*. Leipzig 1926. Tauchnitz Ed. Nr. 4757. 272 S. Pr. 1,80 M.

Rose Macaulay hat uns seit ihrem satirischen Geschlechterroman "Told by an Idiot" drei weitere Früchte ihrer pessimistischen Weltanschauung geschenkt, ohne jedoch die künstlerische Höhe und zeitgeschichtliche Bedeutsamkeit ihres magnum opus zu erreichen[1]. Im gleichen Maße, in dem sich ihre Kunst, das heutige England zu verspotten, zu immer blendenderer Virtuosität steigert, verengt sich der Rahmen des kritisch betrachteten Zeitbildes und verlieren die immer amüsanter werdenden Romane an Überzeugungskraft. Schon *Orphan Island* (1924) ist nicht mehr ein umfassendes Bild der englischen Nachkriegskultur, sondern eine übermütige Robinsonade, welche die überlebten viktorianischen Konventionen auf sozialem und religiösem Gebiete persifliert; *A Casual Commentary* (1926) enthält dann sozusagen nur die Abfälle ihres sonstigen, gewichtigen Schaffens, kecke, mit spielerischer Routine vorgetragene Essays über alle möglichen Absurditäten des Lebens, wobei eine tiefere Erfassung der berührten Probleme geflissentlich vermieden erscheint; *Crewe Train* (1926) endlich ist die Geschichte einer modernen Ehe in dem kleinen Ausschnitt einer Familie von vermögenden Verlegern, Journalisten und Romanschriftstellern. Es ist, als hätte R. M. zeigen wollen, daß selbst in den Kreisen von höchster Kultiviertheit dem gesellschaftlichen Getriebe der Fluch des Unnatürlichen, der Ziellosigkeit und konventionellen Gebundenheit anhafte. Freiheit und Alleinsein, die unschätzbaren Güter barbarischerer Zeitläufte, sind dem unentrinnbaren gesellschaftlichen Zwange von heute längst zum Opfer gefallen; unser ärgstes Laster aber ist die Geschwätzigkeit: "Talking is one of the creative arts, for by it you build up things that have, until talked about, no existence, such as secrets, scandals, quarrels, literary and artistic standards, all kinds of points about persons and things ... It is one of the magic arts . The trouble about it is that, even more than the other arts, it is practised by the stupid, who can create nothing worth creating" (S. 77). An der zermürbenden, verständnislosen Erbärmlichkeit des "higher life" mit seinen naturwidrigen Pflichten zerbricht die Heldin, ein schlichtes, gesund empfindendes, wortkarges Naturkind, wohl die anziehendste Frauengestalt, die unserer Dichterin bisher gelungen ist. Sie wird mittels der bei Galsworthy so oft bewährten „Lichtkegelmethode" zum Mittelpunkte des

[1] Vgl. hierzu meine ausführliche Analyse des Romans in den Neueren Sprachen 33. Bd., 3. Heft, S. 200 ff.

ihr so unangemessenen Kreises; dabei ist es ein feiner, die Sinnlosigkeit des modernen Lebens kennzeichnender Zug, daß ein tragischer Ausgang vermieden wird. Denham hat nicht die starke Natur einer Irene in "The Man of Property", besitzt nicht die künstlerische Sensibilität einer Tessa in "The Constant Nymph"; sie fügt sich, weil sie mit unlösbaren, sinnlichen Ketten an ihren Gatten gefesselt ist, und die Wellen der Londoner „Gesellschaft" schlagen über ihr zusammen.

A. E. Ward, *Aspects of the Modern Short Story: English and American.* The University of London Press. 1924. 307 S. Pr. 7/6.

Mit der Short Story, der künstlerisch wie kulturkundlich immer bedeutsamer werdenden Dichtungsgattung der Gegenwart, hat sich die Wissenschaft noch wenig befaßt[1]). Ihre Definition[2]), ihre psychologischen Voraussetzungen, der Zusammenhang ihrer Entwicklung mit den Volksbildungsbestrebungen unserer demokratischen Gegenwart, ihre Beziehung zu den wirtschaftlichen Bedingungen des zeitgenössischen Literaturbetriebs — alle diese Fragen harren noch grundlegender Erforschung. Wir halten derzeit noch im Stadium der Einzeldarstellung und Übersicht, und Wards Buch, das gleichfalls zu dieser Gattung gehört, muß als die beste Leistung dieser Art bezeichnet werden. In 21 Kapiteln werden eine stattliche Anzahl[3]) englischer und amerikanischer Kurzgeschichtenschreiber in ihrer kennzeichnenden Eigenart geschildert, und es wird gezeigt, mit welch verschiedenem Inhalt — je nach der Weltanschauung und dem Kunstwollen des einzelnen — der so bequeme Rahmen der Short Story zu füllen ist. Für den deutschen Leser bedeutet es einen Vorzug des Buches, daß es manchen bei uns noch zu wenig gewürdigten Schriftsteller ins rechte Licht rückt; so den mit E. A. Poe sich berührenden Amerikaner Ambrose Bierce und die Engländer A. T. Quiller-Couch[4]), Leonard Merrick, W. W. Jacobs und Stacy Aumonier. Außer den Genannten erfahren die Amerikaner Hawthorne, A. E. Poe, Bret Harte, Henry James, O. Henry, sowie die Engländer G. Meredith, R. L. Stevenson, R. Kipling, H. G. Wells, J. Conrad, W. de la Mare und C. E. Montague die gebührende ausführliche Darstellung. Ein Kapitel über die Detektivgeschichte und ein zweites über Anton Tschechov und seine englischen Nachahmer geben zum ersten Male über wichtige Zusammenhänge Aufschluß. Liebevolle Einfühlung in die Gedankenwelt des Dichters und klare Erfassung seiner stilistischen Besonderheiten geben jedem Essay ein plastisch-abgerundetes Gepräge;

---

[1]) Zu der bei Ward angeführten Bibliographie ist zu ergänzen: J. B. Priestley, Figures in Mod. Literature . London 1924 (John Lane). Gerald Gould, The English Novel of To-Day. Kap. VII. London 1924 (John Lane). Gerald Bullett, Modern English Fiction. London 1925 (Herb. Jenkins).

[2]) Die überzeugendste Aufzählung ihrer wesentlichen Merkmale gibt G. Bullett in seinem Artikel in The Times Literary Supplement Nr. 1202, S. 65f.

[3]) Vollständigkeit ist nicht beabsichtigt; nicht besprochen sind z.B. Hardy, G. Moore, Galsworthy, Kipling, von den Jüngeren: J. Joyce, A. E. Coppard, Miß Colburn Mayne.

[4]) Jetzt bequem zugänglich in der Sammlung: Selected Stories by "Q." Nr. 55 der bei Dent & Sons erschienenen Serie "The King's Treasuries of Literature". 256 S. Pr. 1/6.

leider stellt Wards Diktion keine leichte Lektüre dar; seine theoretischen Deduktionen sind manchmal von etwas schwerfälliger Gründlichkeit. 22 künstlerische Photographien, eine gute Bibliographie und ein gewissenhafter Index erhöhen den Wert des schön ausgestatteten Werkes.

A Second Round of Tales. Selected by N. Henry and H. A. Treble. Oxford University Press, 1926. 192 S. Pr. 2 s.

Das Buch ist eine Fortsetzung der von den gleichen Verfassern besorgten Sammlung "A Round of Tales from Washington Irving to Algernon Blackwood". Sein Wert liegt für uns vor allem darin, daß es einige noch nicht nach Gebühr gewürdigte Schriftsteller zu Wort kommen läßt: *R. H. Barham's* "The Spectre of Tappington" — das erste Mal von Dickens 1837 in Bentley's "Miscellany" veröffentlicht — ist ein gutes Beispiel für den grotesken Humor und die robuste Satire des Verfassers der "Ingoldsby Legend"; *Ambrose Bierce* bewährt seinen Anspruch auf den Platz neben A. E. Poe und Bret Harte in seinem Meisterstück "A Horseman in the Sky", das, wie die meisten seiner Erzählungen, die Greuel des amerikanischen Bürgerkrieges malt; *Sir Arthur Quiller-Couch,* "The Two Houscholders" zeigt sein sympathisches, sorgsam gepflegtes Erzählertalent in einer meisterhaft gesteigerten Verbrechergeschichte; *W. W. Jacobs,* der zwar ins Deutsche übertragene, jedoch noch zu wenig geschätzte Verfasser von "Many Cargoes", kommt mit einem seiner harmlos-liebenswürdigen Matrosenschwänke zu Worte ("In Borrowed Plumes"); schließlich muß wohl auch *G. K. Chesterton* noch zu den zögernd Gewürdigten gerechnet werden, und seine seltsame Detektivgeschichte "The Tower auf Treason", inhaltlich seinem "Father Brown"-Zyklus nahestehend, ist uns daher als ein Beleg für die eigenwillige Skurrilität und die geistreich-überspitzte Gläubigkeit des Dichters willkommen. — Von den anerkannten Meistern der Short Story sind *Washington Irving, N. Hawthorne, A. E. Poe, Eliz. C. Gaskell* und *Bret Harte* mit je einer charakteristischen Gabe ihrer Muse vertreten. Preis und Ausstattung des Bändchens empfehlen es für jede Bücherei.

Prag. E. Rosenbach.

Tauchnitz-Edition, Vol. 4733, 4734, 4735: John Galsworthy, *The Forsyte Saga.* 368 u. 375 u. 328 S. Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1926.

John Galsworthy hat seinen ersten großen Wurf "The Man of Property" (1906) erst nach mehr als einem Jahrzehnt wieder aufgenommen und mit dem zartverklärten Zwischenspiel "Indian Summer of a Forsyte" (1917), dem Höhepunkte des Dramas "In Chancery" (1920), der lieblichen Kindheitsschilderung "Awakening" (1920) und dem wehmütig-süßen "To Let" (1921) zur gewaltigen Saga abgerundet, die 1922 mit einem feinen Vorwort und sehr nötigem Stammbaum in England erschien und bis Juli 1924 zehn "reprints" erlebte. Ich will nicht allzuweit eingehen auf die dichterischen Schönheiten des Buches, dessen Hauptpersonen, die Forsytes, sich in der Hauptsache selbst oder gegenseitig charakterisieren, bis wieder einmal der Ironiker in Galsworthy sich regt und mit unheimlich sicherem Skalpellhieb eine seiner Figuren bis ins Innerste bloßlegt; dessen Nebenpersonen der Dichter hier — wie sonst nicht immer — mit wenig Aufwand kräftiges Eigenleben gibt (Swither, Thomas Gradman, Warmson); in dem der kaum faßbare

Zauber englischer Landschaft, englischen Naturlebens mit hauchfeinem Silberstift festgebannt ist. Wie natürlich Vorliebe oder Abneigung des Dichters selbst hier eingeflochten sind (so im Indian Summer Chopin, Mozart, Beethoven, Gluck gegen Wagner: "Old Jolyon could not bear a strong cigar or Wagner's music"), kurz, die ganze dichterische Bedeutung dieses großen Werkes ist nur in einer umfänglicheren Darstellung zu erschöpfen. Daß ihm auch geschichtlich-schildernde zukomme, läßt der Dichter nicht als Hauptsache gelten; die ist ihm vielmehr "an intimate incarnation of the disturbance that Beauty effects in the lives of men". Und doch weist er am Schlusse des Vorwortes selbst auf diese Konservierung der "upper middleclass, preserved in its own juice: The Sense of Property" hin, und darin liegt, wie ich schon 1924 betont habe, auch ein Hauptwert des Buches für uns Deutsche, denen das Werk nun, in guter Ausstattung, wesentlich billiger zugänglich ist, ganz besonders auch für unsere Schulen. Abschnitte wie "Diagnosis of a Forsyte (I, 234), Passing of an Age" (II, 339), dann einzelne Stellen, längere und kürzere, geben unendlich wichtige, weil dichterisch geschaute, Züge des Engländertums und sind für die vielberufene Kulturkunde ganz unschätzbar. Man hielt mir noch 1924 entgegen, daß Galsworthy doch nur ätzender, verneinender Kritiker ist und darum für die Jugend nicht in Betracht komme. Aber wie er in der Forsyte Saga gegen Soames immer weicher wird, so ist er auch in seiner Haltung gegen englische Verhältnisse sanfter geworden. Man braucht das nicht zwischen den Zeilen zu lesen; es spricht doch wohl Galsworthy selbst, wenn er den Rebellen Young Jolyon von den Forsytes sagen läßt: "Their day is passing and their type, *not altogether for the advantage of the country*" (II, 190). Und gar, wenn man die nun auch bei Tauchnitz (4665, 4784) erschienenen Fortsetzungen, "White Monkey" und "Silver Spoon" hinzunimmt, wo gegen die jazzmäßige Hetze und Oberflächlichkeit des heutigen Lebens die Solidität und Lebenskraft des älteren Geschlechts als Folie gestellt wird, kommt man mehr und mehr davon ab, in Galsworthy nur den Kritiker zu sehen, und findet seine Stellung zu England und der besonders als Trägerin dieses noch unerschütterten Englands herausgegriffenen Gesellschaftsklasse — denn heute ist es "England with the silver spoon in her mouth and no longer the teeth to hold it there, or the will to part with it!" — fast genau umschrieben mit Byrons Worten:

"I feel a mix'd regret and veneration
For its decaying fame and former worth"
(Don Juan, X, 119/20).

Graz. Fritz Karpf.

Otto Grautoff, *Das gegenwärtige Frankreich.* Halberstadt, H. Meyer. 1926.

Ein eigenartiges, aber ungemein fesselndes Werk hat der auf dem Gebiete der französischen Kulturkunde durch seine früheren Veröffentlichungen, unter anderem über Auguste Rodin, Romain Rolland, die französische Malerei seit 1914, bekannt gewordene Dozent der Berliner Handelshochschule jüngst erscheinen lassen.

Grautoff bezeichnet sein neues Werk als eine Fortsetzung seiner früheren Schriften über Frankreich. Er will in ihm „nicht Vollständiges und Endgültiges bieten, sondern nur Materialien zur Frankreicherkenntnis beibringen und einzelne Ausdrucks-

formen des französischen Weltgefühls zu deuten versuchen". Geht der Leser nach dieser Wegweisung an die zuerst in verschiedenen deutschen Tageszeitungen und Zeitschriften erschienenen Frankreich-Studien Grautoffs heran, so wird er nicht enttäuscht sein. Er wird, namentlich im ersten und wertvollsten Teil des Buches, „Deutungen" überschrieben, echte Goldkörner finden, die zu sammeln sich wirklich lohnen dürfte.

Nach den kunstphilosophischen Betrachtungen über das Weltgefühl in der neueren Malerei, die Grautoff seinen beim Besuch der Pariser Kunstausstellung von 1925 gewonnenen Eindrücken entquellen und in denen er die drei Klassiker der französischen Landschaftsmalerei, Claude, Poussin und Dughet wieder aufleben läßt, ferner die modernen Künstlerpersönlichkeiten Michels, Corots, Vlamincks und Derains beleuchtet, redet er in dem wertvollen Aufsatz „Eros" als wirklich tiefer Kenner der uns allen oft so fremden und unverstandenen französischen Volksseele. Es ist ja so dringend nötig und zweifellos uns Deutschen heilsam, wenn uns mit ernsten, stellenweise sogar leidenschaftlich erregten Worten einmal gesagt wird, daß Pariser Boulevardstudien uns kein Maßstab für die Sittlichkeit unseres Nachbarvolkes sein können, auch wenn sie in geistvoller Aufmachung uns in Buchform vorgesetzt werden.

Wer mit Grautoff einmal ernstlich versucht, die Behandlung des Liebesproblems in der französischen Literatur zu studieren, der wird viele Schöpfungen der Colette verstehen, der wird für das Suchen und Ringen mancher Moderner, wie z. B. Charles Péguy, Ernest Psichari, Jean Cocteau u. a. Verständnis haben. Er wird sich daneben auch der Schilderungen schlichten französischen Bürgertums eines Flaubert, Balzac, Anatole France, Alphonse Daudet erinnern, eines Bürgertums, in dem „eine stille, im sinnlichen Behagen ruhende, durch christliche Konvention gedämpfte Atmosphäre herrscht", und er wird mit Grautoff der schönen Worte gedenken, die Olivier an seinen Freund Jean-Christoph richtet: „Was kennst Du von Frankreich?" ...

Eine nicht weniger gute Beleuchtung gibt Grautoff dem französischen Katholizismus in dem Kapitel: „Gottgemeinschaft". Wir wissen ja, daß so viele ausgezeichnete französische Geister unserer Tage nach Irrungen und Wirrungen ihre Heimat in der sie liebevoll aufnehmenden Gemeinschaft der katholischen Kirche gefunden haben und noch finden.

Deutlich treten uns in dem Aufsatze „Klassizismus und Romantik in Frankreich und Deutschland" die Wechselwirkungen zwischen dem „Fließenden, Ungreifbaren und Ewigbewegten des Weltgefühls Deutschlands" und der weit über Descartes, nach Grautoff bis auf die Scholastik zurückgehenden Geschlossenheit, Klarheit und Durchsichtigkeit des französischen Intellektualismus vor die Seele.

Noch einige Worte über den Buchteil „Die Wandlungen des französischen Geistes um 1925". In vielen geistigen Regungen der letzten Jahre erscheint Grautoff in Frankreich ein neues Weltgefühl, das zum Aktivismus drängt, „nicht auf dem Wege politischer Expansion, sondern auf dem Wege körperlicher Ertüchtigung und seelischen Einfühlens, des Aufsaugens der Geistesgebilde aus allen Weltbezirken". Grautoff, über dessen Belesenheit man staunt, gibt überaus zahlreiche Belege für die Offenbarungen eines neuen Geistes, dessen Hauch ja jeder, der heute längere

Zeit in Frankreich lebt, denkt und fühlt, auch wirklich spüren kann, von dem man jedoch zweifeln kann, ob er sich auch durchsetzt, eine neue Atmosphäre schafft, oder ob vorläufig noch sehr kräftige, eisige Gegenströmungen die Oberhand behalten.

Der zweite Teil des Grautoffschen Buches: „Materialien“ hat seinen besonderen Charakter. Seine Einzelteile: Das geistige Leben in der Provinz, die Germanistik in Frankreich, das Collège de France, die offiziellen Organisationen der französischen Studentenschaft, die Wiederaufnahme der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, bieten uns aber eine so reichhaltige Zusammenstellung von höchst interessanten Tatsachen, daß jeder Kulturkundler seine Kenntnisse vom gegenwärtigen Frankreich an ihnen bereichern kann.

OTTO VÖLCKER, *Das Bildungswesen in Frankreich. Geschichte und Gegenwart.* Georg Westermann. Braunschweig 1927. Preis geb. 6 M.

Es ist eine eigenartige Erscheinung in unserer pädagogischen Literatur der letzten Jahre, daß gerade das französische Bildungswesen in zahlreichen Werken und Aufsätzen Bearbeiter findet. Wir können uns wohl kaum mehr der Betrachtung des gewaltigen Schaffens und Ringens auf dem Gebiete des Bildungswesens bei anderen Kulturvölkern entziehen; Frankreichs Bestrebungen und Errungenschaften in dem Auf und Nieder seiner Schulreformen, die voraussichtlich noch nicht ihre letzte Fassung gefunden haben, scheinen uns aber immer aufs neue zu fesseln und verdienen in der Tat Beachtung, gerade wenn man sie mit den deutschen Neugestaltungen vergleicht, die nicht in allen Kreisen Befriedigung ausgelöst haben.

Zuerst brachte *Kurt Glaser* in einem Abschnitt seines vorzüglichen Werkes: Frankreich und seine Einrichtungen, Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, 1923, eine gute historische Übersicht und Darstellung des französischen Bildungswesens. Ihm folgte *Franz Laue.* Das französische Schulwesen, Quelle & Meyer, Leipzig 1926. Dieses Buch wahrte den Charakter der Sammlung, in der es erschien (Handbuch für höhere Schulen, von Jahnke und Behrend) und bot in der Hauptsache eine streng sachliche Darstellung des französischen höheren Schulwesens. Die Volksschulen, die Hochschulen, das technische und das private Schulwesen konnten darin nur in kürzeren Abschnitten gegeben werden. *Otto Grautoff* in seinem Buche: Das gegenwärtige Frankreich, Halberstadt, 1926, bringt einige wertvolle Ausschnitte über die Universitäten, das Collège de France, die offiziellen Organisationen der französischen Studentenschaft. *Friedens* Buch: Das französische Bildungswesen in Geschichte und Gegenwart, Schöningh, Paderborn 1927, gibt vor allem eine etwas weitausholende, aber gut angelegte geschichtliche Darstellung des französischen Bildungswesens, die bis zur neuesten Zeit durchgeführt ist.

Als vorläufig Letzter versucht nun Otto Völcker in seinem jüngst erschienenen Buche eine Gesamtübersicht über alle Zweige der französischen Bildung zu geben, die „zum Grundcharakter und der Grundhaltung des französischen Geisteslebens in Beziehung gesetzt werden sollen“. Nach einer ausführlichen Darstellung der Organisationen der gesamten französischen Unterrichtsverwaltung wird das Volksschul- und Lehrerbildungswesen seiner geschichtlichen Entwicklung, seinem Aufbau und seinen

Zielen nach in einem Drittel des Buches recht übersichtlich dargelegt. Völcker läßt sich ferner ausführlich über Lehrpläne und Methoden aus und berücksichtigt auch die über den Lehrgang der École primaire hinausführenden Cours und die unseren Mittelschulen entsprechenden Écoles primaires supérieures.

Die gegenwärtige höhere Schule erhält nach einer guten historischen Einführung eine Darstellung in verhältnismäßig geringem Umfange, die jedoch die weit ausführlicheren Darstellungen des Laueschen Buches auf Grund guter Quellen in einigen Punkten glücklich ergänzt. Völcker berücksichtigt dabei schon die Beschlüsse des Conseil supérieur vom Juli 1926, die eine Trennung der Latein treibenden Klassen in einem gymnasialen und einem realgymnasialen Zweig im Gegensatz zu den Reformen Bérard und Albert schon wieder von IV ab vorsehen. Im übrigen beschränkt sich Völcker nur auf den eigentlichen Unterricht, d. h. Lehrverfassung, Stundentafeln, Lehrziele, Methode usw. Das innere Leben des französischen Gymnasiums, z. B. die Schulzucht (Internat, Zeugnisse, Versetzung), der Lehrerstand (Ausbildung, amtliche Tätigkeit, wirtschaftliche Lage), Schulunterhaltungsträger usw. sind, zweifellos absichtlich, nur sehr kurz behandelt, z. T. nur flüchtig berührt worden. Ebenso kommt das französische höhere Mädchenschulwesen in dem Völckerschen Buche, das doch „sämtliche Gebiete heutiger französischer Bildung darstellen und weit über früher gegebene Darstellungen hinausgehen soll", sehr kurz weg. Mädchenschulpädagogen sollten sich ermutigen lassen, über dieses noch sehr wenig behandelte Gebiet eine zweifellos alle im deutschen höheren weiblichen Bildungswesen tätigen Lehrer und Lehrerinnen fesselnde, ausführliche Studie zu schreiben, die namentlich auch die klösterliche Bildung und Erziehung berücksichtigen müßte.

Die französische Hochschule in ihrer Entwicklung, ihrer äußeren Organisation und ihrem Charakter hat bei Völcker eine gut durchgeführte Behandlung gefunden, welche die allerdings für Frankreich maßgebende Pariser Universität stark hervortreten läßt. Die französischen Provinzuniversitäten, die nach der Zahl ihrer Fakultäten und nach ihren wissenschaftlichen Leistungen verschiedenen Wert haben, aber zum Teil in den letzten Jahren einen großen Aufschwung nahmen, werden ergänzend in Grautoff: „Das gegenwärtige Frankreich" sehr gut beleuchtet. Bei der Darstellung des Fortbildungs- und Fachschulwesens gibt Völcker eine gute Charakteristik der französischen technischen Hochschule. Im übrigen werden die neuesten, das Fachschulwesen betreffendeen Gesetze angeführt, und es wird eine kurze Übersicht der vorhandenen Institute geboten. Für einen deutschen Fachmann auf dem Gebiete des Fortbildungs- und Fachschulwesens müßte sich in der Sichtung und Bewertung der überaus zahlreichen und verschiedenen technischen Bildungsstätten eine dankbare Aufgabe bieten.

Das zweifellos wertvollste Kapitel des Völckerschen Buches ist dem Privatschulwesen, namentlich dem katholischen Bildungswesen gewidmet. Von der ungeheuren Bedeutung der Écoles libres macht sich der deutsche Laie und zumeist auch der deutsche Schulfachmann kaum eine Vorstellung. Völcker rückt diese gewaltige, unabhängig dastehende freie Schulorganisation der Kirche in das richtige Licht, hebt ihren Gegensatz und ihre Kampfstellung zu den staatlichen Einrichtungen hervor und zeigt nament-

lich die hohe Bedeutung der neben den staatlichen Hochschulen bestehenden fünf katholischen Universitäten (Paris, Lille, Lyon, Angers, Toulouse), die zum Teil hervorragende Lehrkräfte besitzen und deren wissenschaftliche Forschung sehr rege ist. Das Institut catholique zu Paris findet eine besonders ausführliche Würdigung.

Nicht weniger wertvoll sind Völckers Ausführungen über das auch in Frankreich bestehende Problem der Einheitsschule. Die Einheitsschule ist auch in Frankreich auf dem Marsche. Ein im Unterrichtsministerium im Jahre 1924 einberufener Ausschuß nahm für sie die Leitsätze an, die für die künftige Entwicklung des französischen Bildungswesens richtunggebend sein können, soweit das mächtige Privatschulwesen, namentlich das der Kirche, nicht auch ferner eigene Wege gehen wird.

Gut ist auch das Schlußkapitel über das französische Bildungsideal. Hier kann natürlich nur von einem Bildungsideal der staatlichen Schulbehörde gesprochen werden, die dem künftigen Staatsbürger in einer weltlichen Schule in republikanischer Gesinnung erzogen wissen will. Auf dem Gebiete des höheren Schulwesens scheint nach vorübergehendem Aufflackern des Kampfes zwischen Humanisme und Scientisme auch eine Friedensstimmung wieder Platz zu greifen, die wie bei uns den Humanités classiques die Humanités modernes als gleichberechtigt zur Seite stellt. Zusammenfassend „wird auf allen Gebieten eine gleichmäßige Ausbildung der dem Menschen innewohnenden Kräfte zur Heranbildung des französischen Menschen gefordert, der Verständnis für die Probleme der modernen Wissenschaft mit der Einsicht in die Forderungen des staatlichen Lebens verbindet“.

Völckers Buch ist im ganzen genommen eine sehr gute pädagogische Studie, die jedem deutschen Fachmann Anregungen verschiedener Art zu bieten vermag, besonders wenn er an der Hand des Buches die einheitliche Gestaltung des öffentlichen französischen Schulwesens mit der Zersplitterung und Zerrissenheit unseres deutschen Unterrichtswesens vergleicht.

Halberstadt. Franz Laue.

Max Kuttner. *Westeuropäische und deutsche Kultur.* Berlin 1927. E. S. Mittler und Sohn. 29 Seiten.

Il faut rendre hommage à l'intention de cette brochure qui se propose de faciliter aux maîtres des lycées et collèges une partie essentielle de leur tâche: initier les élèves non seulement à la langue des peuples voisins, mais à l'originalité profonde de leur culture et de leur pensée. Il pose avec raison qu'il est bon d'étudier ce problème, puisque tout recueil de textes est déjà un jugement, au moins inconscient, qui impose au lecteur une opinion bien arrêtée. L'auteur limite son étude à trois nations, Allemagne, Angleterre et France, qui lui paraissent les plus importantes au point de vue de l'enseignement des langues vivantes. C'est donc le livre d'un professeur, et qui a pour lui sa grande connaissance de l'étranger. Il reconnaît d'ailleurs lui-même que son entreprise peut paraître un peu ambitieuse et que ses définitions seront forcément simplistes. Nous les examinerons donc avec indulgence.

Nous trouvons tout naturel que l'auteur ait une très haute idée de l'esprit allemand. Chaque peuple a son amour-propre légitime et nous reconnaissons qu'il y a beaucoup de vérité dans cette formule: «Sortir volontiers de soi-même, se sacrifier de grand

cœur pour l'amour d'autrui, voilà la manière allemande, voilà les traits saillants de la culture, de l'art et de la poésie allemande». Nous savons combien Frédéric II, Gottsched, Heine, Boerne, Goethe lui-même out admiré la littérature française; nous n'ignorons pas que Schlegel a donné Shakespeare à l'Allemagne comme Voss lui avait révélé Homère. C'est dire, et nul ne le niera, que le génie allemand est avant tout réceptif, qu'il aime se laisser féconder par toutes les influences venues du dehors. Mais l'auteur est-il sûr que ce goût intellectuel implique une telle cordialité, un tel abandon de soi? La chose n'est pas évidente. Et il nous paraît trop rapide de poser qu'un emprunt littéraire comporte forcément de l'altruisme et de l'abnégation. Il reste que l'auteur a bien mis en lumière *un* des traits caractéristiques de l'esprit allemand.

«N'être que soi-même», telle est la formule qui définit l'esprit anglais. Peut-être. Mais ici nous voulons faire à l'auteur une objection de principe: pour analyser l'originalité des Allemands, il appelle la littérature et l'art à la rescousse et n'a pas de peine à y découvrir de l'idéalisme; au contraire, il juge les Anglais sur quelques détails purement extérieurs: un séjour à Londres dans un boarding-house, une promenade à la forteresse de Gibraltar, une visite à la base navale de Malte (où il est assez naturel de rencontrer un vaisseau de guerre!), tels sont les événements qui valent aux Anglais de se voir définir par la devise même de l'égocentrisme. C'est peut-être aller un peu vite. Et en Allemagne aussi bien des visiteurs de bonne foi qui se contentaient de regarder autour d'eux, sans consulter Goethe ni Schiller, ont pu avoir des impressions peu édifiantes. Une analyse sommaire de la pensée anglaise aurait donc été plus convaincante: nous aurions vu qu'elle aime les réalités et aboutit toujours à des conclusions pratiques; et notre définition n'aurait peut-être pas été très différente de celle que l'on nous propose; elle aurait certainement été mieux fondée et plus nuancée.

«Und nun der Franzose.» Cette transition alerte est-elle l'indice que notre auteur réservait aux Français le meilleur de son attention? En tout cas, la plus grande partie de cette brochure leur est consacrée. Voici les traits essentiels de ce portrait: le Français aime parler de soi, d'où son goût pour la conversation et, en littérature, pour les confessions; et quand il n'a rien de vrai à raconter, il invente de toutes pièces (le Voyage en Amérique de Chateaubriand); cette folie des grandeurs le pousse à célébrer sa mission mondiale dans des termes qui dépassent les bornes de la décence; il est incapable de goûter ce qui lui est étranger et croit très sérieusement qu'il n'existe rien d'intéressant au monde qui ne soit français; et ce culte effréné du moi a pour conséquence dernière l'expansionnisme, l'impérialisme de la France en matière de politique et de civilisation.

Il paraît que ce portrait veut être impartial. L'auteur nous assure même qu'il a connu en France des hommes admirables, des cœurs vraiment nobles et désintéressés. Nous ne suspecterons donc pas sa bonne foi. Mais nos réflexions n'en sont que plus amères. Faut-il que le rapprochement intellectuel et la compréhension réciproque, dont on parle tant, aient fait en réalité peu de progrès pour qu'une étude consciencieuse de l'esprit français par un Allemand aboutisse à un tel résultat! Non que tout soit faux dans cette analyse: certains caractères du Français, sa sociabilité, sa ferveur d'apostolat, son besoin de faire rayonner

ses idées autour de lui, ont été parfaitement bien saisis. Mais on voit précisément qu'il aurait suffi d'éviter les termes péjoratifs pour conserver à ce portrait toute sa valeur. La même idée peut prendre des aspects très différents suivant l'expression et l'auteur aurait pu éviter de condamner là où il ne devait s'agir que de juger. Max Kuttner attache beaucoup trop d'importance au livre de Reynaud sur l'influence française en Allemagne: nous n'essaierons pas de réhabiliter cet ouvrage qui, tout en apportant beaucoup de renseignements sur un grand problème trop peu étudié, est malheureusement déformé par un esprit systématique certain. Mais la thèse de Reynaud a été réfutée en France même par des Français (voir les articles d'Albert Thibaudet dans la Nouvelle Revue Française, d'Edmond Jaloux et de Daniel Mornet dans les Nouvelles littéraires). Pourquoi donc vouloir faire de cet ouvrage l'expression la plus parfaite de l'esprit français ? (Et l'auteur ne donne-t-il pas quelque peu dans le travers qu'il reproche à Reynaud quand il essaie de démontrer que l'art pour l'art de Théophile Gauthier est en réalité une théorie de Kant et que les principes de Taine sur la race, le milieu et le moment étaient déjà dans Hegel ? Cette filiation, même clairement établie, ne prouverait pas grand' chose.)

Si vraiment nous voulons, nous autres pédagogues, contribuer pour notre part au rapprochement intellectuel des peuples, il faut que nous évitions ces erreurs de tactique: ce n'est pas en stigmatisant nos défaillances réciproques que nous ferons avancer le problème. Pourquoir ne pas chercher à nous voir mutuellement par nos bons côtés ? Il y a en France de véritables savants qui ont su comprendre et faire comprendre à leur nation toute la hauteur morale d'un Goethe, d'un Wagner ou d'un Nietzsche. Le nom du professerr Lichtenberger, pour n'en citer qu' un, n'est pas inconnu en Allemagne. Pourquoi considérer la Revue des Deux Mondes, organe officiel du nationalisme bourgeois, comme notre revue par excellence ? La Nouvelle Revue Française est pourtant antrement significative. Et l'autorité d'un Gide, d'un Duhamel, d'un Rolland, d'un Valéry, d'un Romains ne fait-elle pas largement contre-poids à celle de Paul Bourget ou d'Henri Bordeaux qui ne sont plus pris au sérieux que dans les salons bien-pensants par de vieilles douairières sentimentales ?

Telles sont les réserves que nous inspire cette brochure. Vu la gravité du sujet, nous avons cru, comme Français, devoir dire très librement notre opinion. Nous ne pensons pas que les formules proposées par le Professeur Max Kuttner puissent être considérées comme définitives; mais il a le grand mérite d'avoir abordé de front un problème très difficile et très important. Bien que, à notre avis, la solution doive être révisée, il faut se féliciter que la question ait été si nettement posée. En ce sens nous sommes persuadés que tous ceux qui, en France ou en Allemagne, s'intéressent à la psychologie comparée des peuples et aux problèmes techniques de l'enseignement des langues vivantes, liront cette brochure avec profit.

Wien. André Robert.

Anton Bettelheim, *Balzac.* Eine Biographie. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1926.

Ein Buch, das eine genaue Kenntnis des Werkes und ein sehr sorgfältiges Studium vieler, sonst weniger berücksichtigter, bio-

graphischer Einzelheiten verrät. Es stellt innerhalb der Balzacliteratur einen neuerlichen Versuch dar, aus dem Leben und aus dem Werk des Künstlers ein großes Bild erstehen zu lassen. Das Hauptgewicht aber fällt auf das Leben Balzacs. Abstammung, Werdegang, Eindrücke, Ahnung vom Dichterberuf und Entschluß zu ihm, ehrgeizige Träume, Nöte, Kämpfe, Leiden drängen mit ihrer weiten Ausführung die chronologisch dazwischen gereihte Besprechung der einzelnen Werke zurück. Die Nebeneinanderstellung des künstlerischen Schaffens und des privaten und intimen Lebens Balzacs läßt in höchst lebendiger Weise das tolle Tempo dieser beispiellos rastlosen Künstlerexistenz nachfühlen, führt aber, eben bei der stärkeren Zuwendung zu letzterem, zu einer zu bedingten Wertung des Lebenswerkes. Unvergleichbar bleibt darum die Bettelheimsche Balzacbiographie mit dem „Balzac" von E. R. Curtius, wo es unternommen wurde, Balzacs problematische Persönlichkeit aus der reinen Analyse seines Werkes zu konstruieren.

Vor Subjektivität und Willkür in der Beurteilung bewahrt sich der Autor durchwegs. Balzac ist als Kind seiner engeren Heimat, seiner Nation und seiner Zeit begriffen und als solches dargestellt. Im Rückblick über das Gesamtschaffen ist die Bedeutung Balzacs immer an gleichzeitigen und nachfolgenden Künstlern gemessen und gewürdigt. Und diese Darstellungsweise macht das Bettelheimsche Buch zweifellos zu einem guten Einführungsbuch für weniger Vertraute und darf gleichzeitig, gerade dank seiner vielen Mitteilungen auf dokumentarischer Basis, auch als aufschlußreicher Band für die Kenner der Balzacschen Romane angesehen werden.

Brünn. Marianne Pelikan.

Bila, *Constantin. La Croyance à la Magie au XVIII*e *siècle en France dans les contes, romans et traités.* Paris, Gamber. — 1925. 158 S. 10 F.

Seit dem Erscheinen der Arbeit von P. V. Delaporte (Du merveilleux dans la littérature française sous le règne de Louis XIV. Paris 1891) war das übersinnliche Element in der französischen Literatur nicht mehr Gegenstand einer zusammenfassenden Darstellung gewesen, während wir für die deutsche Literatur eine Anzahl solcher Arbeiten besitzen. (Ich erinnere u. a. an Ferdinand Joseph Schneider, „Die Freimauerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts".) Bilas Buch wäre daher zweifellos berufen gewesen eine Lücke auszufüllen, als Wegweiser zu dienen in den so gegensätzlichen und oft schwer zu ergründ nden Gedankengängen des 18. Jahrhunderts. Allein der Verfasser weilt an der Oberfläche, er sieht in erster Linie das Gegenständliche, bringt eine Fülle interessanter Einzelheiten und versucht nur selten den vielgestaltigen Problemen auf den Grund zu gehen. Wenn Bila z. B. den paradox klingenden, im wesentlichen aber zutreffenden Satz aufstellt, daß der Hang zur Magie im 18. Jahrhundert dem Streben nach Auflkärung, d. h. dem Wunsche nach Befreiung aus den Fesseln des Determinismus entsprungen sei, so bleibt er uns den Beweis für diese Behauptung schuldig. Wie naheliegend und lohnend wäre es gewesen, diesen Beweis an der Hand der großen philosophischen Werke des Jahrhunderts zu führen, aufzuzeigen, wie die Vorkämpfer des Aufklärungsgedankens, ein Voltaire, ein Diderot letzten Endes dasselbe Ziel verfolgten wie

die großen „Magier“ des Jahrhunderts: nämlich den Urgrund aller transzendentalen Kräfte zu entdecken und das Rätsel der menschlichen Schicksalsgebundenheit zu lösen, um dadurch selbst Macht über Leben und Dinge zu erlangen. Dem Titel des Buches nach zu schließen sollte die Darstellung des okkulten Elementes in der zeitgenössischen Literatur und dessen Auswirkung auf Problemstellung und Stoffgestaltung den wesentlichen Inhalt bilden. Dieses Thema wird indessen erst im 6. Kapitel auf knapp 25 Seiten abgehandelt, nachdem der Verfasser in den vorausgegangenen Abschnitten einen meist anekdotenhaften Bericht über magisches Gebrauchtum, Zauberei, Behexung, Alchimie und Astrologie gegeben hat. Von den rein okkulten Schriften, welche von weittragendem Einfluß auf das gesamte abendländische Schrifttum gewesen sind, stellt Verf. mit Recht den «Comte de Gabalis» des Montfaucon de Villars an die Spitze. Neben den Lettres persanes Montesquieus hätte unbedingt die Memoiren- und Briefliteratur des Zeitalters auf ihre Stellung zu den okkulten Problemen untersucht werden müssen. — In dem Kapitel «La Magie et la Franc-Maçonnerie» hat Bila nicht mit Unrecht das Hauptgewicht auf das rein äußerliche Moment gelegt. Denn in der Tat sind in der französischen Freimaurerei des 18. Jahrhunderts die Gestalten eines Cagliostro, eines Saint-Germain das führende Element. Eben dieser Durchsetzung mit okkulten Strömungen hatte das im Jahre 1723 von England nach Frankreich gelangte Freimaurertum seinen immensen Zulauf zu verdanken, nicht etwa seinem ethischen Gehalt und seinem auf germanisch-mittelalterlicher, dem französischen Wesen innerlich fremder Tradition beruhenden Gebrauchtum. — Wertvoll ist die ziemlich umfangreiche Bibliographie, welche Bila seinem Buche beigegeben hat. Bezüglich der freimaurerisch-okkulten Literatur wäre ein Hinweis auf die betreffenden Abteilungen in der deutschen Bibliographie der freimaurerischen Literatur von August Wolfstieg und der französischen von Fesch-Denay-Lay angebracht gewesen.

Lantoine, Albert. *Histoire de la Franc-Maçonnerie française (La Franc-Maçonnerie chez elle).* Paris, Emil Nowry, 62 rue des Ecoles. 1925. 514 S. 35 F.

Albert Lantoine ist als freimaurerischer Schriftsteller kein Unbekannter. 1919 erschien von ihm eine bisher unveröffentlichte anonyme Freimaurerkomödie aus dem 18. Jahrhundert: «Arlequin Franc-Maçon», mit einer umfangreichen Studie «Les Francs-Maçons au Théâtre». Die streng durchgeführte Objektivität, welche in dieser Arbeit so sehr anspricht, kennzeichnet auch sein neuestes Buch über die Geschichte des französischen Freimaurertums. Der Aufbau des Werkes vollzieht sich nicht in historisch-genetischer Reihenfolge. Aber man kann es dem Verfasser nicht zum Vorwurf machen, wenn er dem 1. Kapitel «Les Origines» gleich als zweites «Les principes sur lesquels s'étaye la Franc-Maçonnerie moderne» folgen läßt und erst dann die französische Freimaurerei des 18. Jahrhunderts behandelt. Denn in der Tat sucht das moderne französische Freimaurertum die Beziehungen zu der ursprünglichen gedanklichen Form des Bundes, wie sie in England ihr Werden und Wachsen erlebte, wieder herzustellen, während das Schrifttum des 18. Jahrhunderts eine geradezu krankhafte Neigung zeigt, der Freimaurerei ein möglichst hohes, sagenhaftes Alter zuzuschreiben. — Lantoine hat sich redlich bemüht die eigentliche Freimaurerei von den verwandten Orden (Templer, Neutempler, afrikanische Bauherren,

Rosenkreuzern usw.) zu trennen. Es muß dahin gestellt bleiben, ob eine solche präzise Scheidung überhaupt möglich ist. Denn in dem Augenblick, da das von England kommende freimaurerische Gedankengut in Frankreich Wurzel faßte, wurde es sofort von neuen, ihm wesensfremden Elementen durchsetzt, glich sich überraschend schnell den damals in Frankreich in Blüte stehenden okkulten Wissenschaften an und erhielt dadurch ein derart fremdes Gesicht, daß es mit der zeitgenössischen englischen und deutschen Freimaurerei nur den Namen gemeinsam hatte. Die eigentlichen Reform- und Reinigungsversuche der französischen Freimaurerei setzen erst nach der großen Revolution ein, aber eines jener wesensfremden Elemente aus dem 18. Jahrhundert ist dem französischen wie dem europäischen Freimaurertum bis heute geblieben: das Hochgradsystem. — Von besonderem kulturgeschichtlichen Interesse ist das Kapitel 6: La femme dans la Franc-Maçonnerie, welches den Kampf der Frauen um ihre Zulassung zu den Logen behandelt, ferner die Gründung von eigenen Frauenlogen mit eigenartigem Ritual, die androgynen Logen und die schließliche „Reinigung" des Logenlebens zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Ein rein äußerliches Moment verdient noch lobend hervorgehoben zu werden: A. Lantoines Geschichte der französischen Freimaurerei ist im freien Buchhandel erschienen, während ähnliche historisch und kulturhistorisch wertvolle Publikationen deutscher Autoren (z. B. G. A. Schiffmann, Die Freimaurerei in Frankreich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts) nur dem beschränkten Kreise der Logenangehörigen zugänglich sind. Eine derartige unzeitgemäße Geheimnistuerei liegt weder im Interesse der Freimaurerei selbst noch in dem einer vorurteilsfreien wissenschaftlichen Forschung.

Gmelin, Hermann. *Personendarstellung bei den florentinischen Geschichtschreibern der Renaissance* (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters. hrg. v. Walter Goetz. Bd. 31). Leipzig-Berlin 1927. B. G. Teubner. 94 S. 4.80 M.

Diese Arbeit will „durch eine Analyse der Personendarstellung bei drei florentinischen Geschichtschreibern einen Beitrag zur Geschichte des literarischen Porträts in der Renaissance liefern". Die drei Geschichtschreiber sind Machiavelli („der genialste"), Guicciardini („der erfahrenste") und Varchi („der gebildetste").

Bei Machiavelli ist die Anschauung vom Menschen eine durchaus dynamische, unter Ausschluß aller persönlichen und kulturellen Momente auf das Gebiet des politischen Handelns beschränkt. Eine eigentlich beschreibende Charakteristik findet sich äußerst selten, der Kreis von Machiavellis Motivierungen läßt sich mit drei Gründen: eine höhere Sache, ein Affekt, eine politische Überlegung, umschreiben. Seine Porträts sind nichts anderes als erweiterte historische Werturteile. «Virtù» und «bontà» haben nur die Bedeutung von Leistungen ohne ethischen Nebensinn.

Charakterbeschreibungen mit einem engeren sittlichen Maßstab finden sich bei Guicciardini; seine Darstellungsart ist mehr synthetisch im Gegensatz zu der analytischen Machiavellis. „Der größte Wert von Guicciardinis Charakteristiken liegt im Objektiven, in der Wiedergabe einer allgemeinen, von einer bestimmten Schicht seiner Zeit geteilten Ansicht der Charaktere", d. h. darin, daß er als erster der angeführten Schriftsteller literarische Porträts im engeren Sinne geschaffen hat.

Auch Varchis Charakteristiken sind nicht analytisch, sondern organisch zusammenfassend. Das Maß bei der Darstellung und Beurteilung politischer Persönlichkeiten ist bei ihm immer der Mensch, dessen Bild durch «natura» und «fortuna» bestimmt wird. Varchis Menschen leben nicht in der politischen Wirklichkeit, sondern in der humanistisch-höfischen Bildungswelt der Hochrenaissance und werden vorwiegend vom Standpunkt des Ästheten aus beurteilt.

Verfasser hat es verstanden, diese drei verschiedenartigen Wege der Personendarstellung gemäß der Eigenart der betreffenden Schriftsteller in klarer Weise aufzuzeigen, so daß die Arbeit einen wertvollen Beitrag zur kulturhistorischen Erforschung des Renaissancezeitalters bildet. Im Interesse einer besseren Übersicht wäre es vielleicht angebracht gewesen, bei Guicciardini von der rein historischen Anordnung abzusehen und die in den einzelnen Werken verstreuten Porträts derselben Persönlichkeiten nicht gesondert zu behandeln, sondern in vergleichender und ergänzender Weise nebeneinanderzustellen. Auch findet sich eine Menge Material zur Geschichte des literarischen Porträts, namentlich in der Antike, in den einzelnen Abschnitten verstreut, das man gern in einem einleitenden Kapitel zusammengestellt gesehen hätte mit entsprechenden Hinweisen auf derartige Arbeiten aus anderen Literaturgebieten (z. B. die von Kircheisen aus der deutschen, die von A. Franz aus der französischen Literatur). Ebenso vermißt man am Schluß einen kurzen vergleichenden Hinweis auf die zeitgenössische Geschichtsschreibung in Venedig (Pietro Bembo) und Süditalien (Angiolo Costanzo), wodurch die Eigenheit der Florentiner noch schärfer hervorgetreten wäre. Wenn auf diese Weise die Fäden von einem national begrenzten Kreise zu dem Zeitalter in seiner Gesamtheit gezogen worden wären, hätte der Verfasser die eingangs gestellte Forderung in noch höherem Maße erfüllt. Doch stellt die Arbeit auch in der gewollten Begrenzung einen wesentlichen Baustein dar zu einer Gesamtdarstellung des literarischen Porträts in der Neuzeit, die wir als Fortsetzung des genialen Werkes von Ivo Bruhns (Das literarische Porträt der Griechen, 1896) leider noch nicht besitzen.

Würzburg. Eduard von Jan.

RHO, EDMONDO. *Lorenzo il Magnifico.* Bari, Laterza, 1926, pag. 188 L. 13,50.

A poca distanza dal volume del Garsia ecco un'altro studio su Lorenzo il Magnifico[1]).

Il Rho si collaca innanzi i molti «Lorenzi», quelli delle arti rappresentative (interessante e vivo l'esame di essi nel «preludio») quelli degli storici e dei critici. Disorientato da così diverse rappresentazioni, colpito da così contrastanti giudizi, non convinto che sia sulla buona strada chi vorrebbe fra i molti «Lorenzi» discernere il vero dal falso, il nostro critico cerca di comporre con le diverse tonalità e coi diversi colori un quadro dal quale balzi fuori quello che fu o quello che gli pare il vero Lorenzo. «Il vero Lorenzo non è nè il platonico nè l'epicureo, nè il mistico, nè l'incredulo, nè il poeta nè il politico: e tutti questi insieme, armonizzati in un' individualità che ebbe da natura il prodigioso dono di fondere in una le cose più disparate» (pag. 17).

[1]) A. Garsia, Il Magnifico e la Rinascita, Firenze. 1923.

Così mentre la maggior parte dei critici poneva in ombra alcuni lati della personalità di Lorenzo il Magnifico per insistere su quello che ad essi pareva essere il più importante o il più sincero, il Rho tende a valorizzarli tutti. L'apparente contrasto tra il politico e il poeta, il gaudente ed il mistico cessa di essere un motivo di disorientamento, ma assume una sua particolare importanza di fronte al problema critico. Il Lorenzo fu quello che fu perchè altrimenti non poteva essere; questa sua molteplicità di aspetti non è voluta, studiata, riflessa, ma spontanea. «Un bel corpo femminile e un viso raggiante di donna angelicata, un abile raggiro diplomatico e un ragionamento di alta filosofia, una festa carnacialesca e una preghiera in duomo, sono parimenti degni del suo interesse. Disposizione d'animo che presuppone un fondamentale scetticismo, inteso come agnostica indifferenza di fronte alla verità come rinunzia a cercare l'eterno, il Noumeno, per abbandonarsi al mobilissimo fluire dei fenomeni, tutti ugualmente reali e perciò ugualmente ripieni di valore.» (pag. 18) Di qui anche il chiarirsi del valore della sua creazione come politico e come poeta. Sempre sincero, sempre fedele a se stesso; superficiale in apparenza, ma nel momento di quell'azione e di quella creazione tutto preso entro quella volontà di agire o in quell'atto di poeta e gli stati d'animo su cui tutto ciò poggia sono in lui uno accanto all' altro senza urtarsi, senza confondersi. Maraviglioso equilibrio degno di un uomo che rappresenta in modo mirabile la nostra Rinascenza e così lontano da qualsiasi spirito della nostra odierna tormentata età, un' uomo, il Lorenzo, che, istintivamente armonico, non sentì mai, neppure un' istante, il desiderio o la volontà di autocritica, desiderio che avrebbe inaridite in lui le fonti della vita e della poesia.

Stabilito così chiaramente con quale criterio si sia accostato al Magnifico, il nostro critico, dopo un capitolo dedicato a lui come politico nel quale ce lo rappresenta, ed a ragione, più abile nel conservare che nel creare, passa ad esaminare la produzione poetica di Lorenzo il magnifico.

L'esame è rivolto singolarmente alle varie opere. Abbonda, a volte, l'esemplificazione. I diversi aspetti del poeta (poeta-letterato, poeta-umanista, il poeta e il pratico, il poeta e il mistico) vengono lumeggiati volta per volta e pur tenendosi entro i limiti del quadro generale così che alla fine molte ombre sono scomparse e molti dubbi sono tolti di mezzo. La figura di Lorenzo il Magnifico ci appare pertanto, chiuso il libro, più snella, più definita, più umanamente concreta, più moderna.

Non ultimo pregio del libro sta in un' immediatezza, in una aderenza al soggetto, in questo fraterno conversare con l'autore studiato, cose tutte che danno all'opera un sapore di vissuto, di appassionato. Il che, quando è compiuto con finezza e con gusto come in questo caso, giova al critico e allo studioso.

Pasini, Ferdinando, *Luigi Pirandello* (*Come mi Pare*), Biblioteca di cultura de «La Vedetta Italiana». Trieste 1927, pag. 520, L 32.

Questo volume condotto con lo stesso metodo analitico di quello sul D'Annunzio[1]) ha pure su quest' ultimo, dato l'argomento trattato, il vantaggio di permettere al lettore ignaro, a volte, di una parte della vasta produzione pirandelliana di orientarsi più che sulla scorta di letture proprie colle molte citazioni e coi riassunti che delle novelle o dei drammi del Pirandello ci vengono qui dati dal Pasini.

[1]) F. Pasini, Gabriele D'Annunzio, Roma 1925.

Con tutto ciò non bisogna credere che sia mancato al critico il desiderio di inquadrare storicamente e letterariamente il suo autore. Vi provvede con quel suo capitolo introduttivo «Prologo, il Momento dell'arte Pirandeliana.» Perchè il Pirandello per quanto di soli quattro anni più giovane del D'Annunzio è balzato in prima linea nella vita letteraria italiana soltanto nel dopo guerra scoperto, per così dire, dal Tilgher[1]) e, per riflesso, dalla fortuna arrisagli sui teatri europei. Perchè di una conquista del pubblico italiano da parte del Pirandello non si può parlare (simile in ciò allo Shaw, per altri motivi, in Inghilterra) sopra tutto per quella cerebralità che gli viene da alcuni rimproverata, per quella mancanza di «umano», di istintività passionale, cose che, per il pubblico italiano, hanno grande importanza. Ed a questa accusa non pare sia rimasto sordo nemmeno il Pirandello abituato del resto a calcare vie sue e ad avere sempre nella vita vissuta, nel suo accostarsi al fascismo, per esempio, un suo particolare individuale punto di vista. Ne è per alcuni prova il contenuto, lo spirito e la soluzione di «L'amica delle mogli» (1927) commedia appunto che par stare in margine alla produzione pirandelliana ed, a volte, accennare ad un distacco.

Ma questo momentaneo indulgere al gusto di un pubblico meno di altri (del tedesco, per esempio) preparato a comprenderlo non distrugge nel Pirandello il grande merito di aver saputo attendere, lavorando con una maravigliosa instancabilità parecchi decenni, che i tempi maturassero e la sua vittoria non è stata una vittoria locale, ma un rapido e quasi simultaneo imporsi sui teatri dei popoli europei. Qui sta la sua grandezza, in questa fedeltà al suo mondo interiore in questo averlo vissuto e rappresentato. Accanto a tutto il suo pessimismo e il suo umorismo, il suo individuale destino di artista ha qualche cosa di eroico.

Il Pasini è guidato nel suo esame dell' opera pirandelliana da un interesse non soltanto artistico, ma per così dire etico. Vuole, in certo qual modo, dimostrare. e sovente vi riesce, che tutto questo distruggere pirandelliano è in fondo soltanto apparente, che, malgrado il sorriso ironico ed il gioco dei concetti, una visione del mondo ed una volontà di affermarla esistono nel Pirandello. Non è il credersi apostolo o profeta, sentimento, che poteva albergare nel cuore di un V. Hugo o di un D'Annunzio, è qualche cosa di più pacatamente reale, di più aderente alla vita, quindi di più concreto.

Questo è il lato più interessante del libro del Pasini e chi lo conosce trova naturale che il critico potesse nutrire in sè tali intendimenti. Perchè il Pasini ha molto sofferto per un' idea e l'opera sua è tutta pervasa di valori umani, e non poteva pertanto passare accanto alla creazione pirandelliana senza cercare, al di là di tutte le apparenze, la più profonda ed incoscia ragione dell' esistere di essa. Può darsi che il critico trascenda il pensiero del poeta; a volte un certo insistere sulla bellezza morale (pagina 80) come nel confronto (superfluo del resto) tra il Goethe ed il Pirandello parrà esagerato, ma, con tutto ciò, resta al libro un suo valore personale di cui va tenuto gran conto.

Utilissima la nota bibliografica in fondo al volume.

Pisa. Giovanni Vittorio Amoretti.

[1]) A. Tilgher, Voci del tempo, Roma 1921. Studi sul teatro contemporaneo, Roma 1923. La scena e la vita, Roma 1925.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT
IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXVI. *März 1928.* *Heft 2*

ZUM KONJUNKTIV DES PSYCHOLOGISCHEN SUBJEKTS.

Zunächst möchte ich mein Eigentum reklamieren. Gustav Humpf hat (*hier* 35, 497) eine sehr dankenswerte „Vergleichende Darstellung der Lehre vom Konjunktiv im Französischen und Englischen“ gegeben. Darin unterscheidet er im wesentlichen einen Konjunktiv als Modus der Willensäußerung und einen Konjunktiv des psychologischen Subjekts. Er beruft sich auf mich und auf Regula, wobei er zutreffend angibt, daß das, was Regula den „thematischen Konjunktiv“ nennt, identisch ist mit meinem „Konjunktiv des psychologischen Subjekts“. Aber er fügt hinzu, Regula und ich hätten Theorien, die Ricken und Wähmer schon vor vielen Jahren aufgestellt hatten, gleichsam wiederentdeckt. Das scheint mir nicht richtig. Humpf dürfte diese Angabe aus der ersten Arbeit Regulas[1]) übernommen haben, ohne sie an Hand der früheren Konjunktiv-Arbeiten nachzuprüfen. Sonst hätte er den Lesern wohl mitgeteilt, daß sie meinen Aufsatz über den Konjunktiv des psychologischen Subjekts in dieser Zeitschrift selbst finden können (Bd. 27, S. 338ff.). Er erschien hier bereits 1919, aber bis Regula meinen Gedanken aufgriff und eingehend begründete (1926), fand er kein Echo. Wähmers Ausführungen sind schon 1914 erschienen, aber sie stellen keine eigentliche Untersuchung über den Konjunktiv dar, sondern bilden nur einen Exkurs in seinem Buche „Spracherlernung und Sprachwissenschaft.“ Wähmer kommt manchmal nahe an den „Kon-

[1]) M. Regula, Über die modale und psychodynamische Bedeutung der frz Modi im Nebensatz. Z. f rom. Philol. Bd. 45, S. 129—197. (Auch separat: Halle 1926, Niemeyer). Vgl. meine eingehende Besprechung im Lit.-Blatt 1927, Sp. 36—41. Die folgenden Stellenangaben beziehen sich auf diese Arbeit (und nicht auf die späteren Konjunktiv-Aufsätze Regulas im Jahrbuch für Philologie, Bd. IIf.).

junktiv des psychologischen Subjekts" heran, gebraucht aber diesen Ausdruck nicht (ebensowenig wie Regulas Terminus „thematischer Konjunktiv"), und verläßt diesen Gedanken alsbald wieder, um von dem Willenstrieb zu reden, der in allen Werturteilen enthalten sei. — Rickens Ausführungen datieren schon von 1900 (Z. f. frz. Spr., Bd. 22, S. 273—281; vgl. auch N.-Spr. 30, 172ff). Aber seine Lehre, wonach der Konjunktiv in allen Fällen (auch z. B. in *Qu'il sorte!*) der Modus der Abhängigkeit (Unselbständigkeit, „Unterbindung") sei, ist durchaus abzulehnen und auch längst abgelehnt worden (Näheres in der unten genannten Rezension Sp. 37; auch Regula selbst hat S. 133ff. Rickens Aufstellungen stark kritisiert); sie geht offenbar auf die lateinische Grammatik zurück und ist dort in der Tat am Platze.

Wenn Regula sich auf Wähmer und Ricken beruft, so ist das durchaus begreiflich, denn auch er möchte dem französischen Konjunktiv seine Einheitlichkeit zurückgeben und ist mit meiner Zweiteilung nicht einverstanden. Humpf aber scheidet wie ich zwischen einem Konjunktiv als Modus der Willensäußerung und einem Konjunktiv des psychologischen Subjekts; er würde sich also, wenn er die früheren Arbeiten gekannt hätte, wohl weniger auf Regula, Wähmer und Ricken berufen, als vielmehr auf mich (er verwendet ja übrigens meinen Terminus „Konjunktiv des psychologischen Subjekts").[1])

Ich versuche nun freilich auch meinerseits, dem französischen Konjunktiv seine Einheitlichkeit zurückzugeben. Aber ich tue das nicht in der Weise Wähmers, der einfach im Urteilen ein Begehren sieht, und noch weniger in der Weise Rickens und Regulas, die umgekehrt das Begehren nur als eine besondere Form des Annehmens gelten lassen wollen. Ich halte vielmehr den Konjunktiv des Begehrens für die primäre Form und möchte den Konjunktiv des psychologischen Subjekts daraus ableiten. Und zwar auf einem besonderen Wege, den ich hier nur ganz kurz andeuten kann (die genaue Darlegung erfordert einen besonderen Aufsatz): *Je m'étonne qu'il soit venu* = „Er *soll* gekommen sein? das wundert mich", wobei Er *soll* ge-

[1]) Andrerseits dürfte Regula mit Humpfs Übersicht, die ich ausgezeichnet finde, durchaus nicht einverstanden sein, da er die Vorstellung, der Konjunktiv stehe „nach" irgendwelchen Verben, strikt ablehnt. Auch ich verkenne nicht, daß der Konjunktiv eigentlich durchaus selbständig steht, glaube aber, daß diese Betrachtungsweise besonders in der Schule unentbehrlich ist.

kommen sein? = „Du *meinst*, er sei gekommen?" ist und dieses wiederum = „Du *willst*, er sei gekommen?"

Doch ist es schließlich eine Frage zweiten Ranges, wem die „entscheidende Wendung in der Auffassung von der Natur des Konjunktivs", von der Humpf spricht, zu verdanken sei. Wichtiger erscheint es mir, daß der Lehrer sich bewußt werde, welche Vorteile der „Konjunktiv des psychologischen Subjekts" im Unterricht biete, und daß etwaige Zweifel, die er noch haben könnte, beseitigt werden. Diesen beiden Zwecken versuchen die folgenden Ausführungen zu dienen.

Die Aufstellung eines „Konjunktivs des psychologischen Subjekts" bedeutet m. E. eine große Vereinfachung. Es werden damit Anwendungstypen des Konjunktivs zusammengefaßt, die bisher beziehungslos nebeneinander standen. Selbst wenn wir von den Relativsätzen ganz absehen, so sind es bei den *que*-Sätzen folgende Regeln: 1) der Konjunktiv steht im vorangehenden *que*-Satz: der *que*-Satz geht eben deshalb voran, *weil er* psychologisches Subjekt ist (ohne daß er deshalb immer vorangehen müßte, sobald er psychologisches Subjekt ist); 2) er steht nach den Verben der Gemütsbewegung: diese stellen eben die B e u r t e i l u n g dar, das psychologische P r ä d i k a t zu dem psychologischen Subjekt, das durch den *que*-Satz gegeben ist — z. B. in *Je m'étonne* (psych. Prädikat) *qu'il soit venu* (psych. Subjekt); 3) er steht nach den Verben des Sagens und Denkens, wenn diese verneint, fragend oder bedingt sind — aus dem gleichen Grunde: in *Je ne crois pas qu'il soit venu* ist eben „daß er gekommen ist", das als bekannt Vorausgesetzte, das psychologische Subjekt — und „Ich glaube es nicht" die eigentliche Aussage, das psychologische Prädikat.

Die Regel vom „Konjunktiv des psychologischen Subjekts" ist aber zugleich u m f a s s e n d e r und g e n a u e r als die Einzelregeln (die ja, wie das auch in der Französischen Sprachlehre von Engwer-Lerch geschehen ist, dem Schüler trotzdem – aber erst nachher, zur Erläuterung — mitgeteilt werden können und sollen). Denn bei der dritten Einzelregel sind die Verben der sinnlichen W a h r n e h m u n g vergessen: man sagt doch auch: *Je ne vois pas que j'aie tort*, u. dgl. Und ebenso erweist sich auch die Einzelregel von den „Verben der Gemütsbewegung" als zu eng: sie paßt nicht recht für Fälle, wie ich sie in meinem früheren Aufsatz (hier 27, 341) angeführt habe: Je *comprends* que cela vous *paraisse* étrange; Je *conçois* que tu *l'aies* accepté;

On *s'explique* que nous *ayons* pu la prendre sans coup férir (Soltmann S. 81). Denn *comprendre, concevoir* und *s'expliquer* sind eher Verben „des Sagens und Denkens" als „der Gemütsbewegung", und doch können sie auch unverneint den Konjunktiv nach sich haben. Man kann natürlich versuchen (und man hat es versucht), diesen Konjunktiv nach *comprendre* von *j'approuve* + Konjunktiv aus zu verstehen. Aber auch *approuver* ist kein Verbum der Gemütsbewegung (mindestens nicht unmittelbar). Und überdies würde diese Erklärung nur für *Je comprends* gelten, nicht aber für *Je m'explique* (*On s'explique, Cela explique*). So sagt z. B. bei A. France, Les Contes de Jacques Tournebroche p. 118 der *prince des Enfers* in bezug auf ein Gericht: „*Je m'explique maintenant qu'il soit insipide*"; das ist ein Begreiflichfinden — aber kein B i l l i g e n. Vgl. auch das oben angeführte Beispiel mit *On s'explique* und ferner: P. Martino, Le naturalisme fr. (Paris, Colin 1923), p. 20: Cela *explique* que les Goncourt *aient* si complètement réalisé les aspirations réalistes. Auch hier erklärt sich der Konjunktiv nicht dadurch, daß *expliquer* = *approuver* wäre, sondern er erklärt sich als „Konjunktiv des psychologischen Subjekts": die im *que*-Satz ausgedrückte Tatsache wird von Martino als bekannt vorausgesetzt — b e t o n e n will er, daß er für diese Tatsache die Erklärung gegeben habe. Ebenso: ib. p. 148: Cette simple considération des dates *explique* assez bien qu' Alphonse Daudet et E. de Goncourt . . . *aient* gardé . . . leur pleine indépendance.

Ebenso bei verneintem *expliquer*: In Maupassants Erzählung *Denis* (II) hat jemand einen Diener, der ihn ermorden wollte, trotzdem nicht entlassen; er muß bei der Gerichtsverhandlung als Zeuge erscheinen, und man sagt zu ihm: «Mais enfin, monsieur . . . cela *n'explique pas* que vous *l'ayez* gardé.» Daß er den Diener behalten hat, ist eine ihm durchaus bekannte T a t s a c h e (psych. Subj.) — aber eben diese Tatsache wird zum Gegenstand einer Beurteilung gemacht: „Diese Tatsache wird durch ihre Aussage nicht erklärt". (Man kann von hier aus schließen, daß auch der Konjunktiv in *je ne crois pas qu'il soit venu* nichts mit „Unsicherheit" zu tun hat, sondern sich auf die gleiche Weise erklärt.)[1])

Wenn aber die Erklärung, *comprendre* sei = *approuver*, bei *expliquer* versagt, so dürfte sie auch bei *comprendre* selbst keine wirk-

---

[1]) Plattner II 3, 70 meint, bei *s'expliquer* sei der Konjunktiv auch ohne begleitende Negation das Regelmäßige.

liche Erklärung darstellen und nicht (oder nicht immer) den eigentlichen Grund für die Wahl des Konjunktivs enthalten. — Ich gebe noch einige Beispiele für *comprendre*, um zu zeigen, wie häufig die Erscheinung in neuerer Zeit geworden ist (um eine Regel handelt es sich freilich noch nicht: man findet nach *comprendre* auch noch den Indikativ, vgl. Plattner II 3, 61 und das Beispiel aus Gyp bei Regula S. 143):

Balzac, *Splendeurs et Misères des Courtisanes* (Flammarion I 290), Peyrade: «Ah! je comprends que ma fille l'ait aimé à première vue . . .»

Maupassant, *Une Vie* p. 140: Jeanne zu der sündigen Magd: «Je comprends bien que tu aies honte.»

Derselbe, *Miss Harriet* (Sel.-Coll. p. 13): Et je comprenais qu'elle crût à Dieu, celle-là, et qu'elle eût espéré ailleurs la compensation de sa misère.

A. France, *Le Lys rouge*, p. 198: «Je comprends qu'après lui avoir donné une âme (à Saint Marc), Donatello lui ait crié: «Marc, pourquoi ne parles-tu pas?" („Diese bekannte Tatsache finde ich begreiflich".)

ib. p. 184 ein Beispiel für verneintes *comprendre*: «Je ne comprends pas qu'une femme . . . puisse faire cette folie.»

Lanson, *L'Art de la Prose* p. 76: . . . Si l'on songe . . . on comprendra mieux que ce logicien . . . ait tramé . . . sa chaîne de pures idées; ib. p. 268: On n'aura pas de peine à comprendre que . . . il ne suffise pas de considérer . . .

André Germain, *De Proust à Dada* (1924) p. 28: Lire Proust est une tâche et presque une profession; je comprends qu'à Londres et en Hollande des clubs se soient fondés pour la faciliter. (Von „Billigen" könnte man hier nur insofern sprechen, als eben jedes „Verstehen" irgendwie ein „Billigen" bedeutet — aber daß der Verfasser die Gründung der Clubs wirklich billige, wird nicht zum Ausdruck gebracht).

Le Journal 5. 9. 27, p. 2: Accommodant mari, et comme l'on comprend que sa femme l'ait lâché!

Endlich ein älteres Beispiel für *concevoir:* 1862 schrieb Mme Victor Hugo an ihren Gatten: «Je conçois qu'il y ait une barrière entre les ménages réguliers et les ménages irréguliers . . .» (nach Louis Barthou, Les Amours d'un Poète, p. 111).[1])

[1]) Nach Plattner II 3, 70 ist bei *comprendre* der Konjunktiv weitaus überwiegend, während bei *concevoir* der Indikativ ungefähr so gebräuchlich ist wie der Konjunktiv.

Nach diesen Beispielen wird man es nicht mehr erstaunlich finden, daß sogar nach unverneintem *je crois* der Konjunktiv auftritt, wenn es nämlich die Bedeutung von *Je m'explique* hat. Das hatte ich bereits in dem früheren Aufsatz (N. Spr. 27, S. 341) für möglich erklärt und hinzugefügt, daß ich für einen Beleg dankbar wäre. Kalepky in der Z. f. frz. Spr. (49, S. 494ff.) hat gegen diese Vermutung mit den heftigsten Ausfällen gegen meine Arbeitsweise polemisiert. Allein er hat dabei übersehen, daß Regula bereits einen „absolut zuverlässigen" Beleg[1]) beigebracht hatte (Jahrb. für Philol. II 214 f.); in Courtelines kurzer Erzählung *Le Médecin* kommt eine Mutter mit ihrem Kinde zum Arzt: das Kind leide an Fallsucht. Schließlich aber entdeckt der Arzt den wahren Grund dafür, daß das Kind sich nicht auf den Beinen halten kann, und sagt: «Je le *crois* sacrebleu bien, qu'il ne *puisse* tenir sur ses pieds . . . Vous lui avez mis les deux jambes dans la même jambe du pantalon!» — Hier ist über jeden Zweifel klar, daß *qu'il ne puisse tenir sur ses pieds* das „psychologische Subjekt" darstellt: denn diese Tatsache wird eben vom Sprechenden (dem Arzte) als bekannt vorausgesetzt und darf als bekannt vorausgesetzt werden, weil dieser Umstand ja gerade das ist, worüber die Mutter sich bei ihm beklagt hat. Nicht darin also liegt die eigentliche Mitteilung, sondern vielmehr in der Stellungnahme des Arztes: «Je le crois sacrebleu bien!» Daß der *que*-Satz in diesem Falle „psychologisches Subjekt" ist, geht, wie Regula a. a. O. bereits bemerkt hat, auch aus dem *le* vor *crois* hervor (und außerdem, wie ich hinzufügen möchte, auch aus dem Komma vor *que*). — Solche Beispiele sind freilich selten: ich selbst habe zufällig noch vor Drucklegung von Regulas Aufsatz genau das gleiche Beispiel gefunden (bei Pierre Mille, *Anthologie des Humoristes* fr., Paris 1923) — aber weder vorher noch seitdem irgendein anderes, obwohl ich ein paar Dutzend Belege für *je crois bien* notiert habe (abgesehen von einem provenzalischen Beispiel bei Schultz-Gora, Altprov. Elementarbuch 1924[4] S. 149, und einen zweifelhaften Fall in den Cent nouv. nouv. No. 25). Gewöhnlich folgen die Autoren eben der äußeren Regel der Grammatik, wonach unverneintes *croire* in jedem Falle den Indikativ nach sich haben muß.

Eine ähnliche sklavische Beobachtung einer Schulregel zeigt

---

[1]) Regulas früherer Beleg (S. 132, aus Pascal) war in der Tat zu Unrecht angeführt.

sich ja in Fällen wie C'est une *erreur* de *croire* que le public *tient* beaucoup aux nouveautés (Rev. des d. m., nebst anderen Beispielen bei Soltmann 83), oder *Étonnée* de *voir* que je *savais* son nom, elle répondit . . . (Maupassant, Miss Harriet); Au dîner un d'eux *s'inquièta* de *voir* que la mère Sauvage ne *mangeait* point encore (derselbe, La mère Sauvage; hier wird freilich *ne mangeait point* zugleich als neue Tatsache mitgeteilt); ähnliche Beispiele bei Soltmann S. 123. Hier haben die Autoren nach *croire* bzw. *voir* den Indikativ beibehalten, obwohl diese Verben ihrerseits von dem negativen *erreur* bzw. von *étonnée* abhängig sind. Andere Schriftsteller aber setzen hier den Konjunktiv („des psychologischen Subjekts")[1]: Rev. des d. m.: C'est une *erreur* de *croire* que la femme musulmane *soit* obligée de se voiler; A. France: C'est encore une étrange *illusion* de *croire* qu'il *faille* faire tant de façons (bei Soltmann S. 83, vgl. auch S. 122); Mairet, Soph. 1015:. . . Il est vray que je suis plus *ravy* de *voir* que vostre amour à la mienne *responde;* Pascal: Qui *s'étonnera* de *voir* qu'un philosophe paien *ait* été plus éclairé que vos docteurs?; Voltaire: Je suis *fâché* de *voir* que le chevalier de J. . . . *prétende* . . . Zu diesen Beispielen (bei Hölder 376 und Ed. Simon, Ausdrücke der Gemütsbewegung, Gött. Diss. 1907, S. 34; vgl. auch Plattner I § 260 Anm. 2) füge ich folgende: La Fontaine, *Fables* V 21: [Les gens] *s'étonnaient* de *voir* que Martin *chassât* les lions au moulin; Henri Estienne läßt den *Celtophile* sagen: «Vous *m'estonnez* merveilleusement de me *dire* qu'un si vilain langage *soit* ordinaire aux gentilshommes courtisans» (*Deux Dialogues* . . ., éd. Liseux I 172, zitiert nach L. Sainéan, *Le Langage parisien*, 1920, p. 125); bei Oct. Mirbeau, *Le Calvaire* p. 45 heißt es: Etait-elle heureuse *d'apprendre* que quelqu'un *souffrît* à cause d'elle?; bei Daudet, *Petit Chose* 215: *Quelle folie* de *penser* qu'il *pût* y avoir deux couples de ces yeux-là . . . ! Vgl. noch: Mais quant à *croire* que l'argent ainsi dépensé *soit* de la moindre utilité, c'est une autre affaire (Bourget); *Prétendre* qu'il ne *fît* rien de neuf et d'original, est loin de ma pensée (J.-H. Rosny Jeune, beides bei Soltmann S. 75).

Aus diesen Belegen geht hervor, daß Kalepkys Behauptung (a. a. O. S. 503), jedes r e i n e Verbum sentiendi und dicendi in

[1]) Bei Pascal im Wechsel mit dem Indikativ: C'est une *erreur* et presque une hérésie de *dire* que la contrition *soit* nécessaire, et que l'attrition . . . ne *suffit* pas . . . (Haase § 80, Rem. II).

positiver Form habe ausschließlich den Indikativ nach sich, in dieser Absolutheit nicht zutrifft. Diese Belege zeigen, wie unrecht er mit seiner Polemik gegen Regula hat, für den der Konjunktiv „eine lebendige Kraft" ist, die sich über äußerliche Regeln hinwegsetzt. Oder wenn Kalepky diese Belege nicht gelten lassen will, so wird er doch schwerlich etwas einwenden können gegen: Cela *se voit* tous les jours qu'on *soit* sans nouvelles d'un navire (Daudet, Jack 474, zitiert bei W. Wandschneider, Progr. Wismar 1898, S. 26; nach W. erscheint die gleiche Konstruktion auch *Robert Helmont* p. 128). — Allerdings geht Regula zu weit, wenn er behauptet, die Wahl des Modus habe mit dem übergeordneten Verbum überhaupt nichts zu tun. Denn es existiert eben im Französischen die Regel, daß nach unverneintem *croire (dire, voir)* der Indikativ zu stehen habe, und die Beispiele aus Maupassant usw. beweisen, daß der Schriftsteller dieser Regel zuweilen auch dann folgt, wenn eigentlich der „Konjunktiv des psychologischen Subjekts" zu setzen wäre.

Wie aber erklärt sich nun diese Regel über die unverneinten Verben des Sagens und Denkens (im Gegensatz zu den verneinten?) — Das habe ich bereits in dem früheren Aufsatz (Bd. 27, S. 340) dargelegt: normalerweise ist in «je crois qu'il *est* venu» psychologisches Prädikat das Kommen (Hauptaussage: „wahrscheinlich ist er *gekommen*"). In «*je ne crois pas* qu'il soit venu» dagegen ist das Kommen psychologisches Subjekt — das psychologische Prädikat (die Hauptaussage) aber wird dargestellt durch das Nicht-Glauben. Denn wenn ich eine von irgend jemand aufgestellte Behauptung bestreite (wie z. B. hier das Gekommensein), so muß diese Behauptung eben bereits aufgestellt worden sein. D. h. mit anderen Worten: eine negative Aussage kann ich nur über etwas bereits Behauptetes oder Vermutetes, über ein psychologisches Subjekt machen: und die Ableugnung (je ne crois pas) ist dann immer psychologisches Prädikat[1]). Das positive *je crois* aber ist normalerweise nicht die Hauptaussage, sondern nur eine Art Einleitungsfloskel zu dieser (die im *que*-Satz steckt)[2]). Aus diesem Normalfall ist dann

[1]) Deshalb kann man hier auch umkehren: „Daß er gekommen ist, glaube ich nicht". Bei positivem *Je crois* dagegen ist die Umkehrung normalerweise nicht möglich.

[2]) Positives *Je dis* wird kaum jemals vorkommen, denn statt *Je dis qu'il est venu* sagt man einfach: *Il est venu.*

eine feste Regel gemacht worden, die nun selbst dann befolgt wird, wenn *Je crois* ausnahmsweise einmal nicht bloße Einleitungsfloskel ist. Z. B. bei Courteline, *Les Linottes* p. 61: «On peut entrer?» — «Je crois bien qu'on peut entrer!» Oder bei Duhamel, *Confession de Minuit* 25: Et puis, pourquoi parler du prix de la viande? Je *le* savais bien que la viande était chère. Nur in dem oben angeführten Beispiel mit *Je le crois sacrebleu bien* ... hat die „lebendige Kraft" des „Konjunktivs des psychologischen Subjekts" einmal gesiegt.

Daß sogar nach nicht-verneinten Verben des Sagens und Denkens der Konjunktiv stehen kann, zeigt auch Ernst Otto[1]), der diesen Konjunktiv als Ausdruck der Abhängigkeit deuten möchte. Er führt (nach Plattner II 3, 68 oben) u. a. das Beispiel aus P. Hervieu an: Pour la première fois de sa vie, il *s'avisait* de ce que le préjugé du duel *violât* ... une des volontés les plus manifestes de la Providence (mit zutreffender Deutung). Er fügt hinzu, der Umstand, daß der regierende Ausdruck des Hauptsatzes in verneinter oder fragender Form gegeben ist, sei allerdings von großem Einfluß auf den Grad der Unterordnung des Nebensatzes — keineswegs aber dürfe man die Sache rein äußerlich betrachten „und schlechthin behaupten, daß nach den positiven Verben des Sagens, Denkens und Wahrnehmens der Indikativ, nach den negativen Formen der Konjunktiv steht (Schulgrammatiken!)"[2]).

---

[1]) Ernst Otto, Methodik und Didaktik des neusprachlichen Unterrichts, Bielefeld 1921[1] S. 160, 1925[2] S. 170.

[2]) Es kann auch (den Schulregeln zuwider) nach negierten (fragenden, bedingten) Formen der Verben des Sagens und Denkens der Indikativ stehen. So z. B. wenn Ch. de Coster einen Brief an Elisa (Nr. 28, ca. 1852, p. p. Ch. Potvin, Brux. 1894, p. 113) mit den Worten beginnt: Croirais-tu que ta lettre m'*a* fait de la peine. Daraus ersieht man, daß es neben dem „Konjunktiv des psychologischen Subjekts" auch einen „Indikativ des psychologischen Prädikats" gibt. In diesem und ähnlichen Fällen enthält nämlich der *que*-Satz die eigentliche Mitteilung: „Dein Brief hat mir — möchtest du's glauben? — Kummer gemacht". (Daher steht nach diesem Satz auch kein Fragezeichen). Hierher gehört das von E. Otto (a. a. O.) zitierte Beispiel: On ne s'avisera jamais qu'il *sort* de la Belle-Jardinière, das Otto zutreffend folgendermaßen deutet: „er kommt aus der Belle-Jardinière, der Gedanke würde einem nicht einfallen". Mit Recht sagt Otto (dessen Definition des Konjunktivs als „Modus der sachlichen Abhängigkeit" ich ablehnen muß) vom Indikativ, er

Wir sehen nunmehr, daß die beiden Einzelregeln, wonach der Konjunktiv nach den Verben des Affekts immer steht, nach den Verben des Sagens und Denkens dagegen nur, wenn sie verneint (fragend, bedingt) sind, sich auflösen in die allgemeine Regel, wonach der Konjunktiv immer dann steht, wenn das übergeordnete Verbum eine Beurteilung ausspricht und die eigentliche Aussage darstellt. Die Fälle mit dem Indikativ (nach unverneintem *croire* usw.) erscheinen von hier aus als „Ausnahmen": Ausnahmen, die darauf beruhen, daß in *Je crois qu'il est venu* u. dgl. normalerweise eben keine Beurteilung des Gekommenseins liegt, sondern vielmehr eine selbständige Aussage.

Den Terminus „Verba der Beurteilung" wird man auch um der unpersönlichen Ausdrücke willen einführen müssen. Diese haben ja (von wenigen Ausnahmen wie *il est sûr* abgesehen) sämtlich den Konjunktiv. Nun wird aber der Schüler zwar begreifen, daß unpersönliches *Il est heureux que* ... genau so ein Ausdruck der Gemütsbewegung ist wie *Je suis content*, oder *C'est dommage* genau so wie *Je regrette*. Aber bei *Il est naturel que*, *Il est absurde que* usw. wird ihm das schon schwerer eingehen, und bei *Il est banal que* ... oder bei *Il est logique que* ..., bei *Il est rare que* ..., *Cela explique que* ... usw. gar nicht. Und in der Tat: genau so könnte man behaupten, auch in *Il est certain* oder *Il est clair* sei eine „Gemütsbewegung" (freudiges Anerkennen) enthalten. Da ist es wirklich nicht bloß richtiger, sondern auch einfacher, wenn man die Regel gibt: „Die unpersönlichen Ausdrücke haben (da sie eine Beurteilung enthalten) den Konjunktiv nach sich", und *Il est sûr*, *certain* usw. als „Ausnahmen" mitteilt. Ausnahmen, die nach dem Prinzip des „Konjunktivs des psychologischen Subjekts" gar keine Ausnahmen sind: denn *Il est sûr qu'il est venu* ist = „Sicherlich ist er *gekommen*" (Hauptaussage ist *Il est venu*). Wenigstens ist das der Normalfall, der dann (ähnlich wie bei unverneintem *croire*, *dire* usw.) zur festen Regel erhoben wurde. So entspricht dem französischen *Il est vrai qu'il est malade* im Deutschen: „Er ist zwar krank — (aber ...)", d. h. die eigentliche Aussage ist

---

stehe da, wo die beiden im Haupt- und im Nebensatz geäußerten Gedanken eine gewisse Selbständigkeit beanspruchen oder wo der Inhalt des Hauptsatzes gar hinter dem des Nebensatzes zurücktritt. Vgl. auch Regula, Jahrb. für Philol. II 214.

das Kranksein, und *Il est vrai* ist nur eine Einleitungsfloskel, der im Deutschen ein Adverb entspricht (*zwar*, eigentlich gleichfalls = „Es ist wahr"). Aber das ist nur der Normalfall, nicht die einzige Möglichkeit. Vielmehr kann *Il est vrai* auch seine volle wörtliche Bedeutung haben, es kann Hauptaussage (psych. Prädikat) sein. Das gilt von einem Beleg aus Faguet (Dix-sept. siècle p. 286 f.), den ich schon vor Regula in meiner Syntax I 287 angeführt habe. Faguet schreibt: On dit à l'ordinaire: «Une comédie doit être vraie, logique et amusante ...», und fährt nun fort: Il est *vrai* qu'Alceste *soit* amoureux d'une coquette et *logique*, que, de ce fait, il *devienne* ridicule et malheureux. Il est *vrai* qu'Arnolphe *soit* un vieux garçon ... et il est *logique* qu'Agnès le trompe ... Il est *vrai* que Philaminte *soit* un „bas-bleu" ... et il est *logique* qu'entre ces deux parents les enfants ... *soient* assez mal élevés; il est *vrai* qu'Harpagon *soit* avare ... Faguet erinnert an lauter bekannte Tatsachen; diese sind das psychologische Subjekt, und die Hauptaussage ist immer: „Das ist wahr", „Das ist logisch". Daher könnte man auch umkehren, d. h. das psychologische Subjekt voranstellen: „Das Alceste in eine Kokette verliebt ist, ist wahr (entspricht der Forderung nach Wahrheit); daß er dadurch lächerlich und unglücklich wird, entspricht der Logik", usw. Wohingegen man bei gewöhnlichem *Il est vrai* = *zwar* (z. B. in Il est vrai qu'il est malade) die Umkehrung n i c h t vornehmen könnte, weil eben der *que*-Satz hier nicht psychologisches Subjekt ist[1]).

Und wie hier nach *Il est vrai* und *Il est logique* der Konjunktiv steht, so kann er auch nach *Il est exact* stehen: Il est parfaitement *exact* que ma cousine et mon ami Marcile *soient* allés en Italie; Il est *exact* que Mme D. *soit* passée par la Belgique: Quant à la revue de la Scala, il est *exact* qu'une scène en *ait* été supprimée; Il est *exact* que le directeur ... *ait* été vu à Bruxelles hier (Plattner II 3, 68, sämlich aus Zeitungen). Stets ist der Sinn: „Die betreffende Behauptung (psych. Subj.!) entspricht den Tatsachen." E. Otto (Methodik 165[2]) fügt hinzu,

---

[1]) Daß der *que*-Satz, obwohl er psychologisches Subjekt ist, so oft n i c h t vorangeht, ist eine Wirkung des Affekts: in *Je suis étonné qu'il soit venu* wird eben zuerst affektisch die Beurteilung herausgeschleudert (Je suis étonné) und dann erst das Beurteilte (der *que*-Satz) hinzugefügt. Ähnlich verhält es sich aber auch in *C'est une honte que de mentir!* statt *Mentir, c'est une honte!* oder in „Gerettet ist er!" statt „Er ist gerettet".

daß selbst nach *Il est évident* gelegentlich der Konjunktiv stehe (ohne Beleg), und Strohmeyer (Französische Grammatik auf sprachhistorisch-psychologischer Grundlage, 1921, § 198 Anm. 3) gibt sogar ein Beispiel für *Il est certain*: J'aurai une lettre! J'en suis sûre! Il est *certain* qu'une lettre *m'attende!* (Harry), das ich keineswegs für verdruckt halten möchte. Denn hier ist eben *Il est certain* (ausnahmsweise einmal) Hauptaussage, und „ein Brief erwartet mich" ist bereits bekannt (psych. Subj.). Da der vorangestellte *que*-Satz so gut wie immer im Konjunktiv erscheint (weil er psychologisches Subjekt ist), z. B. auch in Qu'elle ne se *fît* aucune illusion . . ., cela est *certain*; Que le roman eût alors intérêt à se rapprocher de l'histoire, *je le crois* et j'essaierai de le prouver (nebst anderen Beispielen bei Soltmann S. 75), so ist ja auch gar nicht einzusehen, warum im nachgestellten *que*-Satz (der doch gleichfalls psychologisches Subjekt sein kann) die Anwendung des Konjunktivs gewissen Beschränkungen unterworfen sein sollte, so daß er also z. B. niemals nach *Il est certain* oder nach unverneintem *Je crois* auftreten dürfte.

Während nun einerseits nach unpersönlichen Ausdrücken wie *Il est banal, Il est rare, Cela explique que* usw. und sogar nach *Il est vrai, Il est logique, Il est exact, Il est certain*, die sämtlich keine Verba der Gemütsbewegung sind, der Konjunktiv auftreten kann, steht dieser Modus andrerseits nach unpersönlichen Ausdrüken, die wirklich solche der „Gemütsbewegung" sind, keineswegs immer. Man kann nämlich je nachdem sagen; Le malheur est qu'il *soit* venu und Le malheur est qu'il *est* venu; C'est dommage qu'il *soit* venu und C'est dommage qu'il *est* venu. Für die erste Gruppe hab ich in dem früheren Aufsatz (S. 341) bereits Belege gegeben (nach Soltmann S. 115 f.); für die zweite Gruppe führt E. Otto (Methodik 168[2]) an: C'est dommage que vous *soyez* en retard — aber C'est dommage que ce n'*est* pas la mode et que Dieu *n'a pas* été de cet avis. — Auch hier versagt eine äußerliche Regel wie die, daß nach den Ausdrücken der Gemütsbewegung der Konjunktiv stehe; auch hier ergibt sich die Erklärung aus der Frage, welcher Teil des Satzes die Hauptaussage darstelle (das psychologische Prädikat): C'est dommage qu'il *est* venu heißt: „Er ist — leider — *gekommen*" — C'est dommage qu'il *soit* venu dagegen: „Daß er gekommen ist (psych. Subj.), ist bedauerlich." Bei den unpersönlichen Ausdrücken innerhalb der Verben des Affekts ist

also der Konjunktiv noch nicht zu einer festen Regel geworden; hier zeigt sich noch Freiheit, oder mit anderen Worten: hier läßt sich die Gültigkeit des Prinzips vom „Konjunktiv des psychologischen Subjekts" besonders gut beobachten.

Ähnlich verhält es sich mit einem Beispiel aus Bornecque, das Wähmer und nach ihm Regula (S. 143f.) anführen: De là vient qu'il (Daudet) n'*a* pas fait école; de là vient aussi qu'il *plaise* à tant de lecteurs différents. Das eine Mal teilt der Literarhistoriker eine neue Tatsache mit (Daudet n'a pas fait école) — das zweite Mal setzt er den Inhalt des *que*-Satzes (daß Daudet so verschiedenartigen Lesern gefällt) als bekannt voraus, und die Hauptaussage ist jetzt: „Das erklärt sich aus dem gleichen Grunde." Diese Deutung ist keine bloße Phantasie, sondern vom Verfasser des Satzes (Bornecque) selbst bestätigt worden. Wähmer berichtet das wie folgt: „Als ich Herrn Professor Bornecque meine Auffassung mitteilte, mit dem indikativischen Satze wolle er seinen Lesern zur Wahrnehmung bringen *(apprendre)*, daß Daudet keine Schule gemacht habe, in dem konjunktivischen Gefüge wolle er die ihnen als bekannt vorausgesetzte Tatsache erklären *(expliquer)*, antwortete er, ganz so sei es gemeint, doch sei er sich beim Hinschreiben der getroffenen Moduswahl dessen nicht bewußt gewesen." Die Anwendung des „Konjunktivs des psychologischen Subjekts" beruht also, wie Regula hinzufügt, nicht auf bewußter Überlegung, sondern allein auf dem erworbenen psychologischen Instinkt — und merkwürdigerweise, meint Regula, hat auch noch kein französischer Philologe die Ratio für den Gebrauch des Konjunktivs in solchen Fällen erkannt.

Dieses Beispiel mit *De là vient que* . . . ist verwandt mit den früher angeführten Belegen für *Cela explique que* + Konjunktiv. Es steht aber auch sonst nicht allein: ihm reihen sich weitere Beispiele an mit fragendem *D'où vient que* . . .?: Courteline, *Les Linottes* p. 58: «Qui donc suis-je? et d'où vient que je n'*aie* plus de rancune contre LUI?» (Daß der Sprechende keinen Haß mehr empfindet, ist ihm nichts Neues); R. Rolland, *Jean-Christophe*, Nouv. éd. (in 4 Bänden) III 250 (= Schulausgabe Velhagen 80): «D'où vient alors que je ne le *voie* pas (Dieu)?» Roger Martin du Gard in *Wissen und Leben* XIV 552 (1921): . . . Et d'où vient qu'il y *ait*, en chacun de nous, ce même principe de perfectionnement?; vgl. ferner Flaubert, Correspondance, éd. Conard (neue Ausgabe) III 371, Brief an L. Colet vom 23. Oktober 1853:

Comment se fait-il que j'*aie* fait de bonne besogne cette semaine? Ebenda III 390, Brief vom 29. November 1853: Comment se fait-il que depuis huit jours j'*aie* bien travaillé?; O. Mirbeau, Le Calvaire S. 70: «Comment se fait-il que je ne les *aie* jamais vus!» Ich kenne keine Regel, nach welcher auf *D'où vient?* und dergleichen der Konjunktiv folgen müßte oder folgen dürfte — die Erklärung bietet wieder der „Konjunktiv des psychologischen Subjekts". (Soltmann S. 95. hat nur ein Beispiel mit dem Indikativ [aus Ochsé] und versucht zu beweisen, daß dieser Modus das einzig Natürliche sei . . .)

Hieran schließen sich andere Beispiele aus dem gleichen Roman von Mirbeau, die gleichfalls Fragen in bezug auf einen als bekannt vorausgesetzten Tatbestand darstellen: p. 83 sagt ein Maler: «Et puis, qu'est-ce que ça le regarde, celui-là, que je *fasse* de la peinture . . .?» p. 12: Etait-il donc possible qu'elle *fût* morte? (sie *ist* tot!); p. 72: Comment cela était-il possible que cet homme *fût* tombé si bas . . .? Auch hier handelt es sich um einen bekannten tatsächlichen Sachverhalt, und damit ist bewiesen, daß der Konjunktiv nach *Est-il possible?* weder eine „Unsicherheit" noch auch, wie Regula will, eine bloße Annahme auszudrücken braucht.

Ähnlich wie direkte Fragen (*D'où vient que ...?* oder *Comment se fait-il que ...?*) werden indirekte gebraucht: Voilà *comment il se trouvait* que Tartarin ... *n'eût* jamais quitté Tarascon (Daudet, Tartarin de T. 36); Et pourtant *comme je m'explique* qu'il en *soit* arrivé là! (Femmes d'Artistes 8; W. Wandschneider, Progr. Wismar 1898, S. 26.)

Endlich einige andere Sätze, die sich gleichfalls keiner anderen Erklärung als der durch den „Konjunktiv des psychologischen Subjekts" fügen dürften:

Bourget, *Le Disciple* (Nelson) p. 244: «C'est la *loi* du monde», raisonnais-je, «que toute existence *soit* une conquête exécutée et maintenue par le plus fort»; Daudet, Le Nabab 141: C'était encore un *progrès* qu'il ne s'en *chargeât* plus lui-même (zitiert bei W. Wandschneider, a. a. O.); Claude Farrère, *Mlle Dax*, p. 45: «Et c'est plutôt une *garantie* pour vous, que votre fiancé *soit* un homme tenace, qui ait su résister même à votre père.» (Beachte das Komma vor *que*!); ib. 59: «Ça n'offre aucun *inconvénient*, que je *sois* ici ...!» (desgleichen); Mallarmé, *Poésies* 118: Ce me va hormis l'y taire Que je *sente* du foyer Un pantalon militaire A ma jambe rougeoyer „Das geht mir über (die Möglichkeit) darüber zu

schweigen, daß ich an meinem Bein eine Militärhose im Kaminfeuer rot leuchten sehe" (von Elise Richter, Z. r. Ph. 57, 352 in anderem Zusammenhange angeführt); H. de Régnier, *Amants singuliers* 130 (Soltmann 112): Combien la mort de ce qu'on aime doit être peu auprès de la *vue* qu'un autre en *soit* aimé!

Ferner bei Soltmann S. 127 f.: *L'habitude* était que les invités *arrivassent* bien avant la fin du dîner; Il était *d'usage* que le nouvel élu *fît* léloge de la compagnie.

Soltmann (S. 127) stellt diese Beispiele (*c'est la coutume, l'usage, l'habitude, la loi* etc.) zu *Le hasard voulut* + Konjunktiv und rechnet sie zu den Ausdrücken des Wollens (vgl. bei ihm auch S. 113, wo er z. T. die gleichen Belege gibt). Ich glaube jedoch, daß der Sinn „das Gesetz will, die Gewohnheit will . . ." von ihm mehr hineininterpretiert wird, als daß er wirklich darin läge. Und wie erklärt Soltmann das Beispiel mit *garantie* oder die Beispiele für *le fait que,* wo doch zweifellos kein Wollen vorliegt? Man vergleiche bei ihm selbst § 94:

Le *fait* que l'on *eût* donné aucune consigne à la porte était un second indice (Bourget); Le fait qu'il *eût* borné ses demandes d'argent aux parents . . . me frappa . . . comme très significatif (Derselbe); Le fait que je ne *sois* plus là, peut aider à obtenir du temps (Derselbe); Le fait que M. de S.-G. *eût* élu Versailles impressionna favorablement Jacques (P. Margueritte); Mais le fait que vous me *l'ayez* dite (?) m'a montré que . . . (M. Provins) — ebenso auch nach *La certitude*: La certitude qu'Isabelle *fût* la meilleure protectrice . . . lui inspirait une involontaire jalousie (P. Margueritte). (Im nächsten Paragraph gibt Soltmann sodann Beispiele, die nach *Le fait que* . . . und *La certitude que* . . . den Indikativ zeigen.)

Diese Beispiele zeigen wiederum, daß der Konjunktiv auch zweifellose Tatsachen ausdrücken kann (und nicht nur bloße Annahmen). Aber wie soll man sie erklären? Man erklärt sie gewöhnlich von den vorangestellten *que*-Sätzen aus: in diesen steht der Konjunktiv, und „der Zusatz *le fait* u. ä. hindert dies nicht" (Engwer-Lerch, Große Ausgabe 1926, § 415). Aber *le fait que* braucht ja keineswegs voranzugehen: vgl. R. Rolland, *Jean-Christ.* III 247 (Schulausgabe Velhagen 75): Qu'on aimât la musique en France était moins encore pour étonner Christophe que *le fait qu'on y aimât* . . . la même musique qu'en Allemagne; T. de Wyzewa im Vorwort zu Bourgets Disciple (Nelson p. 6): toute notre attention . . . s'était trouvée aussitôt sur deux choses

également imprévues et singulières: ... sur la nature même de la thèse ..., et ... sur le *fait* qu'une thèse de ce genre nous *fût* présentée par le jeune écrivain; Edmond Jaloux in *Les Nouv. litt.* vom 3. 12. 1927 (über Proust): Je ne sais pas si le terme de composition est suffisamment nécessité par le *fait* que la conclusion de l'œuvre se *renferme* exactement sur son point de départ et que le cycle *soit* complet („Die Tatsache, daß ... ist vielleicht noch kein zureichender Grund, von ‚Komposition' zu sprechen"). — Auch diese Fälle erklären sich nur durch den „Konjunktiv des psychologischen Subjekts", der ja auch den Modus im vorangehenden *que*-Satz erklärt. Gegenbeispiele sind: Le fait est que ... le magnifique roman ... *a* été un phénomène infiniment imprévu (ib. p. 11); Le fait est qu'après les premières pages, il *commença* de sommeiller (Bourget, Disciple 209). Hier wird im *que*-Satz etwas Neues mitgeteilt — daher der Indikativ. —

Fanden wir nach *La coutume est que ..., L'habitude est que ..., L'usage est que ...* den „Konjunktiv des psychologischen Subjekts", so dürfen wir wohl annehmen, daß auch der Konjunktiv, der neuerdings so häufig nach *Il arrive que ...* auftritt, ein solcher „Konjunktiv des psychologischen Subjekts" ist. Diese Annahme habe ich bereits in meinem früheren Aufsatz (S. 341) vorgetragen; ich wählte bei Soltmann S. 82 das Beispiel (aus der R. des d. m.): «Il arrive que, dans un moment de crise, on *écrive* des choses dont ensuite on se repent» und erklärte: „Daß man dergleichen schreibt, das kommt vor." — Aber auch gegen diese Deutung polemisiert Kalepky (a. a. O., S. 498) auf das heftigste (ohne eine andere zu geben). Das Argument, mit dem er dabei operiert, scheint mir gänzlich verfehlt. Seiner Meinung nach wäre nämlich, wenn hier der „Konjunktiv des psychologischen Subjekts" vorläge, die Stellung zu erwarten: Que, dans un moment de crise, on écrive des choses ..., cela arrive. Dabei vergißt er, daß man bei den Verben des Affekts, wo doch auch nach seiner Meinung der „Konjunktiv des psychologischen Subjekts" steht, keineswegs zu stellen pflegt: *Qu'il soit arrivé, je m'en étonne,* sondern in der Regel: *Je m'étonne qu'il soit arrivé.*

Ich bin daher noch immer der Meinung, die Einführung des Konjunktivs bei *Il arrive* (die erst seit etwa 1870 erfolgt sein dürfte, denn in der Auflage 1867 der Grammaire des Grammaires — I 670 — erscheint *Il arrive* noch bei den unpersönlichen Ausdrücken, die den Indikativ nach sich haben) muß ihren

Ausgangspunkt bei solchen Fällen haben, wo der *que*-Satz etwas als bekannt Vorausgesetztes enthielt (psych. Subj. war), *il arrive* selber dagegen die eigentliche Mitteilung darstellte[1]) — d. h. also bei Fällen mit der Bedeutung: „Ja, ja, das kommt vor (nämlich: daß man dergleichen schreibt, daß man sich irrt, usw.)." In solchen Fällen aber ist *Il arrive* gleichbedeutend mit: „Es ist nicht verwunderlich, daß . . .," also mit einem Ausdruck des Affekts — und die Ausdrücke des Affekts stellen ja in der Tat die wichtigste Anwendungssphäre des „Konjunktivs des psychologischen Subjekts" dar.

Auf ähnliche Weise hat übrigens schon Soltmann den Konjunktiv nach *Il arrive* zu erklären versucht, und zwar an eben der Stelle, auf die Kalepky (S. 498) sich bezieht. Soltmann sagt dort (S. 81 unten): „Wenn der Sprechende nach *arriver* im *que*-Satz gelegentlich den subjonctif setzt, so scheint das nur dann verständlich, wenn *il arrive* s u b j e k t i v i s c h e n Charakter annimmt, nämlich soviel wie *il arrive la chose singulière, la chose incroyable* oder *il arrive rarement* oder *le hasard veut* ist; in allerjüngster Zeit scheint aber nach *arriver* überhaupt mit Vorliebe der subjonctif im *que*-Satze gesetzt zu werden." Also auch Soltmann meint, berechtigt sei der Konjunktiv nur dann gewesen, wenn *Il arrive* die Bedeutung eines Ausdrucks des Affekts hat; er unterscheidet sich von mir nur darin, daß er sich diesen Ausdruck des Affekts p o s i t i v denkt, während ich ihn mir eher n e g a t i v denke („Das ist nicht verwunderlich, daß man dergleichen schreibt" — nach Soltmann jedoch: „Das ist etwas Verwunderliches, daß man . . ."). Ähnlich wie Soltmann sagt Strohmeyer § 198 Anm. 2: „In *il arrive* liegt meist der Nebensinn des Erstaunlichen (Erfreulichen oder Unerfreulichen), und es folgt daher oft der K o n j u n k t i v darauf."

Auch Soltmanns zweite Gleichsetzung *(Il arrive = Il arrive rarement)* kann den Ausgangspunkt gebildet haben; nach *Il est rare* steht ja der „Konjunktiv des psychologischen Subjekts". Ebenso kann man aber *Il arrive souvent = Il n'est pas rare* setzen, das gleichfalls diese Konjunktivart nach sich hat.

Soltmanns dritte Gleichsetzung *(Il arrive = Le hasard veut)* erscheint zunächst bestechend. Aber dann wäre der Konjunktiv

---

[1]) Vgl. das oben aus Daudet angeführte Beispiel: Cela *se voit* tous les jours qu'on *soit* sans nouvelles d'un navire, wofür es auch heißen könnte: Cela *arrive* tous les jours . . .

ein Konjunktiv des Gewollten, und dann wäre zu erwarten, daß sich *Il arrive* mit dem Konjunktiv schon sehr früh fände. Denn der Konjunktiv des Gewollten ist von Anfang an in der Sprache fest verwurzelt, breitet sich aber in neuerer Zeit nicht mehr aus — während umgekehrt der „Konjunktiv des psychologischen Subjekts" in größerem Maßstabe erst im Neufranzösischen auftritt und im neuesten Französisch immer mehr um sich greift. Eine Denkweise, die das Geschehen als etwas vom Geschick, von der Gottheit Gewolltes auffaßt, müßte sich in früheren, religiöseren Epochen eher bemerkbar machen als gerade in den letzten Jahrzehnten. Nun steht aber in den französischen Bibeln, die ich durchsah, und zwar sowohl in einer von 1567 als auch in einer von 1830 (Version Ostervald) nach *Il arriva* bzw. *Il advenoit* durchwegs der Indikativ (vgl. z. B. Lucas 1, 8; 6, 1; 6, 6; 8, 22; 19, 15 usw.). Das ist um so auffälliger, als ja im Latainischen überhaupt und so auch in der Vulgata nach den Verben des Geschehens (*fit*, *fieri potest*, *evenit*, *accidit* usw.) der Konjunktiv stand. So entspricht also z. B. der Vulgata-Stelle Lucas 16, 22: Factum est ut *moretur* mendicus, et *portaretur* ab Angelis in sinum Abrahae in der fanzösischen Bibel von 1830: Or il arriva que le pauvre *mourut* (et il *fut* porté par les anges dans le sein d'Abraham). Das zweite Geschehen ist also gar nicht mehr von *Il arrive* abhängig gemacht worden, sondern wird als selbständige Tatsache mitgeteilt, und auch an anderen Stellen ist ein *Factum est* . . . der Vulgata bei der Übersetzung einfach fortgelassen worden. Das zeigt aufs deutlichste, daß nach früherer Auffassung der *que*-Satz der wichtigere Teil der Aussage war (das psychologische Prädikat), und daß man *Il arrive* nur als bedeutungslose Einleitungsfloskel empfand. In jüngster Zeit hat sich dann aber gerade die umgekehrte Auffassung durchgesetzt.

Mit dem Hinweis auf die Abweichung der französischen Bibel von der Vulgata ist zugleich gesagt, daß auch die Annahme, der Konjunktiv nach *Il arrive* sei lateinischem Einfluß zu verdanken, abzulehnen wäre. Denn der lateinische Einfluß zeigt sich viel stärker im 16., allenfalls auch noch im 17. und 18. Jahrhundert, als gerade in neuester Zeit. — So bleibt denn kaum eine andere Möglichkeit übrig, als daß das Umsichgreifen des Konjunktivs nach *Il arrive* ein Spezialfall des allgemeinen Umsichgreifens des „Konjunktivs des psychologischen Subjekts" im neuesten Französisch ist.

Das auffälligste Beispiel für dieses Umsichgreifen ist der Konjunktiv nach *de ce que*. Noch vor 20 Jahren wurde in allen Grammatiken gelehrt, nach den Verben der Gemütsbewegung stehe entweder *que* mit dem Konjunktiv oder aber *de ce que* mit dem Indikativ. Heute muß die Regel lauten: „Die intransitiven Verben (des Affekts) können *de ce que, à ce que*[1]) nach sich haben, wobei gleichfalls meist der K o n j u n k t i v steht" (Engwer-Lerch, Große Ausgabe 1926, S. 181). Tatsächlich stand bis vor kurzem nach *de ce que* ganz überwiegend der Indikativ; ein paar unsichere Beispiele für den Konjunktiv finden sich seit dem 15. Jahrhundert, in größerer Zahl aber treten die Belege erst seit etwa 1888 auf (in diesem Jahre hat Scherffig diese Neuerung in seinem Programm von Zittau konstatiert). Ed. Simon (Ausdrücke der Gemütsbewegung, Gött. Diss. 1907, S. 52) meint, man sei gewohnt, nach *que* den Konjunktiv zu setzen, und das tue man „ganz m e c h a n i s c h manchmal auch nach *de ce que*". Diese Erklärung ist jedoch nicht zutreffend: der Konjunktiv findet sich hier nicht nur „manchmal" (Soltmann § 146f., der nur die neuesten Autoren berücksichtigt, gibt etwa doppelt so viel Beispiele für den Konjunktiv wie für den Indikativ), und sodann erfolgt der Gebrauch des Konjunktiv hier nicht „mechanisch", sondern er ist der Ausdruck für eine Wandlung des Sprachgefühls. Das erkennt man etwa an Beispielen wie J'ai presque envie de l'*embrasser* de ce qu'il *soit* si bête!, wo *de ce que* gar nicht von einem Verbum der Gemütsbewegung abhängt; Il ignorait sa démarche, mais elle lui en veut de ce qu'elle l'*ait* faite; Il souffrit de ce qu'elle s'*intéressât* à une autre; usw. (sämtlich bei Soltmann). Früher hatte man das Gefühl, *ce* bedeutete in solchen Fällen *die Tatsache daß*, und deshalb sei hier der Indikativ (als „Modus der Tatsächlichkeit") am Platze. So meint auch Ed. Simon (S. 46), noch die neuere Sprache fühle deutlich durch, daß durch *ce* auf etwas tatsächlich Vorhandenes hingewiesen werden soll; daher setze auch sie (wie das Altfranzösische) den Indikativ. Man findet bei ihm (S. 49) zwei Beispiele aus Du Bellay, die nach *ce* ein Komma aufweisen: Amy Lecteur, tu trouveras estrange . . . de *ce*, que j'ay si brevement traité un si fertil et

---

[1]) Ein Beispiel für *à ce que* bei Maupassant, Fort comme la mort 241: Il n'y avait donc rien d'étonnant *à ce que* son cœur d'homme se *laissât* un peu surprendre; ähnlich S. 245. Weitere Belege bei Soltmann § 135.

copieux Argument. (In solchen Fällen würde *de ce que* heute nicht mehr gebraucht; es findet sich aber so noch im 17. Jahrhundert). Und so erklärt noch die Grammaire des Grammaires von 1867 (II 1218f.), *de ce que* bei *se plaindre* bedeute, daß die Klage begründet sei («il n'y a point de doute sur l'existence de l'action exprimée par le second verbe, du moins pour celui qui parle», als Beispiel wird u. a. angeführt: On se plaint en Perse de ce que le royaume *est* gouverné par deux ou trois femmes, aus Montesquieu). Daher stehe nach *de ce que* (wofür »par ellipse» auch bloßes *que* eintreten könne) der Indikativ. Der Konjunktiv dagegen stehe dann, wenn die Klage unbegründet sei, und alsdann könne *que* auch nicht durch *de ce que* ersetzt werden[1]).

Heute aber ist *de ce que* für das Sprachgefühl zu einer untrennbaren Einheit geworden (und wahrscheinlich schon seit langem; der Indikativ wurde offenbar von den Grammatikern künstlich gehalten), und so setzt man dahinter, ebenso wie nach bloßem *que*, den Konjunktiv[2]). Und zwar handelt es sich, wie

---

[1]) Kalepky, der in der Z. f. frz. Spr. 49, 498ff. (1927) auf das heftigste gegen meinen „Konjunktiv des psychologischen Subjekts" polemisiert, hat es für richtig gehalten, diese meine Aufstellung an anderer Stelle ohne Quellenangabe zu benutzen. Er schreibt in der gleichen Zeitschrift 48, 469: „. . . Was ist denn der Unterschied zwischen *Il se plaint (de ce) qu'on lui* **a** *fait tort* und *Il se plaint (de ce) qu'on lui* ait *fait tort?* Ich denke doch der, daß im ersten Falle die Tatsache, daß man ihm Unrecht getan, im zweiten die, daß er sich beklagt, den Kernpunkt der Aussage bildet, als das dem Hörer Neue, Wichtige, Bedeutsame hingestellt wird." Aus der obigen Stelle der Grammaire des Grammaires geht hervor, daß meine Erklärung keineswegs so bekannt ist, wie Kalepky es hinstellt, und auch Soltmann (1914) erklärt den Unterschied ähnlich wie die Grammaire des Grammaires: der Sprechende setze Indikativ oder Konjunktiv, je nachdem er den Nachdruck auf die objektivische oder auf die subjektische Seite des Wortinhalts gelegt haben wolle. — Plattner II 3, 71 (1917²) sagt, *se plaindre* nehme eine Mittelstellung ein: es sei einerseits Verb des Sagens, anderseits Verb der Affektäußerung.

[2]) Früher war *de ce que* häufiger als einfaches *que*. Heute findet man dieses sogar an Stellen, wo *de ce que* stehen müßte: Pardonnez-moi mon hilarité, mais elle *vient que* vous ayez pu croire un instant à la vertu de mes pillules (H. de Régnier bei Soltmann S. 121f.).

nach bloßem *que* (*Je suis fâché qu'il soit venu*, oder . . . *de ce qu'il soit venu*), um den „Konjunktiv des psychologischen Subjekts", denn die Tatsache des Gekommenseins wird ja als bekannt vorausgesetzt und bildet den Gegenstand (das Thema) der Affektsäußerung. Gewiß handelt es sich um eine Tatsache — jedoch um eine als bekannt vorausgesetzte Tatsache. — Das gilt natürlich auch bei der Ausdrucksweise: Je suis fâché de ce qu'il est venu. Allein hier haben die Grammatiker bis vor kurzem den Indikativ gefordert, weil sie eben lehrten, dieser sei der Modus des T a t s ä c h l i c h e n, der Konjunktiv dagegen der Modus des Irrealen[1].

Aber selbst wer heute noch *de ce que* als „wegen der Tatsache dass . . ." analysiert, braucht sich dadurch nicht mehr gehindert fühlen, den Konjunktiv zu gebrauchen. Denn dieser steht ja heute, wie wir gesehen haben, auch nach *Le fait que* „Die Tatsache daß . . .".

Auch diese Erscheinung dürfte jedoch erst der allerneuesten Zeit angehören (und vielleicht ist sie erst dadurch veranlaßt worden, daß nach *de ce que* statt des Indikativs der Konjunktiv aufzutreten begann). In der älteren Sprache jedenfalls stand an der Stelle, wo heute *Le fait que* + Konjunktiv stehen würde, *Ce que* mit dem Indikativ.

Chrestien, Erec 2762: «Et *ce* que je vos *voi* plorer, Me fet grant mal et grand enui»; Cligés 4231: «pas ne m'agree *Ce* que partir volez de moi». Ed. Simon (S. 9ff.) gibt nur Beispiele, in denen *ce* von *que* getrennt ist (z. B. Alexius 460: „Ço peiset mei que ma fin tant demouret!»); dagegen findet man zahlreiche Belege für ungetrenntes *Ce que* bei Haas, Franz. Syntax S. 384, z. B. R. v. Houdenc, Vengeance Raguidel 85 (éd. Friedwagner

---

[1]) Ich möchte daher gar nicht einmal behaupten (wie Kalepky das tut, siehe die vorhergehende Fußnote), Il se plaint de ce qu'on lui *a* fait tort bedeute im Gegensatz zu der entsprechenden Ausdrucksweise mit dem Konjunktiv, daß die Tatsache des Unrechttuns den Kernpunkt der Aussage (das psychologische Prädikat) bilde. Ich glaube vielmehr, daß diejenigen Autoren, die hier den Indikativ brauchen, mehr den Grammatikern folgen — die anderen mehr ihrem Sprachgefühl. Ich sehe jedenfalls zwischen den beiden Beispielen bei Soltmann (Ces messieurs se plaignent de ce que je *prends* trop de vacances und: Sa famille se plaignait de ce qu'il ne *fît* rien) keinen sachlichen Unterschied. — Nicht ich überschätze das Prinzip des „Konjunktiv des psychologischen Subjekts", sondern Kalepky selbst.

S. 5): . . . lor desplaisoit Ço que li rois o els n'estoit . . .; Adenet, Berte 1161: Car ce que ne voit l'ourse, l'a moult rasseurée.

Und so noch im 16. und 17. Jahrhundert: Amyot: . . . ce qu'il n'estoit point hastif ne remuant . . ., estoit fermeté et constance . . . (nebst einem weiteren Beispiel aus Amyot bei Haas); Montaigne II 15 (éd. Le Clerc 446): Ce que tant de maisons gardees se sont perdues, où cette cy dure, me fait souspeçonner qu'elles se sont perdues de ce qu'elles estoient gardees; III 5 (ib. 285): Ce qu'il s'en veoid si peu de bons, est signe de son prix et de sa valeur[1]).

Im 17. Jahrhundert pflegte man das *ce* im Hauptsatz zu wiederholen; im letzten Beispiel hätte man gesagt: . . . c'est signe de son prix . . . Mehrere Beispiele aus Malherbe, Pascal und Bossuet bei Haas § 136 D; u. a. aus Bossuet: Ce que Dieu est bon, c'est du sien et de son propre fonds; ce qu'il est juste, c'est du nôtre. Vaugelas (I 416) und Chapelain rühmen dieses *ce que;* sie halten *si* in solchen Fällen für weniger elegant. Aber Thomas Corneille und die Académie sind dann gerade der entgegengesetzten Meinung und erklären *ce que* statt *si* für veraltet. Das ist jenes nicht-bedingende *si*, über das ich in meiner Syntax I 259 ff. (besonders S. 287 f.) eingehend gesprochen habe; ich habe dort auch angedeutet, wann es für (*ce*) *que* gesetzt werden kann und wann nicht. Das ist eben in den oben angeführten Beispielen, wie man leicht sieht, keineswegs durchweg möglich, und das ist auch schon von Th. Corneille bemerkt worden. Zweifellos möglich ist die Ersetzung in dem von Vaugelas und auch von Haas a. a. O. zitierten Beispiel aus Malherbe (II 8): Aussi ne faut- il pas penser que ce que Mercure est peint en leur compagnie (des grâces), ce soit pour signifier . . . Denn hier handelt es sich um den Typus: S'il n'a pas de succès, c'est qu'il n'a pas assez d'énergie: der Hauptsatz bringt die B e g r ü n d u n g für die im *que*-Satz ausgesprochene (als bekannt vorausgesetzte) Tatsache. In anderen Fällen ist das von der Académie verpönte *Ce que* durch einfaches *que* (mit dem Konjunktiv) ersetzt worden (z. B. in dem Satz bei Bourget: Qu'il y eût quelque chose d'anormal . . . j'étais bien obligé de le reconnaître, vgl. Soltmann S. 75, oder:

---

[1]) Haas zitiert nur Beispiele aus Amyot, nicht jedoch auch solche aus Montaigne oder aus dem 17. Jahrhundert. Er meint, bei Amyot sei dieses *Ce que* wohl ein Latinismus. Das dürfte richtig sein: es entspricht, wie schon Th. Corneille erkannt hat (bei Vaugelas I 417), dem lat. *id* und *quod*. Aber gilt das nicht schon für die älteren Belege?

Qu'il eût été condamné à quinze jours de prison . . . , c'était, en sa pensée, un auguste mystère, bei A. France, Crainquebille 43, vgl. Soltmann S. 112f.), in wieder anderen Fällen durch *Le fait que*, teils mit Indikativ, teils mit Konjunktiv: vgl. einerseits: Le fait que l'humanité *avait* dû attendre si longtemps sa rédemption . . . révoltait mon bon sens (P. de Coulevain bei Soltmann § 95), andrerseits: Le fait que l'on *n'eût* donné aucune consigne à la porte était un second indice (Bourget, ib. § 94); dafür hätte man früher gesagt: *Ce que* l'on *n'avait* donné . . . , (c')était un second indice. — Das erste mir bekannte Beispiel für bloßes *Que* mit dem Konjunktiv steht bei Rabelais I 28: *Qu'il m'ait* donc en ce point oultraigé, ce ne peut estre que par l'esprit maling. Der Konjunktiv tritt also hier zur gleichen Zeit auf, da er auch bei den Verben des Affekts in größerem Umfang auftritt. Es handelt sich eben in beiden Fällen um den „Konjunktiv des psychologischen Subjekts". —

Endlich ist noch eine Konstruktion zu erwähnen, in der dieser Konjunktiv neuerdings immer mehr um sich greift, und zwar ohne daß er dort überhaupt am Platze wäre: *Ce qui m'étonne, c'est qu'il est (soit) venu.* Hier stand nach Ed. Simon S. 22 früher meist der Indikativ (Beispiele aus Voltaire, Mirabeau, Rousseau, B. de St.-Pierre, Destouches und noch aus Zola und Bourget). Für den Konjunktiv bringt Simon (mit Verweis auf Hölder) nur je ein Beispiel aus Racine, Voltaire und G. Sand. Allein für Daudet gibt W. Wandschneider in seinem Programm (Wismar 1898, S. 25) nur vier Belege mit dem Konjunktiv und keinen mit den Indikativ (z. B. Soutien de Famille 520: Ce qui me *frappe* . . . c'est qu'on *n'ait* plus entendu parler du mari), und ich selber habe bei verschiedenen neueren Autoren nur Beispiele mit dem Konjunktiv gefunden; Octave Mirbeau, Le Calvaire (Sel.-Coll. 80): Ce qui *m'indignait* surtout, c'est qu'elle ne *m'eût* pas averti . . . ; P. et V. Margueritte, Zette (ib. 16): Ce qui est *surprenant*, c'est qu'elles *n'aient* pas le vertige!; A. Gide, La Porte étroite p. 153: Et ce qui me *désolait* le plus, ce n'était pas que ta main *eût* lâché la mienne . . . —

Wir glauben also sagen zu können, daß der „Konjunktiv des psychologischen Subjekts" im neuesten Französisch in der Tat eine „lebendige Kraft" ist (wie Regula sagt), da sein Gebrauch noch zunimmt. — Daß er sogar nach *Le fait que* . . . erscheint, zeigt aufs deutlichste, daß die Definition des Indikativs als des Modus der Tatsächlichkeit und des Konjunktivs als des

Modus des Irrealen nicht haltbar ist. Es ist gerade das Wesen des „Konjunktivs des psychologischen Subjekts", Tatsachen auszudrücken — jedoch solche Tatsachen, die als bekannt vorausgesetzt werden, an die man nur *erinnert*, um im übergeordneten Satz dazu Stellung zu nehmen.

München-Pasing. Eugen Lerch.

DER RIESELFUSS.

Der kretische Versfuß hat einen energieschwachen Vokal zwischen zwei energiestarken, also schematisch : . : wie in den Worten „Spürest du". Der choriambische Versfuß hat zwei schwache Vokale zwischen zwei starken, also schematisch : . . : wie in den Worten „Kaum einen Hauch". Es läßt sich fragen: erstens, ob ein Fuß mit drei schwachen Vokalen zwischen zwei starken — also schematisch : . . . : — existieren könnte, und, zweitens, ob solche Füße tatsächlich in der Dichtung vorkommen.

Es wurden folgende Zeilen in den Registrierapparat hineingesprochen:

Cláshing of the árms,
Cráshing in defeát,
Daúntlessly they stánd,
Fírmly on their feét,
Fácing all alárms,
Gállant little bánd.

Es zeigte sich in den Kurven, daß tatsächlich jede Zeile einen starken Vokal am Anfang und Ende enthielt und daß die drei dazwischen liegenden Vokale schwach waren. Dieser Fuß nach dem Schema : . . . : wurde ein "ripple foot" oder ein „Rieselfuß" genannt.

Im Englischen kommt der Rieselfuß ziemlich oft vor, meistens mit Anhängsel vorn oder hinten.

In den folgenden Kinderreimen enthalten die von den Kindern regelmäßig gebrauchten rhythmischen Formen jedesmal den Rieselfuß.

The líoṅ ȧnd thė únicorn
Were fíghting fȯr thė crówn;
The líoṅ beȧt thė únicorn
Áll ȧroüṅd thė tȯ́wn.

There wȧ́s ȧ littlė mán,
And he hȧ́d ȧ littlė gún,

Littlė Pȯllẏ Flínders,
Sát ȧmȯng thė cínders,

Táffẏ wȧs ȧ Wélshman,
Táffẏ wȧs ȧ thíef,

Aus einer Sammlung von 160 englischen Kinderreimen (Mother Goose) enthalten zehn den Rieselfuß.

Ein sehr schöner Dreiheber mit choriambischen und Rieselformen zusammen ist folgendes:

> Deár às thė móthėr tò thė són,
> Móre thȧn mẏ bróthėrs ȧre tò mé.
>
> Tennyson, *In Memoriam.*

Folgendes Gedicht wurde dem Dichter selbst ohne irgendwelche Bemerkung mit der Aufforderung vorgelegt, mit ' die stärkeren Teile anzudeuten. Das Resultat war folgendes:

The lílies in the gárden, . : . . . . : .
The daísies in the córn, . : . . . . :
Théy know all men's sécrets . . . : .
As soón as they are bórn. . : . . . . :
If yóu would learn the hístory . : . . . . : . .
Of the Európean Pówers, . . : . . . . : .
Dón't go to the néwspapers, : . . . . : . .
Gó to the flówers. : . . : .

The lílies in the gárden, . : . . . . : .
The daísies in the córn, . : . . . . :
Théy knew all men's sécrets : . . . . : .
Befóre the men were bórn. . : . . . . :
They dídn't come through wíreless, . : . . . . : .
But throúgh still stranger pówers, . : . . . . : .
The úniversal sécrets . : . . . . : .
In the kéeping of the flówers. . . : . . . . : .

Tomfool, *Sensitive Plants.*

("Sir Jagadis Chandra Bose, of the Presidency College, Calcutta, announces that he has discovered that plants receive and respond to the long ether waves used in wireless signaling." — Reuter.)

Der Rieselfuß mit doppeltem Vorschlag erscheint nach meiner Redeweise in folgendem Gedicht:

> Not a twínkle from the flý,
> Not a glímmer from the wórm.
> When the críckets stopped their crý,
> When the ówls forbore a térm,
> You heard músic — that was Í!
>
> Browning, *A Serenade.*

Das Schema jeder Zeile ist . . : . . . . :.

Folgendes ist auch ein Rieselzweiheber:

> Dáncing on the híll-tops,
> Sínging in the válleys,
> Laúghing with the échoes,
> Mérry little Álice.
>
> Christina Rosetti, *Sing Song.*

Das Schema ist : . . . . : .

Nach meinem Gefühl ist folgendes ein Rieseldreiheber und nicht ein iambischer Fünfheber:

> You coúldn't pack a Broádwood half a míle —
> You mústn't leave a fíddle in the dámp —
> You coúldn't raft an órgan up the Níle,
> And pláy it in an équatorial swámp.
>
> Kipling, *The Song of the Banjo.*

Wien. E. W. Scripture.

Modus des Irrealen nicht haltbar ist. Es ist gerade das Wesen des „Konjunktivs des psychologischen Subjekts", Tatsachen auszudrücken — jedoch solche Tatsachen, die als bekannt vorausgesetzt werden, an die man nur *erinnert*, um im übergeordneten Satz dazu Stellung zu nehmen.

München-Pasing. Eugen Lerch.

DER RIESELFUSS.

Der kretische Versfuß hat einen energieschwachen Vokal zwischen zwei energiestarken, also schematisch : . : wie in den Worten „Spürest du". Der choriambische Versfuß hat zwei schwache Vokale zwischen zwei starken, also schematisch : . . : wie in den Worten „Kaum einen Hauch". Es läßt sich fragen: erstens, ob ein Fuß mit drei schwachen Vokalen zwischen zwei starken — also schematisch : . . . : — existieren könnte, und, zweitens, ob solche Füße tatsächlich in der Dichtung vorkommen.

Es wurden folgende Zeilen in den Registrierapparat hineingesprochen:

Cláshing of the árms,
Cráshing in defeát,
Daúntlessly they stánd,
Fírmly on their feét,
Fácing all alárms,
Gállant little bánd.

Es zeigte sich in den Kurven, daß tatsächlich jede Zeile einen starken Vokal am Anfang und Ende enthielt und daß die drei dazwischen liegenden Vokale schwach waren. Dieser Fuß nach dem Schema : . . . : wurde ein "ripple foot" oder ein „Rieselfuß" genannt.

Im Englischen kommt der Rieselfuß ziemlich oft vor, meistens mit Anhängsel vorn oder hinten.

In den folgenden Kinderreimen enthalten die von den Kindern regelmäßig gebrauchten rhythmischen Formen jedesmal den Rieselfuß.

The líon ȧnd thė únicorn
  Were fíghting fȯr thė crówn;
The líon beȧt thė únicorn
  Áll ȧroủnd thė tówn.

There wȧs ȧ littlė mán,
  And he hád ȧ littlė gún,

Líttlė Pȯllẏ Flínders,
  Sát ȧmȯng thė cínders,

Táffẏ wȧs ȧ Wélshman,
  Táffẏ wȧs ȧ thíef,

Aus einer Sammlung von 160 englischen Kinderreimen (Mother Goose) enthalten zehn den Rieselfuß.

Ein sehr schöner Dreiheber mit choriambischen und Rieselformen zusammen ist folgendes:

> Deár às thė móthėr tò thė són,
> Móre thàn my brót hėrs àre tò mé.
>
> Tennyson, *In Memoriam.*

Folgendes Gedicht wurde dem Dichter selbst ohne irgendwelche Bemerkung mit der Aufforderung vorgelegt, mit ′ die stärkeren Teile anzudeuten. Das Resultat war folgendes:

The lílies in the gárden,	. : . . . : .
The daísies in the córn,	. : . . . :
Théy know all men's sécrets	. . . : .
As soón as they are bórn.	. : . . . :
If yoú would learn the hístory	. : . . . : . .
Of the Eúropean Pówers,	. . : . . . : .
Dón't go to the néwspapers,	: . . . : . .
Gó to the flówers.	: . . : .
The lílies in the gárden,	. : . . . : .
The daísies in the córn,	. : . . . :
Théy knew all men's sécrets	: . . . : .
Befóre the men were bórn.	. : . . . :
They dídn't come through wíreless,	. : . . . : .
But throúgh still stranger pówers,	. : . . . : .
The úniversal sécrets	. : . . . : .
In the keéping of the flówers.	. . : . . . : .

Tomfool, *Sensitive Plants.*

("Sir Jagadis Chandra Bose, of the Presidency College, Calcutta, announces that he has discovered that plants receive and respond to the long ether waves used in wireless signaling." — Reuter.)

Der Rieselfuß mit doppeltem Vorschlag erscheint nach meiner Redeweise in folgendem Gedicht:

> Not a twínkle from the flý,
> Not a glímmer from the wórm.
> When the críckets stopped their crý,
> When the ówls forbore a térm,
> You heard músic — that was Í!
>
> Browning, *A Serenade.*

Das Schema jeder Zeile ist . . : . . . . :.

Folgendes ist auch ein Rieselzweiheber:

> Dáncing on the híll-tops,
> Sínging in the válleys,
> Laúghing with the échoes,
> Mérry little Álice.
>
> Christina Rosetti, *Sing Song.*

Das Schema ist : . . . : .

Nach meinem Gefühl ist folgendes ein Rieseldreiheber und nicht ein iambischer Fünfheber:

> You coúldn't pack a Broádwood half a míle —
> You mústn't leave a fíddle in the dámp —
> You coúldn't raft an órgan up the Níle,
> And pláy it in an équatorial swámp.
>
> Kipling, *The Song of the Banjo.*

Wien. E. W. Scripture.

ZUR SHAKESPEARE-LEKTÜRE AN DEN HÖHEREN SCHULEN.

Grundsätzliches und Kritisches.

Shakespeare ist *der* „Klassiker" der neusprachlichen Lektüre schlechthin. Er spielt hier die gleiche Rolle wie etwa Homer unter den Jüngern antik-humanistischer Studien. Er *sollte* sie wenigstens spielen; denn der große Brite hat den Umkreis menschlicher Empfindungen, wie sie in besonderer Prägung germanischen Völkern zu eigen sind, in die stärksten Formeln gebannt und übt damit vollste Macht und tiefsten Zauber des großen Dichters aus.

Durch „Schlegel-Tieck", diese geniale Übersetzertat, gehört uns Deutschen der bedeutendste Genius englischer Abkunft kaum minder als seinem Vaterlande. Ja, durch eine (reichbelohnte!) willigere Hingabe an seine Schöpfung, durch bindende Wahlverwandtschaft, durch die größere seelische Freiheit und Unvoreingenommenheit des deutschen Menschen ist er fast mehr „unser", als er an der normalen seelischen Enge seiner konventionstreueren britischen Landsleute teil hat. Seit Jahrhunderten wirbt der deutsche Geist um Shakespeare in unablässigem Suchen, ihn ganz zu erfassen; Shakespeare hat seine Geschichte auch in Deutschland, und sie ist ruhmreich in den Annalen des Geistes, der Kultur.

Die Schule, die Vermittlerin geistiger Werte und Lenkerin der jugendlichen Geister, die später als Männer das Kulturniveau unseres Volkes schaffen und halten sollen, kann an Shakespeare nicht vorübergehen. Arbeitet diese Schule nun auch an der *Sprache* Englands und will sie aus der Sprache Bildungswerte schlagen, so würde sie sich der besten Frucht und feinsten Blüte ihrer säenden und hegenden Bemühungen begeben, wollte sie nicht den Weg zu den Quellen mit Sorgfalt offen halten und dorthin dem Suchenden treues — zunächst vielleicht nicht einmal sehr gedanktes — Geleit geben. Der „Humanismus" bahnte die Wege zu den hohen „Alten"; nicht anders sei es auch mit Shakespeare!

Um die Notwendigkeit, den Dichter in der *Ursprache* genießen zu lernen, dürfte Streit heute nicht mehr entbrennen. Ganz wollen und dürfen wir nicht von dem englischen Original absehen — trotz der „Schlegel-Tieck"-Ausgabe, die uns Deutschen Mittlerin des Gesamtwerkes bleibt, Grundlage unseres Bühnenbesitzes, Gestalt der Werke im deutschen Bewußtsein!

Für die höhere Schule handelt es sich also nur um die beste Art, einen Trunk aus dem Urquell zu bieten. Nicht das Gesamtwerk, ja nicht entfernt die wesentlichsten, d. i. das Wesen dieses Genius offenbarenden Dichtungen kann die Schule erklärend und deutend bewältigen; dazu mangelt von vornherein die Zeit und schließlich sogar die Kraft. Es müssen also — das ist eine allgemein eingestandene Notwendigkeit! — *Proben* gegeben werden. Damit ist aber dem subjektiven Ermessen das Tor geöffnet. Die Shakespeare-Lektüre ist so zu einem nicht leicht zu lösenden Problem geworden. Das Ideal wäre natürlich, etwa sechs bis acht seiner Dramen zu lesen und zu interpretieren; doch, ach, wie weit entfernt sich hier die Wirklichkeit vom Ideal, die — diesmal leider graue — Praxis von der goldnen Theorie! Man weiß, daß selbst die Hochschule oft genug nicht *ein* Drama mit voller wissenschaftlicher und künstlerischer Kommentierung in halbjährigem Seminarkurs vor gereiften Hörern zu Ende führen kann! Wieviel an

Intensität und Erläuterung muß nun aufgegeben werden, wenn die Schüler der höheren Schule mit so gigantischen Werken wie „König Lear“, „Macbeth“ oder gar „Hamlet“ zu Rande kommen sollen. Hier heißt es nun einmal: *verzichten* können! Freilich fragen wir uns jetzt: *worauf* verzichten? Das Dilemma ist in jedem Falle groß: lesen wir *ein* Stück „gründlich“, so entgehen uns bedeutende, erschütternde, höchste Werte der anderen Dichtungen; das Bild des Dichters entbehrt jeder Farbigkeit, ja vielleicht sogar der klaren Umrißzeichnung. Übertreibung einzelner Linien kann ja Entstellung bedeuten!

Die andere Möglichkeit ist: wir lesen Bruchstücke aus vielen Dramen: Szenen, Reden, „schöne Stellen“ . . . Es ist der Gedanke des „Reader“, den z. B. Ph. Aronstein in seiner „Methodik des neusprachlichen Unterrichts“ vertreten hat und der seitdem Programmforderung der Neusprachler geworden ist.

Beide Wege sind natürlich Halbheiten; dem *ersten* fehlt die unerläßliche Ergänzung der dichterischen Farbenpalette aus dem Gesamtschaffen; im *zweiten* Falle mangelt die sichere Grundsteinlegung der Kenntnis des Dichters durch das notwendige eingehendere Studium wenigstens *eines geschlossenen* Werkes. Ziemlich leicht wäre es nun, zu erklären: wir verbinden beide Wege und werden so gewiß nach Rom, d. h. in den geheiligten Bezirk der Dichtung gelangen. Jeder Praktiker weiß aber, daß dazu die Zeit, die heute der neueren Fremdsprache in unseren Lehrplänen gegönnt ist, unmöglich ausreicht. Was tun? *Ein Kompromiß ist unvermeidbar;* welcher ist der vorteilhafteste? Wir müssen auf den und jenen Wunsch *verzichten*; *was* soll geopfert werden?

Es liegt bereits eine Reihe von Versuchen vor, die Werke Shakespeare's dieser Notlage des höheren Unterrichts entsprechend darzubieten. Aus der Problemstellung, die oben dargelegt worden ist, werden sich uns Gesichtspunkte für die Prüfung und Wertung solcher Bestrebungen ergeben. Wir werden nicht apodiktisch das Für und Wider bei jeder Erscheinung festlegen, sondern Gedanken vortragen, die zu selbsttätiger Lösung der Probleme durch den Leser, der immer strebend sich bemüht, anregen sollen.

Bei *Velhagen & Klasing* hat Ph. Aronstein selbst ein Beispiel seiner Idee eines „Reader“ gegeben: er hat Proben aus den „Histories“ zusammengetragen und (in den Anmerkungen) durch deutschen Text die *Fabel* der Stücke erzählt, in diese sodann den gewählten Ausschnitt eingegliedert. Von dem betreffenden Drama als Ganzem erhält man dergestalt freilich kaum eine Ahnung. Bei den „Histories“ mag das für uns Nichtengländer genügen, aber — soll man auch die großen Ewigkeitswerke, die psychologischen Meisterwerke so behandeln? Wird sich in dieser radikalen Zerstückelung „das geistige Band“ auch nur andeuten lassen? . . .

Im gleichen Verlage bietet ein knappes Leseheft „Proben aus Shakespeare's Römerdramen“(hrsg.v.P.Rübesame). Die preußischen „Richtlinien“ verlangen solche Proben. Der Herausgeber denkt sie nur gleichsam als Illustration der „Sprache und Versform des Originals“, die Dramen selbst sollen im — *deutschen* Unterricht gelesen werden! Dem Lehrer ist beinahe alles überlassen, die Anmerkungen überlassen beinahe alles dem Schüler. Wem das bescheidene Ziel einer solchen Kostprobe des Originals genügt, dem hat dieses schmale Heft schließlich genug getan. Ich glaube, daß der englische Unterricht sich nicht mit so viel Resignation vor den Deutschstunden über Shakespeare zurückziehen soll!

In gleicher Anlage versuchen zwei andere Hefte des nämlichen Verlages Kostproben auch der „großen“ Dramen zu geben. Hier erscheint die Distanz zwischen Original und Musterkarte noch viel auffälliger. —

Proben ohne vertiefende Einführung in den Geist der Dichtungen — was doch das Wertvollste ist — sind schließlich auch die „Szenen aus den Dramen von W. Shakespeare“, herausgegeben von F. Meyer in den „*Westermann-Texten*“. Auch sie geben immer nur je ein Stück von acht Werken, das sie mit einigen Zeilen Inhaltsangabe einleiten. (Knappe Anmerkungen unter dem Text, dazu ein alphabet. Wörterheft, während wir doch glücklicherweise sozusagen im Zeichen der fortlaufenden Präparation stehen!) —

Bei *Max Kellerer*, München, erschien der „Julius Caesar“. “A Selection of the chief Scenes”, bearb. v. K. Richter. Das Bändchen (dem andere folgen sollen) bringt folgende Auswahl aus dem beliebten „Caesar“: Akt 3, Sz. 1 und 2; Akt 4, Sz. 3 sowie Akt 5, Sz. 5. Die Geschehnisse zwischen diesen Szenen werden — mehr nach der Geschichte als nach dem Drama — in Prosa (sehr knapp und nebenbei in den Anmerkungen) vorgetragen. Auch hier ist der Eindruck zufälliger, aus dem Organismus des Werkes gerissener Bruchstücke, die nur notdürftig verbunden sind, nicht genügend verwischt; doch fühlt man immerhin ein Streben von der Blütenlese sog. „schöner Stellen“ loszukommen und mehr zu geben.

Der Wille, Lektüre eines Einzelwerkes mit Proben aus anderen Dramen zu verbinden, leitete den Herausgeber eines Bändchens bei *Diesterweg*, Frankfurt a. M.: “*A Shakespeare-Reader, Vol. I*” (hrsg. v. Fr. Hummel). Als geschlossene Lektüre bringt das Buch den „Merchant . . .“ — jedoch ziemlich gekürzt —, daneben Ausschnitte aus vier anderen Stücken, die durch verbindende Prosa in Zusammenhang gebracht sind. Leitgedanke dieser „Sammlung“ war, „*seltsame Charaktere*“ vorzuführen; das, was man elisabethanisch als “humour“ bezeichnete. Aber die Notwendigkeit, oft tatsächlich ganz heterogene Gestalten und Motive in den äußerlichen Rahmen eines Schulbuches zusammenzuspannen, ist nicht überzeugend dargetan. Schon der Begriff „seltsamer Charakter“ ist reichlich weit; wo ist da der Generalnenner? Immerhin ist das Streben als Fortschritt zu buchen, eine Linie in die Reihe der Fragmente zu bringen. Noch aber fehlt das geistige Band innerhalb *eines Werkes*!

In dieser Hinsicht ist wohl der interessanteste Versuch, den schonendsten Mittelweg (s. oben) zu beschreiten, die Bearbeitung von „*Shakespeares Meisterdramen in gekürzter Fassung*“ durch Dr. J. Bausenwein und Dr. O. Schnellenberger, erschienen bei *G. Freytag*, Leipzig. Die führenden Gedanken, die dieser *neuartigen* Ausgabe zugrunde liegen, verrät ein „Begleitwort“ der Herausgeber. Das philologische Ideal der „Vollständigkeit“ kommt ja in der Tat am Ende nur für die wissenschaftliche Begrachtungsweise des Universitätsseminars in Frage, erfahrungstemäß nicht einmal für die Bühne! Den Absichten der letzteren ist die Schulbehandlung eines Dichters nun insoweit verwandt, als sie in erster Linie „große Eindrücke vermitteln und unvergeßlich einprägen“ soll. Damit ist aber nach den Herausgebern noch lange nicht einer „Anthologie“ das Wort zu reden, weil zu dem wesentlichsten Erlebniswert bei Shakespeare „vor allem auch

das bei ihm immer *großartige Gefüge seiner Werke, die kühne Konstruktion, die Architektur seiner Dramen*" gehört. Durch verbindende Inhaltsangabe der *gestrichenen Stellen* innerhalb des Textes ist nach den Bearbeitern „die unerläßliche Einheit des Werkes" gewahrt. Wir müssen zugeben: die gewonnene Zeitersparnis geht hier *nicht* auf Kosten der eigentümlich dichterischen Werte der Dramen, sondern wird durch wohlüberlegte Streichung des „Zeitlich-Bedingten" erreicht (und davon hat Shakespeares Werk gewiß genug!). Nebenhandlungen und Episoden sind weggelassen, und der Verlust ist, ehrlich gestanden, kaum schmerzlich. [Betrüblicher ist demgegenüber bei unseren Schülern sicherlich die Unkenntnis bedeutender Szenen aus Zeitmangel!] Die „Anmerkungen" sind nicht nur „fortlaufende Präparation" (und eine recht eingehende!), sondern beleuchten insbesondere die künstlerisch-ästhetische Seite der Dichtungen durch „Einfügung bedeutsamer Urteile" von Dichtern und Literaten. Bisher erschienen sechs Bändchen: King Lear; Macbeth; Julius Caesar; Hamlet; Merchant of Venice; A Midsummernight's Dream.

Die Unterrichtspraxis muß die Verwendbarkeit all dieser neuen Versuche, den Zwiespalt zwischen dem Umfang des dichterischen Werkes und der knappen Zeit sowie beschränkten Kraft des Englischlernenden auszugleichen, erweisen. Mit der Ablehnung jeglicher Bearbeitung auch für Schulzwecke und der unentwegten Anhängerschaft am vollständigen Text kommen wir einfach nicht weiter! Doch schlimm ist's, an voll-lebendigen Werten vor jungen Seelen wegen eines verbohrten „Alles oder nichts" zu sparen!

Würzburg. Hans Körbel.

ZU WARTBURGS FRANZÖSISCHEM ETYMOLOGISCHEN WÖRTERBUCH[1]).

(8. Lieferung.)

**brachitare*. Höchst unsicherer Ansatz (wir haben kein **manitare*, usw.) für seit dem 16. Jh. belegte Wörter. Die Formen mit *k-* (*braquer* „einen Wagen, ein Augenglas, in best. Richtung lenken" usw.) fügen sich ohnehin nicht: *butá* neben *buká* ist ein selbst nicht klarer Fall; *fouquer* „geben" für *foutre* ist gewiß anders zu erklären: nicht umsonst erscheint es in mehreren der von Sainéan, *Les sources de l'argot ancien* angeführten Stellen neben *ficher* (also etwa südfrz. *ficar* + *foutre*, die Umkehrung zu *fiche* Inf. statt *ficher* wegen *fout(r)e*), vgl. saintonge *fouquette*! „diminutif d'un juron", *fouchtra* in der Auvergne usw. *braquer* hat als urspr. Bdtg. wohl die in Dialekten belegte «tourner à droite ou à gauche» und gehört zur *Bracke*, nicht über die Bdtg. „nachspüren", sondern vgl. rhein. *bracken* „vom Jäger mit Bracken jagen", aber auch, „einen breit rudernden, watschelnden Gang haben", „um ein Mädchen sich bemühen, schnell laufen", *brackeln*, „von alten, nicht mehr festgefügten Gegenständen, rappeln, rütteln, z. B. von einer Karre" (Rhein. Wb.). Daher erklärt sich auch Châten. *braquaî* «rater (fusil)». Bei *brater* «diriger une voiture», auch «chanceler, tituber» «aller de côté et d'autre» würde ich vielleicht mit **bragitare* (vgl. die Bdtg. «quémander, quêter, mendier») versuchen.

---

[1]) In meinem Artikel hier 35, 359 ist *barbotine* „Spielhöschen der Kinder" durch *barboteuse* zu ersetzen.

brachys: wozu solche Etyma aufstellen, die v. Wartburg selbst nicht glaublich erscheinen, aber von Kritiklosen gern geglaubt werden? aprov. *brac* „kurz, klein" gehört natürlich auch zur *Bracke*, vgl. rhein. *Bracke* „kurzer, untersetzter, breitschulteriger, vierschrötiger, meist o-beiniger Mensch mit watschelndem Gange" (Rhein. Wb.).

**bracu*: portg. *brejo* „Sumpf" gehört nach García de Diego, Beihft. 2 zur *RFE* zu *vorago* (s. dies Wort).

**brag-*: poit. *jabraillai* «criailler» = *japper* + *brailler*.

**braulare* ist wohl in **brau-* (vgl. aprov. *brau* „junger Stier", sp. *bravo* «wild»)[1]) + *-l-* wie in *héler*, *roucouler* usw. zu zerlegen.

brandy: Der erste Beleg bei Bonnaffé ist 1821 datiert.

**brasa*: ob *brésilien* „reicher Kerl, der viel zahlen kann" (ein solcher wird z. B. in Offenbachs *Vie parisienne* erwähnt) angesichts des *rastacouère*, den Sachs-Villatte im Suppl. definiert als „reicher, auffallend gekleideter Ausländer, bsd. Brasilianer", nicht doch der Brasilianer ist?

brecha: warum sollen frz. *brèche* „Bresche" und *brèche* „Schotter" nicht unter der gemeinsamen Bedeutung „Bruch" sich vereinigen lassen? Daß der „fleckige" Stein, „auf welchem die dunkeln stellen wie breschen erscheinen", vermitteln sollte, ist viel gezwungener. — **imbriceus* > ital. *imbrecciare* „schottern" > it. *breccia* „Schotter" scheint mir zu konstruiert.

**brechsam*: ein konstruiertes Etymon. Horning hat sicher recht, an afrz. *brehaing* die Wörter *brême*, *braine* „trocken leicht zerbrechend" anzuknüpfen. Es genügt zur Bestätigung, die Angaben de Chambures nachzulesen. Sollte meineEtymologie (in letzter Linie zu hamus, s. *ZRPh*. 46, 592) richtig sein, würde sich das *-m-* vielleicht erklären.

breuwen: das *brondir*, *brandir* „kalfatern" „mit Werg verstopfen" sollte nicht zu diesem ganz unmöglichen fläm. Etymon des Dict. gén. gestellt werden, sondern einfach zu dem bei v. W. S. 499 zitierten *brande* «bois, copeaux, paille ou étoupe dont on se servait pour chauffer les navires». Natürlich auch nicht zu aprov. *bronda* „Reisig" (Gamillscheg, *Etym. Wb. d. Frz.*).

**brekan*: warum ist das Suffix in *brioche* (zu *broyer*) unklar? Vgl. *pendilloche*, *s'effilocher* usw. bei Horning, *Ztschr.* 20, 345ff. — *être un peu brioche* „ein bißchen beschwipst sein" erklärt sich daraus, daß man den *brioche*- Kuchen gern in Wein eintaucht, so daß er „betrunken" ist und betrunken macht (bekanntlich wird den inWein eingetauchten Biskuits eine stärker berauschende Wirkung zugeschrieben).

**brenno-*: zu pik. *bernifiquer* «jeter ou enfoncer dans la matière fécale» wäre noch das *emberlificoter* «empêtrer, embarrasser, entortiller» hinzuzunehmen, das Sainéan, *Lang. par.* 312 bespricht.

bri: bevor ich Elle *bri* „argile laissée par la mer», Char.-Inf. *brisard* «argile grasse», *bry* «argile . . . employée dans la Charente-Inférieure à la construction des digues», poit. *bri* «argile» zu einem aus einem breton. Kompositum gewonnenen bret. *-bri* stelle, würde ich mit *briser* versuchen: *bris* «débris d'un navire qui a échoué», npr. *bri* «recoupe des pierres qu'on taille», limagn. «bouillon» usw.

bricke: Die Wendung *bouffer des briques* „nichts zu essen haben" würde ihren ganzen Humor verlieren, wenn *brique* nicht wirklich

---

[1]) Hierzu vgl. das s. **brammon* angeführte Montm. *bramet* «boeuf».

„Backstein" hieße und erst aus „eine Kleinigkeit" umgedeutet wäre. Vgl. ähnliche Wendungen in meinem „Hunger" S. 227f.

Bei *briquet* sollte die neuere Übertragung „Feuerstahl" > „Taschenlampe" erwähnt werden.

brittisca: hierzu noch St. Pol *nom d' bartèque* «sobriquet» und die Erklärung, die E. Edmont in *L'Abeille de la Ternoise* 1903 gegeben hat (S. 12 des Separatums).

brocco: afrz. *broqueur* „Makler" wird mit den von God. belegten *broqueter* «vendre du vin par broc», *brocheor* «celui qui vend du vin au broc» zusammenhängen. Vgl. noch engl. *broker* „Makler", das aus dem Afrz. entlehnt ist (hierüber Fehr, Die Sprache des Handels in Alt-England): der Wein-Detailverkäufer oder Schankwirt war der gegebene Makler, da die Geschäfte beim Wein abgeschlossen, durch Weintrunk besiegelt wurden.

9. Lieferung.

**brod* „Brühe": sp. ptg. *brodio* weist nicht auf eine konstruierte „got. Form mit *-u-*", ist wohl auch nicht Entlehnung aus dem Ital. (Castro, Ausg. des Quevedo'schen *Buscón* I S. 190), sondern wohl einfach ein Latinismus: das germ. Wort wurde im Kirchenlatein zu *brodium* latinisiert (vgl. Ducange) und von diesem aus in die Volkssprache übernommen, vgl. die Bdtg. von *bodrio* „Armensuppe im Kloster".

Zu astorga *boldre* „Kot, Schlamm" vgl. die katal. Wörter bei Rez., *Lexikal. aus d. Katal.* S. 33.

brugdian* (*sik*): das keltische Etymon Juds (brāt-icare*) scheint mir ebenso phantastisch wie das germanische von Kleinhans (dessen von v. Wartburg übernommene Erklärungen überhaupt reichlich konstruktiv sind): wie soll ein im 16./17. Jh. auftauchendes südostfrz. Dialektwort auf solch uralte Bildungen zurückgehen? Das Verb *brogié* „nachdenken" muß auf irgendeiner volkstümlichen Metapher beruhen, die man innerhalb des Frz. schon aufdecken wird. Dauphiné *brouja* «méditer, réfléchir, prendre un air sérieux, être pensif, rentrer en soi-même, se repentir» hat eine Nebenform *brougi* neben sich und könnte allenfalls auf eine Bdtg. «ruminer» zurückweisen (für Grenoble wird *brogié* u. a. so übersetzt und dann wären wir bei aprov *brugir*, kat. *brogir* «bruire» angelangt, vgl. auch *muser* (zu musus „Maul" und *mus-* „Katze)": „spinnen" > „spintisieren, brüten, den Kopf hängen lassen" usw.

**brukja* „Gebrochenes": es ist sehr fraglich, ob ptg. *aborçar* „die Milch ausbrechen (von Säuglingen)" hierhergehört und von *bolçar* „brechen", *bolçado* „Milch, die die Säuglinge ausbrechen" (= *vomitiare oder *voltiare) zu trennen ist.

**brūn*: mfrz. *brunette* „Geliebte" wohl nicht „ein Echo der Bedeutungsgeschichte von *blonde*", sondern eine Parallele dazu: vgl. *bruna la bella bruna* in dem Tessiner Volkslied «Quattro cavai che trottano»!

**brund*-(Schallwort): Die Form der Darstellung „auch kat., B Cat 1923, 120 . . ." scheint mir die Tatsache zu verhüllen, daß ich südfrz. *brounzi* (it. *bronzo*) von dem bisherigen Etymon *biring'* abgetrennt habe.

brunna: die *borl(i)e*-Nebf. neben *borgne* „einäugig" erklären sich von südfrz. *guerle, guerli* usw. «bigle» aus. — Für *bornicus* «qui a mal aux yeux» ist das direkte Vorbild frz. *mordicus* = dem lt. Adverb *mordicus*.

brunzen: ich weiß nicht ob die „Urin, urinieren" bedeutenden Wörter nicht doch an **brunz-* (Schallwort) anzuknüpfen sind! **bruscia*: zu *se brosser le ventre* vgl. das gleichartige ital. *spazzola* in meinem „Hunger" S. 205ff.

Bruxelles: die urspr. Wendung *drap de brucelle*, die nach Holbrook, *Étude sur Pathelin* S. 21 im Pathelin gestanden hat, wäre hier anzuführen.

bucca: bess. *équiboquier* «trouver à redire à tout» (S. 583) gehört zu *équivoquer* „zweideutig reden, zweideutige Wortspiele machen" (+ Einfluß von *bucca*). — Aus *embouchoir* stammt auch wienerisch *ambaschurl* „das Mundstück bei Blasinstrumente" (Schranka, Wiener Dialekt-Lexikon; Max Mayer, Das Wienerische).

buccula: argotfrz. *boucle* «salle de police»: „wohl nach *malle*, das die gleiche Bed. annimmt, vgl. *boucler la malle*" ist etwas unklar ausgedrückt: *être bouclé* heißt „eingesperrt werden" (wohl urspr. ironisch-euphemistischer Ausdruck: *la malle est bouclée* „der Koffer ist zu" > ‚ich bin eingesperrt' usw.), davon *la boucle* „die Schnalle" > „die Einsperrung" usw.

buff-: Zu Gard *boffi* «gobio fluviatilis» vgl. *gouge* «gobio» — *gouger* „vollstopfen" (falls nicht meine frühere Deutung *Ztschr.* 42. 201ff. richtig ist). — Zu paris. *bouffe-la-balle* „Vielfraß" vgl. die Redensart *quelle grosse balle il a!* für jemand mit geschwollenen Backen, ferner *il est chargé à balle* ‚manièr exagérée de dire qu'un homme a beaucoup mangé; qu'il crêve dans sa peau' (d'Hautel). — kat. *bofia* (S. 597) ist *bòfia* zu lesen (so Dicc. Aguiló, vgl. mallork. *bófega* „Blase" bei Amengual), setzt also nicht den Typus **buff-ica* (nach *vessica*) fort. — Bais-maine *pouf* «mou, blafard» von der Onomatopöie *puff-* scheint mir für meine vom Verf. s. v. *bleichvar* abgewiesene Erklärung von *blafard* aus einem onomatopoet. **blaff-* eine Parallele zu liefern. — *patapouf* wohl nicht nur Zusammensetzung mit *patte*, sondern Onomatopöie (wie in Châten. noch erhalten), vgl. *pataras*, *pataflast* usw. — *pouf* „Schuld die man nicht zu bezahlen die Absicht hat", vgl. dtsch. *auf Puff nehmen Dtsch. Wb.* s. v. *puff*). — Wer will behaupten, daß die *fuff*-Formen durch „Fernassimilation des Konsonanten" zustande kommen und nicht Varianten sind wie **faf-* zu *paf-*, *baf-*?

**bŭk*: *trébucher*, *trabucar* usw. enthält zwar nicht *trans-*, aber gewiß auch nicht *trabs*, sondern ein *tra-* wie in afrz. *traverser*, *treverser* (letztere Formen s. v. *traversier -ant*, *-ain* bei God.) —

(10. Lieferung.)

bulla: ich glaube nicht, daß die unter **bŭta* „Hütte" Nr. 2 gebuchten Dialektwörter wie châten. *bolat*, sancey *boulo* „Schafstall", Gr Combe *kabulo* «compartiment dans une étable pour les veaux», louh. «réduit, petit compartiment» als **but-ell-itta* usw. von den zu *bulla* gehörigen dialektalen *boulotte* „kleine Kugel", *boulotter* «se rouler, pelotonner, cahoter», *caboulot* «vase en bois avec couvercle» zu scheiden sind: vgl. *cahute* — *cahoter*. Man beachte, daß der Ansatz von **bŭta* nichts weniger als sicher ist. Vgl. übrigens die Stallbezeichnungen unter *bulga* „Tasche".

Zum Suffix von poitev. *boulite* „Guckloch" vgl. die Nachweise eines *-ittus* bei Horning *Ztschr.* 20, 352 Anm. 1.

tillet «billet que s'écrivent les libraires pour avoir de la marchandise» (in Wbb. des 17./18. Jhs.) ist nicht *billet* + *ticket*, welcher

Anglizismus von Bonnaffé erst 1835 belegt ist, sondern setzt das bei God. aus dem 16. Jh. belegte *tillet* «billet, titre» fort, das seinerseits zu seit dem 13. Jh. belegtem *tille* «bois, planche de tilleul débité», «corde, ficelle faite avec l'écorce de tilleul», «morceau, pièce (d'étoffe)» gehört.

it. *garbuglio* „Wirbelwind“ „Intrige“, nfrz. *garboil(le)* „Streit“, nfrz. *garbouiller* «trier des épices» usw. werden wohl nicht zu *bulla* gehören, sondern zu der REW s. v. cribellum 2. gebuchten Sippe von ital. *garbello*, *gherbello* „Sieb“ und zu mfrz. *grabeler* „gründlich prüfen“ (bei Rabelais darnach makaronisch gebildet *matagraboliser* „id“.).

bullire: zentralfrz. *chaubiter* «tracasser, malmener» = *chaud* + *biter* (> anord. *bīta*)? Das anord. Wort heißt „beißen“, dialfrz. *bitter* meist „berühren“: was soll «toucher chaud» heißen? *chaubiter* stellt sich neben *chapoter*, *charpauder*, „id.“ bei Jaubert.

bulluca: zum *r*- Einschub vgl. noch *velours*, *ailleurs*, ferner verschiedene Fortsetzer von *camox* (REW).

**bultjo* «Bolzen»: Da die Entwicklung *-tj-* > *ǰ* vereinzelt wäre, so ist wohl diese Etymologie für afrz. *boujon* «grosse flèche dont l'extrémité se terminait par une tête» aufzugeben. Sollte nicht einfach Ableitung von b u l g a < *bouge* „Tasche“ vorliegen, vgl. das nfrz. nprov. Adjektiv *bouge* «courbé», «émoussé», «bombé»?

burra: Meuse *borluau* «gros nuage noir, isolé, qui traverse l'athmosphère et n'obscurcit le soleil que peu d'instants» gehört sicher zu *berlue* „vorübergehendeBlendung“. — Für dieBdtg. „Wolke“, die *burra* in anderen Fällen eignet, darf man nicht segovia. *aborregado* «de cielo cubierto de nubes revueltas» als Parallele anführen. Zwar sagt uns García de Diego, *Contribucion al diccionario hispanico etimológico* S. 38: «El cast. *aborregarse*, 'cubrirse el cielo de nubes blanquecinas y revueltas a modo de vellones de lana', que el *Diccionario Acad.* relaciona con *borrego*, es obscuro», aber dtsch. *Lämmerwolken*, frz. *temps moutonné* machen doch den Zusammenhang mit *borrego* „jähriges Lamm“ (das selbst Abl. von *burra* ist) unabweislich.

bustum: warum die *-k*-Formen in der Bdtg. „Mieder“ nicht direkt zu **busca* II, 1: frz. *busc* „Blankscheit des Mieders“?

busy (engl.) „geschäftig“: aun. *busioter* «être affairé». Ich muß immer wieder davor warnen, auf Grund eines ungefähren Anklangs Wörter, die aus verschiedenen Sprachsystemen losgelöst werden, ohne Not zusammenzustellen. Wie soll man sich denken, daß eine A b l e i t u n g des engl. Wortes gerade in einer M u n d a r t sich festgesetzt haben soll (vgl. den ganz andersartigen Sachverhalt bei paris. *bisness*!)? In Wirklichkeit darf aun. *busioter* «être affairé» nicht getrennt werden von Pléchatel, Dol. *busotter* «faire des riens», FEW s. v. *buteo*.

**but*: *proposer la botte* «proposer de faire l'amour» wohl nicht zu *botte* „Bündel“, sondern zu *botte* „Hieb des Fechters“.

buttis: Ich verstehe die Frage anläßlich ptg. *butifarra* „schlechte Stiefel“, kat. „Schwartenmagen, Tölpel“ nicht: „Was steckt im 2. Teil?“, da ja v. Wartburg selbst nprov. *boutifarro* «gros joufflu» zu *bout* - + *inflare* (vgl. übrigens schon meine Bemerkungen gegen v. Ettmayer, Lbl. 1918 Sp, 395f.) stellt: — *arra* ist das gewöhnliche iberoromanische *-rr*-Suffix.

Marburg-Lahn. Leo Spitzer.

CHRONIQUE DES LETTRES FRANÇAISES.

1. *Lyrisme.*

Il faut du moins que l'étranger bénéficie de son éloignement et qu'il garde de la production contemporaine une vue affranchie des engouements passagers. Aussi voudrais-je donner la première place à la poésie lyrique, alors que celle-ci semble mener une vie précaire de moribonde à côté de l'énorme Gargantua qu'est le roman. Fait caractéristique, c'est en province — et bien loin de Paris: à Marseille et à Toulouse — que deux recueils exquis de poèmes ont paru au cours de l'année: *Oloron Sainte-Marie* de Jules Supervielle et *Prolongements* de Charles Vildrac. J. Supervielle est déjà connu par son recueil *Gravitations* et C. Vildrac par le *Livre d'Amour et ses Chants du Désespéré.*

La ville d'Oloron Sainte-Marie est le pays natal de Jules Supervielle. Orphelin de bonne heure, le poète a vécu toute sa jeunesse en Uruguay, et a mené une vie pleine de voyages, enivrée d'espace, «d'horizons qu'aspirent des lèvres vertigineuses». Mais si l'un des pôles de sa vie intérieure est formé par ce besoin d'évasion (qui est en même temps un besoin de conquête sur l'oubli menaçant l'homme «pris dans des rets étoilés»), l'autre pôle est fait du besoin non moins puissant de plonger et de se perdre dans son âme. D'où le va-et-vient incessant entre l'univers et le moi, d'une imagination dont les bonds capricieux en apparence, ne sont nullement gratuits, mais tentent d'établir un lien entre les deux infinis de l'espace et de l'âme, de la matière et de l'esprit, — de découvrir le secret des destinées humaines. La clé de sa poésie, c'est-à-dire de sa vie profonde, le poète nous l'a donnée dans: *Une étoile tire de l'arc* (Gravitations):

> Jusqu'aux astres indéfinis
> Qu'il fait humain, ô destinée!

Bien avant Paul Morand, Jules Supervielle aurait pu écrire: *Rien que la terre!* Mais pour une autre raison peut-être. Ne serait-ce point parce que le mystère que le poète sent en lui, dans les floraisons éclatantes ou les profondeurs obscures de ses rêves, a plus que son symbole — ses correspondances — dans la vie des espaces, depuis le fond des mers jusque dans „les îles outreciel[1])». Le poète est vraiment «*une étoile qui tire de l'arc — Perçant l'infini de ses flèches*», mais ces flèches reviennent toujours à leur point de départ. C'est tout naturellement que les choses de la terre se placent non pas dans leur cadre immédiat, mais «au milieu du ciel» (*Métaphysique du 47 Boulevard Lannes.*) et que le moindre événement se situe non pas dans la durée d'un jour ou même d'une vie humaine, mais dans l'immensité des ères géologiques. — Mais abordons sans plus tarder l'examen du recueil *Oloron Sainte-Marie.* Déjà *Gravitations* comportait maints poèmes où perçait la hantise de la mort, par exemple *Offrande* (*Un sourire préalable — Pour le mort que nous serons . . . Qui n'aura qu'un peu de terre — Maintenant que par avance — En nous il peut en jouir — Avec notre intelligence — Notre crainte de mourir — Notre douceur de mourir.*) *Oloron* semble tout entier contenu dans ces derniers vers. C'est la vie et la mort intimement mêlées:

---

[1]) Lire à ce point de vue: *Cœur* (Cœur grave qui résumes — dans le plus sûr de toi — des terres sans feuillage . .) et *400 atmosphères*.

Vivante ou morte, o toi qui me connais si bien,
Moi qui ne puis te voir qu'avec des yeux pleins d'ombre,
Et voués au plus grave étonnement humain
Laisse-moi t'approcher à la façon des hommes.

Une telle strophe montre à la fois cette sorte de familiarité, de douce familiarité dans laquelle le poète vit avec la mort, ou mieux: avec les morts, car jamais nous n'avons à faire à de vagues abstractions, et Jules Supervielle réussit à évoquer le flottement des âmes défuntes:

O vous qui rôdez autour de notre destination . . .
Vous êtes guéris du sang
De ce sang qui nous assoiffe.
Vous êtes guéris de voir
La mer, le ciel et les bois.
Vous en avez fini avec les lèvres fabricantes de baisers,
Avec nos mains qui nous suivent partout sans nous apaiser,
Avec nos deux pieds usés de nous porter tout le jour,
Avec les cheveux qui poussent et les ongles qui se cassent,
Avec le cœur, les poumons, partis sans laisser de trace.

Il faudrait citer tout ce premier poème plein de grave sérénité, celle qui naît du sentiment profond de la mort, mais en même temps d'un amour du «ruisseau de vie — qui va glissant vers nos prunelles». Jules Supervielle fait ainsi entendre dans le lyrisme une note qui lui est propre, parce qu'elle jaillit sans doute de ce qu'il y a d'unique dans son être et son destin — et qu'il module sans monotonie, et avec une délicatesse extrême, dans les poèmes les plus divers en apparence, dans *Yeux*, *Une voix tombe*, *Supplique*, *Les morts me reconnaissent bien . . .*, *Chant triste pour Jean Angéli*, etc.

*

C'est le premier poème qui a donné son titre au recueil de Charles Vildrac: *Prolongements*. «Un beau titre» me disait Jules Supervielle lui-même. La poésie n'est-elle pas faite essentiellement de prolongements, de ces prolongements infinis, des résonances venues du fond de l'âme du poète. Un exemple (à dessein très court) permettra de sentir l'art original de Vildrac:

Le caillou chaud de soleil
Que par jeu et par orgueil
J'ai lancé dans l'eau profonde,
Combien de jours et d'années
Attendra-t-il désormais,
Docile esclave des algues,
Qu'un dieu change à nouveau le monde?

Ces neuf vers mériteraient une étude technique approfondie: on se rendrait compte que le vers rançais ne se définit plus par le nombre des syllabes et la rime, mais par un rythme beaucoup plus souple (adéquat à la représentation des faits et des sentiments) marqué lui-même par un jeu subtil d'assonances et d'allitérations (*soleil et orgueil, profonde et monde, jeu et jours, lancé et l'eau, désormais et docile*). Mais je préfère insister ici sur ce qu'a également de tout-à-fait personnel l'inspiration de Vildrac. Les poètes de l'Abbaye sont tous restés fidèles à l'un des principes qui les unit dans leur jeunesse; ils se refusent à exploiter sous forme de variations les thèmes du néo-romantisme: nature, saisons, amour, événements privés ou publics, etc. Pour eux, la vie est infiniment plus riche que le lyrisme des épigones pourrait le laisser supposer, il y a du

CHRONIQUE DES LETTRES FRANÇAISES.

1. *Lyrisme.*

Il faut du moins que l'étranger bénéficie de son éloignement et qu'il garde de la production contemporaine une vue affranchie des engouements passagers. Aussi voudrais-je donner la première place à la poésie lyrique, alors que celle-ci semble mener une vie précaire de moribonde à côté de l'énorme Gargantua qu'est le roman. Fait caractéristique, c'est en province — et bien loin de Paris: à Marseille et à Toulouse — que deux recueils exquis de poèmes ont paru au cours de l'année: *Oloron Sainte-Marie* de Jules Supervielle et *Prolongements* de Charles Vildrac. J. Supervielle est déjà connu par son recueil *Gravitations* et C. Vildrac par le *Livre d'Amour et ses Chants du Désespéré.*

La ville d'Oloron Sainte-Marie est le pays natal de Jules Supervielle. Orphelin de bonne heure, le poète a vécu toute sa jeunesse en Uruguay, et a mené une vie pleine de voyages, enivrée d'espace, «d'horizons qu'aspirent des lèvres vertigineuses». Mais si l'un des pôles de sa vie intérieure est formé par ce besoin d'évasion (qui est en même temps un besoin de conquête sur l'oubli menaçant l'homme «pris dans des rets étoilés»), l'autre pôle est fait du besoin non moins puissant de plonger et de se perdre dans son âme. D'où le va-et-vient incessant entre l'univers et le moi, d'une imagination dont les bonds capricieux en apparence, ne sont nullement gratuits, mais tentent d'établir un lien entre les deux infinis de l'espace et de l'âme, de la matière et de l'esprit, — de découvrir le secret des destinées humaines. La clé de sa poésie, c'est-à-dire de sa vie profonde, le poète nous l'a donnée dans: *Une étoile tire de l'arc* (Gravitations):

> Jusqu'aux astres indéfinis
> Qu'il fait humain, ô destinée!

Bien avant Paul Morand, Jules Supervielle aurait pu écrire: *Rien que la terre!* Mais pour une autre raison peut-être. Ne serait-ce point parce que le mystère que le poète sent en lui, dans les floraisons éclatantes ou les profondeurs obscures de ses rêves, a plus que son symbole — ses correspondances — dans la vie des espaces, depuis le fond des mers jusque dans „les îles outreciel[1])». Le poète est vraiment «*une étoile qui tire de l'arc — Perçant l'infini de ses flèches*», mais ces flèches reviennent toujours à leur point de départ. C'est tout naturellement que les choses de la terre se placent non pas dans leur cadre immédiat, mais «au milieu du ciel» (*Métaphysique du 47 Boulevard Lannes.*) et que le moindre événement se situe non pas dans la durée d'un jour ou même d'une vie humaine, mais dans l'immensité des ères géologiques. — Mais abordons sans plus tarder l'examen du recueil *Oloron Sainte-Marie.* Déjà *Gravitations* comportait maints poèmes où perçait la hantise de la mort, par exemple *Offrande* (*Un sourire préalable — Pour le mort que nous serons . . . Qui n'aura qu'un peu de terre — Maintenant que par avance — En nous il peut en jouir — Avec notre intelligence — Notre crainte de mourir — Notre douceur de mourir.*) *Oloron* semble tout entier contenu dans ces derniers vers. C'est la vie et la mort intimement mêlées:

---

[1]) Lire à ce point de vue: *Cœur* (Cœur grave qui résumes—dans le plus sûr de toi—des terres sans feuillage . .) et *400 atmosphères.*

Vivante ou morte, o toi qui me connais si bien,
Moi qui ne puis te voir qu'avec des yeux pleins d'ombre,
Et voués au plus grave étonnement humain
Laisse-moi t'approcher à la façon des hommes.

Une telle strophe montre à la fois cette sorte de familiarité, de douce familiarité dans laquelle le poète vit avec la mort, ou mieux: avec les morts, car jamais nous n'avons à faire à de vagues abstractions, et Jules Supervielle réussit à évoquer le flottement des âmes défuntes:

O vous qui rôdez autour de notre destination . . .
Vous êtes guéris du sang
De ce sang qui nous assoiffe.
Vous êtes guéris de voir
La mer, le ciel et les bois.
Vous en avez fini avec les lèvres fabricantes de baisers,
Avec nos mains qui nous suivent partout sans nous apaiser,
Avec nos deux pieds usés de nous porter tout le jour,
Avec les cheveux qui poussent et les ongles qui se cassent,
Avec le cœur, les poumons, partis sans laisser de trace.

Il faudrait citer tout ce premier poème plein de grave sérénité, celle qui naît du sentiment profond de la mort, mais en même temps d'un amour du «ruisseau de vie — qui va glissant vers nos prunelles». Jules Supervielle fait ainsi entendre dans le lyrisme une note qui lui est propre, parce qu'elle jaillit sans doute de ce qu'il y a d'unique dans son être et son destin — et qu'il module sans monotonie, et avec une délicatesse extrême, dans les poèmes les plus divers en apparence, dans *Yeux*, *Une voix tombe*, *Supplique*, *Les morts me reconnaissent bien . . .*, *Chant triste pour Jean Angéli*, etc.

*

C'est le premier poème qui a donné son titre au recueil de Charles Vildrac: *Prolongements*. «Un beau titre» me disait Jules Supervielle lui-même. La poésie n'est-elle pas faite essentiellement de prolongements, de ces prolongements infinis, des résonances venues du fond de l'âme du poète. Un exemple (à dessein très court) permettra de sentir l'art original de Vildrac:

Le caillou chaud de soleil
Que par jeu et par orgueil
J'ai lancé dans l'eau profonde,
Combien de jours et d'années
Attendra-t-il désormais,
Docile esclave des algues,
Qu'un dieu change à nouveau le monde?

Ces neuf vers mériteraient une étude technique approfondie: on se rendrait compte que le vers rançais ne se définit plus par le nombre des syllabes et la rime, mais par un rythme beaucoup plus souple (adéquat à la représentation des faits et des sentiments) marqué lui-même par un jeu subtil d'assonances et d'allitérations (*soleil et orgueil*, *profonde et monde*, *jeu et jours*, *lancé et l'eau*, *désormais et docile*). Mais je préfère insister ici sur ce qu'a également de tout-à-fait personnel l'inspiration de Vildrac. Les poètes de l'Abbaye sont tous restés fidèles à l'un des principes qui les unit dans leur jeunesse; ils se refusent à exploiter sous forme de variations les thèmes du néo-romantisme: nature, saisons, amour, événements privés ou publics, etc. Pour eux, la vie est infiniment plus riche que le lyrisme des épigones pourrait le laisser supposer, il y a du

nouveau à découvrir, du nouveau commun à tous les hommes, et non pas de l'exceptionnel[1]). Aussi *Prolongements* (je serais tenté de jouer sur les mots!) prolongent-ils bien la ligne du *Livre d'Amour*, mais avec des inflexions sinon imprévues, du moins neuves et variées. Même sincérité, même pudeur, même pureté, même choix exquis. Des confidences, des fables, des tableautins, des rêves, des méditations, des retours en arrière! Mais pour qui aime à se pencher affectueusement sur cette source discrète et chuchotante, perdue souvent dans la mousse, il est possible de discerner au-delà de la diversité extrême des sonorités, comme une tonalité plus grave, celle d'une âme mûrie qui aime à se tourner vers l'arbre du soir où ira se blottir l'oiseau voyageur, vers la petite maison seule sur la montagne, sûr et calme asile, vers tout ce qu'elle n'a pas eu le loisir de posséder, choses et êtres, vers les pommiers de mai, vers la forêt magique, vers l'éternité.

*

Un poète, un vrai poète, Georges Chennevière est mort dans sa pleine maturité[2]). C'est un grand deuil pour la poésie française. Harcelé par les soucis de l'existence, Chennevière n'a pu se donner tout entier à son œuvre, et pourtant celle-ci est considérable. Une grande partie est inédite. Plusieurs livres de lui sont épuisés: *Le Printemps*, *Poèmes* (ceux-ci parus chez Adrienne Monnier). La N. R. F. avait publié récemment: *La Légende du Roi d'un Jour*, qui est avec *le Chant de la Terre* et *Pamir* l'un des derniers poèmes qu'ait écrits Chennevière. J'ajouterai pour terminer cette simple note (je reviendrai du reste sur l'œuvre du ce poète) que G. Chennevière est avec Jules Romains l'auteur du *Petit Traité de Versification* analysé lors de sa parution dans les N. S.

*

II. Romans.

Tentons de voir clair dans ce déluge de romans qui menace de nous submerger, en les classant d'après leurs thèmes. Un premier groupe est constitué par les œuvres qui visent à pénétrer l'âme des peuples et des races. Sans doute faut-il voir l'un des effets de la guerre mondiale dans cette curiosité intense pour les psychologies étrangères, J'ai déjà signalé dans mes précédentes chroniques plusieurs romans consacrés à de telles études (cf. chroniques 3, 4 et 5). S'il nous fallait tenir compte des prix littéraires, et du plus convoité de tous, celui des Goncourt, il conviendrait de placer au premier rang le livre de Maurice Bedel: *Jérôme 60° latitude nord* (N. R. F.). Ce serait une grave erreur de perspective. Le lauréat peint en effet une Norvège de fantaisie, tout à fait dans la manière de Thomas Raucat et de son Japon dans l'*Honorable Partie de Campagne*. Des critiques ont craint (peut-être non sans humour) que le portrait de l'héroïne nordique Uni Krag (tout aussi peu flattée que son Jérôme, amusant fantoche) nuise aux bonnes relations de la France avec la Norvège! Tout est possible, mais il ne faut pas attribuer plus

---

[1]) Il est curieux de constater que R. M. Rilke conseillait en 1903 à un jeune poète d'éviter les motifs généraux pour se réfugier dans ceux que propose la vie quotidienne (cf. Revue d'Allemagne No. 1).

[2]) Il me faut renvoyer les lecteurs qui aimeraient à connaître mieux Chennevière, à mon étude parue dans *Europe* (Novembre 1927) sous le titre: *G. Chennevière et la Nostalgie de l'Eternel*.

d'importance que de raison à une œuvre de second ordre, qui révèle chez son auteur un don de narrateur, et aussi un don d'imitation indéniables. Peut-être ce roman amusant n'est-il que le commencement d'une «mise en série »pour le grand public des procédés de Giraudoux et de Morand!

Nous devons attendre encore le roman qui nous révélera l'âme scandinave comme le font les nouvelles américaines de Luc Durtain pour l'âme puritaine des Etats-Unis. Le premier volume: *Quarantième Etage* comprend trois nouvelles: *Crime à San-Francisco, La Cité que bâtit la Vision, Smith Building*. La première est un chef d'œuvre de narration rapide et drue d'une aventure humaine toute simple, mais révélatrice par chacun de ses éléments d'un trait de la mentalité puritaine (sans parti-pris ni sans timidité); la seconde suffit à nous ouvrir des perspectives nettes et multiples dans l'américanisme, avec son bluff et son caractère primitif, ses hardiesses et ses tristesses — et jusque dans ce qu'il recouvre de rêves encore vierges; enfin la troisième, sur un individu bien représentatif de la moyenne d'Outre-Mer, nous permet de deviner la lutte sourde et souvent inconsciente entre les ambitions infinies du business-man et les aspirations universellement humaines qui parfois encore l'emportent. Mais le second volume nous offrira l'occasion de marquer toute la nouveauté de cette conquête du Nouveau Monde[1]).

Grand-Louis l'Innocent, par Marie Le Franc (Rieder). Ce roman a remporté le prix Fémina (sorte de réplique . . . féminine du prix Goncourt). L'auteur, une institutrice bretonne, née en 1879, émigrée au Canada à 25 ans, sans un sou vaillant, un mot d'anglais ni un vêtement chaud, s'était vu retourner son manuscrit par un éditeur avec cette seule annotation: «ridicule». La voilà célèbre et lancée! Même si Marie le Franc devait rester la lauréate de 1927, du moins nous aura-t-elle dotés d'une étude psychologique hardie, singulière, subtile et d'un poème de la lande non moins étrange que l'âme de ses deux protagonistes. Le sujet? Une jeune femme réfugiée dans la lande bretonne, toute seule dans sa maison, après avoir été abondonnée par son amant repris par le goût des affaires et des aventures, s'éprend peu à peu d'un «innocent» (qui semble être un grand blessé du cerveau, atteint d'amnésie), à mesure qu'elle recrée en lui les linéaments d'une nouvelle vie spirituelle. L'art de l'écrivain a consisté à ne nous dévoiler la vraie nature des sentiments d'Eve qu'au dernier moment tout en nous préparant à cette révélation, et en évitant de nous faire voir dans cette union une simple monstruosité. Mais c'est la poésie de l'ambiance qui concourt le plus à rendre naturel ce qui pourrait autrement paraître artificiel et arbitraire: c'est l'atmosphère de légende qui enveloppe ce drame de deux êtres confrontés dans la solitude, c'est le vent de la mer, c'est la rumeur des flots, c'est la douceur des printemps et des clairs de lune, c'est la féérie des paysages de neige . . . Ainsi que l'a écrit excellemment J. R. Bloch, Marie Le Franc a des Irlandais le sens du vent, des Nordiques, le sens du froid, des Bretons, le sens de l'espace, de la femme le sens de l'amour, d'elle-même le sens de l'aventure.

Escale, par P. Humbourg (N. R. F.). — J'ai déjà eu l'occasion de citer de ce jeune écrivain (il est né en 1901) l'étude sur Jean

[1]) L'œuvre de Durtain, selon le dessein primitif de l'auteur, a pour but la *Conquête du Monde*, du Monde de l'argent, de la santé, des sports, de l'art, de la nature, etc.



Giraudoux (Ed. Les Cahiers du Sud, 1926). Le premier roman qu'il publie est né en grande partie de son expérience maritime: P. Humburg a voyagé comme officier de marine marchande, mais malade, il a dû abandonner cette profession et s'adonner aux lettres. Or *Escale*. c'est la vie intérieure d'un marin, du matelot Mével, qui, au cours d'une traversée, apprend que sa femme le trompe, et dont toutes les pensées et réactions sentimentales sont intimement mêlées à la vie de la mer et du navire, et somme toute, dominées par les nécessités du métier et les caprices de la nature. Pour la première fois — car Loti resta, dans ses livres du moins, un spectateur dilettante de la mer — un écrivain qui eut le goût véritable de l'aventure et l'amour de la mer (comme Conrad et Kipling) nous donne un roman maritime plein d'action et de réalité. On s'explique qu'une biographie du bailli de Suffren soit annoncée avec la double signature de P. Humbourg et de P. Neel, traducteur de Conrad.

Avec *Les Chasses de Renaut* (N. R. F.), J. R. Bloch (cf. ma 5e chronique à propos du *Dernier Empereur*, et ma 2e chronique, au sujet des *Travailleurs*) publie une seconde série de contes, — le premier étant aussi son premier livre: *Lévy*. Le premier récit: *Locomotives* note les impressions de l'auteur au cours d'un voyage fait de nuit sur une locomotive. Le tout est narré avec une fraîcheur intense de vision, et aussi avec un sens profond de la fraternité humaine. Rien de plus différent du premier que le second récit, celui qui a donné son titre au recueil. Après le compte-rendu trahissant le souci de la précision et du détail dans la description de la vie moderne, de la machine brutale et maîtrisée, laide et belle, voici le cantique des cantiques à la nature vierge des aubes, et la conversion du chasseur avide de meurtre et de sang à l'adoration de la terre, des bêtes, de l'eau, de l'air et de la vie, et au regret angoissé de n'être qu'un solitaire et un intrus dans un univers d'où sa conscience l'exile. Puis vient la «vision» de la mort du dernier homme sur une terre usée et refroidie, desséchée et dépeuplée, alors que l'esprit d'Oedipe renaît en lui, en même temps que le Sphinx. C'est au dialogue de ces deux éternels ennemis que nous assistons. Anticipation pessimiste qui révèle la souffrance métaphysique qui subsiste chez ceux là qui tentèrent de trouver un refuge dans la réalité humaine.

J'ai déjà à maintes reprises, mais en particulier à l'occasion du roman *Autrui* de René Arcos — insisté sur la nouveauté relative du thème de l'amitié dans la littérature française, abstraction faite, bien entendu, des admirables pages de Montaigne. Or voici que Panaït- Istrati — dont les récits antérieurs nous avaient déjà permis par de brèves allusions de deviner quel rôle l'amitié jouait dans sa vie — voici que le conteur de l'adolescence d'Adrien Zografi (lui-même) apporte lui aussi dans notre littérature dont il est l'hôte d'ores et déjà naturalisé, sa note toute personnelle sur l'amitié. *Mikhaïl*, c'est le don d'une âme jeune, enthousiaste, à une âme lourde de passé, d'expérience. En même temps que nous avons l'illusion d'être transportés dans les faubourgs populeux, cosmopolites de Braïla, sur les quais de son port, dans ses cafés et dans les îles du fleuve et les champs géants de maïs de la campagne environnante, nous assistons à la naissance de cette amitié qui allait être pour le poète l'origine même de son aventureuse destinée. Sous les haillons d'un misérable rongé de vermine, Adrien découvre un polyglotte lettré, stoïque, mais de caractère mystérieux et réticent. Il fait tout pour gagner son amitié, et il y réussit, mais

soudain, Mikhaïl redoutant d'aliéner sa liberté, va s'enfuir. Adrien le rejoint, et oubliant mère et fiancée, il s'élance avec son ami à la découverte ravie du monde — mais aussi au devant des épreuves et des souffrances. Je rappelle que P. Istrati a conté l'enfance d'Adrien Zografi dans un recueil de récits: Kir Nicolas, Codine et Nerrantsoula. Les volumes suivants nous diront sans doute les neuf années de vagabondage à travers la Roumanie, l'Egypte, la Grèce, la Turquie et tout le bassin méditerranéen.

Le Chant du Bienheureux par Jacques Chardonne (Stock). — Depuis 1921, c'est-à-dire depuis *l'Epithalame* (qui avait failli obtenir le prix Goncourt, et qui en était digne), Jacques Chardonne n'avait rien publié. Nous verrons que son œuvre nouvelle a en effet tous les traits d'une œuvre lentement conçue, mûrie, enrichie constamment d'intentions secrètes, reprise sans hâte pour être parfaite dans sa langue et son style. Second point remarquable: après *Epithalame* (qui représente avec la lenteur et la minutie d'un roman anglais le tragique quotidien de la vie conjugale), donc après ces deux tomes que l'écrivain osait proposer à des lecteurs pressés, automobilistes et fervents de cinéma, Jacques Chardonne nous raconte une vie d'homme en 300 pages. Gageure! Condenser tout une destinée en si peu d'espace, ne sera possible qu'en éliminant tout ce qui se *développe* d'ordinaire. Et en effet pas le moindre morceau de bravoure, un souci permanent de concentration qui pourra faire croire aux esprits superficiels qu'il s'agit d'une influence du cinéma. Tout ce que le roman réaliste a coutume de nous offrir — est-ce pour nous reposer, nous récréer, est-ce pour faire valoir la virtuosité de l'auteur, est-ce pour accroître la crédibilité en soutenant le travail d'analyse par des masses solides? — tout cela se ramène à de brèves indications analogues aux indications scéniques. Rien de plus aisé que de *faire sortir* une dizaine de pages de telle page, 98 par exemple (j'ai ouvert au hasard.) L'analyse des états d'âme est elle-même réduite à un trait bref, rapide (5 à 6 lignes pour ce qui va expliquer une décision capitale!). Mais quelle densité dans le mot, dans la phrase. Un exemple. Pierre quitte Jeanne, et celle-ci en éprouve une douleur navrée. Deux méthodes en présence: celle du dialogue intérieur auquel vont se mêler des faits ou des réflexions (l'idéal est de rapprocher la durée de la lecture de celle des événements réels) et celle de l'évocation de l'émotion par ce qui n'est plus l'imitation de la vie, mais une sorte de viol des profondeurs de l'âme. Tout le drame du départ se trouve ainsi comprimé en quelques lignes, en une seule phrase: «Encore une fois, cette interruption inhumaine, qui glace d'un coup le cœur véhément, cet arrachement des choses vivantes, cet homme qui emportait tout, qui ne reviendrait plus, un jour, elle le savait, englouti dans l'inconnu sitôt la porte close, après le dernier adieu discret, murmuré sur le seuil, la bouche serrée, pleine de cris!»

L'essentiel, rien que l'essentiel; on se prend à songer à ce conte de Balzac: *Le Chef-d'œuvre inconnu*, sinon pour déplorer les sacrifices qu'un artiste soucieux de réaliser très fidèlement sa propre conception, a volontairement accomplis, peut-être aux dépens de la vie, du moins pour nous faire redouter la menace qui pèse sur les esprits trop solitaires et avides de perfection. Avec le *Chant du Bienheureux*, nous sommes exactement à la limite que le peintre Frenhofer a fini par franchir. Cette hantise du nécessaire se manifeste du reste beaucoup moins dans les deux parties centrales: Grimaud et Jeanne, et nombre de scènes ont là une plénitude admirable.

Mais il faut du moins donner de ce roman la trame des faits pour mieux saisir ce qui en constitue l'originalité. Pierre Baraduc, dont la mère fut une névrosée et le père un rêveur, s'évade du foyer pour courir le monde et chercher fortune, mais à la mort de son père, il revient au pays et y épouse une amie d'enfance qui l'aime sans le savoir et croit seulement permettre à Pierre, grâce à la fortune qu'elle lui apporte, de s'adonner librement à ses goûts littéraires. Bien qu'il ne l'aime pas, il finit, lui, par consentir. Dix ans se passent. Le second livre nous fait assister à la vie des deux époux séparés de plus en plus non point par des heurts violents, mais simplement par des tempéraments différents et le malaise que crée dans la maison la conscience que Rose prend de son amour et Pierre de son indifférence. Or Pierre se ruine. Mais l'épreuve ne fait que relâcher les liens entre les deux époux. Pierre part seul gagner sa vie à Paris chez un homme d'affaires à qui il a rendu service autrefois. Malheureux quand il était désœuvré, Pierre qui s'est révélé homme d'action et est devenu l'un des chefs de l'entreprise, connaît la joie enfin, et cette joie se double de celle que lui procure l'amour d'une femme, Jeanne, qui contrairement à la sage Rose, aspire à participer à toute la vie de son amant. Pierre divorce: Rose se résigne, après avoir souffert et tenté de retenir Pierre. Elle mourra d'un accident. Pierre, alors, connaîtra le remords, lui qui était devenu d'une impitoyable indifférence pour Rose, et effrayée de sentir en lui tant de passé renaître, où elle n'est rien, Jeanne le quitte. Pierre, comme l'homme en général, est fait pour l'action, et non pour l'amour.

Un jour va venir pourtant où Pierre connaîtra la vanité de cette vie tout entière vouée aux affaires, et il veut vivre enfin pour lui-même, pour découvrir le vrai sens de l'existence, après que l'aventure, l'amour, l'action l'ont déçu. Or, au milieu même de ses préoccupations utilitaires, il avait lu les chants sacrés de l'Inde. Un travail subconscient s'était fait en lui. Et un beau jour, devant son ancien patron mort sans avoir connu la libération, mais ayant cependant goûté la joie de l'homme «incarnant l'esprit d'une collectivité et entreprenant toujours pour l'avenir», il se sent subitement illuminé par la vérité, et il écrit: «L'homme construit. L'individu n'existe pleinement que par ses constructions, qui l'absorbent et tendent à l'impersonnalité. Il est porté par l'œuvre qui le dépasse. Ephémère, il s'inscrit dans la durée — des fantômes de durée. Tout est action. Montrer les formes de l'action constructive dans l'entreprise commerciale, dans la famille, dans l'œuvre d'art. Hors des voies, où les efforts peuvent se fixer un moment, s'additionner, prendre une forme, l'homme est perdu. C'est toujours une voie étroite. A quoi tendent l'émulation forcenée des créations et des recherches, sans cesse effacées, dépassées, le don de soi sans retour, l'inconsciente fraternité du travail, la lutte, qui est collaboration? C'est le risque gratuit, la tentative incertaine, sans masque, sans récompense, la rude et haute épopée de ce temps, sa froide dignité spirituelle. Le Bienheureux a dit: «Accomplis ton œuvre sans te soucier des fruits. Voilà mon livre.» Et Pierre va consigner désormais ses réflexions sur ce sujet, puis un jour viendra où il notera des images, des pensées, des portraits qui se détachaient de sa vie informe. Et «ce qui avait été désordre et tourment, geste perdu, paroles vaines, trajet sombre aux méandres incohérents, ressuscitait dans une clarté sereine, affranchi de la douleur, et prenait un sens pour la première fois». Sa vie sera vouée dorénavant à cet

effort en vue d'extraire de lui une vérité fragile, qu'une seule nuance peut trahir. Mais il faut lire les dernières pages du livre (en particulier les pages 179—280 et 287—292) pour pénétrer le sens ultime de l'œuvre, d'une œuvre où souvent une simple incidente mérite de retenir, de fixer l'attention. Une œuvre qui vise moins à *expliquer* qu'à *suggérer*, une œuvre riche comme les poèmes de Vildrac, en prolongements infinis, et à laquelle le lecteur, le vrai lecteur, revient toujours, pour découvrir et s'enrichir[1]).

3. *Les biographies.*

Les programmes des grandes maisons continuent de se réaliser. Je ne puis que mentionner: un *E. Th. A. Hoffmann* de J. Mistler (qui est un témoignage du regain de faveur que connaît le conteur de merveilleux, témoignage parallèle à celui que constitue la traduction du *Vase d'Or*), un *Disraéli* de A. Maurois, l'auteur de Bernard Quesnay (chronique No. 2) et des *Etudes anglaises*[2]) (chez Grasset), un *Delacroix* par P. Courthion, un *Cyrano de Bergerac* par L. R. Lefèvre. (N. R. F.)

Le *Mercure de France* vient de publier: d'une part, en traduction française *La Vie et les Confessions d'Oscar Wilde* par Frank Harris, ami de Wilde, et d'autre part, le livre du traducteur de l'ouvrage précédent et des œuvres du poète, sur *la Tragédie finale* d'Oscar Wilde (H. D. Davray). Ceux qui s'intéressent au problème moral et littéraire — je devrais ajouter: physiologique — qui se pose dans l'histoire avec Oscar Wilde, trouveront ici les documents les plus sûrs et les plus complets. Comme tout semble actuellement s'accorder à attirer l'attention du public sur la grave question psychologique que Marcel Proust a le premier traitée en pleine liberté d'esprit, ajoutons sous la présente rubrique le livre de F. Porché (Grasset): *L'amour qui n'ose pas dire son nom*, remarquable par son tact et sa délicatesse d'analyse.

Enfin, il se pourrait que les romanistes allemands apprennent avec intérêt la publication en français du *Journal* de Walt Whitman, dans la traduction du fervent Whitmanien qu'est Léon Balzagette, dont le *Mercure* vient de rééditer la biographie du poète américain.

Rattachons à cette série de biographies, le livre de Jean-Jacques Brousson, *L'Itinéraire de Paris à Buenos-Ayres*, qui est proprement la suite de *Anatole France en Pantoufles*. Jamais nous n'aurons été mieux renseignés sur les petits côtés d'un «grand homme» que par l'ex-secrétaire du créateur de M. Bergeret. Qu'il y ait chez Brousson une réelle animosité contre France, c'est trop évident. Mais nous en connaissons enfin la cause. Et il est d'ailleurs bon que la figure de France ne soit pas plus longtemps faussée par la

---

[1]) Livres reçus: *Les Hommes de la Route* (André Chamson, chez Grasset) dont l'auteur s'est fait d'abord connaître par un roma nsur l'objection de conscience: *Roux le Bandit*; *Vasco* (Marc Chadourne, chez Plon) qui dépeint la désadaptation des âmes après la guerre; *L'Homme derrière le Mur* (Lucienne Favre, auteur de *Babel-Oued*, déjà analysé, chez Crès).

[2]) Je les signale en passant aux anglicistes; elles comportent un *Dickens*, une étude sur Madame du Deffand et Horace Walpole, sur l'esthétisme de Ruskin à Wilde et enfin un panorama sur la jeune littérature anglaise.

légende, que son importance puisse être appréciée exactement. L'idole du salon de Madame Armand de Caillaret cesse d'être le brillant causeur qu'on a voulu voir en lui, le propriétaire de la Villa Saïd apparaît avec ses manies de collectionneur qui sont à l'homme ce que sont les citations et l'érudition pour l'écrivain; enfin, le patriarche de la Béchellerie montre à plein son égoïsme, son ironie et son impuissance à l'enthousiasme. Tous ces souvenirs sont contés avec un esprit savoureux — et pour la rupture, avec des accents douloureux qui laissent deviner une profonde tendresse trahie. On voudrait voir avant tout dans ce livre de témoignage véridique la promesse d'œuvres où affranchi de celui qui fut à la fois son bon et son méchant génie, J. J. Brousson ne gaspillerait plus sa verve dans des satires trop «quotidiennes», mais la laisserait s'épanouir joyeusement. Nous attendons *la Bête à bon Dieu* annoncée depuis longtemps déjà . . .

IV. Essais.

Il serait à souhaiter que les traducteurs ne fussent pas hypnotisés par la seule production romanesque. La connaissance des peuples étrangers par les ouvrages d'imagination risque d'être fausse, et de donner naissance à des préjugés aussi dangereux que ceux qui proviennent de la simple ignorance ou du mauvais vouloir. Je m'efforcerai, en consacrant à l'occasion une chronique tout entière aux *essais* de l'année, de fournir à mes lecteurs des éléments d'appréciation plus variés de la vie spirituelle française. Qu'il me suffise pour aujourd'hui de nommer (sans pouvoir, hélas, les analyser, même sommairement): de Valéry Larbaud, *Jaune Bleu Blanc*[1]), dont le titre symbolise la variété des études, qui permettent de saisir les réactions d'un esprit universellement curieux au contact des réalités étrangères (matérielles et morales) — et françaises aussi (voir le 1er et les derniers chapitres sur Paris); — d'Alain (pseudonyme de Chartier, professeur de philosophie au lycée Henri IV., qui a marqué de son empreinte originale toute une génération de jeunes gens, habitués par lui à penser d'une manière extrêmement indépendante et vivante sur les moindres faits quotidiens), *Les Idées et les Ages* (Le Sommeil, les songes, les contes, les jeux, les signes, les amours, les métiers, le culte, les natures), mine prodigieusement riche, qui mériterait d'être connue dans les milieux intellectuels allemands, parce qu'elle recèle quelques-unes des pépites d'or de l'expérience française solidement enracinée dans le réel, parce qu'Alain est l'un des Français les plus qualifiés pour porter le vrai *message* de la France à l'Allemagne[2]); — de Julien Benda, le célèbre adversaire du bergsonisme en France (cf. *Le Bergsonisme ou une Philosophie de la Mobilité, Sur le Succès du Bergsonisme.* Mercure de France *Belphégor*, essai sur l'esthétique de la présente société française, Emile Paul), la *Trahison des Clercs*, (Grasset) où il dénonce avec fougue le perfectionnement moderne des passions politiques, leur adoption par hommes d'Eglise, politiciens, romanciers, historiens, critiques et métaphysiciens, l'exaltation de l'attachement au par-

---

[1]) V. Larbaud est l'auteur de *Barnabooth*, ce roman qui fait époque au début du 20e siècle, sorte de Werther moderne; de *Enfantines*. C'est un globe-trotter infatigable. — des livres et des pays. Polyglotte, traducteur de Samuel Butler.

[2]) Bien plus assurément que le journaliste qu'est Frédéric Lefèvre, interviewer de 3e ordre.

ticulier, au pratique, au lieu de l'universel et du spirituel — et cela dans un implacable réquisitoire qui culmine dans une vue d'avenir pessimiste; — d'Albert Thibaudet, critique littéraire (bien connu pour ses *réflexions* de la N. R. F., ses études sur Mallarmé, Valéry et Bergson), *La République des Professeurs* (Grasset) contribution à l'histoire de la vie spirituelle de l'après-guerre dans ses rapports avec la politique, dont la lecture serait particulièrement suggestive pour un étranger; — de F. Mauriac, *La Province* (Hachette) recueil de pensées sur la province et Paris, sur leur rôle dans la vie spirituelle de la France, où la *Kulturkunde* trouverait à glaner des idées justes et fines; — de Gaston Roupnel, *Siloë* (Stock), où le romancier de *Nono*, de *Hé! Vivant* et du *Vieux Garain*, mêle assez étrangement aux épanchements d'une âme croyante des discussions doctrinales sur le problème de la vie et de la conscience, où le philosophe tente de prouver que la vie est faite de souvenirs, d'habitudes dynamiques et que l'esprit doit rentrer dans la loi commune où se déroule tout le phénomène de la vie et du monde; — du Dr. René Allendy, *Le Problème de la Destinée*, étude sur la fatalité intérieure (N. R. F.), sur le déterminisme psychologique, les caractères, les tempéraments, les névroses, les statistiques et les probabilités, les prédictions et les présages, les correspondances cosmiques, et du Dr. A. Hesnard, une contribution aux études de psychanalyse: *L'Individu et le Sexe* (Stock), où se trouve approfondie en particulier la psychologie du narcissisme; — et enfin de Lucien Romier, *Nation et Civilisation* (Kra), livre qui vient compléter *l'Explication de notre Temps*, parue il y a déjà quelques anuées.

V. *Une nouvelle revue.*

Je me fais un devoir de faire connaître aux lecteurs des N. S. la *Revue d'Allemagne* dont le premier numéro a paru en novembre 1927 (Ed. Emile-Paul, 14, rue de l'Abbaye, Paris, 68 france par an). Elle «servira de lien entre ceux qui ont étudié l'Allemagne et ceux qui désirent la mieux connaître. Elle s'efforce de décrire et de comprendre la vie intérieure de ce pays, en groupant des moyens d'investigation qui deviendront plus efficaces s'ils ne sont plus dispersés». Une revue consacrée à la France paraît à Berlin sous le nom de *Deutsch-Französische Rundschau*[1]). Le sommaire des numéros déjà parus comporte: Les origines du mouvement de la jeunesse, La démocratie en Allemagne, L'organisation des recherches scientifiques, A Bayreuth sur les traces de Jean-Paul, Civilisation et Humanité (J. Wassermann), etc. A la suite des articles viennent des chroniques sur la vie artistique, littéraire, théâtrale en Allemagne, des éphémérides et une bibliographie. Le directeur, Maurice Boucher, germaniste bien connu déjà en Allemagne, espère faire de cette revue «un lieu de rencontres et d'échanges, une tribune accessible à tousles hommes de bonne volonté.»[2])

Paris. Christian Sénéchal.

---

[1]) Die ersten beiden Hefte dieser von O. Grautoff als Organ der Deutsch-französischen Gesellschaft herausgegebenen Zeitschrift sind bereits im Verlag von Dr. Walther Rothschild, Berlin-Grunewald erschienen (Anm. der Herausgeber).

[2]) Ma prochaine chronique comportera en particulier des notes sur les récits de voyages en Russie, sur le Journal de Jules Renard, sur la correspondance de J. Rivière et d'Alain-Fournier.

DAS BUCH IM NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

Der Mahnruf „Los vom Buch", der als das A und O der Reformbewegung angesprochen werden kann, hat neuerdings, wieder größere Bedeutung für den neusprachlichen Unterricht erlangt. Die Notwendigkeit eines Unterrichtswerkes, das pädagogisch garnicht sorgfältig und kultur- und literaturkundlich garnicht geschickt genug verfaßt sein kann, wird heute allseitig anerkannt. Daß dabei für die verschiedenen Arten von höheren Schulen verschiedenartige, dem Wesen der Schulgattung angepaßte Lehrbücher wünschenswert und zweckmäßig sind, erhellt schon aus der Tatsache, daß die verschiedenen Schultypen auch verschiedene Lehrpläne und Lehrziele behalten werden. Der sogenannte Einheitslehrplan für alle höheren Schulen hat zwar den scheinbaren Vorteil wünschenswerter Einheitlichkeit, doch gilt es dabei zu bedenken, daß Uniformierung naturgemäß soviele Nachteile gegenüber der aus der Praxis geschichtlich gewordenen Spezialisierung hat, daß es jammerschade wäre, dieses wertvolle, für die einzelnen Schulgattungen charakteristische Bildungsgut mit einem Einheitslehrplan und -lehrbuch zu schablonisieren. Vielheit bedeutet hier Entwicklung und Fortschritt, Einheitlichkeit aber Schablone und Stillstand. Daß es nicht zu Verwirrung durch zu verschiedene Unterrichtswerke kommt, dafür werden die Unterrichtsverwaltungen sorgen. Unentwegten Reformanhängern aber, denen das Wort „Leitfaden" ein Greuel und der Ruf „Los vom Buch" das einzige Evangelium ist, sei entgegengehalten, daß die richtige Benutzung des Leitfadens, die weiter unten gekennzeichnet werden wird, einmal Zeitgewinn bedeutet, ein Vorteil, der mit Hinblick auf die Ueberbürdungsfrage keiner weiteren Begründung bedarf, und zum andern pädagogische und kollegiale Pflicht eines jeden Neusprachlers ist, der in einem großen Schulorganismus arbeitet, in dem oft überfüllte Klassen von Hand zu Hand gehen, so daß jeder Neusprachler vom vorhergehenden Kollegen erwarten muß, daß mit der Klasse ein gewisses Lektüre-, Kultur-, Literatur- und — last not least — Grammatikpensum *im wesentlichen* erarbeitet worden ist.

„Los vom Buch" heißt für den Neusprachler nicht etwa Verzicht aufs Unterrichtsbuch, sondern: Der Schüler soll die Fremdsprache nicht allein lesen und laut lesend richtig aussprechen, sondern sie auch hören, abhörend verstehen lernen, so daß das vorgelesene und ausgesprochene fremde Idiom, das bekanntlich aus jedem Munde anders klingt, von ihm begrifflich erfaßt wird. Welche Mittel stehen im Klassenunterricht zur Verfügung, um dieses passive Ziel zu erreichen? — Wenn ein Lesestück im Unterricht besprochen worden ist und zur weiteren Erarbeitung seitens der Schüler gegenseitige Konversation darüber getrieben wird, dann muß das Buch geschlossen sein; sonst hat man keine Gewähr, daß frei gesprochen wird. Mit dem Taschenlexikon oder dem kleinen Sprachführer in der Hand auf dem Boulevard des Italiens nach dem Wege zur Madelaine zu fragen, das sind die üblen Folgen, die an Leuten zu beobachten sind, die im Klassenunterricht entweder keine oder nur solche Konversation getrieben haben, die dem Gängelbande von vorgedruckten Fragen des geöffneten Uebungsbuches folgte. Darum muß das Kleben am Buch ausgemerzt werden. Natürlich muß der Lehrer mit gutem Beispiel vorangehen. Lesen die Schüler aus dem Buche laut vor, so verzichte der Lehrer grundsätzlich darauf, im Buche dem Text zu folgen. Wenn es auch für den Lehrer

eine größere geistige Anstrengung bedeutet, ohne Buch in der Hand, dem Vorlesen der Schüler zu folgen, so ist doch der Gewinn, der für Schüler und Lehrer herausspringt, dieses Opfer wert. Bald folgen die Schüler dem Beispiel des Lehrers. Während die eine Hälfte der Klasse den ersten Teil eines Lesestücks im Chor liest, hört die andere Hälfte bei geschlossenem Buch zu; bei Beginn des zweiten Teiles wird gewechselt, sodaß die zweite Hälfte der Klasse liest, während die erste das Ohr übt. Hierbei sind die Schüler anzuhalten, entweder alle gehörten Aussprachefehler zwecks nachheriger Besprechung kurz zu notieren oder sich alle Wortbilder in orthographischer Schrift visuell vorzustellen oder jedes einzelne Wort ohne Rücksicht auf Zusammenhang sofort ins Deutsche zu übersetzen oder Satzton zu beobachten und Satzeinschnitte festzustellen oder alle Perioden in gutem Deutsch mitzudenken oder im Geiste französich mitzusprechen und alles Gesprochene gegenständlich vorzustellen, bzw. Abstraktes mitzudenken und mitzufühlen, d. h. in der Fremdsprache denken zu lernen.

Um dieses letzte Ziel des Denkens und Fühlens in der Fremdsprache zu erreichen, muß mit den Loslösungsübungen vom gedruckten Wortbild von der ersten Lektion an begonnen werden. Schon bei Erwerbung der ersten Wörter des Wortschatzes muß — mag man nun das Vokabellernen so oder so betreiben, d. h. gelegentlich Vokabeln auch einmal abhören, sie in etymologischen oder Sachgruppen zusammenstellen, die Schüler sich gegenseitig überhören oder grundsätzlich Vokabeln nicht überhören und nur im sachlichen Zusammenhange einprägen lassen — das Loslösen vom gedruckten und auch geschriebenen Wortbild einsetzen, indem man zunächst die konkreten Dinge der Umgebung vom Schüler, der dabei im Zimmer umhergeht, im kurzen Satze ansprechen läßt, und später die Sätze der Anfangslektionen im Zusammenhang erst der Reihe nach, dann aber recht bald wahllos außer der Reihe oder grammatisch und stilistisch umgeformt (Zahl-, Personen-, Tempuswechsel) *frei* wiedergeben läßt. Der Inhalt jeden Lektionslesestücks muß zum geistigen Eigentum des Schülers werden, über das er sprachlich frei verfügen kann. Um mechanisches Memorieren und Überbürdung zu vermeiden, wird man die verschiedenen Aufgaben einzelnen Teilen der Klasse zuweisen; Hauptsache ist dabei, daß bei der Wiedergabe die Bücher geschlossen bleiben und die zuhörenden Schüler gewöhnt werden, sich jeden Satz des sprechenden Kindes im Anfang visuell vorzustellen, eine Uebung, die für die vorwiegend akustisch begabten Schüler sehr wichtig ist. Sind grammatische Aufgaben zu Hause schriftlich gelöst worden, wie: Bilde mit den Verben jeter, régler mener, appeler, essayer, envoyer je einen Satz, jeden davon in einer anderen Zeit und Person, so fügt der Lehrer hinzu: Zwei Sätze wenigstens müßt Ihr zu freier sprachlicher Verfügung im Kopfe haben! In der nächsten Stunde kommen dann einige Schüler einzeln vor und tragen jeder zwei Sätze vor. Alle Schüler haben ihre Hefte mit den entsprechenden Hausaufgaben geschlossen, denn sonst beschäftigen sie sich mit ihren eigenen Sätzen, sodaß die Hörübung unter geteilter Aufmerksamkeit leidet. Damit auch die Sorge des Schülers vor dem „Drankommen“ nicht seelische Hemmungen bewirkt, bestimmt man vorher die Schüler, die vorzutragen haben. Nunmehr muß aber jeder Schüler den vom Mitschüler vorgetragenen Satz sprachlich und inhaltlich erfassen. Die Klasse muß dabei so erzogen sein, daß sich jeder ohne Scham

meldet, der etwas nicht verstanden hat: Veuillez répéter la phrase, s. v. p.! Je n'ai pas compris le troisième mot! Que veut dire la phrase en allemand? — Bei dieser Methode reproduziert der vortragende Schüler das schriftlich zu Hause Erarbeitete, während seine Mitschüler vom eigenem Schreibheft — alias Buche — losgelöst apperzipierend zur Aufnahme und zum Verstehen eines neuen Gedankenausdrucks gezwungen werden.

An die Wiedergabe von Lesestücken schließt sich auf Grund der grammatischen Umformungsübungen die Vorbereitung zum freien Aufsatz, der erst immer „angelehnt" sein wird. Es wäre nun eine unverzeihliche methodische Unterlassungssünde, wenn man am Ende einer Lektion, z. B. At the Seaside, den im Übungsbuch vorgeschlagenen Aufsatz "My last (next) Excursion to the Seaside" daheim anfertigen ließe, ohne ihn im Unterrichte *sprechend* entwickelt zu haben, weil dann die Schüler zu Sklaven des Uebungsbuches werden und daheim mehr oder weniger abschreiben. Der Aufsatz muß vorher im Unterricht bei geschlossenen Büchern aus der Konversation heraus „gesprochen" entstanden sein. Interesse, Mut, lebendiges Mittun der Klasse und teilnahmsvolles Führen und Begeistern schwächerer Schüler durch geschicktes Mittun des Lehrers sichere das Erreichen des Zieles in der Stunde, sodaß der Lehrer am Ende derselben sagen kann: Schreibt den Aufsatz daheim nieder, kurz oder länger, so wie ihr ihn im Gedächtnis habt, ohne jedoch das Uebungsbuch zu öffnen! — In der nächsten Stunde werden zwei, drei Aufsätze frei „erzählt" und dabei die verschiedenen Aufbau- und Ausdrucksmöglichkeiten besprochen, und dann lautet die Aufgabe: Arbeitet den Aufsatz bis Freita2 ins gute Heft. Je weniger ihr das Uebungsbuch benutzt und euch anlehnt, um so wertvoller wird euer Aufsatz sein! — Will man es versuchen, einen „ganz freien" Aufsatz, der trotzdem im Unterrichte, besonders wegen Vermeidung der Germanismen, oft stundenlang besprochen werden muß, da jeder Schüler mehrere Fragen: Wie drücke ich dies oder jenes aus? bringt, vielleicht schon im zweiten fremdsprachlichen Unterrichtsjahr schreiben zu lassen, so hat man das durch die Wahl des Themas in der Hand: La plus belle journée pendant les grandes vacances. Noël chez nous. Our last School-Excursion-Day. Solche Aufsatzvorbereitungen sind kein Genuß für den Lehrer, aber bei richtiger Anleitung und Gewöhnung der Schüler durchführbar und sprachlich kraftbildend. Das Freimachen vom Buch ist äußerlich durch die Themawahl gesichert, innerlich gewährleistet wird es immer nur durch jahrelanges Anleiten der Schüler in der angedeuteten Unterrichtsweise. Hierzu gehört auch die vorsichtige Benutzung des Lexikons, das spätestens von Beginn der Mittelstufe in jeder Stunde auf jedem Platze liegt und ohne besondere Erlaubnis vom Schüler aufgeschlagen werden darf, während der Unterricht der Klasse seinen Fortgang nimmt. Lexikonlesen mit der ganzen Klasse gerade bei Aufsatzvorbereitungen ist ein vorzügliches Mittel, um etymologisches Verständnis und Gefühl für richtige Wahl der Synonyma zu erwecken. Sollen der freie Vortrag, der in jeder Stunde von einem Schüler vorbereitet oder aus dem Stegreif geboten wird, und der Aufsatz historischen, literatur- und kulturgeschichtlichen Inhalt bekommen, so kann dies nur durch zielbewußtes Arbeiten an der Hand des Buches und unter stetiger Loslösung von ihm, d. h. durch selbständige geistige Verarbeitung des Erarbeiteten erreicht werden: «The most a student knows is where and how to find out the things

he does not know!» So haben beispielsweise die Schüler einer Klasse aus eigenem Antrieb 12—30 seitige Aufsätze im fremden Idiom verfaßt über Themen wie «Jeanne d'Arc d'après Mme de Staël» (nach Lektüre von Jeanne d'Arc à travers les âges von C. Pilz, Verlag Leopold Klotz, Gotha), "Joan of Arc in History", "Joan of Arc as seen in Schillers Jungfrau von Orléans", "Analysis and Critic of Bernard Shaw's Cronicle Play Saint Joan" (das setzt auch eingehende Lektüre des Preface, p. 1—88, und des Epilogue, p. 231—254, voraus), "The Development of the English Language" (nach Durcharbeitung von Dr. Ulmers „Erste Einführung in den germanischen Wortschatz der englischen Sprache auf Grund der Sprachvergleichung", C. C. Buchners Verlag, Bamberg, und von Riemann-Riedels Sprachlehre, S. 1—8 „Überblick über die Entwicklung der englischen Sprache", B. G. Teubner, Leipzig) und "The Romanticism in England and Germany" (im Anschluß an Wordworth, Shelley, Keats, Schulausgabe von Velhagen & Klasing Heft 175 B). Jeder Aufsatz der teilweise stark besetzten Klassen ist dabei nach Aufbau und Darstellung verschieden und trotz Benutzung aller möglichen Quellen und Hilfsmittel nach Form und Inhalt selbständig, weil der Aufsatz von der ersten Seite der Lektüre an gleichzeitig mit entstanden ist. Alle Schüler hatten im Laufe der Lektüre von Shaw's Saint Joan zum Beispiel von jeder der fünf Szenen sich jedesmal eine kurze Inhaltsangabe erarbeitet und gleich kritische Bemerkungen angeknüpft. Mit Schluß der Lektüre war sozusagen der Aufsatz schon fertig, denn im Laufe derselben hatten die Schüler alles Mögliche zusammen- und vorgetragen, was sie an Einschlägigem in der Literatur, in Zeitungen usw. gefunden hatten. Noch heute ist jeder Schüler in der Lage, über die obigen Themen frei zu sprechen. Dieses Ziel des freien Vortrags und „selbständigen" fremdsprachlichen Aufsatzes ist nur durch richtige Leitfadenbenutzung auf der Unterstufe und ordentliche Lektüreauswertung und Studienanleitung auf der Mittel- und Oberstufe zu erreichen, wenn dabei der Grundsatz: In *jeder* Stunde einmal, und sei es auch nur für kurze Zeit, „Los vom Buch" unbedingt durchgeführt wird.

Als weitere Mittel, die Schüler vom Buch zu befreien, sind Grammophon, Rundfunk, Theaterspielen durch die Schüler, Vorträge, Gesangs- und Theaterdarbietungen von Ausländern zu nennen. Daß das Grammophon als das leichter zu handhabende Unterrichtsmittel mehr Verwendung finden wird als die oft weniger einwandfreie und in den Unterricht schwerer einzugliedernde Rundfunkübertragung, ist begreiflich. Den Grammophonvortrag zum Ausgangspunkte der Unterrichtsstunde zu machen, ist nicht nur mit Rücksicht auf Zeitmangel, sondern auch deshalb abzulehnen, weil selbst das geschulte Ohr eines akustisch begabten Lehrers Schwierigkeiten haben wird, eine unbekannte fremdsprachliche Platte auch bei mehrmaligem Abspielen durchweg richtig zu verstehen. Man überlege doch, welche Schwierigkeit es oft bereitet, den Text eines unbekannten Liedes in der Muttersprache aus dem Munde eines Sängers durch das Grammophon zu verstehen. Das Grammophon wird Illustrationsmittel, Intonationsinstrument, Veranschaulichungsapparat des gesprochenen Wortes und Satzes bleiben. In diesem Sinne kann es garnicht reichlich genug benutzt werden. „Ich habe euch die Fabel «Le corbeau et le renard» (Charles Kingsley's Three Fishers) vorgetragen", sagt der Lehrer, „nun sollt ihr jetzt vergleichen, ob das Gedicht aus dem Munde eines Fran-

zosen (Engländers) wesentlich anders klingt als aus dem meinigen!" Ist dann die Platte abgespielt, so läßt man einen begabten Schüler vortragen, die Platte erneut ablaufen (oder auch nur Teile) und die Schüler vergleichen. Die Aufforderung an die Schüler zur Kritik des Vortrages des Lehrers kann jeder linguistisch begabte Neusprachler wagen, wenn er seine Klasse richtig erzogen hat, d. h. wenn die Schüler Vertrauen in sein Wissen und Können haben, das vor allem auch in der Erkenntnis besteht, daß ihr Lehrer kein lebendiges Universalwörterbuch, kein Alleswisser sein kann und daß ein Bayer, Sachse oder Ostpreuße nie eine vollkommen akzentfreie Pariser oder Londoner Aussprache haben kann. Das Ablaufen und Abhören unbekannter Grammophonplatten ist eine interessante Sache, die man sich zu Hause, aber nicht im Unterrichte mit stark besetzten Klassen leisten kann. Das führt zu einer anderen Bedeutung des Grammophons, das als Lehrmittel nicht nur zur Abstrahierung vom Buche dient, sondern das in hoffentlich nicht zu ferner Zeit ein selbstverständliches, autodidaktisches Werkzeug jeden Neusprachlers sein wird. So wie das beste Erziehungsmittel für den Berufssänger heute schon das Hören der eigenen Stimme ist, so ersehnt auch der Neusprachler den Augenblick, wo er eine Schallplatte wird besprechen können. Die Färbung der eigenen Stimme, Aussprache und Atemtechnik auf Aufnahmeplatten zu vernehmen, wird für jeden Neusprachler zur Selbstverständlichkeit werden; er wird von der selbst besprochenen Grammophonplatte ebenso lernen wie jetzt im Praktikum vom Phonetiker. Die eigene Stimme zum ersten Male zu hören, das muß ein ähnliches Gefühl sein wie der erste bewußte Blick in den Spiegel. Durch Beihilfe der Ministerien wird dieser Wunsch der Neusprachler hoffentlich erfüllt werden können.

Was vom Grammophon gesagt wurde, gilt mutatis mutandis vom Theaterspielen und von Darbietungen ausländischer Sprecher und Sänger. Mit Saturdays Only (a Farce by Macdonald and Sander, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg/Lahn) wurden in einer Quarta Begeisterung ausgelöst und sprachliche Leistungen erzielt, die ganz befriedigt haben. Jeder Schüler kann als Ergebnis der Klassenarbeit, nicht mechanischen Lernens zu Hause, ein oder zwei Rollen jederzeit frei (Souffleur) spielen. Wer sich für die ganze Anstalt englische Sänger (Vgl. Dr. Ullrich, Englische Gesangsdarbietungen, Höhere Schule im Freistaate Sachsen, 5. Jahrg. 1927, Heft 7, S. 106) kommen lassen wollte, wird im Sinne der obigen Ausführungen vorher die Texte der englischen Gesänge mit den Klassen durcharbeiten, aber so, daß es den Schülern Vergnügen bereitet.

„Los vom Buch", das gilt nicht allein vom Ausgangspunkt einer gesunden, lebendigen Methode, sondern es ist auch als ihr Ziel zu betrachten. Durch tüchtigen, aber richtigen Gebrauch des Buches im Unterrichte kommen Schüler und Lehrer am besten los von ihm.

Zwickau i. Sa. Richard Müller.

GEDANKEN ZUR MÜNDLICHEN REIFEPRÜFUNG IN DEN NEUEREN FREMDSPRACHEN.

Die mündliche Reifeprüfung in den Fremdsprachen wird wie früher, so auch heutzutage, nach den „Richtlinien", ihren Ausgangspunkt von einem zehn bis fünfzehn Druckzeilen langen vor-

gelegten Texte nehmen. Im großen ganzen wird auf das Lesen und Uebersetzen dieses Textes verzichtet werden können. Nur wo sich im Verlaufe der Prüfung Zweifel an dem Verständnis des Prüflings ergeben, darf im Notfalle auf das eine oder andere zurückgegriffen werden. Die vorgelegten Texte müssen das Erarbeiten eines beabsichtigten Zieles ermöglichen. Anthologien oder sonstige Textsammlungen sind für derartige Prüfungszwecke nicht brauchbar. Geeignete Texte muß der Lehrer selbst heraussuchen und in fünf bis sechs Durchschlägen herstellen. Welche Arten von Aufgaben eignen sich denn nun für das Erarbeiten eines bestimmten Zieles?

A. Feststellungen.

1. An einem gegebenen Texte grammatische oder stilistische Eigentümlichkeiten festzustellen, zu erklären und zu begründen, Schlüsse auf Verfasser, Zeitepoche usw. zu ziehen.
2. An Texten, die gleichzeitig vorgelegt sind, die Stilarten festzustellen und ihre Anwendung als Ergebnis des Inhaltes zu begründen.
3. Aus gegebenem Texte, infolge häufigen Vorkommens, *eine* grammatische oder stilistische Erscheinung festzulegen und mit dem bisherigen Wissen darüber zu vergleichen.
4. Den Inhalt eines gegebenen Textes in der Weise festzustellen, daß eine Disposition herausgearbeitet wird.
5. Den Inhalt eines Textes in der Weise festzustellen, daß ein Titel, eine Ueberschrift vorgeschlagen und der Vorschlag begründet wird.
6. Die vorgelegte Uebertragung eines französischen oder englischen Textes ins Deutsche ist zu kritisieren, begründete Verbesserungsvorschläge sind zu machen. Ebenso umgekehrt für einen deutschen Text und dessen vorgelegte Uebersetzung ins Französische oder Englische.

B. Wiederherstellungen und Vervollständigungen.

1. Einen verderbten, fehlerhaften, ungeschickt oder falsch gedruckten fremdsprachlichen Text (z. B. Verse als Prosa gedruckt oder umgekehrt) in seiner ursprünglichen Form wiederherzustellen und die endgültige Form zu begründen.
2. Ein im wörtlichen Tenor oder in der Gedankenfolge lückenhafter Text ist zu vervollständigen.

C. Umwandlungen.

1. Einen Text periodenhaften Stils in einen solchen einfachen Stils umzuwandeln bei gleichzeitiger Umwandlung subordinierender Konjunktionen in koordinierende.
2. Einen Text, der eine indirekte Darstellung gibt, in einen solchen mit direkter Darstellung umzuwandeln.
3. Einen deutschen oder fremdsprachlichen (z. B. lateinischen, englischen) Text sinngemäß (z. B. ins Französische) zu übersetzen.
4. Einen schwereren fremdsprachlichen Text in ein dem Stoffe genau angepaßtes idiomatisches Deutsch zu übertragen unter besonderer Angabe der als Schwierigkeiten empfundenen Stellen und Begründung des Uebertragungsvorschlages.

Berlin. P. R. Sanftleben.

„HARZER BLUT“, DIE NEUE GABE DES 83JÄHRIGEN EWIG JUNGEN „GROSSVATERDICHTERS“ UND KOLLEGEN ADOLF EY.

(Ein wenig Dankesschuld.)

Herm. And. Krüger hat ihn vor Jahren „einen gottbegnadeten Schulmeister, einen unbezwinglichen Versemacher und einen Menschen von tiefgründigem Humor“ genannt. Wer den lieben alten Herrn einmal kennen lernte, wird dies Wort gern unterschreiben. Zum richtigen „Dichter“ ist er nach vielen Gedichten und Verslein an allen möglichen Orten (Kladderadatsch, Jugend, Hannoversche Blätter), nach ein paar Erzählungen und Märchen, sowie einem im Harz mehrfach gespielten Märchendrama „Hübich“ eigentlich erst als 60jähriger geworden. Seine „*Gedichte eines Großvaters*“ zogen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf Adolf Eys feinen Humor, den Johannes Trojan im ersten Vorwort so zeichnete:

> Laß ruhig andre großen Dingen
> In stolzer Tonart Lieder weihn!
> Dein Büchlein, *stille Freude* bringen
> Wird es in manches Haus hinein — —

und ein Stück weiter:

> Nichts kann wohl mehr zum Troste taugen,
> Was Leides uns auch mag geschehn,
> Als daß wir in die großen Augen
> Der kleinen Erdenbürger sehn.

Weil er erst so spät anfing, bekannt zu werden, wurde Adolf Ey dann von vornherein der „*Großvaterdichter*“, und als solcher pflegt er Kindheitserinnerungen, und Jugendträume, wird er mit den Enkeln wieder jung und singt ihnen immer neue Liedlein, findet immer andere Melodien aus sonnigem Kinderland, die seinen Gedichtsammlungen die besondere Note geben. (Außer den „Großvaterliedern“ die Bändchen: „Aus allerlei Schubladen“, „Von großen und kleinen Menschen“, „Vor Toresschluß“, dazu die autobiographischen „Bekenntnisse eines alten Schulmeisters“, ein Stück Kulturgeschichte voll liebevoller Kleinstadt- und Weltenschilderungen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts). Eys köstliche Büchlein sind noch lange nicht so weit verbreitet, wie man's ihnen wünschen möchte in unserer unbesinnlichen Zeit. Sie gehören in jedes deutsche Haus, das ein wenig Sinn für Beschaulichkeit und Erinnerung hegt, in jeden Familienkreis, dessen Leben sie wiederspiegeln. Wer eins von ihnen einmal ansah, der greift immer wieder danach und schmunzelt freundlich beim stillvergnügten Durchblättern ob solch geruhsamer,froh bejahender Weltanschauung und reiner Freuden voll Kindheitssinn eines lachenden Philosophen. S'ist kein gepeffert Machwerk, es sind keine Mixedpickles, kein „Zauberberg“ oder keine „Eulenspiegeleien“ unserer Tage. Der liebe Herrgott hat den „Alten vom Harz“ auf seine Weise mit Gemüt und Sinn für Kinderart begnadet, die im Heimatboden wurzeln. Anno 1908 sang er einmal ein Verslein, das wohl einen Schlußstrich bedeuten sollte:

> Ich bin ein alter Harzerfink,
> Mocht' nur durch Tannen streifen
> Und mußt' an jedem Hang und Brink
> Mein lustig Liedel pfeifen.

Jetzt aber sag' ich keinen Hauch,
Sitz' still bei meiner Alten;
Es muß der beste Roller auch
Einmal den Schnabel halten.

Nun hat er ihn just zum Weihnachtsfest 1927 noch einmal aufgetan und mit seinem Harzerblut ein neues Büchlein geschrieben, so wie es die andern waren: „*Harzerblut*" nennt er es, ein „ernst und schnurrig Buch", und Reinecke-Altenau gab ihm hübsche Bildchen zur Zier. Da klingen wieder alte Sagen vom Wildenmann und dem Bergmönch, kommen Kindertage und graue Vorzeit bis zum Dreißigjährigen Krieg aus der Familienüberlieferung heraufgezogen, singen Märlein und liebe Kinderlieder von Harzsommer und Harzwinter, daß das Herz aufgeht. Reiche Kindheit in Armut, Innerlichkeit aus äußerer Dürftigkeit wächst aus dem Buch, in dem dem „Alten" die Harzkuh zum „heiligen Tier" wird, weil seiner Mutter Kühe ihm erst — das Studium der neueren Sprachen ermöglichten. Doch was hilft hier Andeuten oder Empfehlen? Lest sie selber, die Schnurren und Verse und Märchen und Berichte — der alte Herr mit dem wirklich echtgoldenen Humor wird euch Freuden seltener Art bringen!

Hann.-Münden. Otto Hartenstein.

EMIL HAUSKNECHT ZUM GEDÄCHTNIS.

Am 19. Dezember 1927 ist Professor Dr. Emil Hausknecht in London gestorben. Mehr als vierzigmal ist er dort gewesen, um das englische Volk kennen zu lernen, dessen Wesensart der Gelehrte in seinen Lehrbüchern für die deutsche Schule auszudrücken suchte, und es ist ein tröstlicher Gedanke, daß der Mann, der seit Jahren einsam war und keine bleibende Stätte hatte, die Augen in der Umwelt schließen durfte, die bis zuletzt seine Seele erfüllte. Ohne krank zu sein, körperlich noch rüstig und geistig frisch, schlummerte der Vierundsiebzigjährige in die Ewigkeit hinüber.

Emil Hausknecht wurde am 23. Mai 1853 zu Treskow in der Provinz Brandenburg geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Neuruppin, studierte in Berlin und Paris die neueren Sprachen, diente als Einjährig-Freiwilliger im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2, war ordentlicher Lehrer am Leibniz-Gymnysium, am Falk-Realgymnasium und Oberlehrer an der zweiten Realschule in Berlin. Er leitete ebenda die 12. Realschule und wurde später Direktor des Reform-Realgymnasiums zu Kiel. Im Jahre 1907 erhielt er an der Universität Lausanne die Professur für englische Sprache und Literatur, die er 1915 aufgab, um als Hauptmann d. L. a. D. noch freiwillig Kriegsdienste zu tun. Er ist vom Schicksal dazu bestimmt worden, eine Art Wanderleben zu führen. Ein Glück, das er einmal besessen hat, wirklich auf die Dauer zu genießen, ist ihm nicht beschieden gewesen. Die Reisen, die er beruflich oder studienhalber unternahm, führten ihn nicht nur durch ganz Europa, sondern darüber hinaus nach Aegypten, Japan und den Vereinigten Staaten von Amerika. Er war mehrere Jahre Professor der Pädagogik an der Universität Tokio und 1893 Kommissar des Preußischen Unterrichtsministers bei der Weltausstellung in Chicago.

Hausknechts Lebenswerk ist das bekannte Lehrbuch des Englischen, das 1894 unter dem neuartigen Titel "The English Student"

erschien. Nach diesem Buch konnten die neusprachlichen Reformer um Max Walter vor mehr als 30 Jahren schon den englischen Unterricht so erteilen, wir die Richtlinien es im wesentlichen heute fordern. und seitdem hat es vielen Lehrern den Weg gewiesen, und Tausende sind durch dieses Buch in die englische Umgangssprache und Landeskunde eingeführt worden. Neben dem einheitlichen Aufbau des Student, der deutschen Schülern in dem Erleben ihrer englischen Schulkameraden Tim und Bob die Sitten und Gebräuche an der Schule sowie im privaten und öffentlichen Leben, die Staatseinrichtungen und die Geschichte Englands — die fremde Kultur — vorführt, liegt die Eigenart des Buches in der Anschaulichkeit. mit der der Stoff in den lebensvollen Bildern der originellen Sketches und Compositions dargestellt wird, und nicht zuletzt in den mit diesen verbundenen fremdsprachlichen Uebungen und Wiederholungen, die der Grammatik dienen, indem sie den Stoff bewegen und dem Schüler nach Form und Inhalt einprägen. Dies Verfahren war etwas ganz Neues, das bisher kein Lehrbuch in seinen Lektionen geboten hatte. So konnte es nicht ausbleiben, daß dieses Werk eines Künstlers die nachhaltigste Wirkung auf die neusprachlichen Reformbestrebungen ausübte. Viele Schülergenerationen haben unter Führung kundiger Lehrer nach Hausknecht spielend englisch gelernt, ohne sich der Mühe des Lernens bewußt zu werden. Wie dankbar die Schüler selbst Meister Hausknecht sind, hört man immer wieder aus Briefen von denen, die im englischsprechenden Ausland ihre durch sein Buch erworbenen Sprachkenntnisse praktisch verwertet haben.

Hausknechts Student war eine pädagogische Tat, ohne die das moderne sprachliche Unterrichtsverfahren und das moderne sprachliche Lehrbuch schwerlich zu denken sind.

Außer dem Student, der sich infolge seiner Struktur der neuen Zeit leicht anpassen konnte (1925 24. verbesserte Auflage), und seinen Bearbeitungen für die Ober- und Unterklassen hat Hausknecht der Schule die Choice Passages geschenkt (1926 2. verbesserte Auflage), ein Lesebuch zur Einführung in den Werdegang der englisch-amerikanischen Kulturwelt. Der Gelehrte war mit der Herausgabe einer Schulausgabe von Shaftesbury beschäftigt, als der Tod seinem rastlosen Fleiß ein Ziel setzte.

Halle (Saale). Eberhard Moosmann.

BESPRECHUNGEN.

Wilhelm Dilthey, *Gesammelte Schriften* Bd. 3 und 7. Preis gebunden 10 und 13 M. Leipzig. B. G. Teubner 1927.

Eine wirkliche Interpretation der Diltheyschen Forschungen. die in ihrem ganzen Umfang erst heute veröffentlicht sind, wäre Aufgabe eingehendster Untersuchung; innerhalb dieser Anzeige ist nur ein Hinweis möglich auf die prinzipiellen Fragen, die Dilthey ständig bewegten. Ebenso kann der Inhalt der beiden neu erschienenen Bände nur schematisch skizziert werden[1]). Band 3

[1]) Vgl. zur genaueren Orientierung G. Mischs Vorbericht: Dilthey Ges. Schr. V S. VII—CXVII und Heideggers Abhandlung

umfaßt unter dem Titel: „Studien zur Geschichte des deutschen Geistes" drei größere Abhandlungen: „Leibniz und sein Zeitalter, Friedrich der Große und die deutsche Aufklärung, das 18. Jahrundert und die geschichtliche Welt", Band 7: „Studien zur Grundlegung der Geisteswissenschaften" und Diltheys letztes systematisches Hauptwerk: den „Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften", das versucht, seine theoretischen Grundanschauungen einheitlich zusammenzufassen, sowie den zum erstenmal veröffentlichten „Plan einer Fortsetzung". Die Studien schlagen in konkreter historischer Darstellung den Weg ein zur Lösung der Aufgabe, die Dilthey theoretisch oft diskutiert hat: der analytischen Bestimmung des Strukturzusammenhanges eines Zeitalters. Indem Dilthey die Individualität — von Leibniz, Friedrich dem Großen — beschreibt, hält er gleichzeitig den Blick auf die großen geistigen Zusammenhänge gerichtet und versucht die Kräfte darzulegen, die zur Aufklärung in Europa geführt haben, die Strömungen, von denen sie getragen war, und die Richtungen, die über sie hinausweisen. Denn wie jedes Zeitalter „entstanden aus der Insuffizienz des früheren, so trägt es in sich die Grenzen, Spannungen, Leiden, welche das künftige vorbereiten". Infolge dieser „Wirkungszusammenhänge" ist der Charakter der deutschen und französischen Aufklärung trotz der Identität ihrer Grundzüge völlig verschieden. Jene hat sich organisch auf der Grundlage der reformatorischen Innerlichkeit entwickelt, zur Freiheit der moralischen Person geführt und den Grund zu einer neuen Berufsgliederung gelegt; diese wirkte nicht in demselben Maße in die Zukunft, weil die romanischen Völker unter der Herrschaft des Papsttums geblieben waren. Die französische Aufklärung findet sich zwar dem Leben gegenüber souverän, aber indem der Mensch den Verstand zum Richter über das Leben macht, sich aber doch von einem vergänglichen Körper abhängig findet, entsteht ein Widerspruch in der menschlichen Situation, entspringt jene „wunderbare Stimmung, welche die Mischung in dem Trank des Lebens mit Heiterkeit hinnimmt," eine neue Form des Lebens und der Dichtung, wie sie in Voltaire und Diderot ihren Ausdruck gefunden hat. Ein Abbild des blendenden Glanzes des französischen Geistes, den an Genialität keine Literatur der damaligen Zeit erreicht hat, aber von geringerer Wirksamkeit als die nüchterne Arbeit der deutschen Aufklärung, die, gebunden an den Protestantismus, gleichsam auf festerem Grund ruhte. Hier weitet sich die Darstellung und nähert sich der Beschreibung des Zusammenhangs des deutschen Geistes, die fort, geführt wird in der folgenden Abhandlung über das 18. Jahrhundert dessen Geschichtsschreibung trotz ihren rationalen Konstruktionen das unverbildete historische Sehen, die historische Weltanschauung des 19. Jahrhunderts vorbereitet hat. Sie wird analysiert in Diltheys letztem, tiefstem Werk, dem „Aufbau", das in die Epoche führt, in der die Geisteswissenschaften sich konstituierten, in die Zeit der Philologie und Geschichtschreibung, durch die sich der Aufgang

„Sein und Zeit" (Husserls Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Bd. VIII, Halle 1927), aus der der Zusammenhang der Diltheyschen Arbeit mit der Phänomenologie sichtbar wird. Siehe besonders den Abschnitt „Zeitlichkeit und Geschichtlichkeit", § 77, S. 397ff. „Der Zusammenhang der vorstehenden Exposition des Problems der Geschichtlichkeit mit den Forschungen W. Diltheys und den Ideen des Grafen York."

des geschichtlichen Bewußtseins vollzogen hat. Dieses erfaßt alle Phänomene der geistigen Welt als „Produkte der geschichtlichen Entwicklung“. Das geschichtliche Bewußtsein ist der zentrale Begriff Diltheys, der über alle seine Schriften entscheidendes Licht verbreitet. Dilthey bezeichnete, was er wollte, früher als „Kritik der historischen Vernunft“, im Anschluß, aber auch im Gegensatz zu Kant, denn die Geisteswissenschaften bedürfen, um ein Verstehen der geschichtlichen Phänomene zu ermöglichen, anderer Kategorien als der durch Abstraktion gewonnenen Kantischen. „Das Leben selber ist die Realität, von der die Geisteswissenschaften wissen“, in denen im Gegensatz zu den gleichsam selbstvergessenen Naturwissenschaften Verstehen nichts anderes ist als die Besinnung des jeweiligen Lebens auf sich selbst. Aber es ist erst möglich auf Grund der Erkenntnis des eigenen Lebens als eines geschichtlichen, mit anderen Worten: die Erkenntnis der Geschichtlichkeit des eigenen Daseins ist die Bedingung der Möglichkeit für das Verstehen in den Geisteswissenschaften. „Wir sind zuerst geschichtliche Wesen, ehe wir Betrachter der Geschichte sind, und nur weil wir jene sind, werden wir zu diesen.“ Dies ist der Grundgedanke der Diltheyschen Arbeit. Weil sie die Konstruktion verschmäht und als exakte Untersuchung in philosophischer Absicht aus der größten Sachnähe an die einzelnen Wissenschaften erwachsen ist, können und sollen sich diese ihrer Führung anvertrauen.

Hamburg. Fritz Schalk.

Rudolf Münch, *Vom Arbeitsunterricht in den neueren Sprachen.* Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1927.

Dem Vorwort geht als Motto voraus: „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.“ Ähnliche inhaltsreiche Sprüche und Zitate leiten jedes Kapitel ein. Im Vorwort stellt Münch die Forderung auf, daß das neue Prinzip des Arbeitsunterrichts als allgemeingültiges auf völliger Freiheit der Lehrerpersönlichkeit aufgebaut werde. Nur so lasse sich ein Stillstand, eine Verengung vermeiden. Wertvolle Winke für das historische und literarische Studium des Arbeitsunterrichts folgen, wobei auch das Ausland gebührend berücksichtigt wird.

Im ersten Hauptteil, den Münch allgemeinen Betrachtungen über den Arbeitsunterricht widmet, geht er zunächst auf den Namen und Begriff des Arbeitsunterrichts ein. Er hält für die beste Auslegung des Ausdrucks Arbeitsunterricht den des Unterrichts in einer Arbeitsmethode. Als Wesenskern des Begriffs wird die Aktivität des Schülers bezeichnet, vgl. die englisch-amerikanische Bezeichnung *activity-instruction*, wobei die Aktivität im „allerweitesten Sinne“ zu verstehen ist. Und doch ist Münch ganz richtig der zweite Teil des Begriffs *activity-instruction* noch viel zu eng; er verlangt, daß dabei auch die *education* mitwirke, daß der Arbeitsunterricht zugleich zu einem Mittel der „Gesamterziehung“ werde. So gründlich legt Münch das Fundament auf dem er alle folgenden Betrachtungen aufbaut. Die Frage z. B., ob der Arbeitsunterricht ein Prinzip oder eine Methode sei, beantwortet Münch im Sinne der preußischen „Richtlinien“ dahin, daß wir es hier mit einem für alle Unterrichtsfächer gleich geltenden Prinzip zu tun haben. In den andern Kapiteln des ersten Hauptteils werden die Formen und Phasen des Arbeitsunterrichts, die Tätigkeit des Lehrers („der Lehrer bleibt nach wie vor mit seiner

vollen Persönlichkeit die Seele des Ganzen“), das Verhältnis zu Stoff und Ziel, die Mittel und Wege und die Grenzen und Gefahren des Arbeitsunterrichts eingehend erörtert.

Am Anfang des 2. Hauptteils, den Münch „Einzelnes und Besonderes“ überschreibt, stellt er im Gegensatz zu Ehrke und Gaudig fest, daß Arbeitsunterricht und Reformunterricht (Walterscher Art) keine identischen Begriffe sind, daß vielmehr nach seiner eigenen Ansicht und der Hanfs „im Arbeitsunterricht doch Momente liegen, die über die bisherige Methode hinausgehen“ (Schülerwechselgespräch, Fehlerverbesserung und ähnliches im Arbeitsunterricht). Auf eine bestimmte Methode will Münch sich nicht festlegen, stellt aber der Walterschen Methode das Zeugnis aus, daß ihr „das unbestreitbare Verdienst bleibt, das Wesen des Arbeitsunterrichts in seinen Elementen vor andern erkannt und seiner Entfaltung im allerweitesten Maße vorgearbeitet zu haben“. Von den Lehrbüchern verlangt Münch, daß sie mehr noch als bisher zu „Arbeitsbüchern“ ausgestaltet werden. Er fordert weiter, daß die schriftliche und mündliche Prüfung auf den Arbeitsunterricht abgestimmt werden (Aufsatz, bzw. Essai als neusprachliche Reifeprüfungsarbeit mit Wahl des Themas wie beim deutschen Aufsatz; Feststellung der arbeitsunterrichtlich gebildeten Fähigkeiten durch „freies Arbeiten am neuen Stoff“ in der mündlichen Reifeprüfung; jedes „Leitfadenwissen, Aufzählen und Hersagen“ wird ein für allemal scharf abgelehnt).

Sehr interessant sind die Ausführungen zur Praxis des Arbeitsunterrichts, eine wahre Fundgrube wertvoller Fingerzeige! Er führt den Arbeitsunterricht durch Mithilfe einer äußeren Organisation der Schülerschaft (Captain = Sprecher, Prefects = Gruppenführer) und bemerkt hierzu: „Das Vorhandensein einer irgendwie organisierten Arbeitsgemeinschaft scheint mir eines der äußerlich deutlichsten Kriterien des Arbeitsunterrichts zu sein.“ Sicherlich werden die Meinungen hierüber sehr geteilt sein. Eine gewisse Gefahr liegt vor, nämlich die, daß von einer Klasse ein Schüler zum Captain und etwa 4 bis 6 Schüler zu Prefects förmlich abgerichtet werden. Ein gelegentlicher Wechsel nach Leistung und Neigung der Schüler zu diesen Aemtern wäre wohl sehr empfehlenswert.

Der dritte Hauptteil bringt Unterrichtsberichte und -proben, also Illustrationen zu den bisherigen Ausführungen. Die Lektüre dieses Abschnittes ist außerordentlich fesselnd und reizt förmlich dazu, dies alles so oder ähnlich in der täglichen Unterrichtspraxis auszuprobieren; sicherlich lohnen sich die Unternehmungslust und der Wagemut des arbeitsfreudigen Lehrers in dieser Richtung; besonders dienlich wird ihm dabei der Formelschatz der Schüler sein, den Münch geradezu mustergültig zusammengestellt hat. Bescheiden sagt er selbst davon, daß jeder, der noch darüber hinausgehen wolle, in den zahlreichen Gesprächsbüchern Stoff zur eigenen Ergänzung finde.

Im kurzen Schlußwort bemerkt der Verfasser: „Nur als Versuch ist das Gesagte gedacht. Nur ernstes, vorurteilsloses Suchen kann zum Ziele führen. Das Ziel ist die neue arbeitskundliche Didaktik.“

Münchs Versuch einer arbeitskundlichen Didaktik gehört jetzt in die Hand jedes arbeitsunterrichtlich eingestellten Neuphilologen.

Harburg (Elbe). Emil Zahlten.

FERD. HOLTHAUSEN, *Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache.* 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1927.

Zehn Jahre nach seinem ersten Erscheinen tritt uns Holthausens Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache in neuer Auflage in einem geschmackvollen dunkelblauen Leinenbändchen von 208 Seiten entgegen. Das bessere Papier spricht von dem neuen Aufschwung, den das deutsche Volk seit den schweren Zeiten genommen hat, als das kleine Büchlein, das für viele junge Anglisten ein sehr brauchbares Rüstzeug geworden ist, zum erstenmal in eine waffenstarrende Welt hinauszog; doch was darauf gedruckt ist, erzählt von rastlosem, stillem Gelehrtenfleiß. Hier ist das ganze Gebäude neu aufgerichtet, jeder einzelne Baustein einer erneuten, genauen Prüfung unterzogen worden; mancher alte Stein wurde verworfen, mancher neue eingesetzt, fast jeder neu behauen. Der Verfasser hat bei seiner emsigen Schürfarbeit neues Material selbst zutage gefördert. Er hat den ausführlichen Besprechungen, die Eilert EKWALL im Beiblatt zur Anglia XXIX, 33ff., John Koch in den Englischen Studien 52, 265ff. und andere der ersten Auflage widmeten, viele Anregungen entnommen; er konnte sich in E. Gamillschegs Etymologischem Wörterbuch der französischen Sprache, in den seit 1917 erschienenen Lieferungen des New English Dictionary, in Benses Dictionary of the Low-Dutsch Element in the English Vocabulary, in Tolles Abhandlung über Niederländisches Lehngut im Mittelenglischen, in der neuen Auflage von Kluges Etymologischem Wörterbuch, in Littmanns Darstellung der Morgenländischen Wörter im Deutschen sowie in Fowlers Pocket Oxford Dictionary Rat holen und tat es auch. Eine Neuerung ist die Hinzufügung der wichtigsten germanischen und indogermanischen Entsprechungen bei den einheimischen Wörtern. Dabei mußte sich Holthausen allerdings auf den engsten Rahmen beschränken. Las man z. B. in der ersten Auflage unter dem Stichwort *night*: Nacht (ae. *niht*, *nĕaht*), so finden wir jetzt: Nacht (ae. *niht*, *nĕaht*, go. *nahts*, l. *nox*, gr. *nýx*, ai. *náktīṣ*) s. *nocturnal*; oder unter *sear*, trocken, in der ersten Auflage (ae. ∼), in der zweiten (ae. ∼, lit. *saûsas*, gr. *aûos* < **saûsos*); usf. Eine andere Neuerung ist die, daß die Bedeutung und Herkunft von Vorsilben wie *ab-*, *anti-*, *be-*, *pre-*, aber auch *anthropo-* und ursprünglich selbständigen zweiten Bestandteilen von zusammengesetzten Wörtern wie *-fer*, *-gress*, *-ty* angegeben wird.

Wer das Büchlein mit Gewinn benützen will, muß auch das Vorwort zur ersten Auflage nachlesen. Er wird dort erfahren, daß alle etymologisch dunklen Wörter, ferner alle seltenen und veralteten, Amerikanismen, mundartliche und Sangausdrücke, sowie die rein technischen der verschiedenen Künste und Wissenschaften, besonders die neugeschaffenen, ausgelassen wurden, daß Eigennamen und geographische Namen nur in beschränkter Zahl Aufnahme fanden und daß von größeren Wortsippen in der Regel bloß die einfachsten und durchsichtigsten Vertreter verzeichnet, die deutlichen Ableitungen und Zusammensetzungen dagegen fortgelassen wurden. Eine erneute Anwendung dieser Grundsätze auf die zweite Auflage hatte ebenfalls erhebliche Umschichtungen zur Folge. So wurden unter dem Buchstaben *a* 123 Köpfe neu aufgenommen, 13 ausgeschaltet, unter *e* finde ich 34 neue Eintragungen und 30 Tilgungen, unter *s* sind allein zwischen den Wörtern *subaltern* und *subterrene* 29 neue Nummern eingeschaltet worden. Es er-

forderte gewiß nicht wenig Selbstüberwindung, eine lange Reihe von Wörtern mit wohlbegründeter Etymologie fallen zu lassen, weil sie als veraltet, selten, mundartlich oder aus einem anderen Grunde den oben gekennzeichneten Anforderungen nicht entsprachen; dafür hatte aber der Verfasser die Genugtuung, eine Reihe von Wörtern einsetzen zu dürfen, die dem Wortschatze der heute gebräuchlichen Literatursprache angehören und deren Vorgeschichte nach langem Forschen geklärt worden ist. Trotzdem zeigt Holthausens Büchlein, wie viel noch auf dem Gebiete der Wortforschung zu leisten ist. Manche Lücke ließe sich vielleicht auch jetzt schon ausfüllen. An Stelle von Wörtern wie *apogee*, *chalybeate*, *orache*, *orphrey*, *papilionaceous* würde man lieber bekannter klingende Formen wie *berth*, *blouse*, *chuckle*, *clash*, *drum*, *flirt*, *funk*, *gas*, *lynch*, *pat* (vb.), *pie* (Pastete), *quaff*, *queer*, *rogue*, *rouse* und andere gedeutet finden. Aber auch in der vorliegenden Gestalt kann das Werkchen jedem Anglisten und jedem Freunde der englischen Sprache nur aufs wärmste empfohlen werden.

Wien. Friedrich Wild.

Hartig-Krüper, *England and the English.* Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1927. VI u. 257 S.

Dieses „Lesebuch zur Einführung in Volkstum und Kultur Englands" zerfällt in der für solche Bücher jetzt üblichen Weise in (6) inhaltlich geschlossene und mit „Einführungen" versehene Kapitel. Die Texte sind sowohl Dichtungen in Prosa und Versen, wie politischen, historischen und sonstigen theoretischen Werken entnommen. Die einzelnen Stücke sind geschickt ausgewählt und interessant und wertvoll. Durchaus entbehrlich scheint mir nur die Probe aus *K. G. Chesterton* auf S. 103—104 ("Judgment on Germany"), da sie weder für die Deutschen noch für die Engländer, noch für die Stellung der Engländer zu den Deutschen charakteristisch ist. Die Herausgeber sollten einmal nachlesen, was ein politisch so erfahrener Mann wie *L. Curtis*, der Mitschöpfer der geltenden Verfassungen Südafrikas, Indiens und Irlands[1]), in seinem "Commonwealth of Nations" (Macmillan and Co., 1918) über Deutschland zu sagen hat. Schon das, was *Curtis* a. a. O. S. 76—77 sagt, ist mehr wert, als alle Phantasien eines *Chesterton*, dessen „fern-soziale Romantik" *Vowinckel* in „Der englische Roman der neuesten Zeit und Gegenwart" (Berlin, 1926, S. 207—210) genügend gekennzeichnet hat.

Die in "England and the English" mit Proben vertretenen Schriftsteller reichen von Sir *Philip Sidney* bis zur Gegenwart. Von den im Buch zu Worte kommenden 59 Autoren lebte bei Erscheinen desselben noch fast ein Drittel. Amerikaner sind in dem Buch nicht vertreten. Nur drei "Leading Documents of English History" im 3. Kapitel sind dem gleichnamigen Werk des amerikanischen Historikers *G. C. Lee* entnommen. Die Herausgeber schließen Amerika wohl im Interesse der Geschlossenheit ihres Buches aus, auf die sie an sich mit Recht Wert legen. Aber Schotten und Irländer gehören, wenn man ängstlich sein will, auch nicht in ein Buch mit dem Titel "England and the English". Es fragt sich darum angesichts der wachsenden Bedeutung Amerikas doch, ob

---

[1]) Vgl. die Einleitung zu meiner Schulausgabe *Curtis*, Problems of Commonwealth (Velhagen & Klasing).

es empfehlenswert ist, in dem einzigen englischen Lesebuch, das die Schüler der Oberklassen besitzen, Amerika ganz auszuschließen. Wenn man sich auf ein paar Proben der ganz großen Amerikaner von *Washington* über *Walt Whitman* zu *Jack London* beschränkt, kann auch das kulturelle Niveau des Lesebuches nicht unter dem amerikanischen Einschlag leiden.

Im Vorwort (S. V.) sagen die Herausgeber, daß ihre Auswahl in hohem Maße durch ihr Bemühen, recht ausgedehnte Möglichkeiten für den Arbeitsunterricht zu schaffen, bestimmt worden sei. Das ist sicherlich ein ausgezeichneter Grundsatz für die Lektüreauswahl. Ein in Vorbereitung befindliches Lehrerheft soll zeigen, wie sich die Herausgeber die Durchführung des Arbeitsunterrichts im Anschluß an ihr Buch denken.

Den 213 Seiten Text folgen zunächst 18 Seiten „Einführungen und Anmerkungen". Diese sind gut und sorgfältig gearbeitet. Der Ausdruck „puritanisch" darf aber nicht, wie es hier (S. 221) geschieht, auf die Cromwellzeit in ihrer Gesamtheit angewendet werden, da sonst der schroffe Gegensatz zwischen Independenten und Presbyterianern verwischt wird. Für den am besten ganz zu vermeidenden Ausdruck „Puritanismus" verweise ich auf meine Ausführungen in den „Neueren Sprachen" 1925, S. 152.

Ferner würde ich wünschen, daß die einschlägigen wissenschaftlichen Werke noch öfter, als es bei *Hartig-Krüper* geschieht, zitiert würden, und daß hierbei auch englische Bücher berücksichtigt würden. Bei den Ausführungen S. 227—228 zu Abschnitt C des 4. Kapitels, die die englische „Freiheit" behandeln, könnte z. B. auf *Curtis* "The Commonwealth of Nations" hingewiesen werden, da dieses ganze Buch letzten Endes um das Problem der Freiheit kreist. Wenn die Schüler dort (S. 11) folgende Definiton der Freiheit lesen: "Freedom is the power of society to control circumstance and that is why freedom and the institution of the commonwealth are linked inseparably, and together constitute the distinctive ideal of Western[1]) civilization", so werden sie eine Ahnung davon bekommen, daß „Freiheit" für die Engländer (und erst recht für die Amerikaner) mehr eine soziale, als eine individuelle Angelegenheit ist, und wenn sie dann in *Hartig-Krüpers* Einleitung S. 227 lesen: „Nicht fordert jedoch der Engländer unbedingte, schrankenlose Freiheit. Starke soziale Gefühlskräfte lassen ihn sich seiner Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft stets bewußt sein und Beschränkung seines Freiheitsstrebens aus eigenem Willensentschluß auf sich nehmen, doch ohne daß er dabei auf die ihm heilige Grundforderung persönlicher Freiheit Verzicht zu leisten geneigt wäre", so werden sie darin mehr sehen, als einen Hinweis auf englische Gedanken, die auch für einen verständigen Deutschen Selbstverständlichkeiten sind. Sie werden vielmehr erkennen, daß hier der Punkt berührt wird, an dem die so nah verwandten Kulturen der Deutschen und der Angelsachsen sich scheiden. Auch *Dibelius* („England", 3. Auflage, S. 164) hebt ja mit Recht hervor, daß nur der Deutsche ein „wirklicher" Individualist, der Engländer aber ein Typenindividualist ist.

Ich möchte sogar vorschlagen, daß *Hartig-Krüper*, gerade weil sie keine amerikanischen Texte bringen, eine Probe aus *Curtis* geben, die den sozialen Freiheitsgedanken mehr, als es bis jetzt

[1]) Unter „Westen" versteht *Curtis* Europa, im Gegensatz zu dem autokratischen Ideen huldigenden „Osten", d. h. Asien.

der Fall ist, in den Texten selbst neben dem neuzeitlichen Individualismus zu Wort kommen läßt. Die Stärke Englands beruht ja gerade darauf, daß es sich niemals hemmungslos dem atomisierenden reinen Individualismus der „Neuzeit" hingegeben, sondern sich immer einen Rest mittelalterlicher Volksverbundenheit bewahrt hat, der z. B. in dem häufigen Gebrauch des Wortes "common" zum Ausdruck kommt, worauf schon *Wildhagen* („Der englische Volkscharakter", S. 88) hinweist. Selbst ins germanische Altertum weist dieser englische, im Rahmen des Herkömmlichen bleibende Individualismus zurück, wie *Dibelius* a. a. O. bemerkt. Dieser soziale Freiheitswille ist aber nicht nur älter als der individualistische, sondern auch geschichtlich wichtiger; denn wenn er auch zunächst nach innen gerichtet ist, auf eine demokratische Gestaltung der Volksgemeinschaft hinzielt und den „Staat" im Innern nur widerwillig und notgedrungen mächtig werden läßt, so hat er doch von Anfang an auch eine nach außen gekehrte Seite, und die heißt Imperialismus. Die im Innern gesammelte, aber nicht unterdrückte Volkskraft drängt eben nach außen. Die ganze englische und amerikanische Geschichte, insbesondere die Existenz des British Empire und die Politik der Vereinigten Staaten, beweisen dies. Auch *Curtis*, der Hauptwegbereiter des British Commonwealth of Nations, rechtfertigt das Auftreten eines "Commonwealth" als "Empire" (z. B. a. a. O. S. 595), und zwar mit ganz ähnlichen Gründen wie schon *Harrington* in seiner "Oceana". Wenn die Schüler sich diesen englischen Freiheitsbegriff klar gemacht haben, werden sie auch die Warnung "that arbitrary power is most easily established on the ruins of liberty abused to licentiousness" (aus einem Brief *Washingtons; Curtis* a. a. O. S. 585) zu würdigen wissen. Sie werden einsehen, daß wir unsere deutsche Freiheit nicht in Zügellosigkeit verkommen lassen dürfen, wenn wir jenes Mehr an individueller Freiheit bewahren wollen, das das charakteristische Merkmal der deutschen Kultur gegenüber der mächtigen angelsächsischen Weltkultur ist. Der so ergänzte Abschnitt C des 4. Kapitels von *Hartig-Krüper* würde dann statt "Individualism" am besten "Belief in Freedom" heißen und erst die wirkliche Grundlage für ein Verständnis des britischen und amerikanischen Imperialismus liefern. Es ist aber neben der Erlernung der englischen Sprache die wichtigste Aufgabe des englischen Unterrichts, den Blick der Schüler für diese weltgeschichtlichen Imperialismen zu schärfen. Das ist für uns Deutsche lebenswichtig, und zwar nicht nur in politischer und wirtschaftlicher, sondern auch und erst recht in kultureller Hinsicht; denn es ist wahr, was *Dibelius* als Quintessenz seines großen Englandwerkes schreibt: „Eine Welt ohne ein mächtiges England würde verarmen, eine Welt unter einem allmächtigen England (‚oder Amerika', dürfen wir hinzufügen) würde verdorren." *Hartig-Krüper* sollten es sich daher überlegen, ob sie nicht dem Imperialismus einen eigenen Abschnitt unter den "Ruling Forces" des 4. Kapitels einräumen können.

Auf die „Einführungen und Anmerkungen" folgen noch kurze Notizen über die im Buch vertretenen Autoren (8 Seiten), ein Verzeichnis der in den Texten vorkommenden schwierigeren Eigennamen mit Umschrift nach *Jones* und je ein Personen- und Sachregister. 16 Abbildungen schmücken das Buch. Wenn ich im einzelnen auch manche Wünsche auszusprechen hatte, so kann ich doch sagen, daß "England and the English" eine bedeutende Leistung und ein „Kulturlesebuch" im besten Sinne des Wortes ist.

Berlin-Zehlendorf. Karl Ehrke.

John Pages "Siege of Rouen", Kritische Textausgabe nebst ausführlicher Einleitung, Anmerkungen, Glossar und zwei Kartenbeilagen von Herbert Huscher. Kölner Anglistische Arbeiten: I. Band, Bernhard Tauchnitz, 1927, XII u. 247 Seiten, geh. 10 M.

Es ist eine äußerst gründliche und ausführliche Arbeit, die das sowohl sprachlich als auch inhaltlich interessante me. Gedicht zum erstenmal in textlicher, sprachlicher, stilistischer und metrischer Hinsicht behandelt. Einleitung und Anmerkungen umfassen zwei Drittel des ganzen Buches und bieten eine äußerst genaue und sorgfältige Analyse des Gedichtes. In den grammatischen Erklärungen sind besonders die Abschnitte über ae. ȩ̄ > ī (S. 95/96) und über den Abfall des End-„e" (S. 78ff.) bemerkenswert. Die Erklärung des End- „e"-Abfalles (S. 89) scheint allerdings etwas gewagt. Die Handschriftenkritik ist sehr sorgfältig aufgebaut, wobei die Textabweichungen und sprachlichen Eigenheiten der einzelnen Schreiber ausführlich besprochen werden. Bei der metrischen Analyse und bei der zum Teil auf diese gestützten Textherstellung ließ sich der Herausgeber auch von schallanalytischen Beobachtungen nach der Sieversschen Methode leiten. Der die Metrik betreffende Abschnitt muß wohl insofern Widerspruch hervorrufen, als die (auch im Text durch den Druck hervorgehobene) durchgängige Ansetzung der Zäsur kaum zutreffend sein kann.

(S. 5 muß es heißen *eny* (*mit me. e für ae. $\bar{æ}/\bar{e}$*; vgl. Luick § 363, a. 6); zu S. 6, 1. Zeile von oben: "marchandyse" ist schon afr. mit *ar* belegt; vgl. Luick § 430 a. 2.)

The Court of Sapience, spät-me. allegorisch-didaktisches Visionsgedicht, herausgegeben von Robert Spindler Beiträge zur engl. Philiologie, herausgegeben von Max Förster, Heft VI. Bernhard Tauchnitz, 1927, 8⁰. 268 S. Geh. 10 M.

Entsprechend dem Hauptzweck des Buches, „zu beweisen, daß der C. of S., der bisher fast ausschließlich Lydgate zugeschrieben wurde, nicht von ihm gedichtet worden sein kann" —, ist außer der kritischen Textausgabe des vom literarhistorischen Standpunkt wichtigen Gedichtes selbst, auch die Einleitung dazu von großem Interesse. Der Vergleich der Behandlung des End-„e" bei Lydgate und im C. of S. bildet eine genau gegliederte Uebersicht über den Sprachzustand der in Frage stehenden Werke. Auf Grund der sprachlichen (und metrischen) Eigenheiten gelangt der Hg. zu dem (allerdings von ihm selbst nicht als apodiktisch angesehenen) Schluß, daß das Werk dem Dichter des "Babees Book" zuzuschreiben sei.

Wien. H. Koziol.

Henry Newbold, *New Paths on Helicon*. London, Thomas Nelson and Sons, Ltd. XVI u. 428 S.

Der Herausgeber will seine Sammlung nicht als Anthologie in üblichem Sinne gewertet wissen. Solcher Anthologien gibt es ja nachgerade mehr als genug. Dichter, die angeblich keine „neuen" Wege gehen, bleiben unberücksichtigt: Thomas Hardy, Charles Doughty, Robert Bridges, A. E. Housman, Rudyard Kipling, Francis Thompson, William Butler Yeats, Margaret Woods und Alice Meynell. Namen wie Laurence Binyon, Sturge Moore, Walter

de la Mare, Ford Madox Ford, Hilaire Belloc, Alfred Noyes, Ezra Pound, G. K. Chesterton, Lionel Johnson, Arthur Symons, Stephen Phillips sollen erweisen, daß das erste Jahrzehnt des 20. Jhdts. doch nicht so außerordentlich unfruchtbar war (wie Harold Monro in seinem Buche "Some Contemporary Poets", S. 20 behauptet, was Newbolt hinzuzusetzen vergißt). Hier erhebt sich sofort die Frage, ob unter den ersten nicht auch manche Moderne, unter den letzten nicht auch manche Epigonen sich befinden. Das zweite Jahrzehnt sollen die eigentlichen Georgier repräsentieren, u. a. Abercrombie, Bottomley, Brooke, Davies, Drinkwater, Flecker, Gibson, Graves, Hodgson, D. H. Lawrence, Masefield, Monro, Nichols, Shanks, Squire, Stephens, Turner neben E. Thomas. Den Rest der insgesamt 37 Dichter sollen etwa 10 bilden, die so verschiedenartig sind an Begabung und Methode, daß nicht mit Sicherheit festzustellen ist, ob sie für die Dichtung unseres Jahrzehnts repräsentativ sind. Ich nehme an, daß zu ihnen u. a. Roy Campbell, Peter Quennell, Herbert Read, Edith Sitwell, Humbert Wolfe zählen; denn Newbolt bringt die Dichter in alphabetischer Anordnung und nennt im Vorwort nicht die Namen der Dichter der beiden letzten Gruppen; alle seine Dichter sind für ihn "contemporaries, existing, as poets, in a timeless order". Die Uebersicht ist also sehr erschwert.

Unter den Gedichten finden wir eine ganze Reihe wie in den üblichen Anthologien. Ganz neu in ihrer Stimmung muten die Gedichte Sassoons an, die erweisen sollen: "The refuge of indignation, of satire, of fierce contempt, was not long tenable". Die "Satirical Poems" scheinen] mir aber diese Behauptung etwas zu entkräften. Zum ersten Male erscheint in einer Sammlung ein Auszug aus V. Sackville-West "The Land". Auszüge aus größeren Gedichten finden sich auch sonst, während andere ganz ungekürzt abgedruckt sind. Gibson ist mit einem Teil eines seiner dramatischen Blankversdialoge vertreten. So stellt sich die Sammlung auch in der äußeren Anlage als nicht eigentlich anthologiemäßig dar: Viele bekannte Namen fehlen, die reine Lyrik in knappen Proben überwiegt nicht allzu sehr, angefügt ist ein ganz ausführlicher "Commentary"; Newbolts Ausgangspunkt ist nicht derjenige des „autocratic anthologist". Die Auswahl aus jedem Dichter ist mit Hilfe oder Billigung des Betreffenden geschehen. Und was die Qualität angeht, so kann man mit dem Gebotenen in den weitaus meisten Fällen einverstanden sein.

Besonders hervorheben möchte ich nur die phantastische kleine Erzählung "The Changeling" und das originelle religiöse Gedicht "I have been through the Gates" von Charlotte Mew, die Verse aus dem visionären symbolstarken Gedicht "The Flaming Terrapin" von Roy Campbell, die schlichten erhabenen Verse von Peter Quennell, die unruhvolle gedankentiefe Lyrik Herbert Reads, den trotz aller bizarrer Metrik durch das Gedankliche fesselnden Epilog von Humbert Wolfe. Weniger erfreulich erscheinen die sich so modern und philosophisch gebärdenden Gedichte der Imagisten Ezra Pound und T. S. Eliot. Eher einverstanden ist man nach wie vor mit der weniger spitzfindigen, zwar subjektiven, aber eindruckstarken Dichtkunst Edith Sitwells. Konventionell muten dagegen Squire, Shanks und Turner an. Es sind also nicht alle, die hier aufmarschieren, Wegbereiter. Aber die Sammlung bietet des Neuen und Guten so viel, daß sie als Ergänzung zu den bekannten Anthologien sehr zu begrüßen ist. Sehr nützlich ist auch der um-

fangreiche Kommentar am Schluß, wenn man auch nicht alle Urteile unterschreiben kann. Noyes, Belloc und Drinkwater sind nicht kritisch genug behandelt. Die Charakteristik Bottomleys ist zu farblos, diejenige Abercrombies zu äußerlich: übertrieben erscheint das Lob de la Mares: no one since Shakespeare has asked so many questions of the Universe; angenehm berührt die sachliche Beurteilung Brookes; sehr gut gewürdigt sind Chesterton, Davies, Lawrence, Masefield, Monro und manche andere.

St. John Adcock, *The Bookman Treasury of Living Poets.* London, University of London Press. 1927. School Edition. 2 Bde. XXII u. 468 S.

Die Sammlung will Proben lebender Dichter jeden Grades und jeder Schule bringen; sie will nichts weniger sein als eine Art „poetischer Kosmographie". In der Tat sind hier alle Schulen vertreten; wir finden, wenn wir uns Fehrs bekannter Terminologie und Klassifizierung anschließen, Neuklassizisten und ihre Nachbaren (Bridges, Watson, Binyon, Noyes), Endhafte (Symons, Le Gallienne), Kraftrealisten und Weltreichssänger (Kipling, Newbolt), Mystiker und Träumer (Laurence Housman, de la Mare, Abercrombie, Monro), Iren (A. E., Joseph Campbell, Shane Leslie, James Stephens, W. B. Yeats), Jungrealisten (A. E. Housman, Hardy, Squire, Hodgson, Drinkwater, Masefield, Davies, Gibson, Turner). Die Imagisten, die jetzt ziemlich abgewirtschaftet haben, repräsentiert Richard Aldington. Die drei Sitwells, nach Selver (Literatur, Oktober 1927, S. 42), die einzige Dichtergruppe, die programmatisch auftritt, sind mit je zwei Gedichten vertreten. Nicht mehr Lebende schaltet der Herausgeber konsequent aus. Charles Montagu Doughty, von dem eine "Night Vision" in Dialogform gebracht ist, ist inzwischen gestorben. Es fehlen Frühvollendete wie Flecker und Brooke, jüngst Gestorbene wie Alice Meynell, deren Gedichte sonst jede englische Anthologie zieren. Aber noch schaffende Kriegs- oder vielmehr Antikriegslyriker wie Gilbert Frankau, Robert Nichols, Siegfried Sassoon lassen uns ihr fieberhaftes Kriegserlebnis noch einmal mit erleben. Als Lyriker lernen wir kennen Edmund Gosse, Gerald Gould, E. V. Knox, R. L. Mégroz, John Middleton Murray, Arthur Quiller-Couch. Männer, deren Namen uns sonst eher als Kritiker und Literarhistoriker vertraut sind, ferner Romanautoren wie Hall Caine, John Galsworthy, James Joyce, Sheila Kaye-Smith, D. H. Lawrence, Rose Macaulay, Eden Phillpotts, May Sinclair, E. Temple Thurston. Die moderne katholische Lyrik ist nicht vernachlässigt; daß Belloc, Chesterton und Katharine Tynan zu Worte kommen, versteht sich von selbst; erfreulicherweise sehen wir auch Proben von Wilfred Rowland Childe und Helen Parry Eden, Namen, die wir in anderen Anthologien zumeist vergebens suchen. Der Katholik Theodore Maynard hätte m. E. ruhig außer acht bleiben dürfen. Dankenswert aber sind die Proben der Lyrik der Übersee-Dominions, die hier zum ersten Male den ihr gebührenden Platz in einer Anthologie englischer Lyrik erhält. Neben Südafrikanern wie William Blane stehen Inder wie Sarojini Naidu und Rabindranath Tagore. Den breitesten Raum nehmen die Australier ein (Zora Cross, C. J. Dennis, Mary Gilmore, Andrew Barton Paterson, David McKee Wright, Arthur Adams) und besonders die Kanadier (William T. Allison, Bliss Carman, Helena Coleman, Katherine Hale, Isabel Ecclestone Mackay, Charles George Douglas Roberts, Frederick George Scott,

Duncan Campbell Scott, Robert W. Service, Robert J. C. Stead, Arthur Stringer).

Die Bemerkungen, die zu den alphabetisch geordneten Namen hinzugefügt werden, sind manchmal recht dürftig; mit der bloßen Aufzählung von Büchertiteln, wie bei Childe, Golding, Graves, Letts, ist uns nicht gedient. Unvollständig sind selbst diese Angaben bei Chesterton, Galsworthy, Joyce, Sackville-West, Sassoon, Wolfe u. a. m. Überschätzt werden Noyes, Phillpotts, Watson; Fehr ist in ihrer Beurteilung viel kritischer und gerechter. Daß Katharine Tynans Romane zumeist von irischem Leben handeln, stimmt nicht mehr, wohl nach wie vor, daß sie ihr Wertvollstes in der Lyrik leistete. Dabei besitzt St. John Adcock die Gabe, in wenigen treffenden Worten einen Dichter zu charakterisieren (Abercrombie, A. E. Housman, L. Housman, Sassoon, J. Stephens). Die Auswahl aus fast jedem Dichter beruht auf einer umfassenden Belesenheit und ungewöhnlichen Sachkenntnis. Man trifft freilich manche gute alte Bekannte wieder, wie Colums "Cradle Song" und Monros "Solitude". Auch die Stücke von Yeats sind sämtlich Gemeingut aller Freunde moderner englischer Lyrik, nicht aber diejenigen von de la Mare. Von den beiden jüngeren Lyrikern F. V. Branford und Roy Campbell, die Selver als die beiden hoffnungsvollsten Persönlichkeiten bezeichnet, ist nur der erste berücksichtigt. Sonst läßt die umfangreiche Sammlung wirklich nichts an "comprehensiveness" zu wünschen übrig. Und doch möchte man auch hier wünschen: non multa sed multum!

The Augustan Books of Modern Poetry. London, Ernest Benn Ltd.

Der Verlag, der sich seit Jahren um die Vermittlung zeitgenössischer englischer und amerikanischer Dramatik verdient macht, hat mit diesen Heftchen eine sehr begrüßenswerte Neuerung eingeführt. Dem einzelnen ist es meistens ganz unmöglich, die kostspieligen Ausgaben der "Collected Poems", die jeder moderne Dichter von irgendwelchem Rang und Ruf herausbringt, zu kaufen. Diese "sixpenny poets" sind ein ganz ausgezeichneter Ersatz. Fast jedes Heftchen bietet das Beste und Wertvollste aus dem Gesamtwerk des betreffenden Dichters, über den jeweils das wichtigste Biographische und Bibliographische mitgeteilt wird. Wer etwa Sassoon oder Rupert Brooke oder Alice Meynell in dieser Auswahl liest, lernt die Dichter besser kennen als aus den Proben der großen Anthologien, schneller als aus den größeren Originalausgaben. Musterhaft ist das Sassoon-Heft, wo nicht nur der Antikriegslyriker zu uns spricht, sondern auch der andere Sassoon und insbesondere der Dichter der „Satirical Poems". Es gehört in die von Edward Thompson 1925 und 1926 herausgegebene erste Reihe, wo wir neben Aelteren wie Blake, Stevenson, Emily Brontë, Keats, Shelley auch eine ganze Reihe neuerer Lyriker finden wie Graves, Chesterton, Blunden, Davies, Drinkwater. Von der von Humbert Wolfe 1927 besorgten "Second Series" liegen mir bis jetzt vor Donne, Herbert, Thompson, Yeats, Monro, Rose Macaulay. Man ist überrascht, in dieser Gesellschaft von Mystikern auch Rose Macaulay zu finden. Man ist ebenso überrascht, ihre düstere, zwielichthafte Lyrik zu lesen, die sie doch den Mystikern nahebringt. In dem Yeats-Heft finden wir manche bekannte Stücke wieder wie z. B. The Lake Isle of Innisfree, When you are old, The Fiddler of Dooney, In the Seven Woods. In der Thompsonauswahl vermisse ich den "Hound of Heaven"; daß das Gedicht jedem Literaturfreund be-

kannt ist, ist doch kein Grund, es auszuschließen. Wir finden ja auch in den Auswahlen von Dora Sigerson Shorter, Alice Meynell, Robert Bridges, Brooke, Baring, Monro, Blunden, Graves die bekannten Glanzstücke: Can Duv Deelish, Christ in the Universe, London Snow, The Soldier, In Memoriam A. H., Solitude, Almswomen, In the Wilderness.

J. C. Squire, *The Cambridge Book of Lesser Poets.* Cambridge, At the University Press. 1927. IX u. 470 S.

Diese eigenartige Anthologie soll eine Ergänzung der bekannteren Sammlungen, wie besonders The Oxford Book of English Verse und The Golden Treasury sein, aus denen aus Gründen der Raumknappheit viele gute Gedichte der "lesser poets" ausgeschlossen werden mußten. Squire mußte nun seinerseits damit beginnen, die anerkannt „Großen "auszuschließen: Chaucer, Gower, Shelton, alle die großen Elisabethaner, Karoliner, Georgier und Viktorianer, alle „großen"Amerikaner von Emerson und Lowell bis zu Moody und Tabb. Er schloß alle Lebenden aus, alle Kriegsdichter, alle, welche gestorben waren, als er das Buch begonnen hatte, eingeschlossen Alice Meynell, Flecker, Wilfrid Blunt und Herbert Trench, deren „Größe" sie von vornherein nicht in Betracht kommen ließ. Er nahm viele anonyme Gedichte auf, aber keine Ballade. Trotzdem hat seine "Anthology of Minors" einen recht stattlichen Umfang. Er geht bis ins 14. Jhdt. zurück, die letzten „Modernen", die er bringt, sind u. a. Frederick W. H. Myers, Henry Charles Beeching, Stephen Phillips, Ernst Dowson, Lionel Johnson, John Millington Synge. Wie bei so manchen anderen drängt sich schon bei diesen letzten die Frage auf, ob sie alle wirkliche „Zwerge" sind im Vergleich zu den vielen, die mit der hier ehrenvollen Nichtberücksichtigung in die Nähe der ganz „Großen" gerückt sind. Unzweifelhaft aber ist, wie der Referent des "New Statesman" (Lit. Suppl. 21. 5. 27) mit Recht hervorhebt, Fulke Greville und John Denham Unrecht geschehen, die sich in der Nachbarschaft der Kleineren recht merkwürdig ausnehmen. Dabei beansprucht Squire als seine „Riesen", die hier Shakespeare und Tennyson vertreten sollen, Breton, Habington, Clare, de Tabley und Herman Melville, fast alles ziemlich unbekannte Größen. Warum er den altberühmten „Cuckoo Song", der doch so bekannt ist wie nur irgendeine Ballade, mit aufgenommen hat, ist nicht recht ersichtlich. Warum er von den katholischen Dichtern des 19. Jhdts. A. de Vere, Hawker, Hopkins zu Worte kommen läßt, Patmore und Faber dagegen nicht, fragt man sich ebenso vergebens. Patmore und Faber sollen damit an Bedeutung doch nicht etwa einem Francis Thompson nahegestellt werden!? So ergeben sich wohl noch viele Grenzfälle, über die zu disputieren ins Uferlose führen würde. Vielmehr sei die gründliche Kompilationsarbeit anerkannt, die weniger überrascht durch die große Anzahl der "lesser Poets" als durch die Qualität der Leistungen.

Wilfred Rowland Childe, *The Country of Sweet Bells.* London, Gay and Hancock Ltd. 1927. 47 S.

Auch in diesen neuen Gedichten zeigt sich der junge Yorkshire-Dichter als ein würdiger Nachfahre der Präraffaeliten. Die Stimmung ist die gleiche wie in seinen früheren Gedichten, aber der Klang scheint reiner geworden zu sein. Die Farbenpracht

ist nicht so grell, obwohl die stereotype Anwendung von Adjektiven wie virginal, crystal, ethereal etwas unangenehm auffällt. Als ein origineller bildstarker Gestalter zeigt er sich besonders in Versen wie den folgenden:

Lithe April, the Magician of young loves,
Has hung a curtain of arras down the day.

The gray-eyed Spring comes with the weeping rain,
Which veils the beauty of those dreaming looks.

O golden clouds of even swift and fierce
Racing like leopards through the sky.

Die Atmosphäre hat wieder etwas Erschlaffendes und Schweres, der Dichter liebt die beschauliche Ruhe, wo "all the tyranny of time is laid to rest". Die faßbarsten Dinge, mit denen er sich beschäftigt, sind alte verträumte Städte, die mit ihren goldenen Türmen in die klare blaue Morgenluft ragen. Die Landschaft ist nicht mehr so imaginär wie etwa in den "Ivory Palaces". Das Vorbild der heimatlichen Landschaft steht dem Dichter greifbarer vor Augen:

Beneath the sky's vast argosies
The slender poplars' trembling spikes
Lift up their lucent virgin crowns
To guard the little fenland towns.

Der katholische "Laureate of Leeds" ist gedankentiefer geworden, mehr als einmal klingen jetzt pantheistische Ideen an, so z. B., wenn er die Natur vergeistigt:

The blue sky is my banner, nay my veil,
My symbol and my chalice, and the gale
Of Autumn is my splendid covering,
My breath moves in the Spring.

Der dichterische Bezirk Chides hat sich nicht sehr erweitert, aber er waltet auch im „Lande der lieblichen Glocken" als ein durchaus eigener.

Leslie Nathan Broughton, *The Theocritan Element in the Works of William Wordsworth.* Halle, Max Niemeyer 1920. 193. S.

Das eingestandene Ziel dieser vergleichenden Studie von Wordsworth und Theokrit besteht nicht darin zu zeigen, daß Theokrit einen tiefen Einfluß auf Wordsworth ausübte oder daß Wordsworth Theokrits Stil nachahmte. Es soll bewiesen werden, daß der große Unterschied zwischen den "pastorals" des Theokrit und denjenigen Wordsworths ein Unterschied in der lokalen Färbung, nicht im Stil ist. Der Verfasser hat den an sich nicht sehr anziehenden und nicht sehr dankbaren Stoff mit aller wissenschaftlichen Gründlichkeit behandelt und herausgeholt, was herauszuholen war. Er hat einem Dichter, von dem kein Geringerer als Edmund Gosse sagte: "It would be purely fantastic to try to claim for Wordsworth a place among the pastoral poets", dadurch ein liebevolles literarisches Denkmal gesetzt, daß er ihn des Vergleiches mit dem unbestrittenen Meister der "pastoral poetry" für wert hielt.

Friedrich Brie, *Englische Rokoko-Epik.* ünchen, Max Hueber 1927. 110 S.

Die Hauptaufgabe dieser sehr fesselnd geschriebenen Studie ist der Nachweis, daß die englische Rokoko-Epik den „Locken-

raub" eingeschlossen, eine ganz spezielle, nur aus englischen Verhältnissen heraus verständliche Note trägt und in ihren wesentlichen Merkmalen mit französischer Literatur so gut wie nichts zu tun hat. Es gelingt Brie, den spezifisisch englischen Charakter dieser Epik und ihre eigenartige Stellung innerhalb der gesamten Literatur des Rokoko klarzumachen. Es handelt sich um ein Rokoko bürgerlich-merkantilistischer Färbung mit einem ausgesprochenen Sinn für das Anmutige, Kostbare und Glänzende im Leben der mondänen Gesellschaft. Die Schrift hat nicht nur literarhistorischen, sondern auch kulturhistorischen Wert.

V. Sackville-West, *The Land*. London, William Heinemann 1927. 107 S.

Dieses ziemlich umfangreiche Gedicht erschien zum ersten Male im September 1926; die Neudrucke folgten bald kurz hintereinander im Dezember 1926, im Februar 1927 usw. Dieser große, äußere Erfolg muß auch eine innerliche Berechtigung haben; er kann nicht nur eine Folge der fast durchweg günstigen Kritik sein, aus der ich nach dem „Waschzettel" des Verlegers einige Proben gebe. J. A. Williams schreibt in der Westminster Gazette: "it holds the reader's attention throughout its length, and it leaves him feeling that he has discovered a thing full of beauty, of seriousness, and of knowledge." J. C. Squire schreibt im Observer: "I can hardly praise this poem too highly, a poem full of wisdom and affection and written with a sonority which is like 'the large utterance of early gods' and very rare in this day." C. B. Osborn schreibt in der Morning Post: "Here is a poem growing out of English earth as naturally as an oak or a primrose." Wilfrid Gibson (The Bookman, November 1926) hingegen ist zweifelhaft, ob er die Verfasserin eine schöpferische Dichterin nennen darf. Gibson, der als Dichter den Gestalten seiner rauhen northumbrischen Heimat einen grimmen Lebenstrotz leiht, zieht die Methode Hardys dieser mehr schäferlichen Art vor. Mit diesen Ausstellungen trifft er den tiefsten Grund, weshalb man das Epos ebensowenig wie James Thomsons "Seasons", woran es nicht nur in der äußeren Anlage erinnert, als eine ganz große dichterische Leistung rühmen darf, weshalb es andererseits dem englischen Temperament so sehr entspricht.

Das Epos will nichts weniger als eine englische Georgica sein. Als Motto hat die Dichterin die Virgilschen Verse gewählt:

> Nec sum, animi, dubius, verbis ea vincere magnum
> quam sit et angustis hunc, addere rebus honorem.

Zum Schluß beschwört sie den Schatten des „Mantuaners" wieder herauf, dem sie auch mitten im Gedicht (S. 89) Homer und Hesiod an die Seite stellt. Als ihr dichterisches Ziel stellt sie in den Versen hin:

> I sing once more
> The mild continuous epic of the soil,
> Hazel and harvest, tilth and husbandry;
> I tell of marl and dung, and of the means
> That break the unkindly spirit of the clay (S. 3/4).

Kurz darauf fordert sie uns wieder auf (S. 11):

> Hear first of the country that shall claim my theme,
> The Weald of Kent, once forest, and to-day
> Meadow and orchard, garden of fruit and hops,
> A green, wet country on a bed of a clay.

Gegen Ende faßt sie noch einmal zusammen (S. 97):

Now I have told the year from dawn to dusk,
Its morning and its evening and its noon;
Once round the sun our slanting orbit rolled,
Four times the seasons changed, twelve times the moon.

In solchen Wendungen, wo sich ihre Absicht in der Ich-Form kundgibt, übertreibt sie die Simplizität. Trotzdem sie uns versichert, "the scholar of simplicity" (S. 55) zu sein, gebraucht sie sie auch an anderen Stellen, wie z. B.:

This much of gardens; but I tell
Also of native flowers in wood and dell (S. 46).

Trotzdem sie die "Classic monotony" (S. 3) anstrebt, weiß sie doch recht anschaulich zu schildern, so z. B., wenn sie von "raw-boned winter" (S. 15) spricht, vom Sommer als "The bright barbarian scarfed in a swathe of flowers" (S. 15), vom clay als "malevolent, unkind, a spiteful slave" (S. 32). Aber alle ihre Gestalten: *shepherd, yeoman, beemaster, gardener, thatcher,* sind etwas blutlos und konturenarm; sie sind weniger Einzelwesen als Symbole; ihren *vagrant* symbolisiert sie ganz bewußt:

He grows to an idol in the wood forgotten,
Image of what men were, to silence frozen,
Image of contemplation and enigma (S. 17).

Das Schönste an dem ganzen Gedichte sind die wirklich lieblichen Schilderungen des englischen Landlebens und der Natur, wofür fast jede Seite ein Beispiel bietet und die nur ganz gelegentlich durch eine falsche Note gestört werden. Ein Vorzug, aber nur ein bedingter Vorzug ist ihre bis ins einzelne gehende Kenntnis von allem, was mit dem Landleben zusammenhängt; sie weiß genau Bescheid um *sowing of crops* und *rotation of crops, sheep shearing* und *sheep washing, woodcraft* und *making cider* usw. Sie trägt ihre intime Sachkenntnis, die sich auch auf den Dialekt erstreckt und sich auch durch Randbemerkungen im Text dokumentiert, etwas aufdringlich zur Schau.

Wo die Schilderungen eintönig zu werden drohen, schiebt sie lyrische Partien oder phantastische Stücke ein. In den ersten trifft sie nicht selten recht glücklich den volksliedartigen Ton wie etwa in "This is the month of weeds" (S. 74) und "Far from shrewd companies" (S. 76), während sie in anderen, wie z. B. in dem Winter Song (S. 9) und im Nocturne (S. 56) matt und konventionell wirkt.

Gekünstelt hingegen und doch origineller muten die Abschweifungen ins Phantastische, Exotische, Astronomische, Klassische an: I have known honey from the Syrian hills" (S. 39); the cold mind sank with Orion from the midnight sky" (S. 51/52); "Homer and Hesiod and Virgil knew" the ploughshare in its reasonable shape" (S. 89); "dark was the ilex in the Grecian vales" (S. 95). Wenn wir ergänzend hinzufügen, daß die Sprache "mascular and masculine", daß der Vers lebendig und geschmeidig ist, so müssen wir, aufs ganze gesehen, sagen, daß das Epos keine ganz große dichterische Tat ist, daß es aber den Vergleich mit Virgil oder James Thomson wohl aushält.

Bochum. Karl Arns.

Tauchnitzbände: Nr. 4776, 4777, 4780, 4781, 4784, 4791, 4785, 4786, 4779, 4793, 4699, 4796. Preis broschiert je 1,80 M.

Stark kinohaften, durch Witz und Komik etwas veredelten Charakter tragen zwei Bände von P. G. Wodehouse: *Psmith*

Journalist (4776) und *Leave it to Psmith* (4777). Im ersten gerät, wie es sein sehnlichster Wunsch ist, der junge Engländer Psmith in Konflikt mit einer ebenso geheimnisvollen wie berüchtigten Apachenbande New Yorks. Seine Abenteuer im Verlauf dieses Kampfes werden in lebendiger und launiger Weise geschildert. Denselben Psmith finden wir im nächsten Bande in England wieder als unfreiwilligen Mittelpunkt heiter-spannender Intrigen, die den Diebstahl eines kostbaren Halsbandes zum Ziel haben. Auch hier gibt Psmith' passive und aktive Teilnahme Gelegenheit zu reicher Entfaltung von Komik.

Auf ganz entgegengesetzten Bahnen bewegt sich May Sinclair, wenn sie in *The Allinghams* (4780) in der Tradition des englischen Familienromanes bleibt. Das Werk kann nicht durch Komposition oder Problematik wertvoll erscheinen, wohl aber durch feine, individuelle Zeichnung der Charaktere. Ganz auf Charaktergestaltung eingestellt ist Willa Cathers *A Lost Lady* (4781), ein Buch, in dem die Verfasserin in zarter, andeutender Weise das allmähliche Herabsinken einer feinfühlenden, liebesbedürftigen Frau in rauher, wohlmeinender, aber verständnisloser Umgebung schildert, in enger Verbindung mit Landschaft und Leben des westlichen Amerika. Die meisterhafte Schilderung des modernen englischen Gesellschaftslebens und Parlamentarismus in Galsworthys *The Silver Spoon* (4784), dem 3. Bande der Reihe *The Forsyte-Saga* und *The White Monkey* weist neben vielen anderen interessanten Erörterungen auch solche über den Engländer von heute auf. In seiner sprachlichen Gestaltung bereitet das Werk manche Schwierigkeiten, die aber den Reiz der Lektüre nur erhöhen, eine kongeniale Uebersetzung freilich fast unmöglich machen.

Während des Krieges zum erstenmal niedergeschrieben, später umgearbeitet, führt *Beyond* (4791) doch in eine frühere Schaffensperiode Galsworthys. Sentimentalische Heldin ist Gyp, deren Lebensschicksal bestimmt wird durch zwei Liebeserlebnisse, das erste trügerisch und eine schwere Enttäuschung, das zweite aufs tiefste in ihrer Seele Wurzel fassend — beyond measure — beyond death . . .

In eine ganz andere Gedankenwelt führt G. K. Cheste ton mit *The Return of Don Quixote* (4785), in eine romantische Welt halb höfischen, halb modernen Treibens, belebt von Troubadours und fahrenden Rittern, in deren Gestalt eine Schar junger Leute das nüchterne Zeitalter der Wissenschaft und Technik in Schönheit und Poesie umwandeln wollen. Nach diesem, von der humorvollen Seite behandelten Reformversuch mutet um so ernster die Gestalt des *Harmer John* von Hugh Walpole (4786) an, der in seinem unbändigen Drang nach Schönheit, d. h. höchster Vollkommenheit in jeder menschlichen Gestalt, in jedem Bauwerk, in jedem Ding, an der Dumpfheit, Verständnislosigkeit, Philisterhaftigkeit einer kleinen Stadt zugrunde geht. Eine fesselnde Charaktergestaltung und feine Milieuschilderung. W. B. Maxwells *Gabrielle* (4779) dagegen ist eine recht sentimental-unbedeutende Liebes- und Leidensgeschichte, die man hier gerne entbehren würde.

Wenig Handlung, aber einzelne, um so glücklichere Persönlichkeitsstudien gibt George Moore in *Celibate Lives* (4793). In seiner Darstellungsart, die ein wenig an Balzac erinnert, schafft er eine Reihe lebendiger, durchaus eigenartiger Gestalten.

H. G. Wells, wieder ganz auf soziale Probleme eingestellt, verbindet in *The Secret Places of the Heart* (4699) mit der eingehenden

Selbstanalyse eines nervös-überarbeiteten Großindustriellen eine Diskussion über wichtige Fragen, hauptsächlich des modernen Wirtschaftslebens, und einen Entwurf einer *Psychology of a New Age*. Noch mehr im Mittelpunkt stehen aktuelle Zeitprobleme (Kohlenstreik in England, Fascismus in Italien) in dem Werk *Meanwhile* (4796). In schönster Landschaft der italienischen Riviera wird die utopistische Konstruktion des kommenden *Großen Zeitalters* entwickelt, bis zu dessen Verwirklichung die noch nicht gereifte Menschheit allerdings im Zustande des *Meanwhile* verharren muß. In das an sich handlungsarme Buch bringt die abenteuerliche Errettung eines Italieners aus den Händen verfolgender Fascisten etwas Leben hinein.

Hamburg. Elisabeth Küchler.

Stanger-Stern. *Die französische Sprache II. Teil, Lehr- und Lesebuch mit Bildschmuck für Realschulen und Realgymnasien und verwandte Lehranstalten.* Reichenberg 1926, Verlag Stiepel.

Durchsichtiger Aufbau und Uebersichtlichkeit treten auch im vorliegenden II. Teil als Grundgedanken im Gesamtplan hervor. Angenehm berührt der frische Hauch der Reform, der einem bei der Lektüre dieses Buches entgegenweht. Es ist den Verfassern dank ihrer mühevollen Arbeit unstreitig gelungen, durch eine geeignete Wahl von Lesestücken, die nebst der Aufgabe, eine reiche Ausbeute für die Darstellung der sprachlichen Erscheinungen zu bieten, auch in inhaltlicher Beziehung allen Forderungen gerecht werden, das Prinzip des delectare et prodesse zu verwirklichen. Es bringt eine bunte Fülle durchaus planmäßig aufgebauter und fesselnder Stücke. Längs der Gebäude der Lesestücke zieht sich wie ein Garten das farbenreiche Band der Natur, wie es in den einzelnen Monaten und Jahreszeiten sein Aussehen wechselt. Sehr anerkennenswert das Bestreben, die Sprache des Alltags in kleinen Szenen und Gesprächen vorzuführen; denn in so manchem Lehrbuche feiert noch die langue livresque ihre Orgien. Daß die Lebensformen unserer Zeit reichlich Berücksichtigung gefunden haben, ist ebenfalls zu begrüßen. Wie im 1. Teil fehlen auch hier Stücke erziehlichen Charakters nicht. Die Jugendverderber Tabak und Alkohol werden in ihren zerstörenden Wirkungen vorgeführt. Der beigegebene Bildschmuck läßt sich zum größten Teile auch zu Sprechübungen verwerten. Außer den mannigfaltigen Formen der fremdsprachlichen Uebungen dienen noch Uebersetzungen ins Französische zur Einübung des grammatischen Stoffes und des Wort- und Phrasenschatzes.

Wo viel Licht, ist aber auch viel Schatten. Bedauerlich ist es und entschieden als ein Mangel zu bezeichnen, daß die Verfasser sich um die wissenschaftliche Sprachbetrachtung fast gar nicht gekümmert haben, obzwar das Französische mit ausgesprochener Selbstverständlichkeit zur biogenetischen Lehrweise auffordert. Daß diese vom Anfang an eintreten kann, soll in der Detailbesprechung gezeigt werden. Die Verfasser stehen noch zu sehr auf dem Niveau der Regelgrammatiker, die die sprachliche Erscheinung oft nur in laienhafter Form feststellen, ohne sie zu deuten. Das bahnbrechende Buch von Richard Wähmer, Spracherlernung und Sprachbetrachtung (Teubner, Leipzig 1914) oder ein gründliches Studium der trefflichen Schulgrammatik von Dr. Fritz Strohmeyer hätte sie eines Besseren belehren können. Die Einteilung der Verba in

lebende und tote Abwandlungen, die sie dieser entnommen haben, bedeutet noch keine Reform.

Wenn die Verfasser in der Vorrede behaupten, daß die Darbietung der Sprachlehre den neuesten Stand der Wissenschaft berücksichtigt, so ist dies wohl nur zum geringsten Teile richtig. So widerspricht es nicht nur dem Geist der Wissenschaft, sondern auch dem des Anschauungsunterrichtes, wenn es in den Sprachübungen heißt: Conjuguez au présent du subjonctif. Schon Lerch hat in seinen Modi gegen die gedankenlose Konjugation von que Subj. mit Recht Einspruch erhoben. Noch weniger wissenschaftlich und auch — oder gerade — nicht praktisch ist die Erklärung des Gérondifs als en + participe présent, sondern es ist unbedenklich als erstarrter adverbialer Kasus des Infinitivs klar zu machen: en forgeant „im Schmieden“ enthält die ganze Syntax des Gerundiums. Die wissenschaftliche Beschreibung ist eben die kürzeste. Sogar die dem forgeant zugrunde liegende Form fabricando läßt sich dem Nicht-lateiner durch Hinweis auf ital. Musikbezeichnungen oder unser „Diktandoschreiben“ (= beim Diktieren, während man diktiert, schreiben), verdeutlichen.

Wenn es auf Seite 17, 3 heißt: je chér-is, je chériss-ais (diese Zeitwörter haben zwei Stämme 1. den einfachen chér-, 2. den durch die Silbe iss- erweiterten chériss-), so erzielt diese Vergewaltigung der historischen Grammatik auch keinen praktischen Gewinn. Viel einfacher ist das einzig Richtige: Diese Zeitwörter verlieren den Stammkonsonanten (ss) in der Einzahl der Gegenwart: $\sqrt{\text{finiss}}+$ s⟩ (je)finis; vgl. $\sqrt{\text{paraiss}}+$ s⟩ (je) parais.

Ebenso unwissenschaftlich ist es, von einer unregelmäßigen Steigerung zu sprechen. Eine Entwicklung kann allerdings unregelmäßig sein, nicht aber kann etwas, was Entwicklung (und noch dazu eine regelmäßige) hat, deshalb als unregelmäßig bezeichnet werden. Aber die Verfasser haben sich einmal selbst gestraft, da sie es mit der Wissenschaft zu wenig ernst genommen haben. Sie schreiben auf Seite 59: Man bildet das Umstandswort der auf einen Selbstlaut ausgehenden Eigenschaftswörter durch Anhängung von -ment an die männliche Form. Diese Regel ist ein Musterfall für die Ungeheuerlichkeiten der dogmatischen Regelgrammatiken. Sie hat sich aber gerächt. Denn auf S. 6, IV steht die etymologische Form gaiement = gaîment. vgl. je paîrai = paierai, gaîté = gaieté; ferner dûment, crûment, assidûment, congrûment; poetisch: jetûrai für tuerai usw. Ein ebenso böser Schnitzer ist die Behauptung: Die Zukunft von courir sollte regelmäßig lauten je courirai, wobei die falsche Form in höchst undidaktischer Weise angeführt wird. Der in der konservativen Jägersprache erhaltene Ausdruck chasse à courre hätte den Verfassern die richtige Auskunft über die Futurbildung von courir geben können.

Ganz falsch ist auch die auf S. 78, 28b stehende Bemerkung: Das d in der Einzahl der Gegenwart und in der Befehlsform wurde nach dem Muster der übrigen Zeitwörter aus -dre angenommen. Prendre hat vom Lat. her stammhaftes d, hat es aber unter dem Einfluß von tenons, tenez usw. verloren. Dagegen hat pondre in den Formen des Präsens- und Perfektstammes analogisches d, ebenso auch tordre.

Kühn ist auch die Behauptung auf S. 86: Die auf betonte Selbstlaute ausgehenden Eigenschaftswörter schieben vor der Endung zur Vermeidung des Hiatus ein t ein. politesse ist nicht

lautlich zu erklären, da es ein dem ital. entlehntes Wort ist, vgl. übrigens hardiesse, liesse (faire chère lie).

Längst widerlegt ist die Ansicht, daß die Stellung der Objekte von ihrer Länge abhänge. Das psychodynamische Prinzip, das ich in meiner jüngsten Arbeit: *Über die modale und psychodynamische Bedeutung der französischen Modi im Nebensatz* (Mit besonderer Berücksichtigung der Meinongschen Annahmentheorie). *Ein Beitrag zur Sprachseelenforschung* (Halle, Niemeyer) für die Modusgebung erweisen konnte, gilt auch hier: Je donne ce livre à mon ami antwortet auf: à qui donnes-tu (donnez-vous ce livre)? Dagegen je donne à mon ami ce livre auf: qu'est-ce que tu donnes à ton ami? Der in der Aussage neu auftretende Teil gelangt an die Druck- oder Tonstelle.

Unzulänglich ist ferner die Feststellung auf S. 118: „Das erste Mittelwort bezeichnet stets eine Handlung 1. in der Verbindung mit en (!), 2. wenn es eine Ergänzung, 3. eine Umstandsbestimmung bei sich hat", zumal wenn zuvor der Satz la plus vaste ferme . . . appartenant à un propriétaire unique als Beispiel für die Unveränderlichkeit des Partizips angeführt ist, in dem appartenant zuständliche Bedeutung hat; vgl. diesbezüglich nunmehr die französische Sprachlehre von Engwer-Lerch, S. 3ff., S. 94 (Bielefeld und Leipzig 1926, Verlag von Velhagen und Klasing).

Obwohl die Verfasser grundsätzlich sprachgeschichtliche Erörterungen für die Unterstufe ablehnen, so nehmen sie doch zuweilen zu ihnen Zuflucht. „Chassez l'historisme, il revient au galop!" Freilich sind dann die von ihnen gegebenen Erklärungen zuweilen anachronistisch. So, wenn sie behaupten, daß in der Zukunft -oi- der Nennformendung als unbetont zunächst zu e muet abgeschwächt wurde und schließlich ausfiel. Ein oi hat aber im Futur nie bestanden, ebensowenig wie ein i in courrai und acquerrai. — Nun zu den Besserungsvorschlägen.

S. 11, IV wäre die durch den Ton ausgedrückte, die Antwort teilweise vorausnehmende Frage: c'est combien, le sucre? besser durch: „das macht wieviel?" zu übersetzen. — A meilleur marché = „zu besserem Kauf, billiger".

S. 21, se repentir de sa paresse ist unbedingt wörtlich (imitativ) zu übersetzen, da auf der Unterstufe die freie Übersetzung eine Fehlerquelle für Schüler von geringerer geistiger Elastizität birgt. Also: „sich über seine Trägheit peinigen", womit die Rektion auch etymologisch aufgestellt ist.

S. 23. Bei dem seltenen vêtir wäre auf den siegreichen Konkurrenten (habiller) hinzuweisen.

S. 29, 6c könnte das lautliche Verhältnis von viens-venons durch bien-benêt (benedictus gesegnet (-einer, dem alles von selbst zufällt)) beschränkt, einfältig) veranschaulicht werden.

S. 31, E. Le loup montra sa patte, il arriva à la porte und il prenait un air si indifférent, il se sentait observé lassen keine Verkürzung durch das Gerundium zu, da sich die durch das Gerundium auszudrückende Handlung mit der des Verb. finit. zeitlich vollständig decken muß. Besonders ungeeignet aber ist der zweite Satz, wo ein kausales Verhältnis vorliegt; nur se sentant observé wäre möglich.

S. 34, 3 sind die Infinitivkonstruktionen mit venir etymologisch aufzuklären: je viens de lire — ich komme vom Lesen, ich habe soeben gelesen usw.

S. 39, 9b paßt cœur-courage besser als jouer-jeu.

S. 40 gésir braucht wohl nur mehr als Vokabel behandelt zu werden, da es fast völlig durch être couché verdrängt worden ist.

S. 43. Anstatt der umständlichen Tabelle genügt: demander qch. à qn. jemandem etwas abbitten ‹verlangen› — jemanden um etwas bitten. Ebenso enthält il faut „es fehlt" (vgl. il me faut de l'argent) alle Gallizismen von falloir.

S. 59, 19 ist unvollständig: personne-ne . . . Subjektsform, ne . . . personne . . . Objektsform.

S. 70. Statt des unbestimmten: Conjuguez de même la plupart des verbes terminés par -dre besser: les verbes en -endre (-andre), -erdre, -ondre, -ordre (excepté: prendre).

S. 7e. Außer -té (-ité) noch-tié (moitié, pitié).

S. 79, 29c: Diese vorausgehende Ergänzung im 4. Fall ist fast immer durch a) ein pronom personnel conjoint oder b) que (pronom relatif) ausgedrückt. Wozu diese vorsichtige Feststellung?

S. 92, 1. Die „Ergänzung im 4. Fall ist fast stets durch das rückbezügliche Fürwort ausgedrückt", ist ganz unverständlich.

S. 97 maudire nach bénir, haïr.

S. 116. Zu ri: suffi, lui nui.

An Druckfehlern ist mir aufgefallen S. 229 vrille f. „Lehrer" statt „Bohrer".

Wenn all diese Schwächen in der nächsten Auflage beseitigt werden, wird das Lehrbuch auch in sprachtheoretischer Beziehung auf der Höhe sein. Doch kann es auch ohne diese Vervollkommnung allen übrigen Lehrbüchern, die hierzulande[1]) erscheinen, noch vorgezogen werden.

Brünn. Moritz Regula.

Lawrence Melville Riddle, *The Genesis and Sources of Pierre Corneilles Tragedies from Médée to Pertharite.* Baltimore. — Paris 1926.

Die vorliegende Untersuchung enthält die Geschichte der Entstehung und der Quellen von Corneilles Tragödien, die in der Zeit von 1635—57 entstanden sind. Neben den alten, der umfangreichen Corneillekritik schon bekannten Quellen treten auch neue und zwar nicht so sehr historische als dramatische in den Gesichtskreis der Untersuchung, die geeignet sind, manche bisher feststehende These zu erschüttern. Der Verfasser analysiert sehr ausführlich alle Dramen und stützt seine Behauptungen durch zahlreiche Belege und Parallelstellen. Vor allem haben Rotrou, Mairet, Scudérys Mort de César Corneille beeinflußt und das Thema von "Horace", der Konflikt zwischen Patriotismus und Liebe zur Familie, geht auf Dionysius zurück. Hingegen hat Corneille weder Lope de Vegas El honrado hermano noch Plutarchs Leben Tullus Hostilius' benützt, das, wie der Verfasser nachweist, erst einer Amyot-Ausgabe des 18. Jahrhunderts als Annex beigefügt wurde.

In einem Schlußwort wird auf die Zahl der Motive und den Zusammenhang zwischen den Dramen verwiesen.

Die ganze Untersuchung ist ein wertvoller Beitrag zur dramatischen Technik Corneilles.

Ernst Merian-Genast. *Voltaire und die Entwicklung der Idee der Weltliteratur.* Romanische Forschungen Bd. XL Heft 1 Erlangen 1926. 226 S.

„Weltliteratur" hat nicht nur eine alltägliche Bedeutung, die einer bloß zusammenfassenden Bezeichnung, sondern auch eine

---

1) In der Tschechoslowakei.

terminologische, die der Verfasser als „Idee“ bezeichnet. Sie ist dreifach: eine kosmopolitische, die die ästhetische Uebereinstimmung aller voraussetzt, eine kanonische, die nur möglich ist auf Grund einer dogmatischen Aesthetik, und schließlich eine organische, die sich aber erst durchzusetzen vermochte, nachdem das Verständnis geschärft war für die Notwendigkeit einer historisch fundierten Kritik. Indem die Untersuchung die Etappen auf dem Weg zur „immer tieferen Erfassung der Idee der Relativität“ beschreibt, durchläuft sie die verschiedenen Epochen der Aesthetik in Europa. Die Anschauung von der geschichtlichen Bedingtheit der Kunst ist vorbereitet durch die „Querelle des anciens et modernes“, durch die Ästhetik Dubos' und schließlich durch Voltaire, der sie aber in ihrer entscheidenden Bedeutung wieder aus der Hand gibt. Erst durch Herder wird die Idee der Weltliteratur vollendet. Die Idee der Relativität (der Terminus ist wegen der Assoziation mit Relativismus, Skeptizismus nicht glücklich gewählt) bedeutet nicht Willkür, wohl aber Ausscheidung jedes konstruktiven Standpunkts, jedes Gesetzes, dem die künstlerische Erscheinung unterworfen werden soll. „Das Kriterium des Schönen ist nicht geleugnet, sondern aus dem Bereich logischer Ueberlegung in den gefühlsmäßigen Nacherlebens verlegt“ und es gibt ... „eine empirische Relativität, d. h. Verschiedenheit des Geschmackes, verbunden mit einer ideellen Absolutheit der ästhetischen Gattung“. Diese scharfe Formulierung bezeichnet die äußerste Position, zu der die Untersuchung gelangt. — Zu einer eingehenden Diskussion fehlt dem Referenten der Raum. Er hofft aber, daß diese Andeutungen für viele der Anlaß zur Lektüre dieser hervorragenden, methodisch mustergültigen Arbeit sein werden.

Hamburg. Fritz Schalk.

HUEBNER, FRIEDRICH MARKUS. *Das andere Ich.* Roman aus Paris. Frankfurt a. M. 1927. Iris-Verlag. 182 S.

Diese feindurchdachte Analyse eines sexual-psychologischen Erlebnisses käme für eine Besprechung in vorliegender Zeitschrift wohl kaum in Beracht, wenn nicht der Verfasser als Rahmen des Geschehens und vielleicht auch in gewissem Sinne als sinnergänzende Nebenhandlung das Thema der geistigen Annäherung und Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich gewählt hätte. Der Held des Romans, Sixtus Bassenheim, ein deutscher Schriftsteller, reist nach Paris, um dort die führenden Geister für den Plan einer gleichzeitig in Paris und Berlin erscheinenden Zeitschrift zu gewinnen, welche eine Aussprachegelegenheit für die „übernational denkenden Köpfe in beiden Ländern“ bieten soll. (Ein Gedanke, welcher inzwischen durch die Revue d'Allemagne und die Deutsch-Französische Rundschau verwirklicht wurde.) In geschickt angelegter Steigerung werden als Vertreter deutsch-französischer Annäherung André Germain und sein Kreis („das verflossene Frankreich“), Jean Giraudoux, der Dichter-Diplomat, Firmin Gémier, der Leiter des Odéontheaters, und Jules Romains, als Vertreter des Unanimismus, in angeregter Wechselrede mit dem Deutschen Bassenheim dargestellt. Die Unterhaltung mit Jules Romains bildet die Brücke zu dem eigentlichen Thema des Romans: wie kein Körper eine vollkommen stetige Umschränkung besitzt, sondern durch Abgabe von Energie fortwährend Moleküle über die sogenannte Grenze des Leibes hinausschwingen, so ist ein Gleiches für das geistige Ich anzunehmen. „Unsere Heimat ist das, was alle verbindet:

die Gemeinschaftsseele." „Wir gehören in das große Nebeneinander des Seienden, und alles das ist das Unanim-Eine." — Der Versuch, die Vorstellung des Allumfassens, des Restlos-Aufgehens auf die Beziehungen zu der Geliebten zu übertragen, scheitert: ein Dritter taucht aus der sinnlich-übersinnlichen Vereinigung der beiden auf, eine aus den okkulten Elementen vergangenen und künftigen Erlebens gewobene Jünglingsgestalt, „das andere Ich", das jenseits der Grenze körperlichen und seelischen Verlangens steht.

Bezüglich der Form rechtfertigt der Roman seine Bezeichnung als „Pariser Roman" im besten Sinne. Huebner hat seine Wortkunst an den ersten Meistern der französischen Novelle geschult. Er hat Paris und französisches Wesen tatsächlich erlebt, so durchgreifend, daß das, was er über die Beziehungen zu Frauen sagt, auch auf das Verhältnis zu dem von ihm so geliebten Frankreich übergreift: „der Genuß der Anziehung darf nie in Leidenschaft, die Verstrickung der Gefühle nie in Abhängigkeit übergehen".

Die kultivierte Sprache des Romans macht die breit ausgemalten Szenen einer hochentwickelten Erotik erträglich, die in fünffacher Wiederholung wohl abstumpfend wirken, aber nie den Kreis des Ästhetisch-Möglichen überschreiten.

Würzburg. Eduard von Jan.

Miguel Artigas, *Menéndez y Pelayo*. Santander 1927 (310 S.).

Nicht für die Gelehrten, erklärt der Verfasser im Vorwort, habe er dies Buch geschrieben, sondern im Gedanken an die studierende Jugend, und wir Deutschen müssen ihm dafür besonders dankbar sein. Denn Gelehrte in diesem Sinne, Spezialisten auf dem Gebiet spanischer Literatur- und Geistesgeschichte, gibt es bei uns ja kaum, und was uns somit nottut, ist eben eine Einführung in die Gedankenwelt und Bedeutung Menéndez y Pelayos, dessen Werk und Persönlichkeit in Spanien den Ausgang einer geisteswissenschaftlichen Erneuerung bildet und hierzulande einen Ausgangspunkt für das Studium spanischer Geistesgeschichte bilden sollte. Aber wenn sich das vorliegende Werk an alle Spanienfreunde wendet, so bedeutet das seitens des gelehrten Verfassers eines Standardwerks über Góngora[1]) eine freiwillige Selbstbeschränkung, denn in seiner Eigenschaft als Direktor der Biblioteca Menéndez y Pelayo wäre er wohl wie kein anderer imstande gewesen, Leben und Werk des Meisters in eingehenden Sonderuntersuchungen wissenschaftlich darzustellen. Und diese seine besondere Kenntnis kommt auch dem Leser mittelbar wie unmittelbar zugute: mittelbar durch die Gewähr, daß jede einzelne, nicht weiter begründete Aussage auf einer sicheren Gesamtanschauung beruht, unmittelbar, insofern die längeren Zitate sich nicht auf die bekannteren Hauptwerke beschränken, sondern auch entlegene Äußerungen bieten, ja, wohl zum ersten Male zugänglich machen. Das Buch soll nach dem Willen des Verfassers zugleich eine Art Anthologie kürzerer Schriftstücke und Fragmente sein, und in dem Sinne erweisen sich in der Tat gelegentliche Mitteilungen und Konzepte als aufschlußreicher als etwa Auszüge aus den Werken, die als Ganzes jene Anschauungen zum Ausdruck bringen. Daß eine vollständige Bibliographie aller gedruckten oder sonst bekannten Werke und Schriften die letzten 24 Seiten

---

[1]) Vgl. unsere Besprechung hier Bd. XXXIV, S. 566—68.

einnimmt, sei beiläufig erwähnt. Die Form der Darstellung selber ist biographisch, sie geht davon aus zu zeigen, wie äußere und innere Erlebnisse für Menéndez Pelayo zum Anlaß wurden, die verschiedenen Seiten seines schöpferischen Gelehrtentums in immer einheitlichem Streben zu entwickeln. Gerade die großartige Einheitlichkeit dieser Entwicklung macht einen tiefen und fast ergreifenden Eindruck, wenn man etwa den ersten Katalog, den das zwölfjährige Wunderkind von seinen Büchern zusammenstellt, neben das Testament hält, in dem der Fünfzigjährige die 50000 Bände seiner Bibliothek seiner Vaterstadt vermacht — gewiß die größte Bibliothek, die je ein unbemittelter Gelehrter zusammengebracht hat, denn Menéndez-Pelayo hat nie auch nur über das Einkommen eines deutschen Universitätsprofessors verfügt. Vollends aktuelles Interesse darf schließlich der Abschnitt über die Entstehung der «Polémicas, Indicaciones y Proyectos sobre la Ciencia Española» beanspruchen, in diesen Tagen, wo in deutschen Fachschriften ein ebenso geistvoller wie notwendig unzulänglicher Streit über die Frage einer „spanischen Renaissance" geführt wird. Gewiß ist diese Auseinandersetzung als solche ein erfreuliches Zeichen dafür, daß man sich auch in Deutschland jetzt Problemen zuwendet, die in Spanien immerhin schon vor 50 Jahren erörtert wurden, denn es handelt sich ja damals wie heute letzten Endes um die Bedeutung Spaniens für die europäische Kultur überhaupt. Aber solange wir bei unserer geringeren Sachkunde von den Ergebnissen jener historischen Diskussion nicht zum mindesten Kenntnis nehmen, würde selbst eine Entscheidung nur sehr beschränkte Geltung haben, während andernfalls freilich Spaniens geistige Leistung kaum noch einmal in Zweifel gezogen worden wäre. Eben jenen «Polémicas», die in seinem Gesamtwerk so wenig Raum einnehmen, verdankt nämlich Menéndez y Pelayo seinen frühesten Ruhm, sein Ansehen unter den Gelehrten, als er darin der berüchtigten, oft wiederholten Frage des französischen Aufklärers: «Mais que doit-on à l'Espagne?» eine begründete, gewichtige und, wie wir meinen, endgültige Antwort gab. «La victoria mayor de Menéndez y Pelayo, sagt Artigas mit Recht, consiste, sin duda, en haber conseguido que los herederos espirituales de sus antagonistas figuren hoy en primera linea entre los investigadores y reconstructores de nuestro pasado ideológico y artístico.»

Frankfurt a.M. H. Petriconi.

Cesare de Lollis, *Cervantes reazionario.* Roma 1924. (Publicazioni dell' Istituto Cristoforo Colombo.) 241 S.

Die trotz des schwierigen Stoffes flüssig geschriebene Untersuchung befaßt sich nach des Verfassers eigenen Worten nur mit der *«parte caduca»* der Werke des großen Spaniers, ohne jedoch den *Don Quijote* außer acht zu lassen, der infolge seiner überragenden Bedeutung im Leben und Schaffen des Cervantes sich zu fast allen anderen Schöpfungen in Beziehung bringen läßt. Lollis weist an einer Reihe von Beispielen überzeugend nach, wie C. ein willfähriger Anhänger der Gegenreformation war, und wie er gewissenhaft die Bestimmungen des Tridentiner Konzils befolgte. So zeigt sich in seinem ersten Werk, der *«Galatea»*, nicht bloß das Bestreben, die pastorale Modedichtung nachzuahmen, sondern auch nebenbei das vom Tridentiner Konzil immer wieder geforderte belehrende Element einzuflechten. Treffend sind Lollis' Bemerkungen über

die Eigenart des Hirtenromans, jenes typischen Erzeugnisses des beginnenden 17. Jahrhunderts; mit Recht betont der Verfasser die enge Verwandschaft, die zwischen den Gestalten der «*Galatea*» und dem Idealbild des «honnête homme» und den Preziösen in Frankreich besteht. Als bleibenden Wert dieser verfehlten Gattung erkennt Lollis außer dem wohltuenden Optimismus besonders die schöne Harmonie des Satzbaues und die Meisterhaftigkeit der Form an.

Bei den Novellen läßt sich der didaktisch-moralische Zug, wie ihn die Gegenreformation forderte, nicht immer sofort erkennen. Gewiß beteuert Cervantes, daß er sich lieber die Hand abhauen lassen wolle, als durch seine Erzählungen schlechte Gesinnungen zu erregen; aber dennoch entschlüpft ihm gelegentlich (wie im «*Celoso Extremeño*») eine bedenklich realistische, freie Darstellung, die erst im letzten Augenblick in das Moralische umgebogen wird. Wir erkennen, daß Cervantes trotz seiner „reaktionären" Gesinnung ein „Romantiker" ist, wobei man freilich nicht annehmen dürfe, daß sich in des Autors Brust ein tragischer Kampf abgespielt habe: Cervantes ist kein Freidenker, der durch «oscurantismo» verdunkelt wird, er ist auch keine Tassonatur; sein Grundgedanke war, der Inquisition nie zu mißfallen. Dennoch wird er, bewußt oder unbewußt, zu einem romantischen Geist, der seiner überquellenden Fantasie gelegentlich die Zügel schießen läßt. Aus diesem Geist heraus möchte Lollis auch den *Don Quijote* erklären, der somit eigentlich ein Meisterwerk sei, das Cervantes ohne es zu wollen fertig gebracht habe; ein Werk, das er dem Tridentiner Konzil verdanke, da er als Theoretiker der klassischen Ordnung nach aristotelischem Prinzip ein Gegenstück zu den Ritterromanen schaffen wollte, aber gerade erst durch „die absolute Hingabe an eine zügellose Freiheit der Erfindung", die er sinnreich zu bemänteln verstanden habe («ingegnosamente dissimulata») dieses Meisterwerk vollendet habe. Zweifellos geht Lollis hierin zu weit. Wohl achtete Cerv. die aristotelischen Forderungen, die seiner Zeit geläufig waren, aber er legte sich doch wohl diese Ideen selbst zurecht. Die Dichtung ist für Cervantes durchweg etwas Ideales; er empfindet nicht den romantischen Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Ideal in tragischem Sinne, sondern heiter lächelnd vermag er genau die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit einzuhalten. Wenn er nun bei seinem *Don Quijote* selbst das Empfinden hatte, manchmal allzu sehr im Fahrwasser der „Romantik" gesegelt zu sein, so entschloß er sich ein Werk zu schreiben, das dem Geist des Tridentiner Konzils entsprechen sollte: «*Persiles y Sigismunda*». Lollis weist ausführlich nach, wie alles in diesem Roman, den Cervantes als sein Meisterwerk ansah, dazu beiträgt diesen Forderungen gerecht zu werden. Mit staunenswerter Gelehrsamkeit versteht es Lollis die Leitgedanken aufzudecken, Vorbilder aus der Weltliteratur (besonders Heliodor) anzuführen, die Quellen erschöpfend nachzuweisen und immer wieder auf den Grundgedanken anzuspielen: ein der Kirche wohlgefälliges Werk zu schaffen, das durch die reiche Auswahl der gegenreformatorischen Themen (Legitimisierung der Liebe, Pilgerfahrten, Einschätzung der Astrologie und Magie, Verurteilung des Duells u. a. m.) dem Dichter als Krone seines Schaffens erscheinen mußte. Infolge seiner großen Belesenheit weiß Lollis die Zusammenhänge mit der zeitgenössischen Literatur herzustellen und dem kundigen Leser manche überraschende Parallele aufzuweisen, die in buntem Wechsel von Heliodor zu Tasso und Manzoni führt.

Zusammenfassend darf man wohl behaupten, daß es Lollis gelungen ist, seine These in der von ihm selbst geforderten Einschränkung, daß Cervantes kein unterdrücktes Genie, kein sich selbst quälender romantischer Geist war, zu beweisen. Auch Lollis zeigt uns Cervantes als typischen Spanier seiner Zeit, der gerade durch sein „reaktionäres" Verhalten unser Interesse erneut zu erregen weiß.

München. Ernst Werner.

MULERTT, WERNER, AZORÍN (JOSÉ MARTINEZ RUIZ) *Zur Kenntnis spanischen Schrifttums um die Jahrhundertwende.* 231 S. 8°. Niemeyer, Halle 1926.

Nach einem einleitenden, aufschlußreichen Überblick über die im Spanien der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirksamen politischen und geistigen Kräfte, gekennzeichnet durch den „tradicionalismo" eines Menéndez y Pelayo und die eigenartige Erscheinung der liberal-europäisch gesinnten Anhänger des "krausismo" (K. Chr. Fr. Krause, deutscher Philosoph), setzt die Monographie "Azorín" ein.

Azorín gehört nach Mulertt zu der literarischen Gruppe der sogenannten "generación de 98", die ihre Anregungen teils den erwähnten traditionalistisch und krausistisch eingestellten Kreisen, teils aber auch dem Auslande verdankt.

Die Studie ist so angelegt, daß in wesentlich chronologischer Folge die Jugendschriften, die Romane und die Essays Azoríns über spanische Landschaft, Leute, Politik und Literatur behandelt werden. Die Romane, welche einen betont autobiographischen Charakter tragen, werden inhaltlich sehr ausführlich wiedergegeben, wobei die innere Entwicklung des Autors vom Ironiker zum Humoristen an gegebener Stelle unterstrichen wird. Doch wäre es wohl angebracht gewesen, in einem besonderen Abschnitt die geistige Persönlichkeit Azoríns noch einmal in einer Gesamtschau ihres Werdens und Wesens darzustellen; dadurch wäre dann auch der Künstler Azorín, der Meister der "nuance" (matiz), neben dem verdienstvollen Kritiker, dem Umwerter der literarischen Werte spanischen Schrifttums, besser zur Geltung gekommen.

Unrichtig ist übrigens die Angabe des Autors auf S. 28 seiner Studie: "Die Ensayos en torno al casticismo", die in der "España Moderna" vom Februar bis Juni des Jahres 1895 erschienen, zu einer Zeit, in der auch das Idearium español schon geschrieben, aber noch nicht veröffentlicht war, enthalten . . .

Tatsächlich trat Ganivet überhaupt erst im Oktober 1895 schriftstellerisch zum ersten Male hervor, als er im "Defensor de Granada" einen Artikel, betitelt "Literaturas extranjeras", veröffentlichte. Das Idearium español aber wurde frühestens im Februar 1896 [1]) begonnen und laut Ganivets eigener Datierung am Schluß des Idearium im Oktober des gleichen Jahres (1896) in Helsingfors vollendet.

Auch können wir uns leider Mulertts Ansicht nicht anschließen, wenn er, Azoríns Verwerfung des spanischen Theaters einschränkend, trotzdem noch glaubt, seine Auffassung wie folgt formulieren zu müssen: „Die große Masse der alten dramatischen Produktion ist

---

[1]) Vgl. Ganivet, *Granada la Bella,* Madrid 1920 (Victoriano Suárez) S. 54.

wirklich, vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, tot, und auch den besten Stücken haften Gebrechen an. Die drei vom Standpunkte einer modernen Kritik hervorgehobenen Mängel: an Psychologie, an humanitärer Höhe, an Beobachtungstreue, sind fundamental und unableugbar." (S. 208.)

Den Mangel an „humanitärer Höhe" zugegeben, braucht man nur an die Volksszenen Lopes, des klassischen Realisten und Tirsos erstaunliche Kenntnis der weiblichen Psyche (vgl. Marta la Piadosa) zu erinnern, um den Vorwurf mangelnder Beobachtungstreue und Psychologie gegenüber dem spanischen Theater als ungerechtfertigt zu empfinden.

Schließlich wäre es im Hinblick darauf, daß Mulertts Werk nicht nur an Fachkreise gerichtet ist, sicher zweckmäßiger, in einer künftigen Auflage die spanischen Zitate konsequent durch deutsche Uebertragungen zu ersetzen.

Frankfurt a. M. Hans Jeschke.

Farinelli, Arturo. *Il Romanticismo nel mondo latino.* Torino, Bocca, 1927 tre volumi, I, 297 pagg. II 304, III. 289. L. 99.

In Francia si è celebrato quest' anno con molto entusiasmo il centenario romantico, quantunque fissare una data d'origine di tale movimento sia una cosa un po' arrischiata ed arbitraria.

Però la letteratura tedesca contemporanea più di quella francese e di quella italiana è pervasa da correnti romantiche, correnti che non soltanto sono indizio del desiderio di conoscenza di quel periodo letterario, ma il prodotto di uno stato d'animo che ha in sè vivi echi di quella passione, di una mentalità che si orienta verso problemi a quelli simili: un ritorno che ha la sua ragion di essere istintiva e reale.

Anche in Italia qualche cosa c'è stato e qualche cosa c'è. Ricordo appena il movimento «Leonardo — Voce» di cui già mi occupai[1]); recentissimo è un manifesto[2]). Il primo movimento ha fatto il suo tempo, il secondo di cui il manifesto è il proclama non accenna ad andare molto lontano. Invece l'interesse per le cose romantiche si sta facendo vivissimo presso i critici.

A mantenere una tacita promessa al suo pubblico di Firenze, ai suoi scolari ed amici[3]) (attendiamo ora il terzo volume della «La Vita è un Sogno[4])» il Farinelli dà alla stampa questa sua nuova opera. Il terzo volume è tutto dedicato alla bibliografia — il Farinelli dice «appunti bibliografici» — riguardante i poeti studiati, i problemi trattati. Questa bibliografia è ricchissima e si riferisce alla Francia, all' Italia, alla Spagna, alla Catalogna, al Portogallo, all'America latina, alla Romania e ci dà una prova dell' enorme lavoro che il Farinelli ha dovuto compiere per arrivare a quella sintesi che i due primi volumi serrano in sè.

---

[1]) G. V. Amoretti, Giovanni Boine e la letteratura italiana contemporanea, Bonn 1923.

[2]) Annunzio di un Nuovo Romanticismo (con un Manifesto), in «La difesa della Poesia». Milano 1926.

[3]) Il Farinelli tenne allora a Firenze le sue conferenze sul Romanticismo. Ne usci l'opera «Il romanticismo in Germania" Bari 1913, II ediz. 1923.

[4]) A. Farinelli, La vita è un sogno, Torino 1916, I. vol.: Preludi al dramma di Calderon, II. vol.: Concezione della vita, del mondo nel Calderon. Il dramma.

Messosi di fronte al romanticismo nei paesi latini, il Farinelli dovette anzitutto preoccuparsi del come dar ordine al tumultuare vario di uomini e di cose entro al suo spirito, tumultuare suscitato in lui da una cosí vasta e multiforme materia. Era naturale che, dato il suo temperamento, egli arrivasse a questa sinfonia sui «Leitmotive» fondamentali del movimento studiato, un movimento che muta aspetto ogni volta che lo si avvicina, che sfugge alle categorie, alle definizioni e resta sentire nostalgia, malinconia, tormento, ansietà, simbolo del formarsi di una nuova era, di una nuova visione del mondo. Sorsero pertanto i venti capitoli ognuno dei quali ha per argomento un motivo, o un aspetto romantico; La trattazione non si restringe, ma spazia liberamente da questo a quel romanticismo, perchè non di uno, ma di tutti è contemporaneamente questione.

La chiave dell' opera è in questo collocarsi del Farinelli al centro del movimento e, trascurando le persone, guardare al l'essenza una e multipla di esse. Sarebbe stata vana fatica distinguere i vari romanticismi per nazione ed in queste distinsioni raggruppare i vari poeti secondo le loro affinità o secondo i loro interessi spirituali. L'animo del nostro critico vi si sarebbe ribellato; qui abbiamo invece la più vasta ed esauriente introduzione allo studio del romanticismo nei paesi latini.

Finita la lettura, viviamo in atmosfera romantica; il grande giardino cosi ricco di fiori e di promesse ci sta aperto innanzi, possiamo entrare sicuri, ci orienteremo senza esitare e le persone che ci verranno incontro ci parranno famigliari anche se noi non le abbiamo vedute mai, perchè il loro secreto, il loro destino ed il loro mistero ci sono già stati rivelati. Ai particolari singoli, ai fatti sarà facile arrivare ora che sappiamo dove andiamo ed in qual mondo vivono gli uomini ed i poeti ai quali ci accosteremo.

Questa esperienza romantica ha costato al Farinelli non poca fatica e molti anni di comunanza di vita coi poeti da lui studiati. Quanto amore, quanta passione nel cuore del critico! E, sopratutto, quale aderenza a questo romanticismo: a volte, la rievocazione e l'esame non si lasciano distinguere. Quanto il Farinelli vede è vissuta realtà; quel vago mondo non gli pare tramontato per sempre, vive in lui colla giovinezza del suo cuore che non si accorge affatto «della sera della vita che ormai discende».

Pisa. Giovanni Vittorio Amoretti.

Burkhard, A., *Italienische Sprachlehre.* Laut-, Wort- und Satzlehre der Umgangssprache.
I. Uebungsbuch (VIII, 147 S.). II. Grammatik (VIII, 190 S.). Preis Leinw. geb. 3,20 u. 4,20 M. Schauenburg Verlag, Lahr i. B. 1927.

An guten italienischen Lehrbüchern herrscht Mangel, und es ist darum zu begrüßen, daß neben Rochers Italienischer Grammatik auf lateinischer Grundlage[1]), die nur für Philologen bestimmt ist, eine erschienen ist, die sich an sprachlich Vorgebildete überhaupt wendet und vor allem den Lernenden in den Stand setzt, sich „so rasch wie möglich mündlich und schriftlich in der Fremdsprache auszudrücken". Allerdings, auf den Anfänger hat der Verfasser fast gar nicht Rücksicht genommen. Wie wäre es sonst möglich, daß schon in

---

[1]) Vgl. v. Ettmayers Anzeige. Diese Zeitschrift 1927, S. 566ff.

der 2. und 3. Lektion, denen in der Grammatik nur Paragraphen über Indikativ und Genus entsprechen, Beispiele wie diese zu finden sind (S. 8): Tutti l'ammirano e si congratulano con lui del suo coraggio; Me lo favorisca, die doch Kenntnis der Pronomina voraussetzen oder: quanto mi fa spendere invece per questa grammatica? also eine vom deutschen Sprachgebrauch abweichende Redensart, die dem Anfänger zunächst unverständlich sein muß. Eine solche Anordnung ist unseres Erachtens pädagogisch völlig verfehlt. Daß die Grammatik, um bequemer als Nachschlagewerk verwendet werden zu können, gesondert erschienen ist, bedeutet einen Vorzug, aber deshalb hätte der Verfasser mit dem Substantiv, nicht mit dem Verbum beginnen und eine einfachere Terminologie wählen sollen. Denn wenn im Hinblick auf den praktischen Zweck des Buches die lateinische vermieden werden mußte, so sollte die deutsche möglichst einfach sein. Der Abschnitt über Phonetik ist ausführlicher als üblich, die Tabellen der Pronomina und Verba sind sehr übersichtlich.

S. 151 ist c'è del vino, Si, ce n'è mit . . . Ja, es ist da, Ti presterà egli del denaro. Si me ne presterà . . . Ja, er wird mir leihen, nicht gut wiedergegeben, da wir im Deutschen das ne übersetzen. S. 80 sind die Formen zu pendere: *pesi peso* zu tilgen.

Hamburg. Fritz Schalk.

K. Breul, M. A., Litt. D., Ph. D. *The Romantic Movement in German Literature*, illustrative Texts — Prose and Verse. Cambridge, W. Heffer & Sons, Ltd. 1927. S. 505. Pr. 7/6 d.

Der Herausgeber nennt sein Buch eine Auslese aus romantischer Prosa und Poesie als Studienbehelf für eine der „most fascinating periods“. Er hat damit zugleich ein persönliches Bekenntnis gegeben, ein bescheidenes Wort für das warme Verhältnis zum Stoffe. Breul versucht dem Ausländer die Romantik nach jeder Richtung faßlich und interessant zu machen. Er unterstützt die Texte durch kurze geschichtliche Daten, durch Erklärung der metrischen Formen, durch Hinweise auf Symbole und Lieblingsfiguren. Bibliographisch wird den neuesten Erscheinungen Rechnung getragen Und Breul verabsäumt nicht kulturhistorische Ausblicke in Architektur und Malerei der Zeit anzuschließen, um das geistige Bild zu runden. Damit wird das Buch seinen Zweck, geistige Brücke zwischen den Völkern zu sein, im besten Sinne des Wortes erfüllen.

Wien. Marianne Thalmann.

Bemerkung.

Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen, bemerke ich, daß sich meine Äußerung in dieser Zs. Bd. 34, S. 576 auf die frühere Art des Etymologierens von Brüch bezieht, die er selbst ZRPh. 45, 713 abgelehnt hat. Daß ich ihn aber auch dafür nicht des ,Furor teutonicus' zeihe, wird keiner, der mich kennt, annehmen wollen, da derartige Ausdrucksweisen und Klassifizierungen meinem ganzen Denken zuwiderlaufen.

Bonn. W. Meyer-Lübke.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT
IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN,
ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXVI. *April 1928.* *Heft 3*

CHARLES BALLYS «STYLISTIQUE».

I.

In seinen in Erlangen und Düsseldorf gehaltenen Vorträgen[1]) hat E. Winkler die Grenzen und Aufgaben der Stilistik darin gesehen, daß sie nicht psycho-analytisch aus der Mitteilung die allgemeine Seelenhaltung des Urhebers, sondern den Wert und die Wirkung der Mitteilung zu untersuchen habe. Man wird Winklers Fassung folgendermaßen richtig verstehen: Eine Mitteilung geschieht mit der Absicht, eine gewisse Wirkung auf den Vernehmenden auszuüben. Diese vom Äußernden beabsichtigte Wirkung (Winklers „Wert") zu ergründen, die tatsächlich im Vernehmenden hervorgerufene Wirkung (Winklers „Wirkung") festzustellen, und beide miteinander zu vergleichen, das ist die Aufgabe der Stilistik. Ein sich daranschließendes Werturteil mag man bei Erzeugnissen der Kunst des Wortes der Stilistik im Sinne Winklers oder einer Ästhetik des literarischen Kunstwerks zuweisen.

Doch, wo fängt die Kunst im Sprachlichen an? Wir teilen einander irgendwelche Sachinhalte nicht um ihrer selbst willen, sondern aus bestimmten Gründen und zu gewissen Zwecken mit (Motiv und Zweck der Mitteilung). Eine Mitteilung wird also stets außer dem Sachinhalt eine Mischung aus den Reflexen der subjektiven Anteilnahme des Sprechers an der Mitteilung selbst, (Reflex des Motivs und Zweckes) und aus den Reflexen seiner menschlichen und sozialen Beziehungen zum Hörer (Reflexe des sozialen Milieus) enthalten. Und gerade diese Zweck-Gebundenheit der Mitteilung scheidet sie vom Kunstwerk. Das inbrünstige Gebet einer Mutter um die Genesung ihres Kindes, die glutvolle Werbung um Gegenliebe, die beredte Selbst-

[1]) Gedruckt in NSpr. Jahrg. 33, S. 407—422 (Nov.-Dez. 1925) und GRM. Jahrg. 15, 1—2 S. 1—13 (Jan.-Febr. 1927).

verteidigung eines Angeklagten sind trotz der „technischen" Höchstleistung, die sie vielleicht darstellen, noch keine Kunstwerke. Erst abgelöst von ihrem praktischen Wert, ohne Rücksicht auf die beteiligten Subjekte wird eine sprachliche Äußerung der ästhetischen (Winklers stilistischen) Betrachtung zugänglich und ist möglicherweise ein Kunstwerk. In diesem Sinne haben die Briefe der Marianne Alcoforado für die Beteiligten ihren praktischen Wert als Mittel zu einem subjektiven Zweck, aber nur für uns Außenstehende den künstlerischen Wert eines der schönsten Beispiele für die Sprache eines liebenden Herzens. Und ebenso macht auch die praktische Zwecklosigkeit einer erdichteten sprachlichen Äußerung ihre Bewertung vom Standpunkt der Sprachkunst erst möglich. In dem Maße aber als Erdichtetes das wirkliche Leben widerspiegelt, bedient es sich zur Erzielung künstlerischer Wirkungen der sprachlichen Mittel eben jenes Lebens — ja, man darf wohl sagen, daß j e d e sprachlich-künstlerische Wirkung n u r mit diesen, sei es auch für den Sonderzweck zurechtgebogenen Mitteln erreicht wird. Mit einem Wort: das Leben und die Kunst bedienen sich der gleichen sprachlichen Mittel. Es braucht also die Untersuchung über das Wesen des sprachlichen Kunstwerkes als notwendigen Unterbau die Betrachtung der Sprache als Mittel zur Erreichung subjektiver und realer Zwecke, als Werkzeug oder Waffe im Kampf ums Dasein. Denn das ist ihre eigentliche Aufgabe: Sie ist einer der kräftigsten Hebel gegenseitiger Beeinflussung unter Menschen. Die Funktion der Sprache in ihrer eigenen nichtkünstlerischen Sphäre zum Gegenstand des Studiums erhoben zu haben, den Mechanismus ihrer Ausdrucksmittel zu untersuchen, und auf den grundlegenden Unterschied zwischen der Betrachtung der Sprache als Mittel für praktische Zwecke einerseits und als Vehikel künstlerischer Absichten andererseits hinzuweisen, ist das große Verdienst des Genfer Gelehrten C h a r l e s B a l l y. Er ist aus der Schule Ferdinand de Saussures hervorgegangen und nimmt sich von jeher der synchronistischen Erscheinungen der Sprache mit besonderem Interesse an. Seine Anschauungen hat er zuerst im «Précis de Stylistique»[1] geäußert und seitdem im «Traité de Stylistique française»[2] und zuletzt

[1]) Genf, Eggimann, 1905.

[2]) Heidelberg, C. Winter. 1919—1921, 2. unv. Auflage. 2 Bde., abgekürzt SF.

in «Le Langage et la Vie»[1]) weiter entwickelt. In diesem Bande, der meist verstreut Veröffentlichtes zusammenfaßt, sind für die Stylistique im Sinne Ballys am wichtigsten «Stylistique et Linguistique générale»[2]) und der vorher unveröffentlichte Aufsatz «Mécanisme de l'Expressivité linguistique»[3]). Bally kommt es darauf an, sozusagen den Niederschlag alles dessen in einer sprachlichen Äußerung des praktischen Lebens festzustellen, was über ihren Sachinhalt hinausgeht, besonders aber den Niederschlag der persönlichen und der aus Umwelt wie Sachlage entstehenden Gefühle des Sprechers oder des Hörers[4]). Und so definiert er die Aufgabe der «Stylistique» folgendermaßen: «La Stylistique étudie donc les faits d'expression du langage organisés au point de vue de leur contenu affectif, c'est-à-dire l'expression des faits de la sensibilité par le langage et l'action des faits du langage sur la sensibilité». (SF I S. 16). Die Stylistique kann darum eine sprachliche Erscheinung auch nur im Zusammenhang mit denen des gleichen Zeitpunktes — synchronistisch, im Querschnitt — betrachten, verzichtet also mit Vorbedacht auf ihre Geschichte — Längsschnitt. Sie fragt nur: welche Inhalte werden durch eine sprachliche Erscheinung im Augenblick der Äußerung mitgeteilt, und: welche Beziehungen bestehen dabei zwischen Inhalt und Korrelat. Ihr Gegenstand ist zunächst die h e u t i g e Sprachperiode, die allein uns unmittelbar zugänglich ist, und deren Interpretation die meiste Aussicht auf Richtigkeit hat. Darum sind Untersuchungen über synchronistische Erscheinungen früherer Perioden natürlich nicht ausgeschlossen. Beim zünftigen Philologen aber steht das historische Interesse im Vordergrund. Er wird daher, vom Korrelat und nicht vom Inhalt ausgehend, stets geneigt sein, zwischen beiden Beziehungen herzustellen, die bei den naiv Sprechenden nicht vorhanden sind (Etymologisieren). Die gleiche Gefahr falscher Auslegung droht beim Erlernen fremder Sprachen. Hier drängen sich Formähnlichkeiten im Wortschatz dem Lernenden auf und verleiten ihn zur Annahme entsprechender Inhaltsbeziehungen, indem er z. B. einem Suffix überall die gleiche Bedeutung beimißt und danach unbekannte Vokabeln falsch interpretiert oder falsche Analogiebildungen vornimmt. (SF I S. 32—48).

---

[1]) Paris, Payot 1926, abgekürzt LV.
[2]) LV S. 95—137, vgl. Herrigs Archiv Bd. 128 S. 87 ff.
[3]) LV S. 139—182. [4]) Vgl. auch LV S. 29—33.

Wie Bally hiermit vor methodischen Fehlern infolge der Überschätzung des formalen Elements warnt, läßt er es sich angelegen sein, genau sein Operationsfeld abzustecken, ehe er es betritt. Daher gilt seine zweite Vorarbeit der «Délimitation» und «Identification des faits d'expression» (SF I Teil 1 u. 2). Mußten sie auch aus methodischen Gründen im SF nacheinander behandelt werden, so sind sie doch eigentlich untrennbar. Der Zweck der beiden Operationen ist, die lexikalischen Einheiten (Bally: «unités lexicologiques»), welche einheitliche Vorstellungen (Bally: «unités de pensée») vertreten, in einer Mitteilung nach Form und Inhalt festzustellen. Der Wert eines sprachlichen Zeichens ist nämlich nicht immer der gleiche. Erst der Zusammenhang entscheidet. Handelt es sich z. B. um ein Wort, so ist es in einem Falle selbständig, im anderen der nicht isolierbare Teil eines Ganzen. Kurz, es bedarf jedesmal einer besonderen Feststellung, welche und wieviele sprachliche Korrelate einer einheitlichen Vorstellung entsprechen, (Délimitation), und welchen einfachst auszudrückenden Inhalt sie hat, (Identification); vgl. z. B. den wechselnden Wert von «*faire*» in «*faire faire un habit*» den von «*pied*» in «*le pied gauche*» und «*un pied de nez*». So kann eine einheitliche Vorstellung aus e i n e m Worte, aus dem T e i l eines Wortes oder auch aus einer W o r t g r u p p e bestehen. Doch können ebenso grammatische Ausdrucksmittel, Intonationsvorgänge usw., kurz, es kann jedes sprachliche Zeichen eine lexikalische Einheit darstellen und somit Gegenstand der Délimitation und Indentification werden (Vgl. SF I Teil 6 und LV S. 113—126). Den einfachsten Ausdruck für einen Inhalt nennt Bally «terme d'identification» und gibt im Anhang zu SF II (S. 223—264) ein «Tableau synoptique des Termes d'identification et de leurs principaux synonymes», das nach den logischen Kategorien des Seins und Denkens, des Wollens und Fühlens angeordnet ist. Es enthält Vergleichstermini für alle abstrakten Ausdrücke, an denen die Beziehungen zwischen Gedanke und Ausdruck, man könnte auch sagen zwischen Mitzuteilendem und Mitgeteiltem untersucht werden sollen. Man wird sich nicht wundern, daß die Liste nur A b s t r a k t a enthält. Denn die Konkreta lassen sich nur nach äußeren Grundsätzen ordnen. Ihnen stehen überdies keine gefühlsbetonten Synonyma zur Seite wie den Abstrakta, höchstens sozial bedingte wie die Fachausdrücke der Berufssprachen, zu denen man in der gehobenen Sprache auch die poetischen, kenninga-ähnlichen Umschreibungen

(Bally: clichés) aller Zeiten rechnen kann. Das will natürlich nicht sagen, Konkreta könnten nicht von affektivem Gehalt begleitet sein. Man denke an Rufe wie „Feuer!" oder Xenophons «Thalatta!» und dergl. Nur wird das affektive Moment hier nicht durch das Korrelat des Konkretums selbst ausgedrückt, sondern durch eine sprachliche Begleiterscheinung wie die Intonation. Wo sich in Ballys Tableau konkrete Ausdrücke finden, haben sie entweder übertragene Bedeutung und stehen zu Recht innerhalb der entsprechenden logischen Kategorien, oder aber sie sind anhangsweise an die Kategorie gefügt, der sie praktisch nahestehen, z. B. Maße und Gewichte unter „Vergleichung".

Nicht alle Bestandteile eines zur Äußerung bestimmten gedanklichen Inhaltes sind Gegenstand der Stylistique. Doch kann sie keines der Teilinhalte einer Mitteilung zur Durchführung ihrer Aufgabe entbehren. Wie schon eingangs bemerkt, enthält ein zur Mitteilung bestimmter Gesamtinhalt stets einen Sachinhalt (A) und ferner die Reflexe des Motivs, des Zweckes und des sozialen Milieus (B). D. h. man bringt außer dem Sachinhalt persönliche Gefühle zum Ausdruck, deren Intensität und Art gewissermaßen die Resultante aus Motiv, Zweck und Milieu, und mithin sehr variabel ist (LV S. 29—34). Dabei ist zu beachten, daß der Reflex des Milieus im Sprecher, wie ich meine, doppelter Natur ist. Einmal bedingt das Milieu oder, genauer gesagt, das Bewußtsein vom eigenen Milieu bestimmte Gefühle des Sprechers, zum anderen aber bedingt das Milieu — dem Sprecher unbewußt — ganz wesentlich seine sprachliche Vorstellungswelt (C) und läßt ihn zum Ausdruck des gleichen Sachinhalts oder des gleichen Gefühls ein anderes Sprachzeichen wählen, als der Angehörige eines anderen sozialen Milieus tun würde. So besteht nun die sprachliche Mitteilung aus folgenden Teilinhalten:

A. Sachinhalt

	Reflex aus:
B. Gefühlsinhalt (Affekt)	{ Motiv, Zweck, Milieu

C. Milieufärbung od. soziale Färbung

A besteht seinerseits immer

1. aus der Vorstellung vom Sachinhalt selbst, z. B. laufen (Bally: «idée-matière»)
2. aus dem logischen Aspekt, unter dem sie auftritt, z. B. „Lauf, Läufer" (Bally: «idée-forme»)

B und C, die ich unter dem Namen p s y c h o l o g i s c h e Aspekte zusammenfasse, lassen zwar Intensitätsabstufungen zu, jedoch keine anderen begleitenden Aspekte als die logischen. Motiv, Zweck und Milieu können nun — etwas schematisiert — nach Bally folgende zwei Reflexpaare im Sprecher auslösen, die sich im Teilinhalt B wiederfinden und einander nicht ausschließen:

1a. Der Sprecher reproduziert einen Eindruck; er ist passiv.
b. Er will auf den Hörer einwirken (Willensakt); er ist aktiv.
2a. Die Gefühlshaltung des Sprechers wird im wesentlichen durch seine eigenen Motive bestimmt.
b. Sie wird durch soziale Umstände bestimmt (LV S. 29 ff.).

Die Stylistique befaßt sich nach ihrer Definition nur mit B und C. Das Vergleichsobjekt, dessen sie zur Durchführung ihrer Aufgabe bedarf, bietet sich in den erwähnten «Termes d'identification» Ballys, einfachsten Ausdrücken für einen Inhalt, in denen der Gefühlsgehalt oder die soziale Färbung hinter dem Sachinhalt zurücktreten, dieser also dominiert. In eine Formel gefaßt: Bedeutet x^o einen Ausdruck (theoretisch) o h n e affektiven oder sozialen Gehalt, x^a einen sachlich gleichbedeutenden Ausdruck mit affektivem Gehalt, x^s einen ebensolchen mit sozialer Färbung, so ist

$x^a - x^o = \alpha$ (sprachliches Korrelat des Affektes, B)
$x^s - x^o = \sigma$ (sprachliches Korrelat der soz. Färbung, C)

Die Gesamtheit der termes d'identification (X^o) nennt Bally beim Vergleich mit der Gesamtheit der affektiven Ausdrücke (X^a) die «langue intellectuelle» und hinsichtlich der sozial gefärbten Ausdrücke (X^s) «langue commune». Es handelt sich also nicht um zwei verschiedene Sprachen, sondern um eine Unterscheidung aus methodischen Gründen: die meisten termes d'identification gehören sowohl der langue intellectuelle wie der langue commune an; sie erscheinen nur in dieser oder in jener, je nachdem sie mit einem Ausdruck aus X^a oder X^s in Beziehung gesetzt werden. Der langue intellectuelle steht also die langue affective (X^a) gegenüber und der langue commune X^s, die Bally in verschiedene übereinander liegende Schichten teilt: Nach unten reihen sich an die langue commune an: die langue parlée oder familière, die langue populaire, die langue vulgaire und die langue argotique, — nach oben die langue écrite, die langue littéraire und die langue technique. Doch sollen die Grenzen der einzelnen Schichten untereinander und die Abgrenzung nach oben gewiß nicht starr sein. So entspräche nach meinem Gefühl

der untersten sprachlich-sozialen Schicht (argot) in der Mittelschicht etwa der jargon professionnel und in der oberen Schicht die termes scientifiques. Doch wäre nichts hier verkehrter als ein Schematisieren. Innerhalb der sprachlich-sozialen Schichten werden auch deren Angehörige ihre Ausdrucksweise wiederum — natürlich nicht bewußt — in eine langue intellectuelle und eine langue affective scheiden, so daß je nach dem Hörer der gleiche Ausdruck affektiven Gehalt oder soziale Färbung besitzen kann.

Haben wir so mit Ballys Hilfe den Ausdruckschatz einer Sprache in ein System gebracht, wenden wir uns wieder zur Kategorie der Ausdrücke mit Gefühlsinhalt und ihren Wirkungen. Die Stylistique untersucht nun zweierlei, nämlich 1. die Wiedergabe der Gefühlsinhalte des Sprechers in der Sprache und 2. die Wirkung der sprachlichen Ausdrücke auf das Gefühl des Hörers. Soweit aber ein sprachlicher Ausdruck beim Hörer spontan das Gefühl auslöst, welches im Sprecher lebendig war, soweit also restloses Verständnis einer Mitteilung erzielt wird, ist die erste Aufgabe der Stylistique gleich der zweiten, und diese erübrigte sich somit. Es kann sich also bei der zweiten Aufgabe nur um die Fälle handeln, da ein sprachlicher Ausdruck durch das Dazwischentreten einer — auch unbewußten — Reflexion beim Hörer ein anderes als das ihm zugrundeliegende Gefühl bewirkt, mithin um die Fälle, da ein restloses Verständnis nicht erzielt wird. Im ersten Falle werden Sprecher und Hörer gegenüber der Mitteilung gleichgesetzt, es werden die Beziehungen zwischen Inhalt und Ausdruck untersucht; im zweiten Falle nehmen beide vor der Mitteilung eine verschiedene Haltung ein, die Untersuchung erstreckt sich nun auf die Beziehungen zwischen Ausdruck und Hörer — und weiterhin, da dieser den Sprecher nach seinem Ausdruck beurteilt, auf die Beziehung zwischen Hörer und Sprecher. — Bleiben wir zunächst beim ersten Fall. Die Gefühlsinhalte des Sprechers — unser Teilinhalt B — üben auf den Hörer eine genau entsprechende Wirkung (Bally: «effet naturel» aus). Sie offenbaren sich in den «caractères affectifs naturels» der gewählten sprachlichen Korrelate und lassen sich, wie Bally zeigt, auf ganz wenige Typen reduzieren: Wir teilen entweder die Stärke eines uns bewegenden Gefühls mit (Bally: «intensité affective»), oder die (Nicht-)Übereinstimmung des mitgeteilten sachlichen Inhalts mit unseren eigenen Anschauungen oder Interessen (Lust — Unlust), oder endlich ihre (Nicht-)Übereinstimmung mit denen der Allgemeinheit (Lob — Tadel). Dem-

entsprechend unterscheidet Bally verstärkende und abschwächende Ausdrücke, z. B. «*danger, péril, — étonner, ébahir*», wobei er beachtet, daß ein Ausdruck auch eine sachliche Intensität besitzen kann, z. B. «*rivière, fleuve, — regarder, examiner*», die nichts mit der Intensité affective zu tun hat. Und ferner unterscheidet Bally «*Expressions mélioratives*» und «*péjoratives*» zum Ausdruck der Lust und Unlust, und «*laudatives*» und «*dépréciatives*» zum Ausdruck von Lob und Tadel. Doch sind diese, wie gesagt, nur die Haupttypen.

Im zweiten Falle handelt es sich um die soziale Färbung — Teilinhalt C. Es wirkt der Ausdruck nicht unmittelbar auf den Hörer, wie bei denen der ersten Art, sondern nach einem bewußten oder unbewußten Vergleich des gehörten Ausdrucks mit seiner eigenen Redeweise ersteht vor dem Hörer mit größerer oder geringerer Deutlichkeit der Lebenskreis, aus dem der Sprecher stammt, und damit eine Gefühlsreaktion, die Bally «*effet par évocation*» nennt. Er widmet ihnen den 5. Teil seines Buches. Zwei Bedingungen müssen erfüllt sein, damit die effets par évocation entstehen können: der Hörer muß vor allem eine — richtige oder falsche — jedenfalls typische Vorstellung vom Milieu des Sprechers haben, und zweitens muß der gehörte Ausdruck irgendwie aus diesem Milieu stammen. Die Wirkung sozial gefärbter Ausdrücke ist gewöhnlieh unbeabsichtigt. Es kann aber auch der Sprecher absichtlich Vergleichswirkungen — effets par évocation — hervorrufen, indem er Ausdrücke eines bestimmten Milieus verwendet, z. B. Rotwälsch, Fachausdrücke, slang, langue littéraire usw. Im ersten Fall kann die Zweckabsicht der Mitteilung, wie gesagt, gefährdet, im zweiten soll sie unterstützt werden.

Es drängt sich die Frage auf, wie die sprachlichen Ausdrucksmittel ihre Aufgabe erfüllen, die drei Teilinhalte einer Mitteilung, Sachinhalt, Gefühlsinhalt, soziale Färbung A — C, wiederzugeben. Dieser Dreiheit des Auszudrückenden stehen nur zwei Ausdrucks-Mittel gegenüber:

1. Das direkte, lexikalische Korrelat (Bally: «moyen oder procédé direct du langage, bezw. d'expression»). Es gibt eine Vorstellung durch das den Angehörigen der Sprachgemeinschaft verständliche Wort, oder die Wortgruppe (Bally: «locution»), oder den Wortteil (Prae-, In-, Suffix, Flexionsendungen = „lexikalische Formel") wieder. Es ist zum Ausdruck eines jeden der Teilinhalte (A—C) geeignet.

2. das indirekte, nicht lexikalische Korrelat (Bally: «moyen oder procédé indirect du langage, bezw. d'expression). Es drückt eine Vorstellung allein durch die Art der Aussprache (Artikulation, Intonation) oder durch die Anordnung der lexikalischen Korrelate (Wortstellung) aus. Es eignet sich nicht zur Wiedergabe eines Sachinhaltes selbst (A 1), wohl aber zur Wiedergabe eines jeden der übrigen Teilinhalte (A 2—C).

Die beiden Ausdrucksmittel erscheinen in praxi untrennbar verbunden, wenigstens ist z. B. der Ausdruck eines logischen Aspektes (A 2) ohne die dazugehörige Intonation nicht denkbar, ebensowenig die Darstellung eines psychologischen (abgesehen von Interjektionen) ohne das lexikalische Korrelat eines Sachinhaltes. Doch hat sich in jeder Sprache ein mehr oder weniger festes System von *konventionellen* Verbindungen beider Ausdrucksmittel (Bally: «moules») zur Wiedergabe logischer und psychologischer Aspekte herausgebildet: die Syntax.

Es ist nun für die Stylistique gleichgültig, ob ein psychologischer Aspekt durch das eine oder das andere Korrelat wiedergegeben wird. Ebenso ist die Anordnung der Ausdrucksmittel nach ihrem Äußeren, nicht nach ihrer Funktion, unfruchtbar. Sie erinnert an jene verfehlte Aussprachlehrmethode, die von den Buchstaben ausging und feststellte, der Buchstabe „x" wird so und so ausgesprochen. Genau wie die Buchstaben vereinbarte Zeichen für die Laute, so sind die oben erwähnten Korrelate Zeichen für die Teilinhalte, die sie vermitteln. Die Frage sollte also nicht lauten, bemerkt Bally mit Recht, was drückt z. B. der Subjonctif im Französischen aus, sondern: wie wird z. B. der Wunsch ausgedrückt? Mit solcher Fragestellung, die das Mitzuteilende in den Vordergrund rückt, gewinnt auch die Syntax ihre eigentliche Bedeutung. Und Bally zeigt in SF I Teil 6 u. 7 interessante Beispiele dafür, wie die Syntaxe affective und die milieubedingte Syntax aussehen. Er untersucht auch die Intonation nach demselben Gesichtspunkt als Ausdruck affektiver und sozialer Inhalte. Es ergibt sich dabei für ihn, daß die indirekten Korrelate bei der Übermittlung psychologischer Aspekte gegenüber den direkten bevorzugt werden, und daß, je mehr die indirekten Korrelate sich in einer Äußerung häufen, die Gemütsbewegung des Sprechers desto stärker ist (SF I S. 266).

II.

Den Ballyschen Untersuchungen über die Relation von Mitzuteilendem und Mitgeteiltem liegt die ewige Antinomie von

Gedanke und Wort zugrunde. Man kann sie auch die Antinomie von Inhalt und Form, von Immateriellem und Materiellem nennen. Sie zwingt in der artikulierten Sprache das Immaterielle stets zu einem Verzicht: Vom spontanen Schmerzensschrei über die in einer Sprache geltende Interjektion (dt. au, franz. aïe usw.) zum gegliederten Satz (Das tut weh!) nimmt die Materialisierung und gleichzeitig Intellektualisierung immer zu (LV S. 148). Am meisten verlieren dabei im Ausdruck das Gefühl, die psychologischen Aspekte, weniger schon die logischen Aspekte, und am wenigsten natürlich verlieren die Vorstellungen an ihren Zeichen, weil diese eben nur Zeichen sind. Auch verlieren die psychologischen Aspekte aus einem anderen Grunde als die logischen. Jene, weil sie sich eines ihnen wesensfremden Mittels bedienen müssen: der sprachlichen Zeichen, — diese, weil sie unter der Unzulänglichkeit eines ihnen freilich nicht wesensfremden Mittels leiden. Die Sprachzeichen vertreten die Vorstellungen, wie das materielle Geld die Waren. Geld ist aber auch das Entgelt für geistige Genüsse, wie Konzerte usw., und so vermitteln die Sprachzeichen, obwohl völlig anderer Art, psychologische Aspekte. Endlich steht auf der Warenseite die Welt der physikalischen Eigenschaften (Menge, Maß, Gewicht, Aggregatzustand) und auf der Geldseite der Preis als ihr ungefährer Ausdruck. Dieser Beziehung ungefähr vergleichbar verhalten sich die Sprachzeichen zu den logischen Aspekten als ihr unzulänglicher Ausdruck. Bally zeigt im besonderen, wie sich Gefühlswelt und Sprachzeichen auseiandersetzen. Ich möchte dasselbe von den logischen Aspekten und den einfachsten (gewissermaßen intellektualisierten) psychologischen Aspekten zeigen, Ballys «idées-formes», und folge damit einer Anregung von ihm selbst (SF I S. 258). Die meisten Idées-formes sind aus der Formenlehre und aus der Syntax bekannt. Es sind:

Logische Aspekte

a. absolute

Existenz — Nichtexistenz
Realität — Irrealität
Möglichkeit
Aussage — Frage
Bestimmtheit — Unbestimmtheit
Geschlecht, Zahl, grammatische Person
Eigenschaft, Besitz

Zustand — Handlung
Aktivum — Passivum
Geeignetheit — Ungeeignetheit

b. relative

Anordnung in der Zeit: vor-, gleich-, nachzeitig
Anordnung im Raum: vor, hinter, über, unter
Dimension, Intensität
Vergleich, Hervorhebung, Einschränkung
Subjekt — Objekt
Mittel, Umstand
Voraussetzung — Folge
Ursache — Wirkung
Bei-, Über-, Unterordnung

Einfachste psychologische Aspekte

Wunsch
Befehl — Verbot
Erlaubnis — Weigerung
Lust – Unlust
Lob — Tadel

(Die durch — getrennten bilden Paare).

1. Man vergleiche z. B. die vielfältigen Möglichkeiten, einen Befehl oder ein Verbot auch unter Vermeidung der gefühlsbetonten Formeln auszudrücken, die sich alle an die einfachste Fassung, den Terme d'identification für Befehl und Verbot, trage! trage nicht! anschließen:

deutsch.: Nicht hinauslehnen. Aufgepaßt. Achtung. Verbotener Eingang. Eintritt verboten. Hunde sind an der Leine zu führen. Kein Parkplatz usw.

franz.: Ne pas se pencher en dehors. Entrée interdite. Défense d'entrer. Non-fumeurs usw.

Oder man vergleiche die Art, in den verschiedenen romanischen Sprachen ein einfaches Verbot auszudrücken.

franz.: porte — ne porte pas. ital. porta — non portare. span. lleva — no lleves. portug.: leva — n^{a}o leves. katal. porta — no portis.

Die verschiedensten lexikalischen und syntaktischen Formeln haben, wie man sieht, neben dem eigentlichen Imperativ dessen Funktion zu versehen.

2. Das Beispiel «entrée interdite — défense d'entrer» weist auch auf eine andere Beziehung zwischen Gedanke und Korrelat

bei zweiteiligen Vorstellungskomplexen hin: bei ihnen sind die Wortkategorien der Einzelvorstellungen austauschbar, vgl. auch Fälle wie „das koloniale England“ = „die englischen Kolonien“ und dergleichen.

3. Der Zwang der lexikalischen Formel — sozusagen das Eigengewicht des sprachlichen Korrelats — zeigt, wie die Materialisierung des gedanklichen Vorgangs durch die Sprache diesen unter Umständen geradezu verfälscht: Die lexikalische Formel einer Hauptvorstellung bestimmt jene der untergeordneten Vorstellungen. Ändert sich nun der logische Aspekt (und damit die Wortkategorie), unter dem die Hauptvorstellung auftritt, so ändert sich zwangsläufig auch die Wortkategorie der untergeordneten Vorstellung, und damit wird häufig der Gedanke verzerrt. Wir sagen z. B. „Der Mann ißt (= Hauptvorstellung, Handlung) stark“ (= untergeordnete Vorstellung, Eigenschaft) und bilden danach „Er ist ein s t a r k e r Esser“, indem wir, das ein Verbum qualifizierende Adverb der untergeordneten Vorstellung, nachdem die Hauptvorstellung ein Substantiv geworden ist, zum Qualificativum des Substantivs, nämlich zum Adjektiv machen müssen. Dadurch wird der Ausdruck logisch, nicht sprachlich, unkorrekt. Wir müßten sagen *Starkesser wie Schwerarbeiter. Ebenso unkorrekt in der Wiedergabe des Gedankens ist die „Deutsche Reichsbahn“. Wie leicht auf diese Weise komische Wirkungen sich einstellen können, zeigen der „siebenköpfige Familienvater“ oder zunächst als Mißbildungen empfundene Ausdrücke wie der „ab-e Knopf“, die „zu-e Tür“, während ähnliche Typen im Englischen schon für akzeptiert gelten dürfen, vgl.: “he is very get-at-able” statt “he is a man one can easily get at”.

4. Sprachliche Materialisierungen immaterieller gedanklicher Vorgänge haben häufig auch ihre Übertragung aus der Sphäre des Abstrakten in die des Konkreten zur Folge. So geschieht es, daß die Korrelate logischer Aspekte den Ausdruck solcher psychologischen Aspekte mit übernehmen, mit denen sie sich zufolge der Situation häufig verbinden, z. B. Besitz für persönliches Interesse, Zuneigung, Typus: „Das ist etwas für mich — mein Freund“; oder die Verwendung des logischen Aspektes der Dimension, z. B. Diminutiv- und Augmentativbildungen, zum Ausdruck der Zuneigung oder Abneigung usw. Ähnliche Konkretisierungen liegen vor bei den «mots exclamatifs» Ballys (SF I § 261 S. 272) wie „allons, voyons, tiens — komm, geh,

halt“ usw., solange und insoweit dem Sprecher die Situation des Bildes noch bewußt ist. Und das gleiche gilt für manche Präpositionen und Konjunktionen, die abstrakte Vorgänge als konkret hinstellen, z. B. Ort statt Zeit: «à l'heure où»; zeitlich-örtliches Nacheinander statt Grund: postea quod > puisque; Vergleich statt Grund: comme = parce que, oder statt Gleichzeitigkeit: comme = au moment que. In einer früheren Periode haben die Sprecher — und sei es auch nur der „Erfinder“ der Ausdrucksweise gewesen — die Übertragung ins Konkrete vorgenommen. Das will natürlich nicht sagen, sie geschehe heutzutage jedesmal noch; die zuletzt erwähnten Beispiele sind völlig zu konventionellen Sprachzeichen geworden. Vgl. hierzu auch LV S. 152 und für die überragende Bedeutung der Situation zum Verständnis einer sprachlichenMitteilung LV S. 144.

5. Unter Zuhilfenahme der Situation bzw. des Kontextes scheint es mir auch möglich, die Bedingungen festzustellen, zu denen auch Ausdrücke verschiedenen Sachinhalts einander s y n o n y m werden können, wenn man dies Wort nur in jenem praktischen Sinne faßt, der die Vertauschung zweier oder mehrerer Ausdrücke so lange gestattet, als es sich nicht um die Beobachtung von Sinnschattierungen handelt. Damit wird für die um einen Terme d'identification zu gruppierenden Ausdrücke intellektueller oder affektiver Natur — darauf kommt es hier im Augenblick nicht an — vielleicht ein Ordnungsprinzip gefunden, das uns über den Mechanismus des sprachlichen Denkens unterrichtet. Bally geht in «Mécanisme de l'Expressivité linguistique» (LV S. 139—182) dem Mechanismus des G e f ü h l s-a u s d r u c k e s in der Sprache nach und formuliert ihn folgendermaßen: «Le langage, intellectuel dans sa racine, ne peut traduire l'émotion qu'en la transposant par le jeu d'associations implicites. Les signes de la langue étant arbitraires dans leur forme — leur signifiant — et dans leur valeur — leur signifié —, les associations s'attachent soit au signifiant, de manière à en faire jaillir une *impression sensorielle*, soit au signifié, de manière à transformer le concept en *représentation imaginative*. L'une et l'autre catégorie d'association se charge d'expressivité dans la mesure où la perception sensorielle ou la représentation imaginative concorde avec le contenu émotif de la pensée.» (LV S. 155/56). Er gibt dazu das Beispiel, wie ein Kind den Besuch beim Zahnarzt etwa erzählen und seine eigenen Gefühle dabei wiedergeben würde: LV S. 154 »... Tout d'un coup

j'ai senti l'outil sur ma dent: alors *ouououl* et puis *crac!»* (= association implicite attachée au signifiant produit une impression sensorielle). Oder das Kind sagt (LV S. 155): «Il me semblait qu'il me perçait avec une aiguille ... C'était un clou qui m'entrait dans la dent» (= ass. implicite attachée au signifié produit une représentation imaginative). In beiden Fällen wird der vom Kinde gespürte Schmerz durch ein von der Situation dargebotenes Zwischenglied mittelbar ausgedrückt. Einmal durch das Resultat des Schmerzes: des Kindes Aufschrei «ououou!» dann durch die Ursache des Schmerzes, das Zerbrechen des Zahnes, welches seinerseits wieder mittelbar durch das dabei entstehende Geräusch «crac!» wiedergegeben wird —, ferner in den Bildern «aiguille, clou» wird statt des Schmerzes selbst das Werkzeug genannt, das ihn hervorruft. Solche Substitutionen — wie hier die von Ursache und Wirkung — scheinen mir in der Sprache häufig verwendet zu werden. Man kann sie übrigens besonders gut beim Vergleich verschiedener Übersetzungen eines Textes studieren. Doch möchte ich ihr Wesen hier lieber an einem Text von einem Autor zeigen. Es kommt mir dabei nicht auf die Feststellung des Gefühlsausdruckes an, sondern darauf, zu untersuchen, unter welchen Bedingungen in einer gegebenen Situation (bzw. Kontext) Ausdrücke auch verschiedenen Sachinhalts untereinander synonym sein können.

Die drei Hefte Tagebücher des Marchese Lucchesini — Vorleser Friedrichs des Großen in seinen letzten Lebensjahren — tragen folgende Überschriften:

1. Cose interessanti udite alla tavola del Re
2. Cose interessanti alla tavola regia
3. Cose importanti notate alla tavola nella conversazione regia[1]).

Derselbe Inhalt wird also jeweils mit lexikalisch und syntaktisch anderen Korrelaten geäußert. Ein wechselnder Gefühlsinhalt – sofern überhaupt einer darin enthalten ist — kommt in den drei Formulierungen kaum zum Ausdruck. Allenfalls könnte man, gestützt auf die Tatsache, daß L. seine Aufzeichnungen „in aller Hast ... am Abend niedergeschrieben" hat (ebenda S. 11), annehmen, der Verfasser habe die Überschriften

[1]) Das Tagebuch des Marchese Lucchesini ... hrsg. von Frh. v. Oppeln-Bronikowski und G. B. Volz. München: Max Hueber, 1926 (104 S.) = Romanische Bücherei 5 S. 11—12.

mit mehr oder weniger großer Eile hinzugesetzt. Die eiligste Fassung wäre dann die zweite, die bedächtigste die dritte. Der Sachinhalt besagt dreierlei: 1. *Festhaltung* von 2. *Denkwürdigkeiten* an der 3. *Königlichen Tafel.* Die Korrelate 1 (udite) und 3 (notate) von „Festhaltung" verhalten sich wie Voraussetzung und Folge, ebenso das Korrelat 3 (importanti) zu dem von 1 (interessanti) für „denkwürdig". Sie sind untereinander synonym, weil ihre Sachinhalte in der Beziehung von logischen Aspektpaaren stehen. (Wiederum die Korrelate für „Königlich" [1. t. del Re, 2. t. regia][1]) zeigen, wie der gleiche Sachinhalt durch verschiedene lexikalische Formeln [Präposition + Substantiv — Adjektiv] wiedergegeben werden kann). Auch die im Laufe der Tagebücher vorkommenden weiteren Synonyma für den Terme d'identification „denkwürdig" stehen zueinander im Verhältnis von Voraussetzung und Folge und bilden gleichzeitig eine Gruppe aktiver (d. h. wirkungsmöglicher) und eine passiver Ausdrücke:

Voraussetzung — aktiv

	Gegenteil
nuovo	
grande	
raro, singolare	commune, andante
estraordinario	ordinario, solito
importante, d'importanza	
interessante	

Folge — passiv

degno di notarsi
degno di nota
degno d' essere notato
degno d' osservazione
degno di memoria
merita di tenerne memoria
merita d' essere ricordato
esige nota o riflessione
volersi notare
da ritenersi a mente
rimarchevole, rimarcabile,
di rimarco.

---

[1]) Hier scheint mir *tavola regia* nicht gefühlsbetonter als *t. del Re,* wenn auch im Französischen etwa *le train présidentiel* gefühlsbetont ist, *le train du Président* dagegen nicht.

Die Ausdrücke der einzelnen Gruppen gestatten aber auch den Vergleich untereinander. In der Voraussetzungsgruppe wird das Hervorstechende (und daher Denkwürdige) wiedergegeben durch das Bild des Noch-nicht-dagewesenen (nuovo), der Dimension (grande), der Seltenheit (raro, singolare), der Besonderheit in der Anordnung (estraordinario), der Wichtigkeit (importante), und der Wirkung nach außen (interessante); in der Folgegruppe durch die Notwendigkeit der Festhaltung schlechtweg: „irgendwie festhalten" (Typus: notare, rimarco usw.), durch die Angabe des Ortes der Aufbewahrung, „Gedächtnis" (memoria, mente, ricordare), durch die gleichzeitige Reaktion des Festhaltenden (osservazione, riflessione).

Wie man sieht, ist die Auswahl der Ausdrücke viel größer auf der Seite der Voraussetzungen als auf der der Folge. Doch ist das nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß es auf die einzige Folge „denkwürdig" ankommt gegenüber den vielen Voraussetzungen, die ihr zugrunde liegen können. Man wird daraus den Satz ableiten dürfen: Wird ein Sachinhalt durch die beiden Teile eines logischen Aspektpaares wiedergegeben, so ist der eine Teil stets der unmittelbare Ausdruck des Sachinhalts, die verwendeten Ausdrücke sind w e s e n t l i c h e Synonyma — d. h. sie sind unter allen Umständen synonym (soweit sie nicht unter Betonung ihrer Bedeutungsunterschiede gegeneinander ausgespielt werden). Der andere Teil des logischen Aspektpaares ist der mittelbare Ausdruck des Sachinhalts und umfaßt die Gruppe der g e l e g e n t l i c h e n Synonyma, die nur in der vorliegenden Situation (Kontext) einander vertreten können, sonst aber nicht (z. B. grande, raro, nuovo, im Sinne von „denkwürdig" und nicht grande = raro = nuovo). So sind in unserem Beispiel die Ausdrücke der Folgegruppe wesentliche Synonyma, die der Voraussetzungsgruppe gelegentliche. Die gleichzeitig — zufällig — bestehende Beziehung von „aktiv" und „passiv" der beiden Gruppen weist auf andere Möglichkeiten hin, für die mir M. Bally noch die des Paares „objektiv" und „subjektiv" mitteilt: eine Tatsache wird objektiv konstatiert, z. B. „nuisible" — ihre möglichen Folgen werden subjektiv erwogen: «funeste, fatal, désastreux» usw.

III.

Die letzten Erörterungen haben mich, wie ich bemerke, etwas von Ballys Stylistique abgeführt. Doch sind sie aus der

Beschäftigung mit seinen Ideen hervorgegangen und mögen darum mit hingenommen werden.

Es ist nicht das erste Mal, daß Ballys Anschauungen zur Diskussion stehen. Sie geben dem, der sich mit ihnen auseinandersetzt, einen klaren Begriff vom Wesen der sprachlichen Erscheinungen und leiten ihn zu Beobachtungen auf dem Boden der Muttersprache und fremder Sprachen ebenso hin, wie sie den Sprachunterricht bei richtiger Auswertung ihrer Grundsätze zu beleben und zu vertiefen vermögen.

Dresden. Heinrich Wengler.

THE TOUCHSTONE OF SIMPLICITY IN ENGLISH LITERATURE.

Libraries are terrible places, if we live in them too long! Unless I let plenty of sun and air into my study, my books begin to smell mouldy, and when the sun and air pour in, I often run out into the open and forget that there are such things as books in the world. In the British Museum Library there are, alas, more than two million of them. "Two million books", writes my friend Edward Carpenter, "two million books! Only to think! And that one need *not* read them!" Yes, indeed, thank God for that! But it takes a good deal of strength and courage to keep away from all this learning. "He who knows Tao is not learned", wrote Lao-Tse more than 500 years B. C. And the meaning is that when we think ourselves learned, we no longer *wonder* and so become blind. All of us who try to classify and explain are apt at times to forget that Life itself is so much older and wiser than we are, that, when we are "explaining" things, we are only children playing at being grown-up.

"We murder to dissect", we read in Wordsworth, and then we proceed to dissect *him*. Yet literature, if it is anything, is a revelation and a transfiguration of life. (Every revelation is a transfiguration, since to reveal the soul is to get beyond the ordinary appearance). To analyse a transfiguration is to treat it as a pantomime "transformation scene".

I write this introduction, because I feel that literature is no use to us, unless we appraise it with the heart.

Bewunderung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen steht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht

When any one of us is in trouble, there come, in these days, the theorisers, who would explain it all and explain it all away. They have their little anemometers with which to measure the whirlwind of the soul. But out of the whirlwind comes the voice of the universal life: — "Who is he that darkeneth counsel by words without knowledge?" A friend of mine, after a loss that must make the rest of his life a twilight piece, was visited by a learned psychologist — a useless meddler in what he did not understand. He had also a letter from a servant-girl, who felt her way at once to an understanding of that illimitable sorrow. It is not learning that gets at the heart of life, and it is not learning that gets at the heart of literature.

For literature is a product of life, not of mechanism. True, life has to find its way: every tree makes its experiments, this way and that. But this very fact shows that it is the product of no mechanism. Too much study of sections of dead tree makes us forget that trees are a bit of life, too much dissecting of a poem makes us forget that it was ever a living thing.

A young girl was introduced to William Blake in his old age. He laid his hand on her head and said: "My child, I hope that life will be as beautiful a thing to you as it has been to me". That is the main message the writers of great literature have for youth. Life may be sad, it may be terrible, but it is very often a beautiful, always a wonderful and, at heart, a very simple thing. Therefore literature, where it reveals life most, is simple too. We have said that it transfigures life, but then it is only by transfiguration that life can be understood. Nur durch Verklärung kann man das Leben erklären. The simplest folk can transfigure life. It was a woman in an Essex cottage who said to me, during the war, "Yes, it's terrible for both sides, just the same for both sides". Her simplicity of heart helped her to see through the shams and the subterfuges, and for her the sordid calamity became just a great human sorrow. Here was transfiguration, simplicity and truth.

Such simplicity is positive, creative. Post-war literature is, much of it, negative, destructive, and very complex. I pick up *Dusty Answer*[1]), by Rosamond Lehmann. Here we have negation,

[1]) The title is taken from the lines in George Meredith's *Modern Love*: —

> Ah, what a dusty answer gets the soul
> When hot for certainties in this our life!

disbelief, disillusion, complication, — a clever, superficial, non-creative view of life. No transfiguration, just a yielding to superficial appearances. I would prefer to recall youth to creative strength.

> Daß er für die Träume seiner Jugend
> Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird.

Or again: —

> To suffer woes which hope thinks infinite;
> To forgive wrongs darker than death or night;
> To defy power which seems omnipotent;
> To love and bear; to hope till hope creates
> From its own wreck the thing it contemplates;
> Neither to change, nor falter, nor repent;
> This, like thy glory, Titan, is to be
> Good, great, and joyous, beautiful and free;
> This is alone Life, Joy, Empire, and Victory!

These lines of Shelley's do not suit the present mood of the world; for, alas, in the present mood of the world, it is considered the smart thing to sit down before appearances and describe their superficial aspect with an assumption of nonchalant hopelessness. To create anything out of the wreck of hopes requires an effort, and we consider ourselves too superior and strong to make it.

Shelley is too often obscure, but at times a great light flashes through his soul and makes everything clear. Thus it is that the close of *Prometheus Unbound* needs no explaining. It takes us to the very heart of life. True, in this passage we find only very ancient thoughts: they are indeed the old inspiration that has come to every poet since the world began. And, in a sense, there can be no new inspiration. Each generation needs afresh the breath of life, but the breath of life is always the same. It is only this breath that creates. When we think we have outgrown its elementary simplicity, and make experiments with "factitious airs"[1]) of our own, we do not find them to be health-giving products.

I want therefore to emphasise the simple in English literature, because it is there, I feel, that one finds the breath of life. I could wish it emphasised in the literature of all countries.

---

[1]) An old name for gases produced in the laboratory. See, for instance, the papers by Cavendish "On Factitious Airs" in *Philosophical Transactions*, LVI (1766).

We might then make the dreams of our students a life-giving force. We might preserve them from the blighting effects of too much learning.

— — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.

I want University students to *feel* the message of English literature, and in the following pages I shall select passages where I think the heart of English literature speaks to their hearts, giving also, for contrast and explanation, passages of a quite different kind.

My first passage shall be two lines from the Middle English poem *Sir Gawayne and the Grene Knight.* When Sir Gawayne goes out upon his adventure with the Green Knight, it is winter, and about Gawayne's heart too it is cold. On his lonely way he comes into a wood of old, gnarled, belichened, leafless oaks,

With mony bryddech unblythe upon bare twygges,
That pitosly ther piped for pyne of the colde.

The chill spirit of winter itself has entered into the poet's heart, as he wrote these lines, and so, as we read them, we seem, with our very ears, to hear the poor, hungering birds shrilly twittering on the empty boughs.

We pass on to William Langland. In his Piers Plowman[1]) everything lives, nothing is artificial. The third version is too long. The sin of too much writing he commits from sheer zeal and conscientiousness. All of us who write fall some time or other into this same sin — let us hope from equally good motives! The B text is long enough, the C-text we need not read. Let us glance at the simple vivid directness of Langland's style. Without the gracious aid of deceit, declares Avaricia (personified as a man), he could not once in seven years sell of his wares.

Ne had the grace of gyle ygo amonge my ware,
It had be unsolde this sevene yere, so me god helpe.

Repentance asks him,

Hastow pite of pore men that mote nedes borwe?

---

[1]) The old, learned pastimes of splitting up authorship and denying the obvious were of course played on *Piers Plowman.* In the end we all came back to where we started from. See the series of papers in the *The Piers Plowman Controversy*, published by the *Early English Text Society* in 1910. Jusserand's gentle sarcasm is particularly good fun.

And he answers,

> I have as moche pite of pore men as pedlere hath of cattes
> That wolde kille hem, yf he cacche hem myghte for covetise
> of her skynnes.

When a number of followers of Piers malinger, he calls Hunger to his aid: —

> I wote wel, quod Hunger, what sykenesse you eyleth,
> Ye han maunged overmoche and that maketh you grone.

But all these lightning pictures of human weakness exist for Langland only to make more vivid the realities out of which human strength springs. During a dinner-table discussion — where a learned doctor gluttonizes — Clergy allows that learning has not much worth: —

> For one Pieres the ploughman hath inpugned us alle,
> And sette all sciences at a soppe, save love one[1]).

Piers, the poor farm labourer, who in the poem is both Christ and the common people, has accused us all and has accounted all learning of little worth, except the learning of love.

Chaucer is more artificial. The Middle Ages can be conventional and affected, though the conventions and affectations are sometimes (by no means always) other than those of to-day. *The Knightes Tale* and *The Clerkes Tale* are conventional medieval romances. How little Chaucer takes the knight's tale to heart the two lines show that follow on the knight's death: —

> His spiryt chaunged was, and wente ther,
> As I cam never, I can nat tellen wher.

— A rather trivial bit of smartness, the forerunner of a good many modern efforts. In the clerk's tale the conventions quite deprive the characters, and almost deprive Chaucer himself, of individuality. He makes no living figure of Griselda, the faithful wife. "Griselidis n'est pas femme, ni mère, elle n'est que l'épouse patiente, Patience faite épouse." (Jusserand.) Langland could never have busied himself with such marionettes.

Both Langland and Chaucer have a sharp eye for human weaknesses, but the sharpness in the two is quite different, and the difference is interesting. The Prioress

> that of hire smylyng was ful symple and coy

---

[1]) Note that "science" here is equivalent to "Wissenschaft" while in modern English it usually means "Naturwissenschaft".

could not have been described with this light touch by Langland. Langland could never be *smart*. For Chaucer — as for us — smartness was often everything. Not always. When the little birds sing on the roof,

> upon the tyles overal aboute

Chaucer shows us his heart.

> For somme of hem songe lowe,
> Somme high, and al of oon acorde.
> To telle shortly att oo word,
> Was never herde so swete a steven,
> But hyt hadde be a thynge of heven.

Here he has become simple and real.

In Malory's *Morte d'Arthur* (c. 1470) we find this simplicity throughout. As the Book of Sir Balin le Savage opens, a damsel comes to Arthur's court at Camelot, girt with a sword that can be drawn from its scabbard only by the perfect knight "without villainy or treachery". Sir Balin, poor and poorly arrayed, alone succeeds, and he will not give back the sword.

> "Well," said the damsel, "ye are not wise to keep the sword from me; for ye shall slay with the sword the best friend that ye have, and the man that ye most love in this world; and the sword shall be your destruction." "I shall take the adventure," said Balin, "that God will ordain to me; but the sword ye shall not have at this time, by the faith of my body." "Ye shall repent it within a short time," said the damsel, "for I would have the sword more for your avail than for mine, for I am passing heavy for your sake; for ye will not believe that the sword shall be your destruction, and that is as great pity as ever I knew."

My edition is in modernised spelling, but I think this, perhaps, only enhances our appreciation of the translucent simplicity of the style, which depends for its charm but little on its archaisms.

It is the same simplicity which grips us in the Mystery Plays. The characters speak too humanly to be regarded merely as characters. It is the absence of the artificial, the absence indeed of the "artistic" in our modern sense, the presence of sheer spirit not clothed in form, that at times overwhelms us. But, because of the lack of artifice, short citations are apt to appear feeble to our modern sense, and I must therefore quote at some length, so that the unclothed spirit may make

itself known to us. The extracts that follow are taken from the Brome play of *Abraham and Isaac.* The play is contained in a manuscript commonplace-book of the fifteenth century, made for he owners of the manor of Brome, in the county of Suffolk Osborn Waterhouse, who re-edited the play for the Early English Text Society, considers that the original was "at least as old as the fourteenth century". I shall leave the reader to f in, from his imagination, the gaps between my quotations[1]).

Ysaac. Dere, fader, I prey yow, hydygth not fro me,
But sum of your thowt that ye tell me.
Abraham. A! Ysaac, Ysaac! I must kyll the.
Ysaac. Kyll me, fader? alasse! wat haue I done?
Yff I haue trespassyd a-yens yow owt,
With a yard ye may make me full myld;
And with yowr scharp sword kyll me noght
For i-wys, fader, I am but a chyld.

. . . .

Ysaac. But, fader, or I goo onto my deth,
I prey yow blysse me with yowr hand.
Abraham. Now, Ysaac, with all my breth,
My blyssyng I geve the upon thys lond,
And Godes also ther-to, i-wys.
Ysaac, Ysaac, sone, up thow stond,
Thy fayer swete mowthe that I may kys.

. . . .

Ysaac. And sythyn that I must nedysse be ded,
Yyt, my dere fader, to yow I prey,
Smythe but feve strokes at my hed,
And make an end as sone as ye may,
And tery not to longe.
Abraham. Thy meke wordes, child, make me afray;
So, welawey! may be my songe;
Excepe alonly Godes wyll.
A! Ysaac, my owyn swete chyld!
Yyt kysse me a-yen vpon thys hyll!
In all thys warld ys non soo myld.

. . . .

Loo! now ys the tyme cum certeyn,
That my sword in hys necke schall bite.
A! Lord, my hart reysyth The ageyn,
I may not fyndygth in my harte to smyght,

. . . .

[1]) In the spelling I have substituted "th" for the "thorn". and "y" (in one case "g") for the initial "z".

I may not fyndygth in my hart hym to kyll
O! Fader of Heuyn! what schall I do?

Ysaac. A! mercy, fader, wy tery ye so,
And let me ley thus longe on this heth?
Now I wold to God the stroke were doo.
Fader, I prey yow hartely, schorte me of my woo . . .

— — — — — — — — — —

Ysaac. A! scheppe, scheppe! blyssyd mot thou be,
That euer thow were sent down heder,
Thow schall thys day dey for me,
In the worchup of the Holy Trynyte,
Now cum fast and goo we togeder
To my Fader of Heuyn;
Thow thou be neuer so jentyll and good,
Yyt had I leuer thow schedyst thi blood,
Iwssye, scheppe, than I.
Loo! fader, I haue browt here full smerte,
Thys jentyll scheppe, and hym to yow I gyffe:
But, Lord God, I thank the with all my hart,
For I am glad that I schall leve.

"I am glad that I shall live" — We are no longer capable of this tremendously simple gladness, nor of this tremendously simple expression. Because our own souls are rather futile, we "make up a visage" and patter the up-to-date patter about all being futility.

I shall now pass from the Mystery Plays straight on to Shakespeare. What a leap, and what a change of style! Yes and yet —

He is dead and gone, lady,
He is dead and gone;
At his head a grass-green turf,
At his heels a stone.

I know that reminiscences of ballads may be here, but it seems to be essentially Shakespeare, and though more musical than the Mysteries, is as unisturbed by any spurious cleverness as they. Let us set beside these lines the well-known ones of Wordsworth: —

She dwelt among the untrodden ways
Beside the springs of Dove;
A maid whom there were none to praise,
And very few to love:

A violet by a mossy stone
Half-hidden from the eye!
— Fair as a star, when only one
Is shining in the sky.

She lived unknown, and few could know
When Lucy ceased to be;
But she is in her grave, and O!
The difference to me!

Only the most every-day words are so saturated with the suffering and the hope of humanity, that they are adequate to picture to another the deeps of the soul.

We are such stuff
As dreams are made of, and our little life,
Is rounded with a sleep.

These lines touch us far more deeply than the preceding ones about "the baseless fabric of this vision", wonderful and compelling as their trumpet-tones are. Sound, tone, clang are indeed always an important expression of the soul. Our hearts are like that, and the rolling vowels of a great word are a joy to us. But, for all that, it is not these sounds that go deepest.

. . . this my hand will rather
The multitudinous seas incarnadine,
Making the green — one red.

Grand is the rolling thunder of that word "incarnadine", and yet the depths are reached only in those two simplest of monosyllables — "one red". The clang of vowels pleases us, yet it is the common experiences of our unlearned hearts that we are looking for; without that the parade of artistry is but "as sounding brass or a tinkling cymbal"[1]).

I will take one more example from Shakespeare, before I leave him.

If it were done, when 'tis done, then 'twere well
It were done quickly:

Every one of us feels here the touch with his own life, the times when he wanted something got past and over. We continue the quotation: —

if the assassination
Could trammel up the consequence, and catch,
With his surcease, success . . .

This is a fine clash of sound, but it carries us no further and is scarcely more than a cleverer and less vital version of the simpler earlier lines.

---

[1]) Epistle to the Corinthians, 1, XIII, 1.

I will take from the Scotch ballads an example of what John Morley would have called "plangent sadness"[1]). Clerk Saunders is the beloved of Margaret. In the dead of night come seven armed men — her brothers — with torches, and find them sleeping together.

Then out and spake the first o' them,
"We'll awa' and let them be".
Then out and spake the second o' them,
"His father has nae mair than he."

Then out and spake the third o' them,
"I wot they are lovers dear."
Then out and spake the fourth o' them,
"They ha'e lo'ed for mony a year."

It is almost like a child telling us of something he has seen, and we see it ourselves, because of this tremendous simplicity. At each line too the inner tragedy grows, but the sympathy in the brothers' hearts gives us hope.

Then up and gat the seventh o' them,
And never a word spake he,
But he has striped his bright-brown brand
Through Saunders's fair bodie.

Clerk Saunders he started, and Margaret she turn'd
Into his arms, as asleep she lay,
And sad and silent was the night
That was atween thir twae.

To me this becomes so real, that — peacelover though I am — whenever I read the lines, I feel I want to kill the seventh brother. And Margaret?

Sae painfully she clam' the wa',
She clam' the wa' up after him;
Hosen nor shoon upon her feet
She had na time to put them on.

"Is there ony room at your head, Saunders?
Is there ony room at your feet?
Or ony room at your side, Saunders,
Where fain, fain I wad sleep?"

---

[1]) See his Introduction to Macmillan's one volume edition of Wordsworth, p. LXIII.

No words could be less adorned, and just because of this they throb with hopeless loss. "In that last line", writes Alexander Smith, "the very heart-strings crack"[1]).

It will be interesting now, as a contrast, to take one of the great English classics — Milton. He is certainly not simple. And, when we come to think of it, his greatness is, in a far higher degree than we are accustomed to allow, a matter of tradition. Only let a man be long enough declared in the books to be great, and our judgment ceases to be a free one. Instinctively we shrink from allowing ourselves an opinion that might make "cultured" circles look at us askance. Let us shake ourselves free from all trammels of culture for a moment, let us try to say what we really feel, and not mind at all, if we are considered outsiders. The might of Shakespeare each of us inwardly acknowledges at once. I have seen an uneducated and rather irreverent audience brought instantly to grave silence by a Shakespearian passage, even though it was imperfectly recited. But Milton? If we are quite honest, must we not confess that he often bores us? More often I fear than not. After the Archangel Raphael has delivered a long lecture, Adam thanks him as follows:

What thanks sufficient, or what recompense
Equal, have I to render thee, divine
Historian, who thus largely hast allayed
The thirst I had of knowledge, and vouchsafed
This friendly condescension to relate
Things else by me unsearchable — now heard
With wonder, but delight, and, as is due,
With glory attributed to the high
Creator?

How much greater are the simple, direct lines of an unknown poet, given in Dowland's collection of 1603.

Weep you no more, sad fountains!
What need you flow so fast!
Look, how the snowy mountains
Heaven's sun doth gently waste!
But my Sun's heavenly eyes
View not your weeping!
That now lies sleeping
Softly; now softly lies
Sleeping.

---

[1]) See the ninth essay in *Dreamthorp*, entitled "A Shelf in my Bookcase." I am indebted to my friend Edwin Thomson for calling my attention to this ballad.

Sleep is a reconciling;
A rest that peace begets!
Doth not the sun rise smiling,
When fair at even he sets!
Rest you; then, rest, sad eyes!
Melt not in weeping;
While She lies sleeping
Softly; now softly lies
Sleeping.

These lines are the transfiguration of a passionate sorrow by

The light that never was, on sea or land,
The consecration, and the poet's dream.

It is not often, it seems to me, that this light shines through Milton's poems. Yet sometimes, especially in the sonnets. And in that terrible passage in *Samson Agonistes*:-

O dark, dark, dark, amid the blaze of noon,
Irrecoverably dark, total eclipse
Without all hope of day!

The light shines through the eclipse.

After Milton, English literature has less and less poetical content. Satire becomes increasingly fashionable, but even Mr. Pepys only got over his lack of interest in the *Hudibras* of Samuel Butler, when he saw which way the wind blew, "it being certainly some ill humour to be so against that which all the world cries up to be the example of wit". The fact is that we might now have more courage than Mr. Pepys and recognise that such things as Hudibras have even less interest for us to-day, than, say, the plays and prefaces of Bernard Shaw will have for the twenty-first century. The sparkle of such pieces depends on the external lighting of the moment: the inner light shines differently.

How many of our admirations are a mere imitation of fashion, how few the spontaneous expression of our natural feelings.

"Not long ago a much esteemed writer informed the world that he felt disposed to cry out with delight before a figure by Michael Angelo. I wonder whether he would feel disposed to cry out before a real Michael Angelo, if the critics had decided that it was not genuine, or before a reputed Michael Angelo which was really by someone else."

My quotation is from Samuel Butler — not the unreadable "classic", but the author of *The Way of All Flesh.* He lives

very really still in England, but I fancy our academic courses treat him as just a little bit of an outsider. He is still perhaps a little *too* alive, and a little too rebellious: *The Way of All Flesh* is an education in itself.

What sort of conception of poetry the eighteenth century had we very soon learn, if we set Chaucer beside Pope's translation of Chaucer. *The Wyf of Bathe* begins thus:

> Experiens, though noon auctorité
> Were in this world, it were yough for me
> To speke of wo that is in mariage . . .

Pope writes:-

> Behold the woes of matrimonial life,
> And hear with rev'rence an experienc'd wife! . . .

Towards the close of the century a new spirit speaks. As mouthpiece it chooses William Blake. Do we make this marvellous being part of the life of our young men?

> I went to the Garden of Love,
> And saw what I never had seen;
> A chapel was built in the midst,
> Where I used to play on the green.
> And the gates of this chapel were shut,
> And "Thou shalt not" writ over the door;
> So I turned to the Garden of Love,
> That so many sweet flowers bore.
>
> And I saw it was filled with graves,
> And tombstones where flowers should be;
> And priests in black gowns were walking their rounds,
> And binding with briars my joys and desires.

The priests are here the type of those who are always making laws, that is always making fetters for spontaneous life. The "priests" do their baleful work in Life, in Literature, in Art. Are we not ourselves, in our academic and professional moments, all too prone to bind with briars joys that do not fit into our traditional academic and ethical scheme? If we invoke Blake's spirit, he batters down our cell walls and sets us free. But freedom is perilous for ourselves and for our students, and I fear we usually all of us prefer the little cells, with the little windows that all look one way.

Prudence is a rich ugly old maid courted by Incapacity.

The *Marriage of Heaven and Hell* has far more startling proverbs than this, and I must not quote them here, but when as preachers and teachers we are prudent and orthodox, we might remind ourselves of this one:

"I have no name;
I am but two days old."
What shall I call thee?
"I happy am,
Joy is my name,"
Sweet joy befall thee!

Pretty joy!
Sweet joy, but two days old.
Sweet joy I call thee;
Thou dost smile,
I sing the while;
Sweet joy befall thee!

Alas and alas, for most of us life becomes, in the end, "a ruined chancel with a broken cross" — and here is a man who sees joy and beauty at life's beginning and at life's close. He could not have done that without a simple heart. Perhaps the New Testament idea about becoming as little children has some truth at the back of its rhetoric.

Thomas Lovell Beddoes was a medical man, born in 1803. His poem *Dream-Pedlary* begins as follows: —

If there were dreams to sell,
  What would you buy?
Some cost a passing bell,
  Some a light sigh
That shakes from Life's fresh crown
Only a roseleaf down.
If there were dreams to sell —
Merry and sad to tell —
  And the crier rung the bell,
  What would you buy?

One critic has asserted that these ten lines contain more pure poetry than the entire works of Byron. I personally believe him to be wholly right.

I have already cited Wordsworth, but, as I turn the leaves of his poems once more, I feel increasingly how near his simplicity often comes to the simplicity of the old Mysteries. The aged shepherd, Michael, had become surety for his brother's son.

The surety is forfeit, and Michael has to send his only child, his son Luke, to earn his living far away. Luke has become for Michael everything, the centre of his life. Only because in the future they will be together again, can Michael bear the parting. As a symbol of the bond between them, father and son begin to build a new sheepfold with the stones from the hillside.

> This was a work for us; and now, my Son,
> It is a work for me. But lay one stone —
> Here, lay it for me, Luke, with thine own hands.

Anyone who has lived through a similar parting will be arrested by the poignancy of these three lines. Luke goes. At first his love and his purpose remain true. He will work, put by money, and come back. But then — it is the old story of a weak character giving way, of lost hopes and unavailing love. In the end the parents hear no more of the boy. The old man tries to go on with the sheepfold they had started together, but it is never completed: —

> — and 'tis believed by all
> That many and many a day he thither went,
> And never lifted up a single stone.

Does not the paralysing weight of a great sorrow rest upon every word in that last line:

> And never lifted up a single stone.

And yet neither the words nor the order of them can be called "poetical". They are everyday words that have become poetical by magic.

I will now set a prose passage from Ruskin beside these lines of Wordsworth. A girl, the only child of her parents, gentle, beautiful and clever, was educated and educated by the ambitious parents, and at last brought home from abroad, only to fade away.

> "How the parents, especially the father, lived on, I never could understand; but I suppose they were honestly religious without talking of it, and they had nothing to blame themselves in, except not having known better. The father, though with grave lines altering his face for ever, went steadily on with his business, and lived to be old."

Here too we have a whole human tragedy in a few brief words, an example of the latest and finest flower of Ruskin's style.

The prose that in the *Seven Lamps* had tumbled rather noisily over scenic rocks, now flows, clarified and quiet, through every-day valleys towards the illimitable sea.

Walt Whitman, who was born in the same year as Ruskin, has sung of the everyday world, and the everyday people: —

> Now I re-examine philosophies and religions,
> They may prove well in lecture-rooms, yet not prove at all under the spacious clouds and along the landscape and flowing currents.
>
> . . . .
>
> Painters have painted their swarming groups and the centre-figure of all,
> From the head of the centre-figure spreading a nimbus of gold-color'd light,
>
> But I paint myriads of heads, but paint no head without its nimbus of gold-color'd light,
> From my hand from the brain of every man and woman it streams, effulgently flowing for ever.

This nimbus surrounds every soul touched with that inner poetry which is at once the transfiguration and the explanation of life. When we have all of us, in this sense, become poets (makers) literature and art, as we understand them to-day, will no longer be needed. "'Tis a consummation devoutly to be wished". Life would breathe again, freed from the nightmare of cultured coteries. It would see the daisies and the sunlight.

> Oh, the dews and the moths and the daisy-red,
> The larks and the glimmers and flows!
> The lilies and sparrows and daily bread,
> And the something that nobody knows!

George Macdonald, who wrote these lines, was not a "great" poet, he was, indeed, only a quite little one, but the "gold-color'd light" is sometimes about him, for he realised that the something that nobody knows is the enchantment by which the poet in us lives. The enchantment dies in many a "cultured circle".

> What a lie, what a sickly debilitating debauch did not Ernest's school and university career now seem to him, in comparison with his life in prison and as a tailor in Black-friars. I have heard him say he would have gone through all he had suffered if it were only for the deeper insight it gave him into the spirit of the Grecian and the Surrey pantomimes.

So wrote Samuel Butler in *The Way of all Flesh.* Life often refuses to come into our lecture-rooms. Examinations, too, are not the way to the enchantment. When Stewart Headlam, in 1896, gave a lecture on English poetry to a small gathering of London Elementary Teachers, he said: —

> Even you yourselves, my friends, may I say it, as one whom I believe, you will allow to say anything, even you, with your gallant array of South Kensington sciences, and your full D., and your first Division on the second year's papers, and your numerous certificates, and your B. A. of the London University on the top of them all, you are not really educated unless you can *feel* the beauty of these seven classical English poets.

True, these were only Elementary Teachers (Volksschullehrer) to whom Stewart Headlam spoke, but his words undoubtedly apply to the most learned doctor of us all. Modern psychology, whatever its exaggerations, has at least the merit of showing how much greater a part feeling plays in our lives than pure reason. And so it must always be, for without feeling all things are of equal value, or equally valueless. Life without feeling is the play of *Hamlet* without the Prince of Denmark. This the intellect should once for all allow, and never give itself airs of superiority. Intellect, indeed, exists only to serve the feelings. It has no other function at all. He who feels has in him the germ of poetry; intellect without feeling can make neither a poet nor a judge of poetry.

I cannot forbear to quote here an example where whole seas of feeling are forced into two words. Rosamunde, Henry II and Eleanor are the persons of Oliver W. F. Lodge's tragedy *The Labyrinth* (published in 1911). The lawful wife and Queen finds her poisonous way to the bower of the one who is merely loved. In the passage between them occur these words: —

> Q. Eleanor. Harlot.
> Rosamunde. Thou.

Passion and silence are the woof and warp of poetry. The poet's shuttle shoots the threads of passion across the warp of silence.

> And if I do not sing the songs you approve
> With the legitimate measures and the orthodox images,
> And the appropriate music at the close of the cadences,

It is not so much that I have neglected the classics and the rules of prosody,
But that I have stood so often in the lonely places,
Listening and listening, and half understanding.
. . . .
Yet give me time, and, when I have learnt, I will give you the intimate music,
Something vibrant and sweet, clear and unfaltering,
Until at last, when I and the things I have loved
Have merged our identity, and become one,
You will not hear my songs any more. I shall not trouble you.
I shall have passed out into the silence that slept at the heart of my songs.

Thus writes Olaf Baker in his book *The Questing Heart* (1917). At the heart of the song must be silence, since words express so little. In James Stephens's poem, *Hate*, what is said is very simple and direct, what is not said is, perhaps, less simple, put still more charged with meaning.

My enemy came nigh,
And I
Stared fiercely in his face,
My lips went writhing back in a grimace,
And stern I watched him with a narrow eye.
Then, as I turned away, my enemy,
That bitter heart and savage, said to me:
"Some day, when this is past,
When all the arrows that we have are cast,
We may ask one another why we hate,
And fail to find a story to relate.
It may seem to us then a mystery
That we could hate each other."
Thus said he,
And did not turn away,
Waiting to hear what I might have to say;
But I fled quickly, fearing if I stayed
I might have kissed him as I would a maid.

One or two more examples of this trend of direct simplicity, and then I must close. Ralph Hodgson can see no kingdom of God, where our little brothers, the animals, are not taken thought of.

'T would ring the bells of Heaven
The wildest peal for years,
If Parson lost his senses
And people came to theirs,

And he and they together
Knelt down with angry prayers
For tamed and shabby tigers,
And dancing dogs and bears,
And wretched, blind pit ponies,
And little hunted hares.

Observe how contemptuously intellectual caution is treated. The parson must lose his reason, which rests only on a bookish learning, while the congregration come to their senses, which rest on human sympathy. Such sympathy brings insight, an insight often wholly denied to intellect. Insight, and experience of what we have made of life, are poignant in Wilfred Wilson Gibson's poem, "Back"[1]).

They ask me where I've been,
And what I've done and seen;
But what can I reply
Who know it wasn't I,
But someone just like me,
Who went across the sea,
And with my head and hands
Killed men in foreign lands, . . .
Though I must bear the blame
Because he bore my name?

Before, during, and just after the war, there were many examples of such direct appeal in English verse. The artificial, the deliberately unusual, the cliquish, seemed to be passing. „Das Schwergewicht," as Walter Schirmer saw in 1921, „wird langsam wieder, so muß auch skeptische Kritik gestehen, vom Intellekt aufs Gefühl verlegt"[2]). I scarcely think that still holds. It seems to me that a certain lethargy of disillusion has crept over us all. Yet in time, if life is to go on, the lethargy and the disillusion must pass. Walter de la Mare tells us once more what we are all of us so slow and so unwilling to learn — that only our youth's dreams can heal us: —

Be gentle, O hands of a child;
Be true: like a shadowy sea
In the starry darkness of night
Are your eyes to me.

---

[1]) From Bertram Lloyd's interesting anthology, *Poems written during the Great War*, 1918.

[2]) *Die Neueren Sprachen*, XXVIII, S. 425.

But words are shallow, and soon
Dreams fade that the heart once knew;
And youth fades out in the mind,
In the dark eyes too.

What can a tired heart say,
Which the wise of the world have made dumb?
Save to the lonely dreams of a child,
"Return again, come!"

When the wise ones of this world have silenced our hearts, we have only our childhood's draems as allies. A very old thought, but De la Mare is not worried about its oldness. The few thoughts that matter are always old and always young. In them is the "something that nobody knows" that is the kernel of all literature and all art. What our learned theories amount to Browning has told us: —

not a glimpse of the far land
Gets through our comments and glozes.

The desire for originality is one of the many tyrannies from which we must be freed. (It is, after all, only a desire to be in with the newest fashion.) When we are rid of that, the old occasions will surprise us into wonder once more. And when we can wonder as children and animals do, then every wind, every copse, every sailing rook will give us visions that are nearer the truth than all the knowledge of the sciences. For science sees the flesh from without, and the poet in us sees the soul from within:

What is this life if, full of care,
We have no time to stand and stare?

No time to stand beneath the boughs
And stare as long as sheep or cows.

No time to see, when woods we pass,
Where squirrels hide their nuts in grass.

No time to see, in broad daylight,
Streams full of stars, like skies at night.

No time to turn at Beauty's glance,
And watch her feet, how they can dance.

No time to wait till her mouth can
Enrich that smile her eyes began.

A poor life this if, full of care,
We have no time to stand and stare.

Those who know something of the life of W. H. Davies will see the man himself in these lines of his. Here, too, the wisdom is old, but what is incarnate in a life is always young. Davies reminds us that we are so busy now, that we have no time to feel, and no time to help one another. Our work and our play are out of contact with the central facts of life. We are infinitely occupied and have no time to live. What a futile business all our business is! How busy we were in the war, and what a cruel futility it was! Instinctively our thoughts go back to Wordsworth, who so well knew that the great secrets are revealed to us only when we give ourselves up to peace. After the wasted years, perhaps we may, in the end, learn the old, simple lessons of the poets, and so understand the simplicity of literature and of life.

Elstead (Surrey). Harold Picton.

DIE NEUGESTALTUNG DES BRITISH COMMONWEALTH OF NATIONS[1]) UND DIE BRITISCHE REICHSKONFERENZ VOM JAHRE 1926.

Sir Valentine Chirol, einer der hervorragendsten politischen Schriftsteller der englischen Gegenwart, rühmt einmal den „Geist der Vergleichswilligkeit“ als einen charakteristischen Zug der britischen Staatskunst. Daß dem in der Tat so ist, zeigt deutlich die Geschichte der Dominions. Aus ehemaligen Kolonien sind sie im Laufe des 19. Jahrhunderts zu selbstregierenden Staaten geworden. Freilich, diese Entwicklung ist nicht ohne innere Kämpfe zwischen dem Mutterland und den kühn aufwärtsstrebenden Tochternationen vor sich gegangen; bisweilen gab es recht kritische Augenblicke. Aber stets haben sich die britischen Staatsmänner davor gehütet, das Band, das Mutterland und Tochterstaaten umschließt, zu durchschneiden, sie haben vielmehr jene weise Politik der Verständigung angewandt, die John Morley die "policy of compromise" nennt.

Wie schwierig und mannigfaltig diese innerpolitischen Kämpfe oft waren, das können wir aus den Berichten über die Kolonial- und Reichskonferenzen ersehen, auf denen alle Empireprobleme der letzten drei Jahrzehnte behandelt worden sind.

Die erste dieser Konferenzen fand im Jahre 1887 statt; sie wurde von der Königin Viktoria berufen, um, wie sie in ihrer Einladung sagte, „die Bande, welche die verschiedenen Teile des Reiches einschließen, fester zu gestalten.“ Auf dieser Konferenz, welche unter dem Vorsitz des Staatssekretärs für die Kolonien stattfand, waren alle Vertreter der bedeutenderen kolonialen Regierungen erschienen; sie hatte auch Erfolg. Zwar wurden keine weittragenden Beschlüsse gefaßt oder irgendwelche Formeln geprägt — das widerstrebt dem ganz undoktrinären Geist des Briten —

---

[1]) Vgl. Karl Ehrke, Die Idee des "British Commonwealth of Nations". N. Sp. 32, 375ff.

aber man sprach sich gründlich über alle schwebenden Fragen aus. Und das erschien allen Teilnehmern so wertvoll, daß man beschloß, regelmäßig solche Konferenzen stattfinden zu lassen. So fanden denn Konferenzen in den Jahren 1894, 1897, 1902, 1907, 1911, 1917, 1921, 1923 und zuletzt 1926 statt. Sie tagten alle — mit einer Ausnahme — in London. Die Gegenstände der Beratung waren auf allen Konferenzen fast dieselben: Verfassungs- Wirtschafts- und Verteidigungsfragen. Was nun die Frage einer für das Empire zu schaffenden Verfassung anlangt, so ist zu sagen, daß man in den Vorkriegskonferenzen sich nicht einigen konnte. Die britischen Staatsmänner wollten zunächst einen Bundesstaat in der Art des Bismarckschen Werkes schaffen; aber die Dominions waren damit nicht einverstanden; eifersüchtig wachten sie über ihr neu errungenes self-government. Auch in der Wirtschaftspolitik kam man zunächst nicht recht voran; hier war der koloniale Egoismus ein wesentliches Hindernis. Ganz anders dagegen verhielt man sich in den Fragen, welche die Organisation der gegenseitigen Verteidigung betrafen. Hier zeigten die Dominions Verständnis und einiges Entgegenkommen. Auf der Reichskonferenz von 1907 wurde ein "Committee of Imperial Defence" geschaffen; in vertraulichen Sitzungen dieser Kommission wurden dann in der Folgezeit alle Heeres- und Marinefragen eingehend behandelt. Die Folge war, daß, als der Weltkrieg ausbrach, mehrere koloniale Heere unter gemeinsamem Oberbefehl in den Kampf eintraten. Ebenso waren auch nach Demangeon, Das Britische Weltreich, Mobilmachung und Zusammenziehung der Flotte genau geregelt gewesen. Die Hilfe, die das Mutterland von seiten der verschiedenen Reichsteile empfing, war nicht unbedeutend. Die Dominions brachten große Opfer an Blut und Gut. Zu Fünft haben die Dominions (Dominion of Canada, Neufundland, Commonwealth of Australia, Neuseeland und Union of South Africa) an Kriegsunkosten und kapitalisierten Pensionen 862434600 Pfd. St. verausgabt[1]). Ferner, es belief sich die Zahl der Mannschaften, die von Übersee gekommen waren oder noch in den Lagern einexerziert wurden, auf 458218 für Kanada, 331814 für Australien, 112223 für Neuseeland, 76184 Mann für Südafrika[2]). Die Anerkennung des Mutterlandes für solche Leistungen der Tochterstaaten blieb nicht aus. Auf der Reichskonferenz von 1917 wurde ein Reichskriegskabinett gebildet und darin den Vertretern der Dominions und einem von der indischen Regierung gewählten Vertreter Sitz und Stimme gewährt. Und als die Verhandlungen in Versailles im Winter 1918 begannen, da traten die Dominions als selbständige und gleichberechtigte Konferenzteilnehmer auf. Als solche wurden sie auch bei Unterzeichnung des Vertrages von Versailles betrachtet; sie wurden damit auch Mitglieder und Gründer des Völkerbundes. Eine Ausnahme macht nur Neufundland. Einige der Dominions erhalten sogar Anteil an der Kriegsbeute, dadurch daß ihnen Mandate über Teile des ehemaligen deutschen Kolonialbesitzes übertragen wurden; so erhielt z. B. die Südafrikanische Union das Mandat über Deutsch-Südwestafrika.

Bei alledem fehlte aber immer noch eine wirkliche und tatsächliche Grundlage für die Regelung der Beziehungen zwischen

---

[1]) s. Demangeon, Das Britische Weltreich.

[2]) Etwas hiervon abweichende Zahlen gibt Debelius in seinem Aufsatz im Hdbch. d. Pol. II Bd.

Mutterland und Tochterstaaten. Sie zu schaffen, sollte nach einer Resolution der Reichskriegskonferenz von 1917 die Aufgabe einer Verfassungskonferenz nach dem Kriege sein. Doch auf der Reichskonferenz von 1921 gesteht man das Dilemma ein, daß die Zeit zu einer Festlegung der Verfassungsänderungen noch nicht gekommen sei; stolz erklärt dabei der australische Premierminister Hughes: Viele unerfahrene Leute reden von einer Reichsverfassung, die auf einem ausgedachten Plane beruhe, während es sich tatsächlich um das empirische, alogische Gebäude handelt, das die Zeit und die Verhältnisse herausgebildet haben . . . Sie träumen von einem Zentralrat, der mit Vollmachten gegenüber den verschiedenen Teilen des Reiches auszurüsten wäre. Sie vergessen dabei, daß das Reich jahrhundertelang ohne dies alles bestanden hat . . . Die Pfeiler dieses Tempels, den das Reich darstellt, sind fest gegründet auf den Fels der Freiheit . . . Das beste Mittel, dieses starke Reich zu zerstören, ist an seiner Verfassung zu pfuschen. Die völlige Autonomie der Reichsteile ist die Grundlage seiner Einheit. Das Prinzip der zwischen Großbritannien und den Dominions bestehenden Beziehungen ist die Handlungsfreiheit." Ähnliche Stimmen wurden auch auf der Konferenz von 1923 laut; auch diesmal konnte man sich nicht einigen. Ein Erfolg war erst der Konferenz vom Jahre 1926 beschieden. Wie und auf welcher Grundlage war das vorher Unmögliche jetzt möglich geworden?

Zunächst auf allen Seiten, draußen in den Dominions wie daheim im Mutterland, hat man in der Nachkriegszeit durch die besondere Gestaltung der Weltpolitik einsehen gelernt, daß, wie der Empire-builder Rhodes schon 1891 erkannte, das rein Gefühlsmäßige einem politischen Gebilde keine *dauernde* Grundlage bieten könne; außerdem hatte der Weltkrieg allen Empireteilen die Erkenntnis gebracht, daß man doch aufeinander angewiesen ist. Welches wäre z. B. das Schicksal Australiens mit seinen paar Millionen Einwohnern, wenn es seinem Nachbar Japan *allein* gegenüberstände! Wie bescheiden wäre die Rolle Kanadas, wenn es nicht einen Teil des British Empire, sondern einen solchen der Vereinigten Staaten bildete! Südafrika wiederum ist längst noch nicht so innerlich geeint, — man denke an das Farbigenproblem — als daß es nicht den Schutz des Mutterlandes gerne ertrüge! Und das Mutterland wiederum weiß, daß für seine heutige weltpolitische Stellung im Zeitalter der „globalen" Politik der Fortbestand des Empire eine Lebensnotwendigkeit bedeutet. Alle „Bürger des britischen Reiches" von Melbourne bis Edinburgh fühlen sich im Schutz dieses weltweiten Empire geborgen. „Ein unfaßbares Etwas" durchdringt den gemeinsamen Äther dieses Weltreiches (Kircher, Engländer). Und schließlich, es gibt auch sehr reale Bande: Sprache, Kultur, Wirtschaft, Flotte und Krone! Für alles dies hat man im Weltkrieg trotz aller Gegensätze im einzelnen gemeinsam das Blut vergossen. Ein letztes tat die Staatskunst, wie sie eben nur auf dem britischen Inselreich möglich ist; man übt nicht umsonst dort seit Jahrhunderten die Kunst der Menschenbehandlung! Unter dem Vorsitz des Staatsmannes und glänzenden Essayisten Lord Balfour wurde aus der Konferenz heraus eine Kommission gebildet, der die Aufgabe gestellt wurde, einen „Bericht über die Reichsbeziehungen" zu erstatten. Diese Aufgabe hat sie auch erfüllt. Nach längeren Beratungen wurde der Bericht der Konferenz vorgetragen und einstimmig am 19. November 1926 angenommen.

Damit ist das erste Stück der geschriebenen Verfassung des Britischen Weltreiches fertiggestellt.

Und doch, eine Verfassung im eigentlichen Sinne des Wortes ist das Dokument nicht, soll es auch nach dem Willen aller nicht sein; das ist echt englische Tradition; eine schriftlich festgelegte oder formulierte Verfassung hat es in Großbritannien nie gegeben. Keiner der Premiers hat sich auch für enge Fomulierungen eingesetzt; es war bisher der Vorzug der Empirepolitik, daß sie „flüssig" war, sie soll es auch weiter bleiben. Das ist die beste Bürgschaft für den Bestand des Weltreiches. Gleich zu Eingang des Protokolls wird erklärt: "The Committee are of opinion that nothing would be gained by attempting to lay down a Constitution for the British Empire"; und man begründet dies mit der Verschiedenartigkeit der Entstehung, der Entwicklung und der Interessen der einzelnen Reichsteile.

Dann folgt die grundlegende Definition des Dominion-Status; sie lautet: „*Sie* (die Dominions) *sind autonome Staaten innerhalb des Britischen Weltreiches gleich im Rang, in keiner Beziehung weder in ihren internen noch in den auswärtigen Angelegenheiten einander untergeordnet, doch vereinigt durch gemeinsame Untertanenpflicht gegenüber der Krone und frei miteinander verbunden als Glieder des British Commonwealth of Nations*". Was bedeutet das? Die Verfasser des Dokumentes erklären selbst mit einiger Verlegenheit: „Ein *Ausländer*, der versucht, den wahren Charakter des Britischen Reiches allein mit Hilfe dieser Formel zu verstehen, würde verlockt sein zu glauben, daß mehr ihr Zweck sei, eine gegenseitige Einmischung unmöglich zu machen, als eine gegenseitige Kooperation zu erleichtern. Eine solche Kritik würde jedoch die geschichtliche Lage völlig ignorieren". Doch wie dem auch sei, das eine ist klar: mit dieser Erklärung tritt das Mutterland bescheiden *neben* seine Tochterstaaten; es beansprucht keine andere Stellung als die eines Ersten unter Gleichen. Und die Dominions? „Jedes selbstregierende Glied des Reiches ist jetzt der Herr seines Geschickes." Und ferner: Equality of status, so far as Britain and the Dominions are concerned, is thus the root principle governing our Inter-Imperial Relations. Es gibt für alle keinerlei Zwang, alle sind autonom; soweit es Beschränkungen in dieser Autonomie gibt, sind sie *freiwillig*, damit das Bestehen des Bundes gewährleistet ist. Es ist dabei kein Zweifel, daß England kraft seines Reichtums, seiner wirtschaftlichen Überlegenheit, seiner Geschichte, seiner politischen Erfahrung und seiner größeren Volkszahl auch fernerhin der politische und kulturelle Mittelpunkt des Reiches bleiben wird.

Eine besondere Stellung kommt bei dieser Neuordnung des Reiches der Krone zu. Der englische König ist zugleich Souverän jedes einzelnen Dominion. Er allein ist das Symbol der Einheit in diesem Weltreich. In einer Adresse an den König heißt es: „Die Grundlage unseres Werkes ist der feste Glaube, daß für jeden von uns wie für alle Untertanen Eurer Majestät die Krone das bleibende Symbol und Wahrzeichen der Einheit des Reiches ist." So ist die Krone fest mit dem Bestand des Empire verankert. Auch von seiten des Mutterlandes droht ihr keine Gefahr. Im englischen Parlament gibt es keine wirklich antimonarchischen politischen Parteien; "The throne is so secure, the Royal House so humanly esteemed that we take it as a matter of course" (Observer v. 16. X. 27).

Die Krone hat auch bei dieser Gelegenheit ihren "adaptable genius" bewiesen, wie J. L. Garvin sagt. Nachdem nun auch Irland als "Irish Free State" in die Reihe der Self-governing Dominions aufgenommen ist, war eine Änderung des Titels nötig geworden. Bisher lautete er: Georg V., durch die Gnade Gottes des Vereinigten Königreichs von Großbritannien *und* Irland und der Britischen Dominions jenseits der Meere König, Verteidiger des Glaubens, Kaiser von Indien"; in Zukunft wird er den Titel führen: Georg V., durch die Gnade Gottes Großbritanniens, Irlands und der Britischen Dominions jenseits der Meere König, Verteidiger des Glaubens, Kaiser von Indien."

Die veränderte Stellung des Königs hat auch auf diejenige der Generalgouverneure, der Vertreter des Mutterlandes in den Dominions, Einfluß gehabt. Diese wurden bisher von der englischen Regierung ernannt und handelten auch demgemäß als deren Vertreter. Sie befaßten sich deshalb auch häufig mit Dingen, die im Mutterland nicht zur Zuständigkeit der Krone gehören; so handelte z. B. einmal der letzte Generalgouverneur von Kanada, General Byng, allerdings mit negativem Erfolg. Jetzt ist das nicht mehr möglich. Ausdrücklich wird bestätigt, daß der Generalgouverneur nicht mehr der „Vertreter der Londoner Regierung oder irgendeines Londoner Regierungsamtes ist"; er ist vielmehr nur noch der Vertreter des Königs und hat dieselben Funktionen, wie sie daheim die Krone hat, d. h. er muß sich auf die rein *formale* Ausübung der Kronrechte beschränken.

Eine weitere praktische Folge ist die, daß in Zukunft der politische und diplomatische Verkehr zwischen den Regierungen der Dominions und der englischen Regierung nicht mehr auf dem Weg über den Generalgouverneur stattfindet, sondern die Regierungen verkehren direkt miteinander. Ob diese Änderung auch auf die Stellung der offiziellen Vertreter der Dominions in London, die High-Commissioners, Einfluß haben wird, wird nicht gesagt. Bisher hatten sie nur eine Art wirtschaftlicher und konsularischer Funktion; jetzt können sie zu dem Range von diplomatischen Vertretern (Gesandten) emporsteigen. Aber diese Änderung, d. h. die Wegnahme der politischen Funktion vom Generalgouverneur, wird praktisch nur bei den Dominions stattfinden, die dies ausdrücklich wünschen.

Da Großbritannien und die Dominions den Status vollkommener Gleichheit haben, ergibt sich noch eine weitere Möglichkeit: Die Dominions können fortan nicht nur nach London, sondern auch in die anderen Hauptstädte der Welt Gesandte entsenden und solche daheim empfangen. Das ist aber nichts vollständig Neues. Kanada und Irland haben schon vor der Konferenz vom aktiven Gesandtschaftsrecht Gebrauch gemacht.

In Kapitel V des Dokumentes werden die Beziehungen mit fremden Mächten geregelt. Bereits 1923 waren bestimmte Vereinbarungen getroffen worden. Es war den Dominions das Recht zum Abschluß von Verträgen zugebilligt worden; allerdings wurden daran die Bedingungen geknüpft, daß auf die Interessen der anderen Reichsteile gebührend Rücksicht genommen und daß ferner die Absicht solcher Vertragsschlüsse rechtzeitig den übrigen Empireregierungen mitgeteilt werde. Jetzt wird diese Vereinbarung auf *sämtliche* außenpolitischen Verhandlungen ausgedehnt. Wenn ein Reichsglied mit einer fremden Macht verhandeln oder darüber hinaus einen Vertrag abschließen will, so muß dieses rechtzeitig

alle anderen Reichsglieder von seinen Absichten und Plänen unterrichten; diesen bleibt es dann überlassen, ihren evtl. abweichenden Standpunkt und die Wahrung ihrer eigenen Interessen geltend zu machen. Geschieht das nicht, *und* enthält der in Aussicht genommene diplomatische Schritt keinerlei Verpflichtungen (active obligations) für die anderen Reichsteile, so kann die vertragschließende Regierung annehmen, daß ihre Politik gebilligt wird. Bringt aber die Politik eines Reichsgliedes irgendwelche Verpflichtungen für die anderen, so *muß* die definitive und ausdrückliche Zustimmung eingeholt werden. Das ist natürlich von besonderer Bedeutung für Englands künftige Europapolitik.

Ein besonderer Abschnitt des Berichtes gilt der „Allgemeinen Führung der Auswärtigen Politik". Deutlich tritt gerade hier das Bestreben zutage, künftigen Entwicklungen in jeder Hinsicht den Weg nicht zu versperren. Auch hier keine Formeln, keine Paragraphen! Die Dominions erkennen (im Gegensatz zu der vorher stolz verkündeten Gleichberechtigung) das Mutterland außenpolitisch und militärpolitisch als die Vormacht an. Es wird offen erklärt, daß der Hauptteil der Verantwortung *jetzt* auf der Londoner Regierung ruht, und so „*muß*" es auch noch „für *einige Zeit*" (for some time) bleiben. Für einige Zeit! Es wird von der Weisheit der Londoner Geschäftsführung abhängen, wie lange diese Prokura dauern wird.

In einem Schlußabschnitt hat die Konferenz noch zum Abkommen von Locarno Stellung genommen (man sieht, welche Bedeutung diesem Pakt für das Britische Weltreich beigemessen wird). Wie stehen die Dominions zu diesem Abkommen? In Art. 9 des Paktes steht ausdrücklich, daß dadurch keinem der Dominions oder Indien eine Verpflichtung auferlegt werde, wenn deren Regierungen nicht diese Verpflichtungen ausdrücklich annehmen. Nun, diese ausdrückliche Annahme, der Zutritt zur Ratifikation des Locarno-Abkommens, ist nicht vollzogen worden. Dafür aber hat man einstimmig Chamberlains Ausführungen begrüßt und die Regierung zu ihrem Erfolg beglückwünscht. Die Resolution lautet wörtlich: Die Reichskonferenz hat mit Befriedigung den Bericht des Ministers des Äußern angehört über die Anstrengungen, welche gemacht worden sind, um den Frieden in Europa zu sichern und die in dem Abkommen von Locarno gipfeln. Sie beglückwünscht die Großbritannische Regierung Seiner Majestät zu dem erfolgreichen Beitrag, den sie zur Förderung des Weltfriedens geliefert hat."

Wir sehen, die Britische Reichskonferenz von 1926 ist in ihrem Verlauf und ihren Ergebnissen ein voller Erfolg für das Kabinett Baldwin; dieser ist um so höher zu werten, als die Aussichten zu Beginn der Konferenz wenig günstig schienen. Daß das Werk gelang, ist das Verdienst Lord Balfours; wieder einmal hat er bewiesen, daß er zu jener Klasse von scholar-politicians gehört, jenen Vertretern weltweiser Staatskunst, denen England so viel verdankt. Sein langes Leben ist an politischen Erfolgen reich (dabei war er sozusagen nur im Nebenamt Politiker); vielleicht hat er jetzt an der Schwelle des 80. Lebensjahres sein größtes politisches Werk geschaffen. Auf jeden Fall wird das von ihm verfaßte Dokument für lange Zeit die Grundlage staatsrechtlicher Erörterung und friedlicher Auseinandersetzung bilden.

Die britischen Staatsmänner können sich nun zu neuen Aufgaben rüsten. Schon harrt ein neues schweres Problem seiner

Lösung: Indien. Wird auch dieser Reichsteil in die Reihe der Dominions aufgenommen werden? Wird, wenn das geschieht, Indien sich reibungslos in den Organismus der British Commonwealth of Nations einfügen? Bisher handelte es sich immer nur um Reichsteile, die fast ausschließlich von Weißen besiedelt sind, Indien aber ist ein Land mit *farbiger* Bevölkerung. Es fehlt in England nicht an pessimistischen Stimmen; so hat vor einiger Zeit ein Werk "The Lost Dominion", dessen Verfasser sich hinter dem Pseudonym Carthill verbirgt, bedeutsames Aufsehen erregt. Doch das sind nur vereinzelte Stimmen. Noch lebt in der maßgebenden politischen Führerschaft der ungebrochene Wille auf Beherrschung der Welt, noch stehen dem Britentum wertvolle politische Kraftreserven zur Verfügung, bleiben sich Eton, Oxford, Cambridge ihrer Aufgabe bewußt, dem Lande Führerpersönlichkeiten heranzubilden, ist die englische Presse und Review Herz und Nervenzentrum der weiten angelsächsischen Welt. Und schließlich! „Nicht umsonst", so sagt Dibelius in seinem England-Werk „hat die englische Politik in Indien dreihundert Jahre lang die Kunst des Divide et impera geübt!"

Oberursel-Taunus. Heinrich Wenz.

NACHTRÄGE ZU DEN „NEUEN AMERIKANISMEN" IN BD. XXXV, 350ff.

Es sei mir gestattet, zu den von Ed. O. Paget mitgeteilten interessanten Einzelheiten einige Ergänzungen zu liefern.

1. *Midway* (S. 351) ist der breite, parkartige Straßenzug — eigentlich *Midway Plaisance* — an der die Hauptgebäude der *University of Chicago* liegen. In der Kopfzeile (*headline*): *Midway Signs Limey Prof. To Dope Yank Talk* kann *to dope* kaum bedeuten: „eine sorgfältige Untersuchung anstellen". Vielmehr muß es übersetzt werden mit: *to map out* (Funk and Wagnall, *Practical Standard Dictionary,* 1923) = *to plan arrangement of* (*Pocket Oxford Dictionary*); also: „bearbeiten". Es handelt sich offenbar um die Berufung von W. A. Craigie (Co-editor of the *New English Dictionary*) an die Universität Chicago als Leiter der Arbeiten an einem historischen Wörterbuch des amerikanischen Englischen; siehe Craigie, *The Study of American English,* Society for Pure English, Tract No. XXVII.

2. Der Übergang von der Schreibung *kinder* [kaində] zu *kinda* (S. 351) bedeutet, daß heute nicht mehr die Sprache des Ostens, sondern die des Westens (*Middle West*) maßgebend ist. In der Sprache des Ostens bedeutet *-er* den unbetonten Vokal, wie im britischen Englisch. In der Sprache des Westens, und damit im sogenannten amerikanischen Standard (*General or Western speech,* Krapp, *English Language in America* I. 35ff.) aber wird *-er* mit einem „retroflexen" Vokal gesprochen, also etwa [əʳ].

3. *Co-ed* (S. 352) ist zwar aus *co-education* entstanden, bedeutet aber *a young woman being educated at the same institution with men* (Funk & Wagnall); also: „Studentin an einer gemischten Universität". Der seltsam anmutende Ausdruck ist also ursprünglich Kürzung von etwa *co-education girl,* oder dergleichen. Aus einer Studentenzeitung zitiere ich: *The students here, he finds, are non interested in literature per se, and — the co-eds will insist upot*

spoiling their beauty by chewing gum (*Thresher*, Rice Institute, Houston, Texas). Adjektivisch findet sich *co-ed* z. B. in *co-ed school*.

4. *Half a mo* [mou], *it makes no diff, wait a sec* sind in England schon seit langem gebräuchlich (S. 352).

5. Der genaue Gegensatz zu *highbrow* (S. 252) ist *lowbrow* (F. N. Scott, *American Slang*, S. P. E. Tract No. XXIV, 124). Sonst ist das Vokabular der amerikanischen *intelligentsia* überreich an Ausdrücken, um den ungebildeten, kunstfeindlichen, beschränkten Mitbürger zu verhöhnen. Auffällig ist, daß in diesen Bezeichungen immer wieder die Anspielung auf den ländlichen Charakter des Geschmähten enthalten ist, der im Gegensatz zu der eigenen städtischen Verfeinerung steht. Solche Ausdrücke sind: *yokel* (kollektiv: *the yokelry*), *hick* (auch als Adjektiv, z. B. *a hick town*), *rube* (aus *Reuben*, Schimpfwort für *farmer*), *hayseed*, *the rurals*, *a ruralite*. — Das Wort *roughneck* ist mit „Tatenmensch“ nicht genau umschrieben. Scott (S. 125) erklärt es mit *coarse, vulgar person*. Im *Pocket Oxford Dictionary: American Edition* heißt es *rowdy*. Bei Mencken, *American Language* (S. 98) findet sich folgende Bemerkung: *Rough-neck is a capital word; it is more opposite and savory than the English navvy, and it is overwhelmingly more American*. Nach meinen Beobachtungen scheint es in der Tat „ungelernter Arbeiter, besonders Erdarbeiter“ zu bedeuten. Der Begriff der Vulgarität ist anscheinend durch falsche Interpretation des Adjektivs *rough* hinzugekommen.

6. *Sheik* [ʃi : k] (S. 353) ist der Name für einen erfolgreichen Liebhaber (lady-killer), einen Mann, der "*It*" besitzt, d. h. "*sex-appeal*". Der seltsame Ausdruck soll auf den 1926 verstorbenen berühmten Filmschauspieler Rudolf Valentino zurückgehen, der in einem besonders zugkräftigen Filmdrama in der Heldenrolle als Scheich auftrat. Aus dem Bericht über einen meiner Vorträge zitiere ich zur Illustration des Gebrauchs: [*Wilde*] *delights in holding up for inspection the sphinx, vampire, and panther types of women like Cleopatra and Helen of Troy. Women like the poems showing women in this light because it gives them a sense of justification and uplift, while men feel humble before such women because they can't play the sheik for them* (*Daily Iowan*).

7. Der in den Vereinigten Staaten, und in geringerem Umfange auch in England, auf der Tagesordnung stehende "*Inferiority Complex*" (S. 353) entstammt nicht der Freudschen Psycho-Analyse, sondern der höchst aktuellen „Individualpsychologie“ Alfred Adlers, ebenfalls eines Wieners (vgl. seine Werke: *Der nervöse Charakter; Menschenkenntnis; Praxis und Theorie der Individualpsychologie;* außerdem die *Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie*).

8. Die „enorm weiten Oxford-Hosen“ (S. 354) oder *bags* waren schon 1925 in England Mode. Wichtig ist hinzuzufügen, daß sie unten weiter sind als oben: daher der Name *bell-bottoms*, den ich in einer amerikanischen Studentenzeitung finde. Sie dürfen aber nicht mit *plus-fours* verwechselt werden. Letztere sind nämlich eine Art schlotternde Kniehose (*knickerbockers, knickers*) die als Nachfolgerin der Oxfordhosen bei englischen Studenten in Mode kam, worin ihre amerikanischen Kollegen sie sogleich nachahmten. Die enganliegende kurze Reithose heißt bekanntlich *breeches* [britʃiz]. Folgendes Zitat diene zur Erläuterung: *The plus sixes merely fulfill the tendency toward longer and fuller knickers.*

It is a tailor's term and plus fours were originally school boy and golf knickers designed to fall four inches below the knee. The plus sixes drop two more inches. (Aus einem Artikel über "*College Clothes*", *Shreveport* (La.) *Times*. *Toward* statt *towards*, sowie die Weglassung des Bindestrichs sind amerikanische Eigenheiten.) Ob allerdings diese Etymologie zutrifft, scheint zweifelhaft, da der Ausdruck *plus 4* im Golfspiel vorkommt, und die betreffende Tracht sich zuerst bei Golfspielern entwickelt hat.

Dorpat. H. Mutschmann.

DIE WEGE DER NEUEN SCHWEDISCHEN LITERATUR.

Nur schwer haben die Schweden die große Literaturperiode ihrer Romantik überwinden können. Und doch wirkt aus dieser Zeit nur noch J. L. Almqvist lebendig; ein einsamer Mensch, wie der Däne Holger Drachman, abenteuerlich, phantastisch und der Mystik zugeneigt. Aus dem Übergang zum Realismus ragen nur zwei bedeutende Dichter hervor: Viktor Rydberg und Karl von Snoilsky. Rydberg, der große Idealist, hat in jedem seiner Werke ein Bekenntnis zur liberalen Weltanschauung und zum Humanismus abgelegt. Seine Lyrik, namentlich die Gedankenlyrik im Sinne Schillers, haben die Jugend, die Stürmer und Dränger des Realismus, ebenso abgelehnt wie seine Romane. Snoilsky[1]) ist der schwerere Fall. Dieser Dichter ist vor allem Symboliker, irgendwie verwandt mit C. F. Meyer im Wesen des Stils, in der Art, sein äußeres Leben in seinen Gedichten zu verstecken. Aber er nähert sich dem Barmherzigkeitsideal von einer anderen Seite als der Schweizer. Snoilsky muß sich mit seiner Zeit, d. h. mit Ibsen, Strindberg und vor allem mit dem Literaturdiktator Skandinaviens, mit Georg Brandes auseinandersetzen. Das große Problem seines Lebens war ein aufreibender Kampf zwischen seinem ästhetischen Fühlen und seinem hellen Bewußtsein für das soziale Elend. Er kämpft gegen die alleinige Verehrung des heidnischen Schönheitsideals (,det endast sköna') und fühlt doch eine grenzenlose Lust, diesem reinen Schönen die Schlösser seiner Verse zu bauen. Aber Georg Brandes wachte. Er mußte immer wieder Symbole für die Hintansetzung des Schönen hinter das Notwendige erfinden, seine Phantasie zu Bildern zwingen, die den neuen sozialen Gedanken huldigten, während er, halb müde, lieber im Reichtum der Renaissance und im französischen Rokoko geschwelgt hätte. Deutlich beginnt es sich hier zu zeigen, daß das Heil der schwedischen Literatur nicht in sozialer Problemdichtung liegen konnte. Der Sozialismus mit seiner ganzen Problemstellung mußte von den schwedischen Dichtern anders verarbeitet werden als von den dänischen Nachbarn, die in viel lebhafterer Verbindung mit dem Kontinent, und vor allem mit Frankreich standen. — Snoilsky wird erst ganz er selbst in den ,Svenska bilder' (1886), den Gedichten aus der Heimat. Da wird sein Schaffen groß, seine Symbolik rein. Die schwedischen Dichter des Realismus waren unruhige Wanderer zwischen den großen Städten Europas. Dies lag aber in der Zeit der 70er und 80er Jahre, in dem Suchen nach der neuen Lebensform. Man war beinahe verpflichtet, in einem bestimmten Stil zu arbeiten, und erst mit den 90er Jahren kam man zur wirklichen Freiheit in der Dichtung. Die Hauptzüge im Wesen des schwedischen Schrifttums sind tiefe Religiosität in

---

[1]) Från Åttiotalet av Fredrik Böök, 1926.

allen Spielarten vom Liberalismus (Christus, der vollendete Mensch, vgl. Rydbergs, ‚Bibelns lära om Christus‘ 1862) bis zum ekstatischen Pietismus Sven Lidmans (Pfingstfreunde). Dann das Gefühl für die Landschaft, das eine ganz andere Rolle spielt als die ‚Heimatkunst‘ der poetischen Realisten Deutschlands. Das ästhetische Ideal der Schweden wurzelt in der Natur, und dies so stark, daß das Tun und Lassen der Menschen aus der Landschaft, die Gestaltung der Landschaft wieder durch das Handeln und Wesen der Menschen als unlösbares Ganzes zum Bewußtsein kommt. Ein anderer Hauptzug, der sich im Roman ausprägt, ist die Art ihrer Psychologie: Analyse, aber in der ihnen eigentümlichen Form. Sie scheidet sich stark von der Aneinanderreihung der Seelenstimmungen in den dänischen Romanen und dem verzichtenden Fatalismus, der Grundlage der Dichtungen der Russen. Wohl haben die Dänen, J. P. Jacobson und Bang, Stuckenberg, Kidde und Henrik Pontoppidan, die schwedischen Dichter stark beeinflußt, die meisten und besten aber haben sich ihrer Wirkung bald entzogen. Bei Bang ist das Gefühl der Heimatlosigkeit Grundstimmung; die Schweden jedoch finden nach ihren Irrfahrten bald nach Hause. Ihr Sinn für das Heim, das Elternhaus, überhaupt für die Tradition ist stark ausgeprägt, Kindheitserinnerungen spielen eine große Rolle in Lyrik und Roman. Das beliebteste Thema der nordischen Epiker ist ja die Geschichte eines Geschlechtes, einer Familie. Ungeheuer stark wirkt zu diesem Sich-selbst-Finden die Mannigfaltigkeit ihrer Landschaft. An irgendeiner ihrer Formen entzücken sie sich, erkennen darin ihr Wesen, stellen sie in Menschen oder die Menschen, durch sie geworden, dar; ein Stück der alten Melancholie bleibt noch zurück und dämpft wie leichter Nebel zu grelle Farben. Der schwedische Roman ist geschlossener, erdenschwerer als der dänische, er ist ein wirkliches Epos von Menschen und Landschaft oder die ernste Auseinandersetzung über eine ethische Idee. — Die Kunstform des Dramas ist trotz der mimischen Begabung des Volkes, abgesehen von den Strindbergischen Stücken, sehr schwach entwickelt. Die Lyrik hat sich von dem sanften Idealismus und dem sozial gefärbten Naturalismus in ein jubelndes Entzücken über die Fülle des Lebens gewandelt und in ein andächtiges Sich-Versenken in die Landschaft. Die Vorherrschaft Kopenhagens als Zentrum des Geschmacks für das gesamte Skandinavien ist gebrochen, die Jugend hat jetzt ihre Großstadt, ihr Stockholm.

Strindberg trat auf und fegte wie ein Sturm durch sein armes Land. Was ist von seinem Werk in Schweden geblieben? Seine Bekenntnisromane? Seine dramatischen Pamphlete gegen die Ehe? Sein stark dänisch-französischer Gesellschaftsroman ‚Röda Rummet‘ (Das rote Zimmer)? Von der jungen Dichtergeneration wird der Mystiker Strindberg als Sucher geachtet, der große Künstler der historischen Novelle und des Dramas als wahr empfunden und der Dichter geliebt, der die Welt der Schären (‚Die Leute auf Hemsö‘) zum erstenmal naturalistisch dargestellt hat. — Als Realist im Sinn des Kampfes hat auch Gustav av Geijerstam begonnen und ist schließlich der Verfasser des ‚Buches vom Brüderchen‘ geworden, jener krankhaft empfindsamen, sehr stark wirkenden Schöpfung. Der hochbegabte Axel Lundegård hat als einer der ersten die naturalistische Richtung verlassen, Thor Hedberg, einer ihrer Hauptkämpfer auf dem Gebiet des Dramas, schrieb 1921 die symbolisierenden Stücke ‚Perseus och vidundret‘ und ‚Theseus konungen‘. Besonders ausgeprägt ist die Gestalt der Dichterin

Viktoria Bendictson (ihr Pseudonym ist Ernst Ahlgren). Ihre Romane wie ‚Pengar' (Geld 1885) und ‚Fru Marianne' (1887) sind Programme von Liebe und Ehe, vom Ringen um bestehende und neu zu schaffende Wertungsgesetze. Die Partei Brandes beanspruchte Ernst Ahlgren für sich, aber seit dem Erscheinen von ‚Fru Marianne' wurde sie wie eine Abtrünnige behandelt. Sie haßte den Kopenhagner Kreis Gustav Esmans mit seinem Dekadenzkult, sie verabscheute Hermann Bang und noch mehr Jaegers Buch ‚Kristiania-Bohême' (1886), das Evangelium der freien Liebe. Sie suchte in den Jahren, da Brandes und Ellen Key am lautesten waren, nach einer milderen Lebensformel. Am befreitesten aber wirkt auch ihre Kunst in den Erzählungen aus Skåne, ihrer Heimat.

Es half wenig, daß Elna Telnow in der radikalen Göteburger Zeitschrift ‚Framåt' (Vorwärts) 1887 eine flammende Anklage gegen Frau Bendictson erhob, sie hätte der Moderichtung geschmeichelt. Gerade 1887 trat ein Umschwung ein in der schwedischen Kunst. Junge Menschen suchten ihre geistige Heimat in einem helleren Land; man wagte, was Snoilsky zu versuchen nie den Mut hatte, sich ganz der Schönheit, dem Symbol hinzugeben, ungeachtet der sozialen Forderungen. Man suchte nach seinem eigenen Stil.

Den jungen Verner von Heidenstam hatte Wanderlust nach Osten getrieben; im Morgenland spielt sein Roman Endymion (1889), reizvoll in der Mischung von Realistik und Romantik. Durchaus romantisch ist sein etwas wirrer autobiographischer Roman Hans Alienus (1892). 1895 kommt er nach Hause und läßt sich mächtig ergreifen von seiner eigensten Landschaft, Östergötland mit dem wilden See Vättern und den alten katholischen Weihestätten. Er faßt mit gierigen Händen nach dem Neuen und füllt seine Novellen mit leidenschaftlich erlebter Natur. Als noch nicht 40jähriger schenkt er seinem Volk die grandiosen Erzählungen von Karl XII. und seinem Heer (‚Karolinerna' 1897—98). Dieses Werk ist zeitlos und einzig und sein Schöpfer adlig. Altersgenossin und Sinnverwandte ist ihm Selma Lagerlöf, die Epikerin Värmlands. In dem Reichtum ihres Könnens ist diese Frau verhältnismäßig eindeutig. ‚Gösta Berling', ihr erstes Buch ist zum Nationalepos geworden, sie hat darin alles gegeben, was sie kann: Hymnen dichten, Glorienscheine weben, Sagen mit schalkhaftem Lächeln erzählen und die Sinne in Grauen und Kälte erstarren lassen. Ihre andern Werke bis zu den letzten, den Kindheitserinnerungen ‚Mårbacka' (1922), dem ‚Löwensköldska ringen' (1925) und ‚Charlotte Löwensköld' (1926) sind wundervolle Gaben, nur haben sie Gösta Berling nicht übertroffen. — Viel von der Lagerlöf gelernt hat Ingeborg Forsberg mit ihrer Geschichte von der heiteren Dulderin, der ‚Drottning av Mesopotamien' (1923). — Ein Meister der feinsten Abtönung, ein Genießer erlebter und nacherlebter Melancholie, ist Oskar Levertin. Er, der jahrelang der vornehmste Kunstrichter Schwedens war, hat der jungen Generation der 90er Jahre den Weg durch die Neuromantik gewiesen. Seine Arbeiten sind nicht so zerbrechlich wie die Jacobsons, sie werden getragen von feinster Ironie und Selbstironie. — Zum großen Symbol und zu hoher Weltfrömmigkeit hat sich Per Hallström[1]) durch-

[1]) Vgl. Johan Mortensen, Likt och Olikt. Studier och Kritikes, 1908; Fr. Böök, Sveriges moderna litteratur, 1921.



gerungen. Auch er begann als Realist mit bitter ironischen Erzählungen aus Amerika, findet aber bald seine eigenste Art. Während die Lagerlöf auf der Sonnenseite des Lebens Länder erschafft, hat sich Hallström das Symbol des Todes für seine Dichtungen erkoren. Seine schönsten Novellen, ‚Thanatos' sind Geschichten vom Sterben. Das Rätsel des Todes, das Dämonische, das Halbdunkel der Seele, das Unheimliche zieht ihn an. Symbolisch sind die Titel seiner Erzählungen, so ‚Källorna', die Quellen, die geheimnisvollen lebenspendenden in der Erde. Als Mystiker stellt er die Frage: Ist der Tod die höchste und reichste Form der Ekstase? Auf einem flüchtigen Eindruck, einem Erinnerungsbild baut er seine Geschichten auf und schürft darin nach den tiefsten Kräften des Lebens, bis er ein Symbol für sie gefunden hat. Unverkennbar ist seine Verwandtschaft mit H. v. Hofmannsthal, nicht zum wenigsten in seiner Stellung zur Antike[1]). In seinem metaphysischen Suchen erkennt Hallström, daß der Tod zwar groß, die Liebe aber noch größer sei, denn sie allein kann den menschlichen Egoismus entsühnen. Per Hallströms sehr zarte Kunst ist an seiner überströmenden Liebe zur nordischen Natur erstarkt. Die Spiegelungen der Luft, das Wachsen der Schatten, die Übergänge der Jahreszeiten sind für ihn die Seelenäußerungen der Landschaft. In ‚Det Stumma' hat er ein Symbol für Schweden selbst gefunden: das Wesen seines Landes, dem er Sprache leiht. — Von Levertin enthusiastisch begrüßt wurde der Stockholmer Hjalmar Söderberg. Er schrieb seinen großen Roman ‚Förvillelser' (Verwirrungen 1895) und erweckte Aufsehen mit der müden Unverfrorenheit, über Dinge und Möglichkeiten zu reden, von denen man sonst nur flüsterte. Aber Levertin war zufrieden. Stockholm hatte seinen Roman; seine Stimmungen zu allen Tages- und Jahreszeiten waren literarisch festgelegt (man denke an Arthur Schnitzlers Kunst), es hatte den Schleier, hinter dem man die Laster der Großstadt wittern konnte. Söderberg kam von Baudelaire und Rimbaud, vor allem aber von Hermann Bang und Viggo Stuckenberg. Esmans dekadentes Buch ‚I Kjöbenhavn' hat tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Fredrik Böök[2]) legt köstlich dar, wie wenig Stockholm, wo die Natur fast noch im Herzen der Stadt zu erkennen ist, am Ende des 19. Jahrhunderts Großstadt im Sinne des Kontinentes war, und wie vereinzelt Söderberg mit der Geste des müden Weltmannes in der Literatur seines Landes steht. Es war aber mehr als bloße Geste: es war ein tiefgehender Pessimismus, das unglückliche Erbe Schopenhauers, eine lähmende Trostlosigkeit, die besonders stark in ‚Martin Bircks Ungdom' wirkt. Beschlüsse und Willenshandlungen gehören nicht in den Gedankenkreis des Flaneurs, meint Böök. Alle Menschen der Söderbergschen Phantasie leiden an der Relativität ihrer Weltauffassung, sie lassen sich treiben auf dem Meer der Reflexion. Söderberg ist ein Meister der fin-de-siècle-Stimmung, die noch unbarmherziger wird durch seinen Haß gegen das Christentum. — Sigfrid Siwertz dagegen hat aus dieser Art Seelendämmerung herausgefunden. Sein Schaffen begann 1905. Auch er ist Stockholmschilderer. Aber er warf die tragische Maske der Dekadenz bald ab, die Menschen seiner Romane verharren nicht im Gefängnis ihrer eigenen Grübeleien, und in

---

[1]) *Hugo Bergstedt*, Grekiska Motiv i Per Hallströms Diktning, Svenska Hum. Förb. Skrifter XXX. 1917.

[2]) Fr. Böök. Resa Kring Svenska Parnassen, 1926.

seinem bekanntesten Roman, ‚En flanör' (1914), aus dem Vorkriegsmilieu Stockholms, läßt er den Helden zur Erkenntnis kommen, daß nur Entschlüsse eine Welt aufbauen können. Von da an geht es aufwärts zu dem großen Roman ‚Selambs' (1914/16), der Geschichte eines verfallenden Geschlechts, zu den köstlichen Porträts in der Sammlung ‚De gamla', („Die Alten": Das Leben der Greise und Matronen gibt der schwedischen Novellistik im allgemeinen viel Stoff). Im Wesen der Mälarlandschaft, in der idyllischen Inselwelt dieses großen Sees hat er eine Entsprechung für seine milde Darstellungsart gefunden: In den ‚Mälarbröderna' liegt noch die Wehmut des Herbstes; ‚Mälarpiraterna' aber ist ein lachendes Sommerbuch. — Zu Stockholm und vor allem zu den Schären gehört Albert Engström. Dieser glänzende Zeichner und Humorist ist ein Nationalheiliger merkwürdiger Art. Seine Satire ist mimisch, ist unübersetzbar, sein Witz ausgeprägt national, beschränkt, aber unsterblich. Alkoholverbot, Alkoholschmuggel, Sektenwesen ist das Feld für seinen Humor; fanatische, heimlich allzu menschliche Missionare, rüstige Seemänner, die den Zollbeamten die auserlesensten Fallen stellen, Fischer, die zugleich Bauern sind und unglaublich saufen und fluchen, Salzwasser, Leuchttürme, Jagdgänge in einsamen Winternächten, das ist die Welt dieses leutseligsten Junkers. Innig verbunden im Geist ist er dem großen Tiermaler Bruno Liljefors. — Romancier im ganz großen Stil ist Hjalmar Bergman, einer der wirklichen Meister Europas, einer der ehrlichsten. In einer bittersüßen Liebessage, in einer Mönchsgeschichte schwankt er noch in der Fremde. Mit seinem Roman ‚Hans nåds testament' (Seiner Gnaden Testament 1919) ist er heimgekommen und der Künstler Westmanlands geworden, vor allem der Bergslagsgegend, wo man einst Reichtum aus dem großen Kupferberg schürfte, und wo jetzt verträumte Städtchen liegen, mit ihren Originalen und Gesellschaftslöwen, die sich manchmal in Bankrotteure verwandeln. Die Menschen aus seiner Stadtchronik (1912), aus seinen Komödien aus der Bergslagsgegend (1914/16), die Mitglieder der Familie Markurell (Markurells i Wadköping 1919), sie haben etwas Gehetztes, Scharfes; der entgleiste Künstler der Löwenhistorien (1913), Frau Ingeborg in ‚Chefin, Frau Ingeborg' (1923) wirken irgendwie gespensterhaft. Bergman hat ihnen die Haut des Scheins abgezogen, und darum werden seine Romane Tragödien der Menschheit, trotz Kleinstadtidyllen, Üppigkeit der Farben und Geschehnissen. Man kann sich Bergman ohne Dostojewski schwer denken, und doch gibt es bei ihm kein Abhängigkeitsverhältnis. Bergmans Menschen werden von ihren fixen Ideen durchs Leben getragen, gehen aber keineswegs immer daran zugrunde. Wirbelnd lebendig ist sein Mädchen im Frack (Flickan i Frack 1925), das die Kleinstadt Wadköping fast zu Tode chockiert. Ähnlich in der Art des Sehens erscheint der realistische Roman ‚Firma Åbergson' (1916) von Fahlman.

Olof Högberg und Pelle Molin haben für das nördliche Schweden, Norrland und Lappland, eine Literatur begründet. Die Kargheit des Bodens, die furchtbare Armut mancher Teile hat dazu beigetragen, daß beinahe in allen Dichtungen aus dieser Gegend soziale und religiöse Fragen behandelt werden. Gerade in dieser Landschaft hat das Sektenwesen den meisten Boden gewonnen, und Offenbarungen und Wunder gehören nicht zu den Seltenheiten. — Ludvig Nordström stellt, sehr stark sozial gerichtet, das Fischerleben an der Küste von Ångermanland dar; Ernst Didriks schrieb

seine Romantrilogie ‚Malm' (Erz), die große Darstellung aus dem norrländischen Bergbaugebiet, und Fredrik Persson, ‚Släkternas Arv' (Das Erbe der Vorfahren), die Geschichte eines Bergwerkes im südlichen Norrland. Noch wenig beachtet ist das großartige Lapplandbuch Neanders, ‚Vaino' (1923) und Astrid Värings, ‚Frosten' (1926), der Roman von religiösem Wahnsinn, hervorgerufen durch unerträgliche Not. — Tief in die schwedische Mentalität führen die Romane Sven Lidmans, der von der Hetärendichtung kam, einst vor der Wahl ‚Jesus oder Aphrodite' stand und jetzt mit seiner fanatischen Wahrheitsliebe der verlachtesten Sekte Schwedens, den gläubigen Pfingstfreunden angehört. In seiner Romanserie von dem Geschlecht der Silverståhl wird überall eine ideale Lebensforderung erhoben, an der seine Helden zugrunde gehen. Sein Meisterwerk ist ‚Huset med de gamla frökarna' (Das Haus der alten Fräulein, 1918). In diesem Buch macht er seine Rechnung mit dem entgötterten Leben unserer Zeit. Von da an pilgert er, begleitet von dem Schatten Sören Kierkegaards, zu der heimlichen Seligkeit der Pfingstfreunde. Die puritanische Religiosität der Anhänger Schartauws (der Schartawanismus = Protestantismus der schwedischen Westküste) wird in den Romanen Gustav Ullmans glänzend dargestellt. Trotz seiner Kritik der finstern Weltanschauung bleibt er doch auf dem Boden der christlichen Ethik.

Die Zahl der sozialen Romane ist ungeheuer. Wie der schwedische Sozialismus überhaupt, neigen auch die Romane aus seiner Sphäre einer Lösung im Metaphysischen zu und erstreben eine Verinnerlichung des Kampfes ums Dasein. So bewegen sich die Geschichten Elin Wägners, der einst unduldsamen Kämpferin für die Frauenemanzipation, in religiösen Bahnen, Maj Hirdman findet für ihren prächtigen Fabriksroman ‚Anna Holberg' einen erlösenden Schluß, ja sogar Maria Sandel läßt die verkommensten Menschen schließlich irgendeinen Lichtstrahl entdecken. Wenig vom schwedischen Optimismus hat der düstere Ragnar Jändel. Der große Beweis für den wahren Geist des schwedischen Volkes wird durch drei besondere, eigenartige Talente erbracht, alle drei in ihren Anfängen radikale Verneiner positiver Weltanschauung: Iwan Oljelund, der als Kommunist eine lange Gefängnisstrafe abbüßen mußte, hat sich tief in die Mystik versenkt. In ‚Ny jord' (1920) erzählt er seine erschütternden Kämpfe; der Roman, ‚Med stort G.' (1922) ist von tiefster Gläubigkeit erfüllt. Gottsucher ist auch Bolander, der über sein erstes hartes Werk ‚Georg Vrede' längst hinausgewachsen ist. Von beiden ist noch Großes zu erwarten; beide lieben ihr Volk mit der Innigkeit der Geprüften.. Der jungverstorbene Dan Andersson (1920) hat sich an russischem Geistesleben zu einer alles vernichtenden Hoffnungslosigkeit erzogen. Aber auch er hat Gott gesucht auf seine Weise. Was das Ausland betrifft, so spielt eigentlich nur Amerika in der schwedischen Literatur eine Rolle. Der amerikanisierte Schwede ist eine ständige Figur der Humoristen. Es wird nicht als Land der Sehnsucht behandelt, sondern als eine Art Kolonialland, wo Tausende ihre neue Heimat gefunden haben. Henning Berger hat mit seinen impressionistischen Erzählungen aus Chicago, ‚Där ute' die große Emigrantenliteratur eröffnet.

Der Lyrik kann in dieser Übersicht nur vom Standpunkt der Entwicklung der schwedischen Dichtung zur programmlosen Kunst gedacht werden: Schnell und radikal ist der Formalismus (Gold-

schnittlyrik) überwunden worden. Edvard Bäckströms und Pontus Wikners schmeichelnde Verse wurden verlacht, Viktor Rydbergs ethisch-symbolische Naturauffassung verworfen. Zu Ende der 70er Jahre verlangte man Einfachheit und Nüchternheit auch in den Versen, man wollte Darstellung der Wirklichkeit. Ein Kreis jüngerer Dichter, beinahe alle aus Skåne, fanden dieses neue Kunstideal bei Gellerstedt und Bååth. Man sah hier Kleinmalerei, Ausschnitte aus der bescheidenen Landschaft und dem Alltag. Bei Gellerstedt noch etwas religiös aufgefaßt, bei Bååth schon stark nach der sozialen Seite zielend. Der letztere hatte schon auf die Landschaft als die eigentliche Quelle der Poesie hingewiesen, und sein Gedicht ‚Skåne‘ kann beinahe als Programmgedicht gelten. Wirklicher Realist war Ola Hansson (seine ersten Gedichte ‚Dikter‘ 1884), der Widersacher Wirséns. Er ist bitterer und rücksichtsloser in seiner sozialen Poesie, zugleich aber melancholisch verfeinert, nervös, pessimistisch. Dem Zeitgeist entsprechend bedient er sich stark der naturwissenschaftlichen Terminologie. Von Ola Hansson führte ein verhältnismäßig kurzer Weg zu der neuen, wunderbar starken Poesie unserer Tage. In der Lyrik wird es erst ganz klar, wie stark das ästhetische Ideal der Schweden in der Natur wurzelt und nicht in der formvollendeten Darstellung einer Idee. Im Roman ist der Streit um die ethische Wertung der Liebe in allen möglichen Problemstellungen lange geführt worden, in der Lyrik hat man sich nach einem kurzen naturalistischen Zwischenspiel der Romantik des Trieblebens im weitesten Sinn rasch zugewendet. — Auch hier war es Heidenstam, der tiefe Verse schrieb, und Per Hallström führte in die Traumlande des Symbolismus. Gustav Fröding hat die Mundart Värmlands und sein Volksleben der hohen Dichtung errungen. Er umspannte in seiner Poesie eine große geistige Welt und handhabte mühelos jede Form. Oskar Levertin verfaßte melancholische Gedichte im Stil der Neuromantik, ungehemmt im Gefühl, aber streng und vornehm in der Form. Zwischen sogenannter Neuromantik und Neurealismus steht Bo Bergman, der 1903 mit seinen ‚Marionetten‘ zum erstenmal auftrat. In all seinen Gedichtsammlungen bis zu den letzten, in ‚Livets ögon‘ (1922) finden wir die weiche Müdigkeit und Mutlosigkeit der Söderbergischen Romane: fin-de-siècle. Seine Kunst wird erhöht durch sein tiefes Mitleiden, aus dem seine schönsten Gedichte entstanden sind. Bergman liebt das matte Licht, die Dunkelheit; aber irgendwo brennt doch ein reines Feuer, das seinen Schein durch den Schatten wirft. — Bedeutend als Lyriker, der den Weltschmerz schon nach seiner ersten Gedichtsammlung, den weichen, melodischen ‚Preludier‘ (1909) überwunden hat, ist der Skåning Anders Österling. Er ist anfänglich stark abhängig von Dehmel und Stefan George. Aber sein Instinkt leitet ihn auf den richtigen Weg der Lebensheiterkeit und der Behaglichkeit. Er entwickelt sein Programm in ‚Dagens Lyrik‘ (1909), wo er dem Heiteren in der Kunst das Wort redet. Seine Dichtung erinnert im übrigen stark an Wordsworth. In ‚Idyllernas Bok‘ (1917), in ‚Valda Dikter‘, vor allem aber in ‚De sju strängarna‘ (Die sieben Saiten, 1923) zeigt er erquickende seelische Gesundheit. — Einsam als Mensch und Dichter steht Vilhelm Eklund da, der Schüler Hölderlins und Platens. Er verblutet im Suchen nach der reinen heidnischen Schönheit. „Nie kann der Seele Sehnsucht schweigen . . .“ beginnt eines seiner Gedichte (‚Aldrig kan själens längtan stillas‘). Doch auch in seine

Welt wirft das Christentum einen schwachen Schein. Der Quietismus mittelalterlicher Mystiker ist ihm weder fremd noch fern. (‚Levnadsstämningen' 1925). Im reinsten Gegensatz zu Eklunds stillem Sein ist K. G. Ossiannilssons Lebensideal der Übermensch; Ossiannilsson besingt Kraft, Genialität und Willen. — Ausgeglichen und warm sind die Gedichte des Halländers Ullman. Die schwedische Westküste ist die Provinz seiner Kunst, und man fühlt lebendigsten Zusammenhang mit den Bildern Karl Nordströms und Wilhelmsons.

Verkörpert Gösta Berling viel von schwedischer Wesensart, Kult des Schönen, rasches Lachen nach raschen Tränen, so hat Karlfeld in seinen Gedichten das übrige vom Geist seines Volkes aufgefangen. Seine Landschaft ist Schwedens schönste, das stolze Dalarna. Innig und streng ist die Lyrik Erik Axel Karlfelds, eine durchaus männliche Kunst. Wie in Dalarna einst wallonisches Blut sich mit trägerem nordischen mischte, so brennt in seinen Versen eine fremde Glut; herb und süß zugleich werben seine Lieder, die er dem Landjunker Fridolin in den Mund legt (‚Fridolins visor', 1898 und ‚Fridolins lustgård', 1901).

Der Titel seiner ersten Sammlung, ‚Vildmarks och Kärleksvisor' charakterisiert seine Kunst: Lieder aus dem wilden Wald und von der Liebe. Eigentümlich und groß sind seine Bilder; wenn er die naiven Bauernmalereien in den alten Kirchen seines Berglandes auslegt, findet er hauchzarte Worte für die Jungfrau Maria und eine derbe Sprache für die Himmelfahrt des Elias. Seine Jahreszeit ist der stolze Frühling, den die Schwachen Herbst nennen; sein Blut fließt rascher, wenn die Heide rot ist und die Wildbäche schäumen. Er ist der Sänger des Spätsommers, der dunkeläugigen Augustnacht und der Jahreszeit der Vollendung: im Herbst soll das hohe Lied seiner Liebesjahre erbrausen. Karlfelds Verse sind köstliche Früchte eines heißen Sommers. Die Gestalt von Anders Zorn, dem Maler Dalekarliens, der einst ein armer Hirtenbub war, taucht zwischen den Zeilen auf.

Trotz der hier nötigen Auswahl aus der Fülle der Erscheinungen, läßt sich doch erkennen, daß die schwedische Literatur einer großen Zukunft entgegen geht, vor allem darum, weil sie ihre Wurzeln nicht nur in der Erde einer gesunden Realistik, sondern tiefer, in metaphysischer Erkenntnis hat. Der Weg Sigfrid Siwertz von Schopenhauer zu Bergson war kein leichter, die Weltanschauung dieses Philosophen soll auch kein Ziel bedeuten, nur eine Rast zu freierer Höhe, wenn sich die schwedischen Dichter über die Heimat hinaus den großen Problemen Zentraleuropas und anderer Erdteile zuwenden werden.

München. Marianne Fröhlich.

VORLÄUFIGE TAGESORDNUNG DER XXI. TAGUNG DES ALLGEMEINEN DEUTSCHEN NEUPHILOLOGENVERBANDES IN HAMBURG 1928.

Mittwoch, den 30. Mai.

Universität, Hörsaal A.

3 Uhr nachm. Sitzung der deutschen Fachschaft.

Klaudius *Bojunga-Frankfurt a. M.*: Mündliches oder schriftliches Verfahren im Deutschunterricht?

Hörsaal B.

5 Uhr nachm.: Vorversammlung der Delegierten, Vortragenden, Hochschulprofessoren und Vorstandsmitglieder.

1. Stimmverteilung; 2. Bericht des Vorstandes; 3. Feststellung der Tagesordnung; 4. Satzungsänderung; 5. Ort und Zeit der XXII. Tagung; 6. Verschiedenes.

Curio-Haus, Rothenbaumchaussee 9—13.

8 Uhr abends: Begrüßung.

Im Verlaufe des Abends wird Wilhelm *Heinitz-Hamburg* über: Die vergleichende Musikwissenschaft im Schulunterricht (mit Beispielen) sprechen.

Donnerstag, den 31. Mai.

Universität, Hörsaal A.

9 Uhr Eröffnung der Tagung.

10 Uhr 15 Karl *Vossler-München*: Der Kampf gegen den Abstraktismus in der Sprachwissenschaft.

11 Uhr Bernhard *Fehr-Zürich*: Die englische Lyrik in ihren Beziehungen zur englischen Kultur.

11 Uhr 35 Karl *Wildhagen-Kiel*: Die englische Sprache, ein Spiegelbild englischen Wesens.

12 Uhr 10 A. *Godart-Paris*: Der neusprachliche Unterricht nach den französischen und preußischen Richtlinien.

Phonetisches Laboratorium, Jungiusstraße 7.

12 Uhr 45 *Panconcelli-Calzia-Hamburg*: Fortschritte auf dem Gebiet der Experimentalphonetik.

Universität, Hörsaal A.

3 Uhr 15 R. *Schevill-Berkeley, California*: Über ein Thema aus dem Gebiet der spanischen Literatur (in deutscher Sprache).

4 Uhr D. *Miral-Zaragoza*: Monumentos y paisajes pirenáicos.

4 Uhr 45 Eduard *von Jan-Würzburg*: Französische und deutsche Aufklärung.

5 Uhr 30 Hanns *Heiss-Freiburg i. B*: Molières Kunst.

Universität, Hörsal B.

3 Uhr 15 Heinrich *Mutschmann-Dorpat*: Die Bedeutung des Amerikastudiums.

4 Uhr Walther *Fischer-Gießen*: Amerikakunde und die Schule.

4 Uhr 45 Kurt *Heller-Berkeley, California*: Die neueren Sprachen an den nordamerikanischen Universitäten.

5 Uhr 30 Paul *Oczipka-Breslau*: Imperialistische Strömungen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Für den Abend ist Theaterbesuch bzw. Zusammentreffen in Gaststätten vorgesehen.

Freitag, den 1. Juni.

Universität, Hörsaal A.

9 Uhr Max *Deutschbein-Marburg*: Kulturkunde und Universität.

9 Uhr 35 Ernst *Otto-Prag*: Möglichkeit und Aufgabe der Kulturkunde.

10 Uhr 10 *Franzmeyer-Hannover*: Die preußischen Richtlinien im neusprachlichen Unterricht.
10 Uhr 45 Julius *Rasmussen-Eckernförde*: Arbeitsunterricht und Kulturkunde.
11 Uhr 20 Paul *Hartig-Charlottenburg*: Kulturkunde und Humanität.
3—5 Uhr nachm. Tee an Bord eines Motorschiffes der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft.

Hamburgische Staats- und Universitätsbibliothek, Speersort.

6 Uhr Besichtigung der von der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek veranstalteten Ausstellung ausgewählter Handschriften, Drucke, Bilder und Autographen aus dem englischen und romanischen Kulturkreis mit vorhergehender Begrüßung durch den Direktor Herrn Professor Dr. *Wahl*.
6 Uhr 30: Im Hörsaal A der Staats- und Universitätsbibliothek Wilhelm *Doegen-Berlin*: Lautplatte und Lautschrift, eine neue Methode, die lebenden Sprachen zu erforschen.
8 Uhr abends Festmahl im Uhlenhorster Fährhaus mit musikalischen Darbietungen von Helmuth *Fischer-Hamburg* (spanische Musik) und Tanz.

Sonnabend, den 2. Juni.

Universität, Hörsaal A.

9 Uhr A. *Griera-Barcelona*: Das baskische Problem.
9 Uhr 35 Hermann *Platz-Bonn*: Kulturkunde und Geistesgeschichte.
10 Uhr 10 Eduard *Wechssler-Berlin*: Deutscher und französischer Geist.
10 Uhr 45 Max *Walter-Frankfurt a.M.*: Hörübungen als Grundlage der Spracherlernung.
11 Uhr 20 bis 11 Uhr 30: Alwin *Paul-Hamburg*: Vom französischen und englisch-amerikanischen Schülerbriefwechsel.
11 Uhr 30 Allgemeine Schlußsitzung.
Theodor *Zeiger-Frankfurt a. M.*: Die Aufgaben des Neuphilologenverbandes und seine Organisation. Abstimmung über die eingesandten Thesen.

Dauer der Vorträge 30 Minuten. Am Schluß der Vortragsreihen, besonders am Freitag und Sonnabend, sind Erörterung und kurze Anfragen vorgesehen. Die Herren Vortragenden werden dringend gebeten, als Anhalt für den Sitzungsleiter und als Grundlage für den Bericht, einen Auszug ihres Vortrages (200—500 Worte) bis zum 15. Mai an die Geschäftsstelle des ADNV., Hamburg 20, Hegestieg 35, einzusenden. Verbandsbeitrag (RM. 3.—) und Einzahlung für die Festkarte (RM. 12.— und RM. 8.— für Familienmitglieder) sind mit Zahlkarte für Dr. Weber, Hamburg 30, Curschmannstr. 15, Postscheckkonto Hamburg 59931, zu entrichten. Die Festkarte, auch die Karte für Familienmitglieder, berechtigt zur Teilnahme an allen wissenschaftlichen Veranstaltungen, sowie zur Teilnahme am Begrüßungsabend, am Tee an Bord des Motorschiffes zum Festmahl und nach Möglichkeit auch zum Theaterbesuch.

Es ist geplant, den Teilnehmern eine Elb- bzw. Helgolandfahrt zu ermöglichen.

I. A.: Dr. W. Lühr,
Hamburg 21, Hofweg 45.

SPANISCHER FERIENKURSUS IN HAMBURG.

Der spanische Ferienkursus findet im Jahre 1928 von Ende Juli bis Anfang August statt. Es ist ein zwei- bzw. dreiwöchentlicher Kursus vorgesehen. Neben praktischen phonetischen, grammatischen und stilistischen Übungen werden Vorträge über spanische Literatur sowie Lichtbildervorträge über Volkstum, Landschaft und Kunst der spanischen Länder (in spanischer und in deutscher Sprache) gehalten. Ebenso werden Anleitungen zum praktischen und wissenschaftlichen Studium des Spanischen sowie zu Studienreisen gegeben. Das endgültige Programm erscheint in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift. Anfragen und etwaige Vorschläge sind zu richten an das *Seminar für romanische Sprachen und Kultur, Hamburg 13,* Rothenbaumchaussee 5.

KONGRESS FÜR LOGOPÄDIE UND PHONIATRIE.

Der 3. Kongreß der Internationalen Gesellschaft für Logopädie und Phoniatrie findet am 12., 13. und 14. Juli dieses Jahres in Wien statt.

Referate: 1. Doz. Dr. Stern: Die Notwendigkeit einer einheitlichen Nomenklatur für die Physiologie, Pathologie und Pädagogik der Stimme.

2. Prof. Dr. Fröschels, Dr. Jellinek und H. Thomann. Die Bedeutung der Vorstellungstypen für den Sprech- und Gesangsunterricht. Dr. Hische: Die Vorstellungstypen in der Normalpsychologie.

3. Dr. Stein: Ausbildung jedes Schularztes in Logopädie und Phoniatrie. Bundesfürsorgerat K. C. Rathe: Aufnahme der Logopädie auch in den allgemeinen Ausbildungsplan der Lehrer. Fr. Van Dantzig: Die Ausbildung des Lehrers für Sprech- und Gesangskünstler.

4. Dr. Stockert: Psychologie der Störungen des Sprachrhythmus bei Geisteskranken.

Anmeldungen zur Teilnahme, zu Vorträgen und von objekten für die Ausstellung sind bis 15. Mai an Prof. Dr. Fröschels, Wien IX, Ferstelg. 6 zu richten.

BERICHTIGUNG.

Im „Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie" Jahrg. 47 (1928), S. 162 bemerkt H. F. Rosenfeld am Schluß einer Besprechung des (auch in dieser Zeitschrift Jahrg. 1926 S. 460ff. durch Friedrich Kainz gewürdigten) von mir herausgegebenen Werks „Das deutsche Drama" (München, C. H. Beck 1925): „Zu bedauern ist, daß auf alle bibliographischen Beigaben verzichtet ist." — Indes enthält das erwähnte Werk S. 819—832 die überhaupt erste Bibliographie zur Geschichte des gesamten deutschen Dramas!

Wien, März 1928. Robert F. Arnold.

BERICHTIGUNG.

In meinen Aufsatz „Zum Konjunktiv des psychologischen Subjekts" (Heft 2, S. 81ff.) sind ohne mein Verschulden, nach Erledigung der Korrektur, folgende Fehler hineingeraten:

S. 87, Zeile 5: lies *l'un d'eux s'inquiéta . . .*

S. 104, Zeile 14 und 27: lies *Haase* statt *Haas*. Gemeint ist natürlich A. Haases Französische Syntax des 17. Jahrhunderts, zu benutzen in der französischen Übersetzung von M. Obert (Paris, Picard, 1898), von der, wie bei dieser Gelegenheit bemerkt sei, 1925 bei Delagrave eine wohlfeile zweite Auflage erschienen ist. — Dagegen ist S. 101 unten und S. 102 Fußnote „Haas" richtig: hier handelt es sich um den noch lebenden Tübinger Romanisten Joseph Haas.

Ferner ist S. 96, Zeile 13 vor „ib. p. 11" einzuschalten „Wyzewa".

München-Pasing. Eugen Lerch.

BESPRECHUNGEN.

Stendhal, *De l'Amour*. Texte établi et annoté par Daniel Muller et Pierre Jourda. Préface de Étienne Rey. Tome premier avec trois fac-simile hors-texte CXLIII + 294 pp. Tome second avec trois fac-simile hors-texte 463 pp. (Œuvres complètes de Stendhal. Publiées sous la direction de Paul Arbelet et Edouard Champion). Paris, Librairie Ancienne Honoré Champion. 1926.

In der schönen großen Ausgabe der Sämtlichen Werke, die wir der liebevollen und kenntnisreichen Sorgfalt des Generalstabs der französischen Stendhal-Gemeinde danken, liegt der zum erstenmal kritisch hergestellte Wortlaut von De l'Amour vor. Es ist in der Hauptsache der Text der Originalausgabe von 1822; die Abweichungen der Handschrift und der Ausgabe von 1853 (Michel Lévy frères), die Colomb vorbereitet hatte, sind in die Anmerkungen des Anhangs verwiesen! Dagegen werden jenem Texte die Änderungen vorgezogen, die Beyle selbst daran vorgenommen hat, wie sie sich in drei in Privatbesitz erhaltenen und hier genutzten Exemplaren (Bucci, Gougy, Guiraudet) vorfinden. Orthographische Fehler sind stillschweigend verbessert, einige als erforderlich erachtete Konjekturen als solche verzeichnet. Nicht ausgeschriebene Wörter, zumal Namen, sind nach eben diesen Exemplaren ergänzt.

De l'Amour hat Beyle nach Colombs Zeugnis stets als sein Hauptwerk betrachtet. Freilich, daß er sich damit bis an seinen Tod mit besonderer Liebe beschäftigt hätte, wie Colomb sowohl im Prospekt der Sämtlichen Werke wie im Appendice inédit zu seiner Notice sur Henry Beyle versichert, läßt sich keineswegs erhärten. Über 1825 hinaus liegen Nachträge nicht vor. Aber die letzte der (drei ?) Vorreden, die er dazu entwarf, soll er wenige Tage (15. März) vor seinem Tode, 23. März 1842, beendigt haben; sie stellt also, nach Colomb, wahrscheinlich seine letzte Arbeit vor. Als die endgültige Fassung seines Gedankenganges haben die Herausgeber sie an die Stelle des Auszugs aus Simonds Vorrede zu «Voyage en Suisse» gesetzt, die die Orginalausgabe, faute de mieux, einleitet. Bekanntlich hatte das merkwürdige Buch bei Lebzeiten des Autors nicht den geringsten Erfolg: innerhalb der ersten zehn Jahre nach seinem Erscheinen hat es, laut der Vorrede von 1842, nur siebzehn Leser gefunden; der Verleger, Pierre Mongie

l'aîné, 18 Boulevard Poissonnière[1]), der es in zwei Bänden zu 1000 Stück auf seine Kosten zu drucken unternommen hatte — Beyle sollte erst am Reingewinn teilhaben —, erklärte es als geheiligt (sacré), da es niemand anrühre. (Der Brief von Mongie steht in der Préface inédite zu «Rome, Naples et Florence». Der Satz ist angeführt in der Vorrede zu De l'Amour von 1842.)

Sonderbar ist sein Schicksal schon von Anbeginn. Mit 36 Jahren, im Dezember 1819, hat es Beyle in Mailand zu schreiben begonnen. (Souvenirs d'égotisme: «Livre écrit au crayon à Milan dans mes intervalles lucides», nämlich seiner Liebesleidenschaft zu Métilde Dembowska. Zweite Notice nécrologique: «A Milan, Beyle avait écrit au crayon l'Amour». Dritte préface, von 1842: «au crayon, et sur des chiffons de papier, pris dans les salons où il entendait raconter les anecdotes».) Den Tag, 29. Dezember 1819, an dem er, auf drei Seiten, seine ersten Ideen über die vier Arten der Liebe und die berühmte «cristallisation» niederlegte, bezeichnet er selbst als «day of genius». Diese drei Seiten finden sich in einem handschriftlichen Hefte, das dem bereits erwähnten Exemplar des Kommentars zum Esprit des lois beiliegt. So erklärt sich denn auch die Bemerkung zur Nummer CLXVIII der «fragments divers»: «From december 29. 1819, till the 3 june 1820. Mil[an]»: fünf Monate hat er an «De l'Amour» gearbeitet. Am 3. März 1820 kündigt er das Werk, das bereits so heißt, seinem Freunde Mareste als fast vollendet an und will es auf seine Kosten drucken lassen. Von den 100 Exemplaren sollen (20. März) 26 zu 3 fr. verkauft, einige 30 «aux femmes d'esprit», das will besagen (Brief vom 8. August 1820): aux «catins à la mode», und an einige «matadors de la philosophie», Tracy, Pariset, Volney u. a., verteilt werden. Das erst 1853 von Colomb veröffentlichte heikle Kapitel «Des fiasco» hätte zwar gedruckt, aber aus den für die «femmes d'esprit» bestimmten Exemplaren geschnitten werden sollen. Später verfügt er, daß von 300 150 Exemplare, als «édition châtrée» um einige im Manuskript rot angemerkte Stellen gekürzt[2]), verkauft und nach einem Verzeichnis verteilt werden sollten (den «catins à la mode» bliebe außerdem das Kapitel «Des fiasco» vorenthalten); die der vollständigen Ausgabe wünschte er bis auf weiteres sorgfältig aufbewahrt.

Am 25. September 1820 vertraute Beyle sein Manuskript seinem Mailänder Freunde Pietro Grafen Severoli an, der sich nach Straßburg begab. Er fürchtete die Beschlagnahme durch die österreichische Polizei[3]). Severoli hätte es durch den Straßburger Postdirektor

---

[1]) Den Verlagsvertrag hat Auguste Cordier in seiner reichhaltigen Quellensammlung «Comment a vécu Stendhal» veröffentlicht. Er ist vom 6. Mai 1822 datiert; laut einer handschriftlichen Aufzeichnung Stendhals, die sich in einem Exemplar des Commentaire sur l'esprit des lois de Montesquieu von Destutt de Tracy (Liége, 1817) gefunden hat (Manuskript von Zürich, im Besitze von Ch. Simon, der den kostbaren Band, aus Beyles Eigentum in die Bücherei Chéramy übergegangen, 1913 in der Buchhandlung Lucien Gougy erwarb).

[2]) Beyle fürchtete damit bei seinen Mailänder Bekannten Anstoß zu erregen.

[3]) Trotz Versicherung des Gegenteils (an Mareste, 20. März: «Il n'y a pas l'ombre de politique») enthält De l'Amour zahlreiche politische Anspielungen, wie jedes Buch Beyles.

Fischer, bei dem er abstieg, nach Paris befördern sollen. Mareste war die Sendung bereits am 30. August angekündigt worden. Aber Severoli entledigte sich seines Auftrages nicht. Erst im November 1821 hat Beyle, der im Juni 1821 Mailand auf Veranlassung der österreichischen Regierung hatte verlassen müssen, von Frau Fischer die so lange schmerzlich vermißte Handschrift zurückerhalten. Wäre sie in Verlust geraten, hätte er nach seinen unentzifferbaren Entwürfen das Werk kaum wiederherstellen können (Brief vom 23. Februar 1821). Noch Anfang 1822 (Erste Notice nécrologique) scheint er die Absicht, es drucken zu lassen, aufgegeben zu haben. Im August 1822 ist es endlich erschienen. In den Souvenirs d'Egotisme liest man den Bericht über die Stimmung, in der der aus seinem geliebten Mailand nach Paris Verbannte die Korrekturen besorgte. «Chez Madame Pasta . . . respirant l'idée de Métilde dans tous les sens, je montais dans ma charmante chambre, au troisième, et je corrigeais, les larmes aux yeux, les épreuves de l'Amour.» Oder: «c'était une chose bien dangereuse pour moi, que de corriger les épreuves d'un livre qui me rappelait tant de nuances de sentiments que j'avais éprouvés en Italie. J'eus la faiblesse de prendre une chambre à Montmorency. J'y allais le soir en deux heures par la diligence . . . Au milieu des bois, sur tout à gauche de la Sablonnière en montant, je corrigeais me épreuves. Je faillis devenir fou».

Die Ausgabe[1]) wimmelt von Druckfehlern; sie sind nicht berichtigt. Dagegen hat eine Stelle (Schluß des Kapitels XLI samt Anmerkung), wohl auf Geheiß der Zensur, noch nach dem Druck geändert werden müssen; ein Exemplar — aus der Sammlung Paupe — enthält den beanstandeten Wortlaut. Beyle spricht in dem Kapitel von der stets gegenwärtigen Gefahr, die im Mittelalter das Herz „stählte" («trempait»; übrigens, wie Blanchard de Farges: «Un peu de Stendhal inédit», Correspondant, 25. September 1909, gezeigt hat, eine Anführung aus dem Englischen: "Danger nerved the courage of every class", nämlich im Mittelalter). Er wünschte die Zivilisation dadurch vervollkommnet, daß sich den köstlichen Vergnügungen, die das XIX. Jahrhundert biete, häufiger die Gefahr gesellte. Jeder einzelne müßte die Annehmlichkeiten des Lebens ins Ungemessene zu vermehren imstande sein, indem er sich immer wieder der Gefahr aussetzte. Statt der nun folgenden Ausführung: «Ce n'est pas purement du danger militaire que je parle. Je voudrais ce danger de tout les moments sous toutes les formes, et pour tous les intérêts, qui formait l'essenc de la vie au moyen âge. Le danger, tel que notre civilisation l'a arrangé et paré, s'allie fort bien avec la plus ennuyeuse faiblesse de caractère» und der Anführung einer Charakteristik Murats durch Napoleon aus «A voice from Saint-Helena» von O'Meara (dem englischen Marinearzt, der Napoleon auf die Insel begleitet hatte und, weil er gegen die harten Maßregeln von Sir Hudson Lowe Einspruch erhob, 1818 seiner Stelle entsetzt ward) hatte es geheißen: «Jusque-là nous serons tout ébahis de voir sortir de nos maisons d'éducation de Paris, où les maîtres les plus distingués enseignent, suivant des méthodes parfaites, l'état le plus avancé des sciences, des dandys, des espèces de jocrisses qui ne savent que bien mettre leur cravate et se battre avec élégance au Bois

---

[1]) Ich besitze davon ein Exemplar mit neueren (1833) Umschlägen.

de Boulogne. Mais l'étranger vient-il souiller de sa présence le foyer de la patrie: en France, on crée des rentes, et en Espagne des guerillas.

Si je voulais faire de mon fils un homme qui fasse sa fortune, un coquin énergique et adroit qui se pousse dans le monde par ses talents, je le ferais élever à Rome, où pourtant, au premier coup d'œil, l'on ne voit que des pédants enseignant des sottises.»

Dem feinen, persönlichen Buche blieb der Erfolg versagt. Da selbst Beyles nächste Freunde unbegreiflicherweise zumal dem Eingang Unverständlichkeit vorwarfen, schrieb er im Mai 1825 zum Ersatz der ersten 19 Seiten, «que tout le monde trouve inintelligibles» (vgl. «Stendhal et ses amis» von Cordier), das Kapitel «Le Rameau de Salzbourg», das die berühmte «cristallisation» in der Form einer kleinen Geschichte behandelt, einer reizvollen Reiseerinnerung, die sich der Phantasie dankt, da er, wenn überhaupt (1809/10 von Wien aus ?), nicht mit Mme Gherardi Hallein besucht hat. Victor Jacquemont, dem er das Manuskript unterbreitete, hatte mancherlei daran auszusetzen. Beyle trug dem und jenem Rechnung, schrieb aber (am 28. Mai) auf ein Schmutzblatt seines Exemplars (Gougy) von l'Amour: «J'écrivais comme ferait un φιλο [sophe] grec, cherchant à peindre la vérité que je voyais devant moi, et sans songer aux affectations que Louis XIV et Louis XV ont mis [es] dans la tête des Français. To Candide Iudex, 28. Mai 1825, revenant de l'Éperon.» Colomb hat die Arbeit 1853 aus dem Nachlaß veröffentlicht; ebenso eine andere, sehr liebenswürdige, die auch zur Erläuterung der «Cristallisation» (diesmal an Weib und Mann) entworfene Geschichte «Ernestine ou la naissance de l'amour». Die Heldin gehört zu den reizendsten Frauengestalten aus Stendhals an fesselnden Bildnissen so reicher Galerie. Die Entstehungszeit ist unbekannt.

Die Ausgabe von 1853 enthält ferner und zwar unter den «fragments divers» (Nr. CLXXI) die kleine für Beyle sowohl wie für sein Buch bezeichnende Anekdote von einem französischen Offizier, der nach sieben Monaten einer trotz der Kälte ihres Gegenstandes ausdauernden Liebe endlich das Wort des Heils erfährt, aber weitere drei Monate auf eine günstige Gelegenheit harren muß, da der Gatte der Dame aus Eifersucht einen Argus vorstellt. Endlich scheint sie sich ergeben zu wollen. Die Freundin von dona (sic) Inezilla — die Geschichte spielt in Valencia — erkrankt gefährlich; diese erbittet von ihrem Mann die Erlaubnis, die Nacht bei der Kranken verbringen zu dürfen. Er gewährt sie, wird aber selbst den Tag bestimmen! (Die Unwahrscheinlichkeit ist kraß). Als er endlich sein Versprechen erfüllt, nimmt er selbst im Nebenzimmer bei offner Tür auf einem Kanapee Platz. Und unterm Bett der Freundin hat der Liebhaber seit elf Tagen je zwei Stunden der Geliebten geharrt! «Je ne crois pas», sagt Beyle am Schlusse dieser ebenso schlecht erzählten wie ärgerlichen Karikatur seines geliebten Lauzun, «que la vanité permette ce degré d'amitié à une Française». Und das ist eigentlich die Moral der Sache: Wieder einmal ein Beispiel für den Opfermut der Freundschaft, der nur dem Mitgefühl der Leidenschaft möglich ist. Aber wer in Frankreich ahnt denn, was Liebe heißt!

Ein interessantes Gegenstück zu der von Beyle beliebten Übertreibung seines Themas bildet die gleichfalls von Colomb beigebrachte Erzählung «Exemple de l'amour en France dans la classe riche», die nach Colombs Zeugnis von Victor Jacque-

mont herrührt und von Beyle in einem «Tempête» gezeichneten Schreiben vom 24. Dezember 1825 als der «nuances», der bezeichnenden «petits faits» ermangelnd kritisiert, im übrigen aber mit dem größten Beifall[1]) begrüßt wird. Sie erweist sich als eine in Beyles Geist und Stil angefertigte, halb und halb satirische Studie eines boshaften Frauenverächters über die amour-vanité, die nach Stendhal in Frankreich zu Hause ist.

Diesen sämtlich mit Recht in den Anhang verwiesenen Nachträgen zur Originalausgabe fügen die Herausgeber als willkommene Ergänzung zwei von Paul Arbelet (1909 und 1905) zuerst veröffentlichte Arbeiten an: Zunächst die als «Catéchisme d'un roué» bezeichneten und mit einem blasierten Motto[2]) versehenen Aufzeichnungen «Du caractère des femmes françaises», die, am 26. Juni begonnen, 1803 den jungen Beyle damit beschäftigt zeigen, in Bereicherung eigener die Erfahrungen anderer, namentlich der ihm schon damals bekannten „Moralisten", zu einem System zu fügen, das ihm die geeigneten Mittel an die Hand gebe, mit Erfolg den Liebeskampf, die «chasse au bonheur» aufzunehmen. Die zum Teil als biographische Züge merkwürdigen, in Paragraphenform gereihten Sprüche, Einfälle und Glossen des sich als «Roué» gefallenden Jünglings[3]) sind, wie die Herausgeber mit Recht betonen, «le germe encore grossier» seines späteren Buches. — Vielleicht noch wichtiger ist das Bruchstück von Beyles erstem Roman, des «Roman de Métilde», das er (am 4. November 1819) in Mailand für Métilde Dembowska zu schreiben begann. Er war gedacht als das letzte Mittel, auf die Grausame einzuwirken. «Seul moyen d'émouvoir qui me reste puisqu'une lettre passionnée serait renvoyée avec colère». Dennoch erwog der Verzweifelnde einen Begleitbrief, für den er sich folgende Angaben über die Beilage vormerkt: «Pour ne pas manquer au respect: 1° L'on n'a pas gardé de copie. 2° On a masqué un sentiment que l'on ne se permet plus même d'indiquer (Soweit war der unglückselige Anbeter seines Idols gekommen.); 3° On est prié de jeter au feu.» Der Roman ist nicht an sein Ziel, weil nicht zu Ende gelangt. Métilde hat ihn nie zu Gesicht bekommen. Beyle erscheint darin als ein junger Pole, mit dem unmöglichen Namen Polosky, Métilde als comtesse Bianca, Madame Traversi, die von dem Liebenden für sein Haupthindernis gehaltene Freundin Métildens, als Comtesse d'Empoli. Folgende Selbstcharakteristik beschließt das in seiner grellen Gefühlsfarbigkeit an eine Verdische Oper gemahnende Fragment: «Quoique jeté dans le monde de bonne heure, c'était un caractère chimérique, rêveur, poétique, tout propre à sentir à fond le malheur de l'amour. Il avait été amoureux de Napoléon, et comme Napoléon n'aimait que les succès d'ambition, Polosky s'était cru de bonne foi et pendant longtemps ambitieux . . .» Es folgen von dem Konservator der städtischen Bücherei in Grenoble Royer beschaffte Anmerkungen, die Beyle der dort aufbewahrten Abschrift an den Rand gesetzt hat, darunter die so unmittelbar die Situation vergegenwärtigende:

---

[1]) «Si j'avais cinquante chapitres comme celui-ci, le mérite de l'*Amour* serait *réel*. Ce serait une vraie monographie.»

[2]) Toute femme m'amuse, aucune ne m'attache.

[3]) Vgl. die eine einigermaßen versteckte Jugendepisode erschöpfende feine Studie von Paul Arbelet «Les amours romantiques de Stendhal et de Victorine» (Mounier in Grenoble). Chez Émile-Paul frères, Paris (1924).

«Le 28 janvier 1820, sans doute en ce moment elle lit ma lettre demandant four visits every month.»

Den Beschluß der (vom Supplément geschiedenen, über die Colombschen Veröffentlichungen hinausgehenden) Appendices bilden zwei von den drei[1]) Artikeln, die Beyle selbst, um dem Absatz seines Buches aufzuhelfen, für Zeitungen verfaßt[2]), aber, bis auf einen, nicht veröffentlichten hat. Er nennt sie Puff-articles[3]). Sie sind einer aus dem andern entstanden. Der erste — wohl knapp nach dem Erscheinen des Buches — ist ein Dialog (mit der Devise «Very tame») zwischen einem Alten und einem Jungen. Der Alte wundert sich, was der Junge da «avec tant de sérieux» lese. Er wundert sich noch mehr, als er erfährt, daß die zwei Bände von der Liebe handeln. Der davon entzückte Junge fragt ihn, ob er jemals verliebt gewesen sei. Ob er aus Liebe verrückt gewesen sei, nicht geschlafen habe vor Liebe? Niemals, lautet die Antwort. Aber ob er sich in der Gesellschaft um einer Frau willen Blößen gegeben habe? Dessen erinnert sich jener an einem Beispiel. — Das Buch stelle diese Liebesdummheiten im einzelnen dar. Es beschreibe die Brautzeit der Liebe mit so viel Lebhaftigkeit und Feuer, daß er, der Alte, wieder von der entschwundenen Liebe träumen werde. — Aber Stendhal verwarf den Versuch. Er schreibt an den Rand: «Nul talent, c'est plat, raisonnable, vrai, mais non plaisant ni piquant.» Drei Jahre später als er De l'Amour neu herauszugeben plant, überliest er das Gespräch, findet es «passable», arbeitet es aber um und macht einen richtigen Artikel daraus. Er findet ihn «assez bon», sendet ihn aber an Crozet (Oktober 1825), der ihn ändern und erweitern soll. Dabei bleibt es. Der Aufsatz ist sehr gut. Er kennzeichnet De l'Amour als die Ausführung einer «idée bien originale», nämlich, «de traiter l'amour comme une maladie, et d'entreprendre de donner une description exacte et circonstanciée de tous ses phénomènes. Il fallait une grande chaleur d'âme, un esprit singulièrement orné et une connaissance bien étonnante du sujet, pour que l'intérêt, réveillé par ce titre si court, mais si étendu, *de l'Amour*, ne s'évaporât pas au milieu de l'appareil scientifique, logique et mathématique dont l'auteur l'a environné. La philosophie la plus calme en apparence, la dialectique la plus prenante (oder pressante?), est employée à juger et à examiner la plus terrible des passions du cœur humain . . . On fait depuis deux mille ans des madrigaux sur l'amour, c'est pour la première fois qu'on s'est avisé de l'examiner et de le décrire, comme Cabanis eût décrit et examiné la fièvre ou toute autre maladie. Le résultat d'une telle entreprise ne pouvait qu'être ou excessivement ridicule, ou

---

[1]) Einer ist in englischer Sprache in der Paris Monthly Review vom Oktober 1822 erschienen (Doris Gunnell, Stendhal et l'Angleterre, Paris 1909).

[2]) In der Vorrede von 1842 sagt er zwar: «Je n'avais pas même eu l'idée de solliciter des articles dans les journaux; une telle chose m'eût semblé une ignominie.» Wirklich aber hat er (am 4. Dezember 1822) von Sutton-Sharpe einen in der Edinburgh Review, vergebens, erbeten. Ebenso vergeblich blieb der 1833, als durch Titel und Umschlag eine neue Auflage vorgetäuscht ward, wiederholte Versuche bei demselben Freunde.

[3]) «poffer» (Correspondance II) erklärt er selbst als «vanter à toute outrance, prôner dans les journaux avec effronterie».

très remarquable. Nous n'hésiterions pas à annoncer comme très remarquable le livre . . . si, par l'originalité de son imagination, l'auteur n'avait comme pris plaisir à centupler les difficultés d'une tentative déjà si singulière par elle-même. A force de hardiesse et de concision, il arrête souvent le lecteur. C'est un grand défaut. L'auteur tombe dans le genre obscur si fort à la mode au XIVe(?) siècle, si décrié maintenant. Les lecteurs pressés du XIX siècle disent à un auteur: Soyez clair, lucide, agréable, ou je ferme le livre.» Aber er gelangt zu dem Ergebnis: «La grande qualité de son ouvrage, c'est qu'il se fait lire; on quitte avec peine ces deux petits volumes, on les reprend avec plaisir (!). L'auteur n'est philosophe que par son plan, il est poète par la manière de le remplir . . . Il n'est *jamais ennuyeux* que quand il est obscur. A force d'ellipses hardies, son style tombe souvent dans ce défaut. Il doit expliquer ses pensées et allonger ses phrases dans sa seconde édition.» Dazu ist es nicht gekommen. Als Beyle, seit 1830 Konsul in Civita-Vecchia, auf seinem ersten Urlaub vom August bis zum September 1833 in Paris weilte, versuchte er, dem von Mongie auf den Verleger Bohaire übergegangenen Vorrat von De l'Amour durch ein neues Titelblatt — De l'Amour, par Stendhal, auteur de Le Rouge et le Noir, de l'Histoire de la Peinture en Italie, des Vies de Haydn, Mozalt (sic) et Métastase, etc., etc. Paris, à la librairie universelle ancienne et moderne de Bohaire, acquéreur du fonds de Mongie . . . 1833 — und einen gleichlautenden Umschlag[1]) aufzuhelfen. Vergebens. Noch die Chartreuse de Parme (Dupont, 1839) verweist auf der Rückseite des Schmutztitels auf «De l'Amour et de diverses phases de cette maladie, 2 vol. in -12. Bohaire. 5 f.[2]).

Nach Beyles Tode unternahm der unermüdliche Colomb bei Hetzel die Ausgabe der Œuvres complètes. Es erschienen jedoch davon nur (1846) Le Rouge et le Noir und die Chartreuse, ohne Absatz zu finden. 1853 übernimmt der Verlag Michel Lévy frères, was bei Hetzel et Charpentier weiter vorbereitet worden war. Aber mit De l'Amour kam ihm Eugène Didier zuvor: es ist ein sorgfältiger Neudruck der Ausgabe von 1822. Michel Lévy seinerseits übertrumpfte Didier durch eine wenige Tage später veröffentlichte Sonderausgabe der «Fragments inédits» de l'*Amour:* Stendhal — Œuvres posthumes — Fragments inédits — De l'Amour; als ein Band der «Œuvres complètes de Stendhal (Henri Beyle), précédées d'un Essai sur sa vie et ses ouvrages, par M. Prosper Mérimée, de l'Académie française, y compris les œuvres inédites» (18 volumes in 18). Diese Fragmente umfassen: Die 2. und die 3. Vorrede, das Kapitel Des Fiasco, No. CLXX der Fragments divers, le Rameau de Salzbourg, Ernestine und Exemple de l'amour en France. Acht Tage darauf erschien «De l'Amour, par Stendhal (Henri Beyle). Seule édition complète, augmentée de préfaces et des fragments inédits». Obwohl Lévy im Journal de la librairie seiner Ausgabe anrühmte, sie sei und zwar von Mérimée «revue avec le plus grand soin, corrigée et commentée», erweist sie sich, abgesehen davon, daß Mérimée nichts mit dem Text zu tun hatte, den Colomb, unzulänglich genug, besorgte, als von Fehlern

[1]) Mein Exemplar hat nur den neuen Umschlag (ohne den Druckfehler in „Mozart").

[2]) Aber Mongie hatte 1824 Stendhal, der von dem unverkäuflichen Buche 100 Stück um 100 fr. zu erwerben begehrte, den Wunsch verweigert (S. L'Ermitage 15. Juli 1906).

wimmelnd. Trotzdem hat sie bis 1913 allen folgenden als Muster gedient[1])!

Es erübrigt, von den wichtigen Entwürfen zu einer Vorrede einiges zu sagen. Anfangs hatte Beyle, der auch sonst gern Anführungen verwendet, einen Auszug aus der Vorrede zu dem Buche «Voyage en Suisse» von M. Simond an die Spitze gestellt, das damals eben erschienen war. Der glücklich gewählte Abschnitt ruft die Gerechtigkeit, die Geduld und vor allem die Unparteilichkeit französischer Leser für ein Werk an, das sich zur Aufgabe setzt, die Tatsachen wirklich so darzustellen, wie sie sind (comme ils sont), und Gefühle und Meinungen nur zu achten, sofern sie überall gelten (vrais partout). Simon bekämpft als mehr als zweideutig (fort équivoque) eine ausschließliche Vorliebe, die seit einiger Zeit als Vorzug erachtet werde, die für das „eigentlich Französische", eine Einseitigkeit, die, zur Regel gemacht, „geographische" Wahrheiten einander gegenübertreten ließe. Es scheint, daß die Vorwürfe seiner Freunde über angebliche „Dunkelheit" des Eingangs von De l'Amour Beyle dazu bestimmten, den Charakter seines Buches außer Zweifel zu setzen und gegen Mißverständnisse einer unbefugten Beurteilung von vornherein in Schutz zu nehmen. So entwirft er denn allgemach «diverses préfaces», die ihm (laut einer Eintragung in das von Paul Arbelet bekannt gemachte Exemplar Bucci vom 21. Juni 1828) bei späterer Durchsicht alle überflüssig scheinen. «Que de temps perdu! Victor Ja[cquemont] m'a rendu un vrai service en m'empêchant de parler de moi au public». (Als ob De l'Amour etwas anders wäre als ein großes Selbstbekenntnis! Beyle verkennt diesen Charakter seines „Traktats" so weit, daß er — in dem von Colomb Mai 1826 datierten ersten seiner Entwürfe einer Vorrede — geradezu sagt, er habe wie ein Reisender, dem man es doch keineswegs verarge, in der ersten Person erzählt, was ihm begegnet sei, niemals aber selbst ein persönliches Gefühl empfunden, das verdient hätte, mitgeteilt zu werden; «et, si on veut lui (à l'auteur) supposer l'orgueil de croire le contraire, un orgueil plus grand l'eût empêché d'imprimer son cœur [!] et de le vendre au public pour six francs, comme ces gens, qui, de leur vivant, impriment leurs Mémoires.") In jener Note heißt es weiter: «La méchanceté de Mme de Côtebel (?) m'ouvre les yeux. (Anspielung auf eine offenbar „indiskrete" Auffassung seines «examen philosophique» «de la maladie de l'âme nommée *amour*».) Le temps perdu à tout ce rabâchage aurait fait 2 *comédies*!» Nichtsdestoweniger danken wir dem «rabâchage» eine Fülle des Interessanten, Äußerungen von einer Wahrhaftigkeit und einer Unmittelbarkeit, die diese Entwürfe dem Wertvollsten des mit Rousseau wetteifernden Selbstbekenners gesellt. Es liegen ihrer drei vor. Colomb setzt sie Mai 1826, Mai 1834 und März 1842 an. Beyle selbst[2])

---

[1]) Die verdienten Herausgeber der ersten kritischen Ausgabe des mißhandelten Buches können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit der zuerst 1903 bei Diederichs in Jena veröffentlichten Übersetzung von De l'Amour, die Arthur Schurig angefertigt hat, Worte befugten Tadels zu versetzen. Hier und da führen ihre ausgezeichneten Anmerkungen bezeichnende Verstöße dieser (auch in der neuen Ausgabe des Inselverlages keineswegs zur Befriedigung gediehenen) Verdeutschung an.

[2]) Stendhal et ses amis. Notes d'un curieux. (Von Henri Cordier. Gedruckt bei Charles Hérissey in Evreux 1900).

vermerkt: «Rimasugli dell'antica prefazione, trovata pesante: io f[accio] la nuova il 13 decembre 1825.» Kann sich diese Kritik auf den Auszug aus Simon beziehen? Ist nicht eher auf eine eigene hiermit verworfene Arbeit zu schließen, die verloren gegangen wäre? Freilich weist der Ausdruck antica, 1825 gebraucht, fast zwingend auf das Buch selbst hin, das damals dem Verfasser „alt" scheinen mochte. Daß — wie die Herausgeber als eine Möglichkeit verzeichnen — «Le Rameau de Salzbourg» gemeint sein könnte, dürfte bei der genauen Datierung dieses — als Einleitung immerhin nicht untauglichen — Kapitels («Love. 154 pages au lieu de 19. — 7—11 mai 1825. I make a new the 19 first pages of Love, que tout le monde trouve inintelligibles»[1])) außer Betracht bleiben: am 13. Dezember 1825 kann Beyle die Arbeit vom Mai desselben Jahres nicht als die „alte Vorrede" empfunden haben . . . Müller und Jourda nehmen an, daß die «*nuova* prefazione» vom 13. Dezember verloren sei und daß die von Colomb in den Mai 1826 versetzte eine neue Fassung dieses Versuchs vorstelle (?). Jedenfalls geht aus der Bemerkung Beyles vom Mai 1825 klar hervor, daß es sich damals nicht um eine dem bisherigen Text voranzustellende Einleitung, sondern um die Umarbeitung der ersten 19 Seiten des Buches selbst gehandelt hat.

Der «premier essai de préface» gibt der Überzeugung Ausdruck, daß trotz den Bemühungen des Autors, «dans cette nouvelle édition» — ein frommer Wunsch — «à rendre ses idées avec clarté», trotz Vorrede (dieser selbst ?), trotz Einleitung («Le rameau de Salzbourg» ?) von hundert Lesern der Corinne „kaum vier das Buch verstehen würden[2])". Es sei «tout uniment une description exacte et scientifique d'une sorte de folie très rare en France»; ein «voyage dans les régions peu connues du cœur humain», «la description circonstanciée de toutes les phases de la maladie nommée amour», eine «espèce de voyage moral en Italie et en Allemagne.»

Das Buch — und das zu betonen sei der einzige Zweck der Vorrede — könne unglücklicherweise nur von Leuten erfaßt werden, die Muße gehabt hätten Dummheiten zu begehen. Er selbst, der Autor, hätte, als er die Korrekturen seines unmittelbar von Tag zu Tag nach Eindrücken niedergeschriebenen Werkes gelesen habe, des öftern Stellen nicht mehr verstanden, er habe sie aus Achtung vor seinem Manuskript darin belassen, aber eben dies erweise, wie wenig er damit auf Beifall des Publikums gerechnet hätte. Er habe seine Gedanken genau so zu veröffentlichen beliebt, wie sie ihm gekommen wären. Und dies nach dem Muster der Griechen[3]) . . . Er habe sich große Mühe gegeben, klar zu sein, aber Wunder zu tun sei ihm versagt. «Je ne puis pas donner des oreilles aux sourds ni des yeux aux aveugles.» Bankiers und Fabrikanten, also Leute mit ausgesprochenermaßen positiven

---

[1]) Stendhal et ses amis. Seite 101 faksimiliert.

[2]) Man erinnert sich eines ungeduldigen Lesers der «Corinne»: Napoleon, der sich in Osterode (1807) von Talleyrand (den er dazu aufgeweckt hatte) das eben angekommene Buch der ihm verhaßten Madame de Staël versuchsweise vorlesen ließ, unterbrach ihn nach einer halben Stunde mit dem heftigen Ausruf : «Ce n'est pas lá du sentiment, c'est un fatras de phrases, . . . une tête à l'envers . . . Allez vous coucher . . . c'est du temps perdu . . . Chaque fois que l'auteur se personnifie dans son œuvre, l'ouvrage ne vaut rien.»

[3]) Vgl. die aus dem Exemplar Gougy angeführte Bemerkung.

Ideen hätten nichts mit dem Buch zu tun. Eher schon einer, der viel Geld an der Börse oder in der Lotterie gewonnen hätte, denn ein derartiger Gewinn sei immerhin vereinbar mit der Gewohnheit, stundenlang Träumereien nachzuhangen, an einem Gemälde von Proudhon, einigen Klängen von Mozart Freude zu haben, nicht zuletzt an dem vielsagenden Blick einer Frau, mit der man sich oft in Gedanken beschäftige. Auch den ehrgeizigen jungen Menschen lehne er ab, der, nachdem er kaum das Neugriechische erlernt hätte, schon das Arabische ins Auge fasse.

«Je prie de ne pas ouvrir ce livre tout homme qui n'a pas été malheureux pour des causes imaginaires *étrangères à la vanité*, et qu'il aurait grande honte de voir divulguer dans les salons.» . . . Frauen, die durch gekünsteltes Betragen jederzeit die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen verständen, die selbst nicht wüßten, ob sie ihren Empfindungen trauen könnten, wie sollten die imstande sein, wahre zu beurteilen? Ihnen habe dieses Buch denn auch eine bête noire sein müssen; «elles ont dit que l'auteur devait être un homme infâme».

«Rougir tout à coup, lorsqu'on vient à songer à certaines actions de sa jeunesse; avoir fait des sottises par tendresse d'âme et s'en affliger, non pas parce qu'on fut ridicule aux yeux du salon, mais bien aux yeux d'une certaine personne dans ce salon; à vingt-six ans, être amoureux de bonne foi d'une femme qui en aime un autre, ou bien encore (mais la chose est si rare, que j'ose à peine l'écrire de peur de retomber dans les *inintelligibles*, comme lors de la première édition), ou bien encore, en entrant dans le salon où est la femme que l'on croit aimer, ne songer qu'à lire dans ses yeux ce qu'elle pense de nous en cet instant, et n'avoir nulle idée de *mettre de l'amour* dans nos propres regards: voilà les antécédents que je demanderai à mon lecteur.»

Der deuxième essai de préface ist ganz kurz. Er beginnt mit dem berühmten Satz: «Je n'écris que pour cent lecteurs» und formt die (im Puff-dialogue verwertete) Frage: «Avez-vous été dans votre vie six mois malheureux par amour?», an die sich die andere, nicht minder wesentliche Voraussetzung schließt, die Beyle seinem Leser zumutet, «si vous avez lu dans l'année quelqu'un de ces ouvrages insolents qui forcent le lecteur à penser, par exemple, l'*Emile* de Rousseau, ou les six volumes de Montaigne?» Wer weder an jener «faiblesse des âmes fortes» gelitten noch die Gewohnheit habe, «contre nature, de penser en lisant», den könne dieses Buch nur gegen seinen Autor einnehmen: «car il vous fera soupçonner qu'il existe un certain bonheur que vous ne connaissez pas, et que connaissait mademoiselle de Lespinasse.»

Die als die endgültige zu erachtende Vorrede[1]) erzählt die Entstehung des Werkes, die seine einzigartige Form zu rechtfertigen vermöge. 1814 hat Beyle nach dem Sturze Napoleons seine Stellung im Staatsdienst eingebüßt. Zwei Jahre vorher hatte ihn der glückliche Zufall aus Rußland nach Mailand verschlagen[2]). Dort herrscht das Vergnügen, nicht der kleinliche Neid der französischen Provinz . . . Nach den glänzenden Maskenbällen des Faschings von 1820 hielten die Mailänder Gesellschaft fünf oder sechs durch ihre völlige Verrücktheit auffallende Ereignisse — es sind natür-

---

[1]) Ihr Entwurf weist zahlreiche Verbesserungen auf; der Text ist deshalb kaum mit Entschiedenheit festzustellen.

[2]) Wirklich hat sich Beyle von 1814 bis 1821 in Mailand aufgehalten.

lich Liebeshändel — einen Monat lang in Spannung. Eines Abends, bei der liebenswürdigen Frau Pietragrua[1]), sei ihm eingefallen, daß in ihm nach Jahresfrist kaum mehr eine deutliche Erinnerung an diese sonderbaren Vorfälle und ihre Ursachen würde haften geblieben sein. «Je me saisis d'un programme de concert, sur lequel j'écrivis quelques mots au crayon.» Auf dieselbe Weise sind seine Aufzeichnungen fortgediehen. In Paris habe er das „Heft" einem Buchhändler „geschenkt". Aber als es ans Drucken gehen sollte, erwies sich die Vorlage als unverwendbar. Da hätte er denn dem jungen Buchdruckereigehilfen, der ihm sein Manuskript zurückbrachte, deren Inhalt diktiert . . . Eigennamen hätten, aus Rücksicht, geändert, die Anekdoten gekürzt werden müssen. «Je publiai donc un livre malheureux. J'aurai la hardiesse d'avouer qu'à cette époque j'avais l'audace de mépriser le style élégant.» Der Buchdruckereigehilfe habe sein Teil dazu beigetragen, am Ausdruck, auf seine Weise, zu bessern, ja er habe «les circonstances des faits difficiles à exprimer» nicht Anstand genommen abzuändern (! ?). Ihm, Beyle, sei es auf die «petites nuances de sentiment» angekommen, auf die «moindres circonstances que je venais d'observer dans cette Italie que j'adorais».

Wie den Stil, so hätte er die äußern Mittel verabsäumt, dem Buche zu einem Erfolg zu verhelfen. Und dazu habe er dem Publikum nichts weniger als geschmeichelt, was damals, in den Tagen des nationalen Unglücks, die Hauptaufgabe der Literatur ausgemacht hätte. So sei denn das Schicksal des Werkes besiegelt gewesen. Und heute (1842)? Vielleicht habe diese «description scrupuleusement exacte des phases successives de la maladie que l'on appelle amour» bei einigen «esprits sages» Aussicht auf Beachtung («fera peut-être accueillir»), und zwar gerade deshalb, weil eine tödliche Gleichgültigkeit («sang-froid mortel») heute in den Beziehungen der jungen Leute mit den gelangweilten jungen Frauen vorherrsche . . . Beyle findet, daß die Wandlung, die Frankreich nach fünf vollständigen Staatsumwälzungen in seinem gesellschaftlichen Charakter erlitten habe, die von der «gaieté française» zum «esprit de dignité» der Engländer, der stumpfsinnigsten von deren trübseligen Einbildungen, eine Wandlung, die es unfähig mache, seine eigene Vergangenheit, die Gesellschaft von 1778, wie sie Diderots Briefe an die Volland oder die Erinnerungen der Frau d'Epinay versinnlichen, zu begreifen, nicht der energischen fremdenfeindlichen Regierung von 1793 zugeschrieben werden könnte, nicht dem Direktorium, dessen wohlgemeinte Dummheit («bêtise bien intentionnée») durch die Fähigkeiten Carnots und den unsterblichen italienischen Feldzug überstrahlt werde, nicht dem verderbten Hofe von Barras, der noch an die Fröhlichkeit der alten Zeit gemahnte und wo die Anmut Josefinens jedwede Neigung zu englischer Mürrischheit, englischem Dünkel ausschloß, nicht dem Konsulat und dem Kaiserreich, da die Cretet und Daru glänzten, sondern — «Inutile de pousser plus loin mon examen: le lecteur réfléchira et saura bien conclure. . .» — Jeder, der Beyle kennt, weiß, daß er die verhaßten Bourbonen meint. (Interessant ist der Vergleich mit dem politischen Milieu von «Lucien Leuwen».)

[1]) Seit vielen Jahren war Beyle mit dieser für seinen ersten Mailänder Aufenthalt (1804) maßgebenden Dame nicht mehr in Berührung gelangt. Dieser Umstand ist bezeichnend für die Phantasie des angeblichen Chronisten.

Von den drei Entwürfen einer neuen Vorrede scheint der letzte nicht eben der geeignetste; er führt vom Gegenstand allzuweit ab. Aber er hat den Charakter einer letztwilligen Verfügung, steht darum mit Recht in der kritischen Ausgabe an der Stelle des Lückenbüßers von 1822. Alle drei und so auch dieser Auszug wahlverwandter Gedanken erschließen ein bedeutsames Stück der inneren Geschichte von «De l'Amour». In lichtvoller Darstellung entwickelt sie die großzügige Einteilung Étienne Reys. Ihr Keim und Kern ist die Liebe zu Métilde Dembowska.

Wien. Richard von Schaukal.

EINIGE ALLGEMEINE BEMERKUNGEN ZU NEUEN TEXTAUSGABEN.

In den letzten Jahren, besonders nach dem Erscheinen der neuen Richtlinien, hat, wie auf allen Gebieten des Schulbücherwesens, so auch auf dem der neusprachlichen Textausgaben eine erhöhte Produktion eingesetzt. Eine ganze Anzahl neuer Sammlungen sind erschienen, und auch die alten Sammlungen rasten nicht, beinahe jeder Tag bringt etwas Neues. Man kann daran nicht vorbeigehen, es erscheint zweifelsohne viel Wertvolles, Brauchbares, den neuen Anforderungen Entsprechendes, das dem Alten recht oft überlegen ist. Die meisten großen Verlage haben wohlgeordnete, übersichtliche Verzeichnisse herausgebracht, die zur Orientierung des Lehrers recht nützlich sind.

Aber es erscheint auf dem Gebiete der Lektüre nicht nur Neues, sondern leider allzu häufig auch Uraltes (bes. Texte von Klassikern), was längst schon in anderen Sammlungen gut vertreten ist. Man sieht durchaus den Zweck nicht ein, warum all das nun immer und immer wieder von einem anderen in einer anderen Sammlung herausgegeben wird, zumal, wenn so gar nichts Neues, Besseres dabei geboten wird, weder in der Einleitung noch in der Art und Weise der Anmerkungen.

Noch schlimmer aber ist es, wenn in irgendeiner Sammlung von irgend jemandem ein neuer Text in wohlgelungener Form und Auswahl herausgebracht wird, und wenn dann, kurze Zeit darauf, jemand anderes hingeht und dasselbe, vielleicht in etwas veränderter Aufmachung, in einer anderen Sammlung veröffentlicht. Es dürfte so etwas wirklich nicht vorkommen.

NEUE SHAKESPEARE-SCHULAUSGABEN.

1. *Romeo and Juliet,* herausgegeben von L. Brandl (Freytags Sammlung frz. u. engl. Schriftst. G. Freytag, Leipzig).
2. *Julius Cæsar, a Selection of the Chief Scenes,* herausgegeben von K. Richter (Kellerers engl. Ausg., Kellerer, München).
3. *The Merchant of Venice,* herausgegeben von J. Kooistra (Selections from Engl. Lit. Kemink & Zoon, Utrecht).
4. *King Lear, Merchant of Venice, Macbeth, Julius Cæsar,* herausgegeben von J. Bausenwein und O. Schnellenberger in der Reihe *„die Meisterwerke Shakespeares in gekürzter Fassung"* bei G. Freytag, Leipzig.

Das Problem „Shakespeare im englischen Unterricht" ist noch lange nicht restlos gelöst, die vorstehenden Ausgaben beweisen das.

1. Die erste Ausgabe, Romeo and Juliet, scheint mir ihren Zweck ganz zu verfehlen. Sie soll doch eine Schulausgabe sein,

15*

im Unterricht benutzt werden. Dafür brauchen wir aber wirklich den ungeheuren philologischen Apparat nicht, den der Herausgeber drucken läßt: 56 Seiten Einleitung (das englische Theater vom ludus de S. Catherina bis zu Shakespeare, Shakespeares Leben und Werke, Entwicklung des Sagenmotivs, Abfassung und Überlieferung, Quellen, Sprache, Verskunst), dann noch 78 enggedruckte Seiten mit Anmerkungen; sehr fleißig, sorgfältig — zugegeben. Aber was sollen unsere Schüler denn um Himmels willen mit all der Gelehrsamkeit anfangen? Auf diese Art und Weise könnte man ihnen den großen Dichter wirklich gründlich verleiden. Wie sagt doch Benvólio, I. Akt, IV. Szene? — "The date is out of such prolixity!"

2. Nun das Gegenspiel: Julius Caesar in einer Auswahl der Hauptszenen: die beiden ersten Akte sind ganz weggelassen, ihr Inhalt wird in ein paar knappen Zeilen gegeben; von den drei letzten Akten ist vertreten III, 1 und 2, IV, 3 und V, 5, ohne irgendwelche Verbindung. Ich fürchte sehr, auch so kann man Shakespeare im Unterricht nicht gerecht werden.

3. Die holländische Ausgabe des Merchant of Venice gefällt mir nicht übel. Der Herausgeber hat eine gute literarische Einleitung dazu geschrieben, in fließendem Englisch, 12 Seiten, ohne allen philologischen Ballast (aus dem Foreword: I have given more thought to the ease of the pupil than to that of the master, leaving to the latter such supplementary information as the few facts known about the poet's life, etc.). Der Text wird ganz geboten. Von Interesse ist die bei uns in Deutschland kaum bekannte Art, in der die Anmerkungen gebracht werden: Schwierige Wörter des Textes werden in Marginalnoten am Rande der Seite erklärt, in englischer Sprache, ausnahmsweise auch holländisch, einzelne Wendungen und ganze Sätze am Fuße der Seite, nur englisch; hier stehen dann auch die sachlichen Erläuterungen. Die Anmerkungen sind aufs Nötigste beschränkt, sie verraten aber Sorgfalt und Selbständigkeit.

4. Der Versuch der beiden Herausgeber, Shakespeares Meisterdramen in gekürzter Form darzubieten, verdient Beachtung. Sie haben ganz richtig beobachtet, daß die großen Schwierigkeiten der Originaltexte häufig in den minder wichtigen Teilen der Dramen begegnen. Diese Stellen sind gestrichen und damit gleichzeitig ihre sprachlichen Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt. Wo nötig, wurde der Zusammenhang durch verbindende Prosa wiederhergestellt. Die Dramen erscheinen so wesentlich gekürzt, ohne daß aber die Geschlossenheit im Gange der Handlung gestört wäre. In den kurzen „Einführungen" ist mit Recht das Hauptgewicht darauf gelegt, den Ideengehalt und die Problemstellung des Stückes aufzuzeigen. Auch die Art der Anmerkungen ist recht ansprechend. Ein Hauptvorteil bei der Benutzung dieser gekürzten Fassungen wird der sein, daß es durch sie ermöglicht ist, trotz der knappen Zeit auf der Oberstufe mehrere Werke zu lesen. Vielleicht auch liest man das eine in ungekürzter, das andere in gekürzter Fassung. Es kommt auf einen Versuch an.

Französische und englische Schulbibliothek, Rengersche Buchhandlung, Leipzig.

A 166. G. Hanotaux, *Le Gouvernement de M. Thiers et la Libération du Territoire,* hrsg. von B. Voelcker.

A 200. *Stories of the Great War, by various Authors,* hrsg. von H. Gade.

A 214. *Deutschland im Urteil von Franzosen*, hrsg. von E. Pariselle.
A 215. *The Treaty, Comments of Wilson, Keynes, Lansing, and Dulles*, hrsg. von F. Warnecke.
B 37. *Moderne französische Lyrik*, hrsg. von J. Schmidt.

A 166. Das Bändchen bringt eine Auswahl aus der «Histoire de la France contemporaine» des bekannten Staatsmanns und Historikers, die mit gutem Geschick zusammengestellt ist. Sie gibt einen Einblick in eine der schwierigsten Zeiten des französischen Volkes, in die sieben Jahre nach dem verlorenen Kriege von 1870/71; wir hören von den starken inneren Wirren, den Kämpfen um den Bestand der Republik, vom Wiederaufbau, von der Ausführung der Friedensbedingungen, vom Mühen um die nationale Selbständigkeit, von der schließlichen Befreiung des Landes von der fremden Besatzung; im Mittelpunkt der Darstellung steht die Arbeit des großen Politikers Thiers. Zahlreiche Parallelen mit unserer eigenen politischen Entwicklung nach 1918 drängen sich bei der Lektüre des Buches auf, sie kann so für den Unterricht recht anregend und fruchtbringend gestaltet werden, das Verständnis für die großen staatsbürgerlichen Fragen im Leben eines Volkes wecken und vertiefen.

200. Ausgewählte Kapitel aus verschiedenen englischen und amerikanischen Autoren (bes. Ph. Gibbs), Schilderungen von London und Paris in den ersten Kriegswochen, Skizzen aus den Kämpfen in Belgien und Flandern (Mons, Ypern), die Torpedierung dreier englischer Kreuzer u. ä. Die ausgewählten Abschnitte sind frei von lehrhafter Berichterstattung, sehr anschaulich und spannend geschrieben, so daß sie als Klassenlektüre für U II oder O II sehr wohl empfohlen werden können.

214. Eine Auswahl aus X. Marmier, Frau von Staël, Lichtenberger, Didon, Cambon, Giraud, Huret, recht geschickt zusammengestellt und als Klassenlektüre für die Oberstufe sehr zu empfehlen. Der Schüler wird sich mit den verschiedensten Urteilen und Ansichten auseinandersetzen müssen: Er wird leicht das Verlogene in dem Hetzartikel eines Giraud: «L'Allemagne ‚au-dessus de tout'» erkennen, schwieriger, aber auch anregender wird es für ihn, wenn er der mehr oder weniger sachlich begründeten Kritik am «caractère» oder an der «mentalité» seiner Landsleute gegenübersteht; wichtig ist es für ihn, zu hören, daß es auch Franzosen gab (und noch gibt), die im Deutschen nicht nur den «boche» sahen, die sich bemühten, zu einem gerechten Urteil über ihre Nachbaren zu gelangen, und lehrreich und nützlich bleibt es für ihn zu wissen, was diese am Deutschen und in seinem Vaterlande vor dem Kriege vor allem schätzten, achteten oder auch bewunderten. Ich habe gefunden, daß unsere Schüler heutzutage der Erörterung all dieser Fragen lebhafte Anteilnahme entgegenbringen, und so kann man wohl sagen, daß das vorliegende Bändchen eine merkliche Lücke ausfüllt.

215. Das Bändchen bringt Wilsons 14 Punkte aus seiner Rede im Kongreß am 8. Januar 1918, dazu ausgewählte Kapitel aus Veröffentlichungen englischer und amerikanischer Schriftsteller über den Friedensvertrag und sein Zustandekommen. Besonders berücksichtigt ist Keynes mit seinem bekannten Werke: The Economic Consequences of the Peace (London 1920) und Lansing: The Peace Negociations (1921). Die Abschnitte sind gut ausgewählt, ausführliche und sorgfältige Anmerkungen geben die notwendigen Erläuterungen. Es erübrigt sich, auf die Bedeutung des Stoffes für unseren Unterricht noch besonders hinzuweisen.

B 37. Eine sehr ansprechende Auswahl französischer Lyrik von der «École parnassienne» bis zur Zeit vor dem Kriege. Verlaine und Rimbaud nehmen in der Sammlung mit Recht den Hauptraum ein. Vielleicht könnte in einer Neuauflage auch einiges aus der Kriegs- und Nachkriegslyrik geboten werden (etwa Vildrac, R. Arcos, Cocteau). Es war ein guter Gedanke, im Anhang einige deutsche Übertragungen französischer Gedichte zu bringen. Kurze Angaben über die Dichter sowie gute, knappe Anmerkungen vervollständigen das Bändchen, das sicher sehr willkommen sein wird.

Freytags Sammlung fremdsprachiger Schriftwerke, Verlag G. Freytag, Leipzig.

100. H. de Balzac, *Deux Nouvelles*, hrsg, von F. Meyer.
105. Tocqueville, *L'Ancien Régime*, hrsg. von R. Günther.
132. Sheridan *The Rivals*, hrsg. von J. Koch.
143. W. Scott, *The Lay of the Last Minstrel*, hrsg. von O.Emmerig.
154. F. S. Brereton, *A Hero of Lucknow*, hrsg. von R. Huppertz.
155. D. Hume, *Political Essays*, hrsg. von J. Falke.
156. Macaulay, *On Milton*, hrsg. von J. Koch.
157. E. Burke, *Speech on Conciliation with America*, hrsg. von M. Müller-Lage.
158. E. A. Poe, *The Gold-Bug*, hrsg. von H. Lebede.
159. George Guest, *A Social History of England*, hrsg. von F. Schild.

100. Die Geschichte vom Leiden und Untergang des tapferen und edlen Obersten Chabert entrollt ein packendes Gemälde der napoleonischen Heldenzeit und der kleinen Zeit, die darauf folgte. Zur Einführung in die große realistische Erzählungskunst Balzacs ist sie vorzüglich geeignet und wird von Oberprimanern gern gelesen. — Die zweite Novelle indessen, Le Curé de Tours, dürfte die Schüler kaum interessieren.

105. Die Betrachtung der französischen Revolution als dem größten und bedeutendsten Geschehen moderner französischer Geschichte wird man auf der Oberstufe immer eine gewisse Zeit widmen müssen. Tocquevilles Werk, das die Revolution darstellt, wie sie notwendig und zeitbedingt aus den Verhältnissen erwachsen mußte, ist als Klassenlektüre — etwa Ende U I, Anfang O I — sehr geeignet. Der Verfasser gibt keine Darstellung der einzelnen revolutionären Ereignisse, sondern vielmehr eine Art philosophischer Geschichtsbetrachtung. die den Schüler recht wohl zu eigenem Nachdenken und Vergleichen anregen kann.

132. Eine sorgfältige Ausgabe des Erstlingswerkes Sheridans nach dem ersten Druck, mit eingehenden Anmerkungen.

143. Als Schulausgabe scheint mir dieses Bändchen durchaus verfehlt. Es ist dort eben nicht zu bezweifeln, daß die Romantik W. Scotts uns heute fremd anmutet, ganz besonders gilt das für seine Romanzen. Ich möchte die Zeit nicht opfern, um eine Klasse durch die 6 Cantos durchzuquälen. Zu 110 Seiten Text, 78 Seiten Apparat — um all das durchzuarbeiten, brauchte man ja beinahe ein ganzes Jahr!

154. Diese Erzählung des mir weiter nicht bekannten englischen Jugendschriftstellers Captain Brereton scheint weder inhaltlich noch stilistisch besonders wertvoll. Um in die Welt Indiens einzuführen, gibt es doch Besseres. literarisch Wertvolleres (z. B. Kipling. in derselben Sammlung).

155. Niemand wird leugnen, daß diese ausgewählten Aufsätze Humes für den Historiker und Volkswirt von großem Interesse sind. Indessen, Hume schrieb in der Mitte des 18. Jahrhunderts, viele seiner Ansichten sind veraltet, überholt, nur mehr von historischem Interesse (vgl. z. B. folgende Aufsätze: Of the Parties of Great-Britain, Of Civil Liberty, Of Commerce, Of Money, Of the Balance of Trade). Die Anmerkungen bringen dazu kaum etwas, der Lehrer müßte also alles aus Eigenem geben (wenn anders er nicht will, daß seine Schüler eine Menge falscher und schiefer Ansichten übernehmen), und das setzt ein nicht geringes Maß nationalökonomischer Kenntnisse voraus. So wird das Bändchen im wesentlichen nur an höheren Handelsschulen und in den englischen Seminaren von Handelshochschulen mit Nutzen gelesen werden können.

156. Textausgabe mit ausführlichem philologischen Apparat. Auch dieses Bändchen kommt m. E. für die Klassenlektüre nicht in Frage. Wenn jemand glücklich dazu gekommen ist, einige Abschnitte aus dem Paradise Lost und vielleicht noch L'Allegro und Il Penseroso mit der Klasse zu lesen, hat er dann wirklich noch Zeit, diesen Essay durchzunehmen, ohne bei der so sehr knapp bemessenen Stundenzahl Wichtigeres zu vernachlässigen? Im englischen Proseminar der Universität dagegen wird der Aufsatz eine sehr geeignete Lektüre sein.

157. Die Parlamentsrede Burkes gibt ein Bild von den politischen Verhältnissen vor Ausbruch des nordamerikanischen Befreiungskrieges. Als Lektüre in einer Arbeitsgemeinschaft wird sie recht brauchbar sein; als Klassenlektüre zöge ich für meinen Teil Reden moderner Staatsmänner, wie sie ja auch schon in Schulausgaben erschienen sind, vor.

158. Eine spannende, abenteuerliche Geschichte. Das Negerenglisch und das Chiffrerätsel werden freilich die Lektüre etwas erschweren.

159. Der Titel dieses Bandes verspricht mehr, als der Inhalt wirklich gibt. Das Ganze ist viel zu sehr auf das Mittelalter eingestellt. Was auf 30 Seiten über die soziale Entwicklung in den "Modern Times" geboten wird, ist äußerst dürftig; 111 Seiten sind der Entwicklung von der Römerzeit bis zu den Stuarts gewidmet; für uns ist der Stoff teilweise gewiß recht interessant, für den Schüler m. E. aber durchaus nicht.

Neusprachliche Klassiker mit fortlaufenden Präparationen, Verlag C. C. Buchner, Bamberg.

45. R. L. Stevenson, *The Bottle Imp*, hrsg. von A. Kroder.
46. *Popular and Heroic Tales*, hrsg. von K. Botzenmayer.
47. Defoe, *Robinson Crusoe*, hrsg. von O. Wellner.
48. *Modern Short Stories, 2nd Series*, hrsg. von A. Kroder.
49. Swift, *Gulliver's Travels*, hrsg. von A. Bauer.
50. Dickens, *David Copperfield's Childhood*, hrsg. von H. Betz.
52. Fairy Tales, *German and English*, hrsg. von H. Betz.
53. *Psychology of the English People*, hrsg. von A. Kroder.

Bd. 45. bringt die gern gelesene Südseegeschichte Stevensons, 46 eine Auswahl aus dem englischen Sagenkreise (Robin Hood, König Arthur und die Tafelrunde), 47, 49 und 50 eine brauchbare Auswahl aus den großen Romanen; besonders beachtenswert ist 48, vier recht hübsche Geschichten moderner Erzähler (Kipling, Phillpotts, Ogilvie, Letts), für die Mittelstufe sehr geeignet.

Bd. 52 bringt im ersten Teil deutsche Märchen in englischer Übersetzung, im zweiten Teil englische Märchen; ich fürchte, der erste Teil wird die Schüler langweilen. 53 bringt eine gute Zusammenstellung von Abschnitten aus den Werken von R. W. Emerson, B. Shaw, Visc. Haldane, Buckle, Gardiner, Leslie Stephen. Als Einführung in die Wesenskunde des englischen Volkes ist das Büchlein recht brauchbar. Besondere Beachtung verdienen die Studien Haldanes, worin er versucht, den Unterschied zwischen deutscher und englischer Geisteshaltung herauszuarbeiten.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Engl. Authors. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

185. Lionel Curtis, *Problems of Commonwealth*, hrsg. von K. Ehrke.

Die einzelnen, vom Herausgeber sehr geschickt zusammengestellten Kapitel entstammen der Feder Lionel Curtis', des Gründers des "Round Table"-Verbandes, durch welchen die Idee vom Commonwealth vor allem propagiert wird. Diese Idee ist für das Verständnis des britischen Weltreiches und seines Lebens heute von ausschlaggebender Bedeutung, und es ist nötig, daß wir uns mit ihr auch im Unterricht befassen. Die verschiedenen Abschnitte des Bändchens behandeln 1. The Nature of the Commonwealth, 2. The English C., 3. The Inclusion of Scotland in the C., 4. The British C. of Nations, 5. America and the British Commonwealth. Besonders wertvoll erscheinen mir Kapitel 1, 2 und 4. Die tiefgründigen, dabei sprachlich nicht allzuschwierigen politischen und staatsrechtlichen Untersuchungen können für die Erziehung unserer Schüler zum staatsbürgerlichen Denken von großem Nutzen sein. Beachtenswert ist, wie der Verfasser selbst über politische Erziehung denkt: "The end and object of all policy should be to make more men fit for the exercise of political responsibility". Eine große Anzahl von Problemen, die heute im Brennpunkte des allgemeinen Interesses stehen, werden angeschnitten und behandelt, es seien nur einige angedeutet: selfgovernment, responsible government, dictatorship, nationality, national individuality, universal suffrage, parliament, administration law, federation. Eine ausführliche Einleitung des Herausgebers führt in den ganzen Ideenkreis sein. Die Anmerkungen sind knapp, aber doch eingehend, mit wertvollen Hinweisen auf Parallelliteratur.

Wiesbaden. Wilhelm Gerhard.

TEUBNERS NEUSPRACHLICHE LEKTÜRE.

Reihe I: Englisch, herausgegeben von Rothweiler und Wetzel.
a) Heft 2: *Leichte Anfängerlektüre II.* b) Heft 4a u. b: *Leichte Gesprächsstoffe.* c) Heft 7: *The Americanization of Edward Bok.* d) Heft 10: *Great Britain Overseas I* (*Glimpses of Australian Life.* e) Heft 11: *id. II* (*Gl. of Canadian Life*).

a) Enthält auf 30 Seiten nursery rhymes, Rätsel, Gedichte, Märchen und Erzählungen, zumeist englischen Kinderzeitschriften entnommen. Im Wörterverzeichnis sind die Vokabeln gesondert für jedes Lesestück aufgeführt, im Gegensatz zu den anderen Heften ohne jede phonetische Umschrift, ein bedenklicher Mangel, denn gerade für Anfänger müßten die Schwierigkeiten der englischen

Aussprache wenigstens in etwas durch diesen Behelf gemildert werden. Oven heißt *Back*ofen, with all her might wäre besser zuerst wörtlich zu geben, stant ist Druckfehler für start. Über die Notwendigkeit der Zusammenstellung dergleichen Lektürestoffe kann man geteilter Meinung sein. Meines Erachtens sind sie überflüssig, da jedes moderne Elementarbuch solche in genügender Anzahl enthält und der Unterricht auf der Unterstufe unter Vermeidung vielen Allerleis sich einzig auf Vermittlung grundlegender Kenntnisse in der fremden Sprache beschränken soll. Dem Lehrer können einzelne zum Diktieren oder Vorlesen geeignete Abschnitte gute Dienste tun.

b) Der Inhalt des 4. Heftes ist in a mehr für Knaben, in b mehr für Mädchen zugeschnitten. Gespräche auf der Reise und bei der Ankunft in London, im Hotel, in der Familie, über Handel und Verkehr, Bankwesen, Kleidung, Hauswesen wechseln untereinander und mit Briefen ab, alle in einwandfreiem Englisch, doch ohne Quellenangabe. Diese Sammlung kann wohl nach 2—3jährigem Unterricht neben dem Übungsbuch in Frage kommen, obwohl der Stoff z. T. für die hierfür in Betracht kommende Altersstufe etwas zu hoch gegriffen ist und das kindliche Interesse übersteigen dürfte (7, 13). Das Wörterverzeichnis, ebenso wie im vorigen Heft fortlaufend gehalten, zeigt dieses Mal die phonetische Umschrift eines jeden Wortes. Bei beauty wäre auch die für die betreffende Stelle passende Übersetzung „Prachtstück" anzugeben, ebenso müßte die verschiedene Bedeutung von poorly als adv. und adj. beachtet werden.

c) Dieses Bändchen, von Dr. Kellermann an der Harvard University herausgegeben, enthält die Jugendgeschichte eines im Alter von sechs Jahren mit seinen Angehörigen nach Nordamerika ausgewanderten holländischen Jungen. Die ungünstige Vermögenslage der Familie veranlaßt den jungen Eduard, Mittel und Wege zum Geldverdienen auszukundschaften. Er reinigt die Schaufensterscheiben eines Bäckerladens, verschleißt Zeitungen auf der Straße, verkauft Eiswasser an die Fahrgäste der Trambahnen, schreibt Zeitungsartikel über Kinderfeste — wohlgemerkt das alles in seinen Mußestunden, die ihm der Schulbesuch übrig läßt. Im Alter von 13 Jahren verläßt er die Schule, wird Angestellter einer Telegraphengesellschaft und sucht in seiner Freizeit die Mängel seiner Bildung zu beheben. Er verschafft sich nämlich mit dem ersparten Gelde ein Konversationslexikon und vertieft sich in die Lektüre von Biographien zeitgenössischer Berühmtheiten, die wie er von der Pike auf dienten. Brieflich wendet er sich an Generäle, Staatsbeamte, Erfinder usw. und bittet sie um Auskunft über eine im Lexikon unklar gebliebene Lebensepisode. Die erhaltenen Antworten bilden einerseits den Grundstock einer Autographensammlung, andrerseits bringen sie ihm durch Veröffentlichung in den Zeitungen beträchtliche Honorare ein. Von einer lithographischen Gesellschaft wird sein Vorschlag dankbar angenommen, die den Zigarettenpackungen beiliegenden Photographien von Schauspielern und Schauspielerinnen mit biographischen Notizen zu versehen, die er teils selbst abfaßt, teils von Bekannten abfassen läßt. Statt eine Rede des Präsidenten der Vereinigten Staaten stenographisch niederzuschreiben — seine Kenntnisse in der Kurzschrift sind mangelhaft — bittet er diesen lieber um eine Abschrift, wodurch er natürlich seinen Konkurrenten zuvorkommt. Der Präsident und seine Begleiter sind alle entzückt von Eduard, er wird von der Frau

Präsident eingeladen usw. usw. — alles als Knabe von 16 Jahren! — Diese absichtlich ausführlich gehaltene Inhaltsangabe zeigt uns — ganz abgesehen von den groben Unwahrscheinlichkeiten — zur Genüge, welcher Geist aus dem Buch uns entgegenweht. Mit Recht sagt der Herausgeber in der Vorrede: „Eduard Bok ist nicht eben ein Vorbild, ein Ideal für den deutschen Jungen. Die Art, wie er sich an Präsidenten, Generale und Dichter heranmacht und ihre Zeit in Anspruch nimmt, ist für deutsches Gefühl abstoßend." Gewiß, sein Unternehmungsgeist und seine praktische Einstellung ist bewundernswert, aber die Weise, wie er diese Eigenschaften in den Dienst des reinen Erwerbslebens stellt, ist unseren deutschen Erziehungsidealen und unserer Auffassung des Lebensberufes direkt entgegengesetzt. Ein junger Mann, der sich von anderen schriftliche Arbeiten anfertigen läßt und sie mit der Hälfte des Preises entlohnt, den er selbst dafür in Empfang nimmt, hat sicher alle Anlagen zu einem Geschäftsgenie, aber schließlich bedeutet doch die Arbeit mehr als Voraussetzung des materiellen Daseins; nach unseren Erziehungsgrundsätzen ist sie das hauptsächliche Mittel, um die gegebenen Anlagen und Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen und ihre Betätigung zugleich in den Dienst der menschlichen Gesellschaft zu stellen. Aus diesen Gründen, zu denen noch der Umstand kommt, daß die Erzählung in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts spielt, ist diese Lektüre auf deutschen Schulen trotz des guten Englisch und der beigegebenen Wort- und Sacherklärungen vom erzieherischen Standpunkt abzulehnen.

d) und e) Diese Hefte, denen ebensolche über South Africa und India folgen sollen, dürften einem lang gehegten Bedürfnis entgegenkommen. Sie geben vorzügliche Überblicke über die Entdeckungsgeschichte der betreffenden Gebiete und deren erste Besiedlungsversuche, bringen lebenswahre Bilder aus dem Kolonialleben nebst Darstellungen ihrer Entwicklung in wirtschaftlicher Hinsicht bis auf unsere Zeit. Alle Abschnitte sind guten englischen bzw. amerikanischen Quellen entnommen. Im Vokabular sind mit Hinsicht auf die fortgeschrittenen Leser nur die schwierigeren Wörter phonetisch umschrieben, Wort- und Sacherklärungen finden sich außerdem in d). Im ganzen recht brauchbare Bändchen, die bei der einfachen Darstellungsweise sowohl für Klassen- als auch ganz besonders für Privatlektüre in Betracht kämen.

Landau (Pfalz) Karl Graner.

G. Backhaus: *Wie lerne ich einen guten französischen Aufsatz schreiben?* Praktische Anleitung für Schule und Haus. Berlin, Weidmann 1926. 27 S.

Der Titel verspricht, was der Inhalt des Heftchens (250 Beispiele frz. syntaktischer und stilistischer Besonderheiten mit paralleler deutscher Übersetzung) kaum halten kann; „zur stilistischen Beobachtung des Französischen anleiten" (Vorwort S. 3), diese Aufgabe wird es ja bei schon recht weit Fortgeschrittenen leisten können. Brauchbar französisch schreiben lernen kann man aber weder in der Schule noch im Haus bloß mit Hilfe einer solchen sonst ganz nützlichen Zusammenstellung. Der Verf. überschätzt eben das rein konstruktive Element beim deutschen Schreiber französischer Aufsätze und übersieht die ausschlaggebende Bedeutung des Mechanisch-imitativen.

Wien. Gustav Rieder.

Albert A. Shapiro, *A Beginner's Spanish Grammar.* Chapel Hill, N. C. The University of North Carolina Press. London: Humphrey Milford, Oxford University Press. VI u. 263 S. 8°.

Da mir die an den Schulen der Vereinigten Staaten für den Spanischunterricht eingeführten Lehrbücher unbekannt sind, weiß ich nicht, inwieweit vorliegendes Schulbuch einen Fortschritt darstellt. So viel kann gesagt werden, daß das Buch mit großer Gewissenhaftigkeit und pädagogischem Verständnis gearbeitet ist. Der Lehre des Konjunktivs, der besonders dem Angelsachsen Schwierigkeiten macht, ist mit Recht große Sorgfalt gewidmet. Die Übungssätze sind dem praktischen Leben entnommen, doch sind sie weit entfernt von den Simplizitäten Ahn-Ohlendorfschen Angedenkens.

Druck, Papier und Einband lassen an Gediegenheit nichts zu wünschen übrig.

Luigi Russo, *Italienische Erzähler* (*1860—1926*). Aus dem Italienischen übertragen und nach Angaben des Verfassers vervollständigt von Laura M. Kutzer. Julius Groos, Heidelberg 1927. 8°. XXXVII u. 278 S.

Der um die Verbreitung fremdsprachlicher Schriftwerke sehr verdiente Verlag hatte offenbar die Absicht, mit vorliegendem Buche uns Deutschen einen Wegweiser durch den dichten Wald der modernen italienischen Erzählungsliteratur zu geben. Nun ist *Luigi Russo* sicher ein gründlicher und geistvoller Kenner des italienischen Schrifttums, gleichwohl scheint mir sein Buch nicht recht geeignet, Ausländern eine richtige Vorstellung von dem behandelten Gegenstande zu vermitteln oder gar Liebe zur Lektüre zu erwecken. Die Charakteristiken der einzelnen Autoren sind in geistreichem Feuilletonstil geschrieben, aber nur zu oft merkt man das kalte Hundeschnäuzchen, das Verf. dem Kritiker *Papini* vorwirft, an jenem selbst. Der deutsche Leser, der sich in dem Buche Rat holen will, wird sicher abgeschreckt werden, wenn *Barrili* als geschwätzig (S. 9), *De Amicis* als „empfindsamer Geck" (S. 86), *A. Negri* als „verkrampft-pathetisch" abgetan wird. Mit Analysen, bei denen schließlich der Kritiker ja auch seinen Geist glänzen lassen kann, wäre dem Leser besser gedient. Am glimpflichsten kommt noch *Verga* weg, mit dem sich Verfasser in einer Monographie liebevoll befaßt hat (Giovanni Verga, 2. Aufl., Florenz, Vallecchi 1925).

Wertvoll sind die bibliographischen Daten am Schlusse eines jeden Kapitels (Titel, Verlag, Jahreszahl der Werke), sowie die Literaturangaben im Anhang des Buches.

Es ist deutlich erkennbar, daß sich die Übersetzerin redliche Mühe gegeben hat, den schwierigen Text in ein genießbares Deutsch zu übertragen. Dennoch schimmert an vielen Stellen das Original durch. Auch sind Nachlässigkeiten nicht ganz selten. So heißt es S. 105 „Seine meisten Erzählungen", S. 157 „vergessen *an*" (wienerisch!), S. 159 „in französisch", „in deutsch", S. 119 klingt „die gefüllteste unter den Arbeiten" nicht sehr idiomatisch. S. 123: Warum „Vergottung" statt „Vergötterung"? S. 192: „einem Pastor*en*" usw.

Klagenfurt. R. Riegler.

Eça de Queiroz, Auswahl aus seinen Werken mit einigen deutschen Übersetzungen und einer Einleitung herausgegeben von LUISE EY (Neuere portugiesische Schriftsteller, VII, Heidelberg, Groos, 1926). XXIV. 144 S.

Luise Ey hat ein unleugbares Verdienst, zwischen portugiesischer und deutscher Kultur, und zwar in beiden Richtungen, zu vermitteln. Wir müssen sehr dankbar für die Reihe kleiner Bände sein, die den deutschen Lesern die Bekanntschaft mit den wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiet der neueren portugiesischen Literatur ermöglichen. Denn hier gilt es, eine große Lücke auszufüllen. Das Portugal des 19. und 20. Jahrhunderts wächst mächtig in die moderne Literatur und Philologie herein. Und wie wenig wissen wir davon in Deutschland! Eine Gestalt wie Eça de Queiroz verdient nun unbedingt, dem Leser näher gebracht zu sein. Die Herausgeberin verfolgt auch in diesem Bändchen das Ziel, durch geschickte Auswahl fesselnder Stücke ein Charakterbild des Dichters zu geben und dadurch zum Studium des Ganzen zu reizen. Sie wählt daher mit Recht keine Stücke aus Eças ersten Romanen, die so stark unter französischem Einfluß stehen, sondern solche von echt portugiesischem Gepräge. Insofern wäre vielleicht der breite Raum, den die Novelle von Adam und Eva einnimmt, besser zu verwerten gewesen, wenn auch bei ihrer Wahl gewiß der Umstand mitbestimmend war, daß gerade bei ihr die Übersetzung willkommen sein wird. Aber diese Rekonstruktion des Urmenschentums hätte auch manch anderer Verfasser zustande gebracht, während die Schilderungen aus dem portugiesischen Leben für den Leser doppelt anziehend und die aus dem französischen leicht verständlich sind. Schade, daß die Herausgeberin nicht mehr die 1925 erschienene *Correspondencia*[1]) verwerten konnte. Abgesehen von dem reizenden Briefstil hätte eine geschickte Auswahl den Einblick in Eças Entwicklung gegeben, von leidenschaftlicher Franzosentümelei und Franzosennachahmung zu echter Vaterlandsliebe und Geist am Portugiesischen: Der Weg von «*O Primo Bazilio*» zu «*A Cidade e as serras*».

Die Ausgabe ist sorgfältig hergestellt, die Übersetzung meistens genau. An einzelnen Stellen wird ein Zuviel fühlbar, z. B. S. 114 *O mundo pressente* ... = S. 115. Die Welt fühlt in ahnungsvollen Schauern. — *O mar afogou o seus mostros* = Das Meer hat seine Ungeheuer in seinen Tiefen ertränkt. — *A terra toma estavel a sua gleba e molemente se humedece* = Die Erde bindet die lockere Scholle und feuchtet sich behaglich (?) — *E todos os metais se alinham em filão, e alegremente se dispõem para o fogo* = Und alle Metalle stellen sich in Reih und Glied, froh bereit, sich ins Feuer zu stürzen. — *A face de osso Pai que o esfôçro da Vida embelezon* = . . . Das Antlitz unseres Urvaters, das des Lebens Last und Mühe (statt: Kraftentfaltung) verschönt hat. — *A testa se encheu com o lento pensar* = Die Stirn [wurde] allmählich gedankenvoller (statt: füllte sich mit langsamem [schwerfälligem] Denken) usw.

Das Bändchen bringt zwei Bilder Eças und die Abbildung seines Lissabonner Denkmals, dessen Inschrift Eças Wesen auf die höchste Formel bringt: *Sôbre a nudez forte da verdade o manto diáfano da fantasia.*

Wien. Elise Richter.

---

[1]) Eça de Queiroz, Correspondencia, 2. Aufl. Porto 1926

NAVARRO TOMÁS, *Compendio de ortología española para la enseñanza de la pronunciación normal en relación con las diferencias dialectales.* Madrid, Casa Editorial Hernando, 1927, 96 S. 1,25 ptas.

Das vorliegende Büchlein des bekannten Madrider Phonetikers wird nicht nur bei den Lehrern der Länder spanischer Zunge, für die es in erster Linie geschrieben ist, sondern auch in den Kreisen unserer Lehrer und Studierenden der spanischen Sprache willkommen geheißen werden. Die Frage: Was ist gute spanische Aussprache? Welche Züge der sozial und landschaftlich nicht unbeträchtlich wechselnden Aussprache des Spanischen sollen wir annehmen, welche Sonderheiten sollen wir ablehnen? ist oft gestellt worden. Navarro gibt uns darauf klare und bündige Antwort. Auf Grund jahrelanger Beobachtungen gelingt es ihm, den Begriff der normalen Aussprache des Spanischen scharf zu umgrenzen und im einzelnen nachzuweisen, was als Normaltyp spanischer Aussprache sowohl auf der Halbinsel wie im spanischen Amerika gelten kann und gilt. Daß die Frage festländisches Spanisch und überseeisches Spanisch hierbei von gar keiner Bedeutung ist, wird aufs neue klargestellt. Wir pflichten Menéndez Pidal durchaus bei, wenn er in dem Vorwort zu dem Werke Navarros die These aufstellt: «Admitidas ciertas divergencias como éstas (er bezieht sich auf den Unterschied in der Aussprache des *c, z þjégo-sjégo* ‚ciego', *káþa-kása* ‚caza'; die verschiedene Wiedergabe des zwischenvokalischen *-d-* in *-ado*), que existen, y mucho mayores, en todos los idiomas, aun en los de menor extensión geográfica, no puede decirse que haya oposición entre lo español y lo hispanoamericano. Este antagonismo que algunos establecen y exageran . . . queda resuelto dentro de la unidar superior de la lengua española culta y literaria».

In den einleitenden Kapiteln wird eine allgemeine Wegweisung gegeben und erklärt, was wir uns unter korrekter Aussprache des Spanischen vorzustellen haben, welche Bedeutung die Lautgeschichte auf ihre Herausbildung besitzt, und welchen Einfluß Theater und Schulunterricht bei ihrer Pflege haben oder haben können. Schließlich werden die Begriffe der affektierten Rede, der eigentlichen Sprachfehler, der Vulgarismen und der mundartlichen Züge umschrieben. Den zweiten und Hauptteil des Buches füllt die systematische Darstellung der einzelnen Phoneme (Vokalismus, Konsonantismus) unter dem besonderen durch den Titel des Werkes und die vorstehenden Ausführungen hinreichend gekennzeichneten Gesichtswinkel.

Wir wünschen das Büchlein in der Hand recht vieler Lehrer und Studenten. Es wird ihnen eine wertvolle und auch notwendige Ergänzung zu dem „Handbuch der spanischen Aussprache" bieten, das uns Navarro vor einigen Jahren geschenkt hat[1]). Einen Ersatz für dieses — das sei, um Irrtümern vorzubeugen, erwähnt — will es nicht bieten.

Zum Schluß ein paar Bemerkungen für eine Neuauflage. Die Berechtigung der Pflege mundartlicher Aussprache wünschte ich gerade gegenüber spanischen Lehrern viel stärker betont, als es S. 24 geschieht. Nur die wenigsten von ihnen haben begriffen, daß neben der literären Sprache auch die Mundart Lebensberechti-

[1]) Deutsche Ausgabe Leipzig 1923. Inzwischen ist die 3. Auflage in spanischer Sprache erschienen (Madrid 1926).

gung hat und neben jener wohl bestehen kann. Sie sind es doch, die aus mißverstandenem Purismus heraus in vielen Teilen Spaniens seit langem der Dialektforschung das Konzept verderben. — S. 56 ist zunächst das schwachtonige o gemeint. — S. 58. Die Beispiele *ancargado* ⟨*encargado, an Barselona*⟩ *en Barcelona* sollten aus der katalanischen Tendenz heraus, vortoniges *e* und *a* als [ə] zu artikulieren, erklärt werden. Der Leser wird sie nur schwer mit dem Vorausgehenden in Zusammenhang bringen können. — S. 66. Labiodentales [v] in Teilen des katalanischen Sprachgebiets. — S. 88. *traerlo*⟩ *traello* auch in Extremadura, Chile (vgl. Wsp. Mdt. § 286). — S. 59. Die velare Klangfarbe des Tonvokals *a* vor silbenschließendem *l* in der Aussprache von Katalanen (*alto, sal*) erklärt sich aus dem velaren Charakter des *l*, auf den an anderer Stelle hinzuweisen wäre.

Hamburg. F. Krüger.

G. Wacker, *Spanisches Lesebuch zur Einführung in die Kultur Spaniens.* — Leipzig (Teubner) 1927. XVI u. 131 S. Mit Wörterbuch. 57 S. 4,60 M.

Dieses mit zahlreichen guten Abbildungen ausgestattete Lesebuch setzt die Theorien in die Praxis um, welche die Verfasserin bereits in ihrer Schrift „Kulturkunde im spanischen Unterricht" (Leipzig 1926) verfochten hatte und in der knappen, aber klaren Einleitung zu diesem Werke nochmals hervorhebt. In vier großen Abschnitten (El carácter nacional, El alma esp. en siglos pasados. Costumbres y fiestas esp., Por tierras de España) entrollt sich an feinsinnig ausgewählten Texten moderner Autoren (Azorín, P. Baroja, Blasco Ibáñez, Palacio Valdés, Valle-Inclán u. a.) ein Gesamtbild der spanischen Kultur, wie es geschickter und besser kaum hätte zusammengestellt werden können, wenn man auch das eine oder andere Stück manchmal anderweitig ersetzt wünschen möchte. Da ich das Lesebuch im Unterricht selbst benütze, darf ich vielleicht versichern, daß dieser reichhaltige Lesestoff auf allen Gebieten der richtig verstandenen Kulturkunde fördernde Anregung bietet. Nachstehende kleine Mängel, die mir beim Gebrauch auffielen, ändern nichts an dem jeder Kritik standhaltenden Gesamturteil über das Werk. An den Notas fiel mir auf, daß (zu S. 52/18) der alte orientalische (?) Glaube an den bösen Blick der Grund dafür sein soll, daß die Häuser in Spanien nach innen orientiert sind. Ungeschickt ist (S. 94/27) die Würdigung Don Quijotes in dem Satze: „Die Grenzen von Sinn und Unsinn sind bedenklich fließend." In der biographischen Notiz wird Valle-Inclán als der hervorragendste Schriftsteller Spaniens gefeiert, ein Urteil, das zweifellos ungerechtfertigt ist und in einem Schulbuch besser nicht zu finden sein sollte. Ob es angebracht ist, im Wörterverzeichnis alle, selbst die einfachsten Vokabeln aufzuführen, möge dahingestellt sein. An Druckfehlern stellte ich fest: S. 7/20 resplandor statt esplandor, S. 12/5 pageré statt pagaré, S. 38/6 qué statt que, S. 59/21 ixistido statt existido, S. 92/29 lo poesia statt la poesia. — Alles in allem: das Lesebuch kann zum Schulgebrauch aufs wärmste empfohlen werden.

W. Giese, *Anthologie der geistigen Kultur der Pyrenäenhalbinsel,* Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1927. XVI u. 375 S. Geb. 28 M.

Diese Anthologie soll nicht bloß literarischen Zwecken dienen, sondern (wie im Titel angedeutet) die gesamte geistige Kultur

der iberischen Halbinsel umfassen (bis 1492). So findet man neben Abschnitten aus arabischen Philosophen Bruchstücke hebräischer Autoren über Astronomie und Medizin, die alten fueros und Verkaufsurkunden wechseln ab mit Stellen aus dem Poema del Cid und der Chronik, Ramón Lulls naturwissenschaftliche Werke sind neben seinen mystischen vertreten; auch fehlen nicht Proben aus den Romanzen. „Das Schrifttum der Spanier, Portugiesen, Katalanen und Basken (mit deutscher Übersetzung hier) wurde gleichmäßig berücksichtigt.“ (S. VII.) Die arabischen und hebräischen Proben werden in deutscher Übersetzung angeführt; den einzelnen Texten geht jeweils eine kurze biographische Notiz nebst den wichtigsten bibliographischen Angaben voraus. Man kann sehr geteilter Meinung darüber sein, ob die Auswahl der Texte immer mit der geistigen Kultur der Pyrenäenhalbinsel in Beziehung zu bringen ist; gehören z. B. die lateinischen Texte aus Prudentius, Orosius und Isidor hierher? Auch die arabischen Texte, deren poetische Stellen aus Schack entnommen sind, sind gleich den Proben aus Maimonides nicht bezeichnend für das Geistesleben der Halbinsel. auf der sie nicht entstanden sind. Der in Vorbereitung stehende Parallelband des Verfassers über die „Geschichte der geistigen Kultur der Pyrenäenhalbinsel“ wird hier wohl Klärung bringen. — Die Auswahl der Proben ist im allgemeinen als gelungen zu bezeichnen, wenn auch einige Schriftsteller (wie der Marqués de Santillana) recht kurz wegkamen. Die spanischen Texte, die ich eingehender betrachtete, zeigen ein feinsinniges Verständnis für die Eigenart dieser Literatur. Die beigegebenen Erläuterungen beschränken sich auf ein Mindestmaß und dürften gelegentlich eine Erweiterung erfahren; das Glossar ist knapp, reicht aber für sprachlich Vorgebildete aus. Die zum Teil mehrfarbigen Tafeln (darunter zwei prachtvolle Wiedergaben aus den Cantigas des Königs Alfons) sind eine Zierde des geschmackvoll ausgestatteten Werkes. Gieses Anthologie, die nicht einseitig literarisch eingestellt ist, vermag allen Hispanisten Wertvolles zu bieten.

John Bailey, *Carducci.* Taylorian Lecture 1926. Oxford 1926. 36 S.

Im Rahmen einer akademischen Vorlesung will der Verfasser zeigen, was an des Dichters Werk wirklich groß und von bleibendem Wert ist; so werden die Jugendwerke Carduccis, von denen manche recht mittelmäßige Leistungen sind, außer acht gelassen. Auch die bekannte „Hymne an den Satan“ wird als Ausfluß eines polemischen Journalismus gewertet. Carduccis Verdienst liegt nach Bailey zunächst darin, daß er seine glühende Vaterlandsliebe in formvollendeten Versen zum Ausdruck brachte; mit feinsinnigem Geschmack analysiert Bailey sechs der schönsten Oden, die meist zeitgenössische Ereignisse behandeln, ohne dabei des Dichters Vorliebe für die altrömische Tradition zu verleugnen. In kurzen Strichen zeichnet der Verfasser Carducci als Gelehrten und Künstler, der bei aller äußeren Zurückhaltung dennoch ein warmes Herz für rein menschliche Fragen sich bewahrte. Die Natur, die Carducci zumeist in prächtigen Schilderungen verherrlicht, ist ihm eine Quelle der Schönheit und Freude. Die Abneigung gegen das Christentum ist als natürliche Reaktion gegen das «*secoletto vil che cristianeggia*» zu erklären.

TH. HEINERMANN, *Untersuchungen zur Entstehung der Sage von Bernardo del Carpio.* (*Studien über Amerika und Spanien*, 2.) Max Niemeyer, Halle 1926. 76 S.

Die in Spanien überaus beliebte Sage von *Bernardo del Carpio*. der als Gegner Rolands eine ruhmreiche Rolle spielt, ist in drei alten Texten überliefert, die der Verfasser der vorliegenden Studie in übersichtlicher Anordnung nebeneinander abdruckt: I. die Chronik des Lucas de Tuy (= *L*), 2. die des Rodrigo Jiménez de Rada (= *R*), 3. die Primera Crónica General (= *PC*). Weitere spätere Bearbeitungen der Sage, die Heinermann anführt, kommen für die Studie nicht in Betracht, da die ursprüngliche Sage immer mehr entstellt wurde. Als Hauptergebnisse der mit großer Genauigkeit durchgeführten Untersuchung stellt Heinermann folgendes fest: Die bisherigen Ansichten über die Quellen des Sagenstoffes. die einzeln besprochen werden, gingen zumeist (besonders Milá y Fontanals) von dem erst später in den Vordergrund geschobenen Roncesvallesmotiv aus: Versuche Bernardo als historische Persönlichkeit nachzuweisen, lehnt Heinermann mit Recht ab. Als Ausgangspunkt müsse das Familiendrama (Bastardsohn) betrachtet werden; als Vorbilder hierzu lassen sich einige altfranzösische Epen nachweisen, so vor allem *Berta und Milon*, *Mainet* und vielleicht *Ogier li Danois*, die insgesamt etwas früher anzusetzen wären als bisher üblich. Die älteste Fassung (Bernardo als Sohn der Schwester Karls des Großen) wurde sehr bald hispanisiert, besonders in der Namengebung; einige historische Erinnerungen (an verschiedene miteinander verwechselte Könige Alfons) traten hinzu, und so bildeten sich etwa gegen Ende des XII. Jahrhunderts «cantares», die als Grundlage von „*L*" und „*R*" zu betrachten sind. Von größter Bedeutung für die Weiterentwicklung der Sage war das Epos von «*Galien li Restorés*», das sich in Spanien größter Beliebtheit erfreute. Da eine Untersuchung der ursprünglichen poetischen Texte nicht möglich ist, so setzt Heinermann bei einer Vergleichung der Namen ein, die den Beweis für die Abhängigkeit erbringt. Die Frage nach dem Urtypus des Bernardo muß ungelöst bleiben, da alle derartigen Versuche nur auf nachträglichen Historisierungsbestrebungen beruhen. Eine tabellarische Übersicht der Genealogie der Bernardo-Sage bis zur „*PC*" schließt die verdienstvolle Untersuchung ab, deren Ergebnisse für die hispanische Forschung eine wertvolle Bereicherung und Anregung zu weiteren Studien auf diesem Gebiet bedeuten.

München. Ernst Werner.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXVI. *Mai 1928.* *Heft 4*

AUSEINANDERSETZUNG.

In den Debatten über die Kulturkunde begegnet öfter der Begriff „Auseinandersetzung". Verschiedenes ist damit gemeint. Zunächst dies: Innerhalb der Einheit eines Volksganzen gibt es Auseinandersetzung widerstreitender Tendenzen, nationale Dialoge. Die alte ethnographische Buntheit schimmert unter der nationalen Einfarbigkeit hervor: die keltische Stimme spricht auch heute noch in Frankreich, und so die lateinische, und so die germanische.

Und wie Stimmen der Rassen und Völker gegeneinander tönen, so auch Stimmen der Zeiten: der religiöse Mensch des Mittelalters, der Franzose aus der großen Revolutionszeit, der klassische, der romantische Franzose mischen ihre Stimmen auch heute noch im Chor der Geister.

Von Polarität, von Spannung, von Auseinandersetzung ist die Rede in den objektiven Ordnungen der Kultur, in Staat, Religion, Kunst, Wissenschaft, in den Institutionen und Organisationen des Landes: der Staat steht gegen die Kirche, die Staatsschule gegen die *École libre*, Zentralisation gegen Regionalismus, und unter dem Namen der politischen Parteien bergen sich nicht nur die Spannungen der Interessengegensätze, sondern auch die der weltanschaulichen Spaltungen.

Manchmal verdichten sich die großen Gegensätze zu einem Dialog zweier bedeutender Persönlichkeiten. Es gab zu allen Zeiten in Frankreich streitbare Bannerträger, repräsentierende Persönlichkeiten, deren Namen Symbolwert hatten. In ihnen wird dann der Gegensatz von Lehrsystemen, Weltanschauungen, Kunstauffassungen zu persönlichen Kämpfen. So stehen gegeneinander: der heilige *Bernhard* und *Abälard*, *Bossuet* und *Fénelon*, *Voltaire* und *Rousseau*, *Ingres* und *Delacroix*, *Gluckisten* kämpfen gegen *Piccinisten*, *Poussinisten* gegen *Rubenisten*.



In den letzten beiden Kampfgruppen kommt nun schon deutlich zum Ausdruck, daß eine Auseinandersetzung, die zunächst als innerfranzösich erscheint, eine solche zwischen Franzosen und Nichtfranzosen ist. Auseinandersetzung bedeutet also nicht nur Polarität innerhalb des Volkskörpers, sondern Spannungszustand von Volk zu Volk. Ja, es ist geschichtlich häufig der Fall, daß die innerfranzösische Auseinandersetzung gerade von außen her in die Volksgemeinschaft hineingetragen wird; die innere Dialektik des französischen Geistes ist das Gespräch der französischen Seele mit dieser oder jener nichtfranzösischen Seele; das Gespräch, das über die Zäune geführt wird, bringt am meisten innere Bewegung und die stärksten Ansätze zu kultureller Neuschöpfung.

In der geschichtlichen Betrachtung erscheinen Rezeptionen fremden Geistes in durchaus verschiedener Deutung und Wertung. Soviel indes scheint festzustehen: stets erfolgt eine Aus-ein-ander-setzung mit fremdem Geist, nie eine das fremde Geistesgut unverändert lassende Übernahme, vielmehr durchaus ein Anpassen und Angleichen an die eigene Geistesform. Diese Anpassung kann bis zur verzerrenden Entstellung gehen, so, wenn *Shakespeare* im 18. Jahrhundert „französiert“ wird, wenn *Benjamin Constant Schillers Wallenstein* für Franzosen zurecht macht. Wenn das Umformen des Werkes auch nicht immer so gewaltsam in das Eigenrecht des Werkes eingreift wie in diesen Fällen, ein Umformen, ein Verändern bleibt das Übernehmen doch. Die Schlösser der italienischen Renaissance sehen, auf französischen Kulturboden übertragen, französisch aus, und der *jardin anglais* ist hüben anders wie drüben, und die Menschenrechte und Bürgerrechte sehen in der französischen Verfassung anders aus als in den Verfassungen der amerikanischen Staaten. (Vgl. *G. Jellinek*, Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. 4. Aufl. Duncker & Humblot.)

Die Aufnahme fremden Kulturgutes wird von der Kulturgemeinschaft verschieden erlebt und gewertet. Es gab in Frankreich eine Zeit der „Anglophilie“ und „Anglomanie“, und eine Zeit der „Anglophobie“, und die „Germanophobie“ sitzt noch manchem Franzosen heute in den Knochen. Immer wieder sind in der Geschichte Zeiten festzustellen, in denen Auseinandersetzung Abwehr bedeutet, in denen das nationale Geistesleben sich ganz auf nationale Eigenwirtschaft einstellt, in denen der Fremde „der Barbar“ im antiken Sinne des Wortes

ist. Die Generationen, welche aufkamen, als die Zeit der *Taine* und *Renan* vorüber war, wollten von deutschem Geiste in der Wissenschaft nichts wissen; er galt als der französischen Wissenschaft schädlich, wie die als germanisch empfundene Romantik als ein Schaden am nationalen Geiste angesehen wurde, als *«mal romantique.» «A se frotter continuellement à une humanite étrangère, on finit par lui prendre quelque chose»* sagt der ehemalige französische Unterrichtsminister Bérard in seinem Buche *«Au service de la pensée française»* (Paris, Émile Paul Frères 1925, S. XVIII). Man könnte von den neuen Fremdkulturen etwas *annehmen*, fürchtet er, und darum solle man sich lieber nicht in die neuen Fremdsprachen vertiefen. *Wechßler* wünscht zwar eingehende Beschäftigung der deutschen Schüler mit der französischen Sprache und Kultur, aber sie sollen schließlich nur lernen, daß sie von den Franzosen nichts lernen können, daß vom Fremden her Überfremdung droht, daß all unser Tun unserer eigenen Wesensmitte entspringt.

Der Schauplatz der Auseinandersetzung ist nun manchmal nicht nur die Gruppe oder die Volksschicht oder das Volk, sondern die Seele des einzelnen Menschen. So etwa die Seele *Renans*, wenn er in der *Prière sur l'Acropole* (*Souvenirs d'enfance et de jeunesse*, Édition Nelson, Paris, S. 62ff.) als keltischer Bretone, als mystischer, nordischer, skeptischer Mensch mit hellenischer Schönheit und Ordnung ringt, wenn in ihm das Gleichgewicht der klassischen Kunstform und die Heiterkeit der beschränkten Weisheit gegen unruhige Schauder eines weitgreifenden Weltgefühls, gegen Schweifen und Zweifeln, gegen den Zauber der regellosen Schönheit streiten. Oder man denke an *Rousseau*, aus dessen Seele es widerhallt von Kämpfen schweizerisch-protestantischen Wesens gegen französische Aufklärungs- und Rokokokultur, von Protesten eines ekstatischen Gefühls gegen einen rationalisierten Kulturbegriff. Oder an *Flaubert*, der „sein Werk vollbringt gegen sich selbst" (vgl. *Heinrich Mann*, Eine Freundschaft, München, Bonsels), der heimlicher Romantiker ist und mit aller Gewalt sein Ich aus seinem Werke auszulöschen strebt. Je weiter wir der Gegenwart uns nähern, um so weiter wird auch der Horizont des einzelnen, um so komplizierter die französische Geisteswelt als Ganzes. Welches unübersehbare Gewühl widerstreitender Tendenzen in der heutigen französischen Literatur, in der auf der einen Seite alles alte und gute Überlieferte kräftig weiterwirkt und in die anderer-

seits neues deutsches, englisches, amerikanisches, skandinavisches, slavisches, romanisches Geistesgut einzudringen strebt! Welches Gewoge von Spannungen und Polaritäten in dem weltoffenen Geiste eines *Gide*!

Und noch weiter ließe sich die Betrachtung der französischen Kultur unter diesem dynamischen Gesichtspunkt der Spannungskreuzungen und des Kräftespieles, der „Auseinandersetzungen" treiben. Eine Spannung ist schließlich in dem Strukturzusammenhang des französischen Geistes zu erblicken. Es steht nicht nur Rasse gegen Rasse, Volksteil gegen Volksteil, Gruppe gegen Gruppe, Führer gegen Führer, Zeit gegen Zeit, Volk gegen Volk. Das alles erscheint noch einmal gleichsam auf eine neue Ebene übertragen, als ein Nebeneinander struktureller Gegensätze. Als solche wären etwa zu nennen: der Revolutionär und der Reaktionär, der Skeptiker und der Gläubige, der Leidenschaftliche und der Vernunftbeherrschte, der Held und der Spießbürger, Typen also, die, wie alle Typen, nie rein vorhanden sind, Typen, die einem eine erste Hilfe bieten, die Fülle der Wirklichkeit zu fassen, die man aber nachher beiseite tun muß, wenn man dem Einmaligen und Unwiederholbaren einer großen Einzelleistung gerecht werden will.

Was ist nun von dieser dynamischen Auffassung der Kultur als einem methodischen Prinzip zu halten? Der Dialektik des französischen Geistes nachzugehen war überaus lockend. Verglich man diese Betrachtung der Kultur mit der entwicklungsgeschichtlichen, so schien der Vorteil darin zu liegen, daß nun die Fülle und der Reichtum der Kultur ganz anders sichtbar wurde. Die geschichtliche Betrachtung erweckte leicht im Schüler die Vorstellung eines sich ablösenden Nacheinanders. Kultur, das war eine fortlaufende Linie; Zeiten tauchten auf aus dem Schoße des Ewigen und verschwanden; was neu kam, hatte ein neues Wort zu sagen, aber dann zu verschwinden; was galt, galt nur für heute, morgen würde wieder Neues gelten. Die dynamische Auffassung dagegen läßt das Heute nicht vom Morgen ausgelöscht werden. Auch sie kann am Leitseil des geschichtlichen Werdens vorgehen, aber sie läßt, um ein Bild zu gebrauchen, die einzelnen nacheinander in einen Kreis treten; aber einmal eingetreten, verbleiben sie in der Gemeinschaft, und ihre Stimmen ertönen wieder und wieder, so daß schließlich ein Gewoge vielfältig sich kreuzender Stimmen entsteht. Die Methode der Auseinandersetzung macht in ganz anderem Umfang ein vergleichen-

des Zusammenstellen möglich, als es die historische Methode vermocht hatte, die gewöhnlich nur das zusammenbetrachtete, was aufeinander folgte. Und je mehr man von dem Erkenntnismittel des Vergleiches Gebrauch machte, um so mehr glaubte man, das wahre Wesen des Verglichenen zu erkennen, um so sicherer glaubte man, die Grenzen des französischen Geistes, sein Besonderes, seinen Wandel, sein Ewiges zu sehen. Ja, erst durch immer wieder geübtes Vergleichen schien es möglich, etwas wie eine innere Geistesform, wie eine Gesamtstruktur des französischen Geistes zu erkennen. Aus dem Zuschauen bei den vielen Reaktionen dieses Geistes schien schließlich ein Einblick in ein Gesetz seines Reagierens gewonnen zu sein.

Und ein anderer Anlaß mochte locken, die Dialektik des französischen Geistes, wo nur immer möglich, zu studieren. Man sah in allen Auseinandersetzungen dieses Geistes den französischen Willen zur Klarheit, zur Grenze, zum Wesen. Jede Auseinandersetzung erschien als eine Selbstbesinnung und Selbstbehauptung. Das Fremde diente als Reiz und Antrieb zur Selbstdarstellung; jede neue Berührung mit Fremdem verhalf dazu, sich in Formeln und Symbolen sich selbst deutlich zu machen. Nach jeder großen Auseinandersetzung ist der französische Geist über sich klarer: er hat das erneute Bewußtsein seiner Sonderheit gewonnen. Was Wunder, daß fremde Kultur mit Vorliebe da studiert wurde, wo man diesem Prozeß des Sichselbstklärens zuschauen konnte.

Eine Kritik dieser Methode kann von verschiedenen Seiten ihren Ausgang nehmen. Zunächst von der Erkenntnistheorie aus. In der Analyse des Verstehens weist die Erkenntnistheorie darauf hin, daß das Verstehen eines seelischen Gehalts nie anders möglich ist als auf dem Wege über das Geistige. „Ich kann die fremden Ichs nie selbst erleben, ich kann sie aber denken", sagt einmal *Spranger* (Zur Theorie des Verstehens und zur geisteswissenschaftlichen Psychologie, Festschrift für *Volkelt*, S. 357ff.) In der „Auseinandersetzung" erscheint das Geistige, soweit es seelisch erlebt wird, als Reflex im Ich. Sehen wir den großen historischen Auseinandersetzungen des französischen Geistes zu, so bemerken wir, daß sie sich im französischen Bewußtsein darstellen als ein Sicherleben als etwas Anderes und Besonderes gegenüber der seelischen Art, mit der man in Berührung gekommen ist. Und das ist wohl allgemein die erste seelische Wirkung der Berührung zweier Kulturen: man wird sich beiderseitig des Andersseins bewußt. Wie wäre das aber

möglich, wenn nicht die beiden Sichauseinandersetzenden in einem gemeinsamen Geistigen zusammenträfen, wenn es nicht überindividuelle, übernationale, überzeitliche Ordnungen des Geistes gäbe, wenn es nicht möglich wäre, den ichüberlegenen „Sinn" der fremden Kultur zu „denken", ohne der Kulturgemeinschaft derer, die sie schufen, anzugehören. Zwischen Totalverschiedenen gibt es kein Verstehen und keine Auseinandersetzung.

Ein Kulturvergleich, der das wechselseitige Erleben der Fremdkulturen studiert, kann schließlich nur die Inkongruenz der Erlebnisweisen zeigen. So kann das Studium der Auseinandersetzungen leicht zu der Vorstellung verleiten, als nähmen Kulturen nichts voneinander auf, als gäbe es nur „Kulturen", und nicht „Kultur". Es *kann*, es braucht es nicht.

Auseinandersetzung *kann* ja auch heißen: ein Aneignen fremder Substanz. Und damit ist nun ein zweiter Gesichtspunkt für eine kritische Würdigung gegeben, der metaphysische. Kulturen, so besagt er etwa, bringen Güter hervor, Güter aller Art, materielle, geistige, sittliche, religiöse. Diese sind Werte „an sich", gültige Werte selbst dann, wenn sie nicht von allen als Werte erlebt werden. Auseinandersetzung kann Eroberung fremder Werte sein, kann aber auch ein Sichabgrenzen gegenüber dem fremden Wertbereich sein, nichts als ein Beziehen fremder Werte auf das eigene Wertsystem. Ein Kulturvergleich hat es aber nicht nur mit der Beschreibung der Differenzen zu tun, die das Erleben fremden Geistesgehalts im Bewußtsein auslöst, sondern mit der Darlegung des Anderswerdens, das die Aufnahme eines fremden Wertgehalts in den Kulturleistungen bewirkt.

Endlich sei noch auf ein letztes Bedenken hingewiesen: alle Kulturleistungen enthüllen sich dem unbefangenen Blick als etwas Ganzes, Einheitliches, Unteilbares. Das Studium der Spannungen dagegen betrifft oft einen Zustand, der höchstens eine Vorstufe gegenüber der Lösung der Spannungen, dem Gleichgewicht im Werk, darstellt. Der deutsche Schüler darf nicht nur dem Werden und Kampf in der fremden Kultur zuschauen, sondern muß Gewordenes und in sich ruhende Gestalt sehen. Genau so wie man früher fehlging, wenn man das Werk aus biographischen, kulturellen, zeitlichen Bedingungen ableitete, aus Einflüssen kausal erklärte, so kann eine neue Gefährdung daraus werden, daß man den Begriff der Auseinandersetzung

grob materialisiert, daß man die französische Kultur in ein Bündel von Kräften zerfasert, Wirken ins Leere und nicht die Festigkeit des Gewirkten zeigt. Überhaupt scheint mir der eigentliche Ort für Betrachtung der Spannungen und Auseinandersetzungen die geschichtliche Überschau; hier wäre die Entfaltung eines reichen Kräftespiels im dauernden Gegeneinander und Ineinander zu zeigen — anstatt der linearen Geschichtsdarstellung des ewigen Sichablösens; für die großen Werke wäre ein Hintergrund gewonnen. Für die großen Werke selbst kann der Gesichtspunkt der Auseinandersetzung dadurch ergiebig werden, daß nicht nur die Tatsache des Sichauseinandersetzens festgestellt wird, sondern auch die gestaltete Form, in der es zur Ruhe kommt. Um ein paar Beispiele zu bringen: es genügt nicht zu zeigen, daß der Franzose sich dauernd mit dem Problem: Kultur und Gesellschaft auseinandersetzt, sondern es muß die bestimmte historische, persönliche Lösung gezeigt werden, die z. B. *Molière*, etwa im *Misanthrope*, gibt, wo das Herausfallen aus der gesellschaftlichen Ordnung als lächerlich erscheint. Oder man zeige die bestimmte Antwort, die *Rousseau* in seiner ersten Preisschrift auf die Frage der Akademie zu *Dijon* gibt, in der er mit der französischen Kultur und Gesellschaft seiner Zeit scharf abrechnet. Man halte dagegen, was *Voltaire* in dem witzigen Zwiegespräch: *Les anciens et les modernes, ou la toilette de madame de Pompadour* (abgedruckt in: *Voltaire, Ma philosophie*, herausgegeben von *P. Sakmann*, München 1924) zu Ehren seiner Zeit dagegen zu sagen hat. Man greife einen oder zwei der großen französischen *moralistes* heraus, die Gesellschaftskritik in der Form von zugespitzten Sentenzen und knappen Aphorismen gaben, etwa *La Bruyère* oder *Chamfort*. — Es genügt nicht zu zeigen, daß sich Romantik mit Klassik auseinandersetzt, sondern ein Drama *Victor Hugos* ist als die Lösung dieser Spannung zu zeigen. Dieser im Werk niedergelegten indirekten Auseinandersetzung steht die reflektierende direkte der programmatischen Vorrede zum *Cromwell* an dokumentarischem Wert für das Verstehen der Auseinandersetzung durchaus nach. Nicht das Programm und seine Formeln entscheiden, sondern die Erfüllung im Werk ist das, worauf alles ankommt.

Vom Standpunkt der Psychologie des Kunstschaffens ist es gewiß richtig, im Werk die Lösung einer Spannung, das Ergebnis einer Auseinandersetzung, das Fertigwerden mit einem großen Problem zu sehen. Aber das ist immer nur die eine

Seite, die psychologische: Werk ist Kristallisation von Erlebnissen des Subjekts. Ebenso richtig und ebenso wichtig ist andererseits: Werk ist vom Subjekt Abgelöstes, ist objektiver Sinn, ist in sich ruhende Gestalt. So fruchtbar die Methode der dynamischen Betrachtungen ist, sie kann übertrieben werden, und ich glaube, sie wird heute übertrieben. Wir konfrontieren zuviel und sehen zu vielen Auseinandersetzungen zu und setzen uns selbst mit zu vielem und zu vielen auseinander. Man kann an einem Werk auch die Form als solche betrachten und ihre wesentlichen Merkmale feststellen. Der Eindruck des Endgültigen, den große Kunstwerke hervorrufen, stammt keineswegs daher, daß eine Spannung gelöst, eine Auseinandersetzung zur Klärung gediehen scheint, sondern es ist immer das Geheimnis aller echten Kunstwerke gewesen, durch ihr schlichtes Sosein überzeugend zu wirken. Und genau so wirken die großen Leistungen der Kulturvölker auf allen anderen Gebieten: durch ihr schlichtes Sosein überzeugend. Gewiß sehen wir aus unserer Perspektive heraus manches schief und falsch und manches gar nicht. Auch das Sehenlernen ist langwierig und mühselig. Aber ein methodisches Mittel ist einfach vieles nebeneinandersehen. Dann gehen uns die Unterschiede der Formen, der Gestaltungen auf. Gestaltmerkmale sind Seinsmerkmale und lassen sich in ruhiger statischer Betrachtung gewinnen. Wir kommen also auf zwei Wegen zu dem Verständnis der Fremdkultur: indem wir uns mit ihr auseinandersetzen, und indem wir ihre Gestaltungen nach objektiven Merkmalen betrachten. Darum: nicht immer nur auseinandersetzen, sondern auch: betrachten lernen, unter allmählicher Korrektur der Fehler unserer eigenen Optik.

In der Schulsphäre freilich hat die statische Betrachtung ebenso viele Gefahren wie die dynamische. Während die dynamische Spannungen erzeugt und Spannungen nachgeht, liegt die statische Betrachtung gerade dem jugendlichen Menschen nicht sonderlich. Der Drang sich auseinanderzusetzen ist in ihm stark und für sein Lebensalter natürlich. Er will „erleben". Was Bildung in der Tiefe des Wesens fördern soll, das kann vom Jugendlichen nicht einfach aufgelesen, angeschaut, hingenommen werden, das muß erkämpft, erobert sein, das muß Bedeutung gewinnen als ein lebenswichtiges Gut. Von der Wissenschaft übernimmt der Jugendliche lieber das Ringen um das Sachliche als das Sachliche selbst, von der Kunst lieber den Kampf mit der Form als die Harmonie der Form selbst.

Diesem Seelenzustand des jungen Menschen muß der Unterricht Rechnung tragen. Aber nun keineswegs so, daß Bildung angesehen wird als ewiges Werden, ewige Unruhe, zerfließende Eindrücke, Spannungszustand. Die Auseinandersetzung muß dahin führen, daß das Fremde mehr wird als ein bloßer Reflex im Ich des Schülers und damit nur das „Fremde" bleibt. Und das ist wiederum nur möglich, wenn zu der dynamischen Betrachtung die statische hinzukommt, die das Fremde als Substanz anerkennt, die über den nationalen Ausdruck, mit dem man ringt, das Menschheitsgut stellt, zu dem man „Ja" sagt.

Hamburg. Eduard Schön.

KULTURKUNDE UND NEUSPRACHLICHER UNTERRICHT.

Aller Sprachunterricht steht seit der Reform unter der Norm der Kulturkunde. Kaum ein Fach ist von dieser Norm in seiner Unterrichtsgestaltung so beeinflußt worden wie die neueren Sprachen. Dennoch kann die Erörterung des Kulturkundeproblems im Schrifttum und in den Versammlungen der Neusprachler nicht befriedigen. Das liegt daran, daß Kulturkunde hier sehr oft als eine lediglich technische Frage angesehen wird. Jeder versucht von dem ihm vertrauten Sachbereich aus die Gedanken des jeweiligen Gegners als falsch zu erweisen, um dafür die Sachen, die ihm zunächst liegen, in den Vordergrund zu stellen. Gewiß, die grundsätzlichen Fragen, die mit dem Worte Kulturkunde aufgeworfen sind, wurden außerhalb des Bereiches der neueren Sprachen geklärt. Das kann aber nicht heißen, daß man die Ergebnisse dieser Klärung unbeachtet läßt[1]).

Vielmehr müssen wir die Begrenzung für Ziel und Durchführung der Schularbeit, die der Düsseldorfer Neuphilologentag forderte, und die inzwischen auch eingetreten ist, als notwendige Folge der in der deutschkundlichen Erörterung erreichten Klärung des Begriffes „Kulturkunde" begreifen und diese grundsätzliche Sichtung des Problemkreises auch für unsere Fächer versuchen.

I. Der Ausgang.

Die für die Schule mit dem Worte „Kulturkunde" gestellten Fragen können nur erörtert werden im Hinblick auf die gesamte

[1]) Hierher gehören vor allem die Arbeiten von Beyer im Dt. Phil.-Blatt, zuletzt in Monatschr. f. höh. Sch. XXVI. Jhg., 12. Heft, S. 489ff und Litt.

Reform und damit im Hinblick auf die gesamte Kulturlage. Die Schulreform ist Ausdruck der Sehnsucht, aus den unerträglichen Zuständen herauszukommen, die sich im Zeitalter der Stofflichkeit entwickelt haben. Das Drängen nach einem neuen geistig bestimmten Leben, das in der Jugendbewegung zuerst öffentlich in die Erscheinung trat und heute über ihre Kreise hinaus alle wirklich lebendigen Menschen eint, äußert sich hier auf dem Gebiete der Erziehung in dem Willen, ein neues Menschentum formen zu helfen, in der Forderung der deutschen Bildung, die das Erziehungsideal der Schulreform ist[1]).

An diesem Punkte eröffnet sich der Ausblick auf die Problematik der Reform. Jedes Bildungsideal hat seinen Ursprung in der Weltanschauung der Menschengruppen, die es aufstellen, sei es für die Züchtung ihres Nachwuchses, sei es für die Bildung der Einzelpersönlichkeit. Diese geschichtliche Bedingtheit jeder Bildungstheorie erklärt das Vorbeireden, das wir gerade in den pädagogischen Diskussionen unserer Zeit bemerken. Trotz der unseligen geistigen Zersplitterung hat die Unterrichtsverwaltung versucht, diesen Zustand für die Zukunft zu überwinden. Sie stellte das, was uns allen gemeinsam ist, unser Deutschsein, als Bildungsideal auf.

Das Deutschsein als Seinsform des zukünftigen Menschen kann nur geweckt werden durch das Deutschsein, wie es sich in den großen Gestalten deutscher Vergangenheit offenbart. Für alle Schulen, die nicht im antiken Humanismus ihr Bildungszentrum haben, ist deshalb der deutsche Idealismus die geschichtliche Form des Idealmenschentums. Die neueren Sprachen haben bei dieser Deutschbildung die Aufgabe, den jungen Menschen mit dem in Geschichte und Gegenwart der fremden Völker wirksamen Menschentum in Verbindung zu bringen, um dadurch sein Deutschsein zu stärken.

Hier gilt es nun, den Fehler zu vermeiden, der im Laufe der letzten Jahre sehr oft gemacht worden ist, daß man nämlich fasziniert auf die deutsche Eigenart blickte und glaubte, sie stärken zu können, wenn man das Fremde als „Folie" von ihr abhob. Diese Stärkung ist nicht so schematisch zu erreichen und geistig nur möglich, wenn wir endlich unsere ganze Auf-

---

[1]) Vgl. dazu: Spranger, Das Deutsche Bildungsideal der Gegenwart in geschichtsphilos. Beleuchtung. („Die Erziehung", 1. Jhg., S. 7ff.)

merksamkeit dem beherrschenden Wort „Bildung“ zuwenden und die von ihm geforderte lebendige Auseinandersetzung zwischen Kulturgut und Menschen auszulösen trachten, weil nur in diesem inneren Spannungsbezug die Kräfte sich entfalten, die das Deutschsein der Zukunft befruchten können.

Was kann die Schule für diese Bildung tun? Sie kann dem jungen Menschen den Zugang zu den bildungskräftigen Kulturgütern bereiten helfen und die in ihnen gestalteten Geisteswerte zum „bildenden Erlebnis“ werden lassen. Was ist das Wesen dieses Erlebnisses, auf das es einzig und allein ankommt, weil es der die Entwicklung des neuen Menschen begründende seelische Akt ist? In ihm sind zwei Faktoren untrennbar und einander durchdringend verbunden: ein Geisteswerk, das Kräfte enthält, und ein Subjekt, das sich unter die Wirkung dieser Kräfte stellt, um in ihrer Aufnahme zu neuem Wirken getrieben zu werden, wobei die Intensität des bildenden Erlebnisses abhängig ist von der Werthöhe des Werkes und der Erlebnisfähigkeit des Subjektes[1]).

Dieses bildende Erlebnis ist die inhaltliche Bestimmung der Kulturkunde für die Schule: seine Auslösung zu ermöglichen, ist die Bestimmung für das Verfahren des kulturkundlichen Unterrichts. Von hier aus ist die Unterrichtsgestaltung zu kritisieren, d. h. reinlich zu scheiden, zwischen dem, was in Sachgehalt und Lehrverfahren das bildende Erlebnis ermöglicht, und dem, was das nicht tut.

II. Stand der kulturkundlichen Erörterung.

Um den Stand der kulturkundlichen Erörterung aufzuweisen, müssen wir ihre Entwicklung verfolgen.

Für die Schule nahm diese Erörterung ihren Ausgang von dem Vortrage Sprangers: „Der gegenwärtige Stand der Geisteswissenschaften und die Schule[2]).“ Danach soll die Schule „die Strukturlehre als neues Prinzip der Geisteswissenschaften und das Verstehen als die zugehörige allgemeine Methode der Auffassung und erkenntnismäßigen Formung solcher Geistesstrukturen“ nun auch bei sich wirksam werden lassen.

---

[1]) Vgl. G. Kneisel, Das bildende Erlebnis. (Die Erziehung, 1. Jhg., S. 492ff.)

[2]) Rede gehalten auf der 53. Vers. dt. Phil. u. Schulm. 1921. Druck 1922, S. 18.

Tatsächlich folgten die Schulmänner willig der hier gegebenen Anregung und machten sich mit Eifer an die Bewältigung dieser Aufgabe. Ohne die Problematik des Satzes zu beachten, sah man in der Herausarbeitung der Strukturen bei der Bearbeitung der Sprache und des Schrifttums das Hauptziel des Unterrichtes. Befördert wurde diese Entwicklung noch durch ein zeitgemäßes Bedürfnis, das mit dem Wort „Auslandskunde" am allgemeinsten umschrieben ist, das aber in einer ganz anderen Schicht liegt als die kulturphilosophische Forderung Sprangers, und das sich nur mit ihr verquicken konnte, weil auch von hier aus die Strukturlehre notwendig war. So trat gleich zu Beginn eine Verwirrung der Problemlage ein, die auch heute noch nicht ganz überwunden ist.

Spranger hat in seinem Vortrage sehr deutlich darauf hingewiesen, daß es vor allem darauf ankomme, „auf diesem Gebiet erst sehen zu lernen"[1]), d. h. daß man zunächst die Funktionen des Verstehens entwickeln müsse. Die bis dahin klarste Bestimmung des Verstehens gibt er in seiner Psychologie des Jugendalters[2]). Was er damit für den Unterricht meint, wird am deutlichsten an den Beispielen, die er in seinem Vortrage ausführt, vor allem an Rousseau. Hierbei scheint mir besonders wichtig, was er über das Verstehen „überindividueller Strukturen" sagt; denn sie sind ja für die Kulturkunde im Sinne der Auslandskunde entscheidend. Was da über die Arbeitsrichtung, die den typischen Menschen konstruiert, ausgeführt wird, richtet endgültig darüber, daß die Schule eine solche Aufgabe nicht lösen kann. Er weist darauf hin, daß alles Verstehen abhängig ist von der Entwicklungsstufe, „die das Geistesleben im auffassenden Subjekte selbst erreicht hat", und daß die Wissenschaft auf diesem Gebiete erst zu arbeiten beginnt. Die Sicherungen seiner Theorie, die er sowohl bezüglich der noch nicht erreichten wissenschaftlichen Bewältigung überindividueller Strukturen als auch bezüglich der jugendkundlichen Begrenzung des Verstehens getroffen hat, wurden nicht beachtet[3]).

---

[1]) Ebenda, S. 31.

[2]) 2. Aufl. S. 3ff.

[3]) Auch Lerch lehnt in seinem Aufsatz „Französische Kulturkunde?" (Zs. f. frz. u. engl. Utcht., Bd. 27, 1ff.) Kulturkunde im Sinne von „Strukturkunde" aus wissenschaftlichen Gründen ab. Ich verweise auf seine Beweisausführung.

Das zeigen zunächst die Richtlinien. Ihre Gefahr liegt darin, daß sie verschiedene philosophische Systeme als Grundlage benutzen und durch das Nebeneinandersetzen von Worten, die nur jeweils in einem bestimmten System eine festumrissene Bedeutung haben, eine Verwischung des Sprachgebrauchs herbeiführen.

Besonders klar tritt das in den Leitsätzen Hübners[1]) in Erscheinung, der ersten Kundgebung, mit der die Neusprachler zur Schulreform Stellung nahmen. Da sie die „bewußt auslandskundliche Einstellung" des neusprachlichen Unterrichts verkünden, müssen sie auf die Gewinnung überindividueller Strukturen ausgerichtet sein. Weil das mit dem Verstehen des Dilthey-Sprangerschen Systems nicht zu erreichen ist, nimmt man einfach die Logik anderer Systeme zu Hilfe. Gewiß ist die Synthese ein Wesensmerkmal der neuen Wissenschaft. In diesen Leitsätzen hat man sich die Synthese aber zu leicht gemacht. Sie sprechen von „dem Drängen aller geisteswissenschaftlichen Disziplinen zur Überwindung des Intellektuell-Analytischen, zur Betonung des Intuitiv-Synthetischen, zur Menschen- und Seelenformung". In der Begründung der Leitsätze entdeckt man, daß hier Husserl, Windelband, Spranger und Bergson zusammengearbeitet sind, daß aber vor allem „die synthetische Erkenntnisfunktion, der seiner selbst bewußte Instinkt, nach Bergson die Intuition, die durch ein Miterleben die Erfassung des Ganzen sichert" in den Vordergrund gerückt wird[2]).

Warum? Weil eben nur durch diese „synthetische Erkenntnisfunktion" die Wesenserfassung des fremden Volkes in Sprache und Schrifttum ermöglicht wird, die durch das Verstehen nicht zu erreichen ist. Denn dieses ist eine streng logische Funktion, die Intuition aber widerstrebt nach Hübner der Wiedergabe durch Begriffe. „Es kommt nur darauf an, zur Erzielung einer künstlerischen Wirkung uns selbst eine Intuition erleben zu lassen, die der des Künstlers entspricht." Wie einfach man sich dieses intuitive Erleben vorstellt, zeigt besonders deutlich die Einleitung zu Olbrichs Beitrag zum Kulturkundeunterricht: Englisch in der Prima der Frankfurter Musterschule[3]).

---

[1]) Bericht über die Verh. des 19. (Berl.) Neuphilologentages, S. 89.

[2]) Ebenda, S. 42.

[3]) Beiheft 5b der N. Sp. (1926), S. 4ff.

Es kommt im wesentlichen darauf hinaus, daß man annimmt, durch das Sprechen richtig intonierter Fremdsprache in die fremde Sprachbewegung getragen zu werden und dadurch zur Erfassung fremden Lebens zu kommen. Deshalb sehen gewisse Reformer im Sprechverfahren einfach die Verwirklichung der Kulturkunde.

Litt hat in seinem Aufsatz „Gedanken zum kulturkundlichen Unterrichtsprinzip"[1]) eine Kritik der Begriffsverwirrung gebracht, die durch die Weiterentwicklung im wesentlichen bestätigt worden ist. Er machte die höhere Schule auf ihre eigentümlichen Lebensgesetze aufmerksam und kam zu einer Ablehnung der von Spranger geforderten Übernahme der Strukturlehre. Übereinstimmend mit ihm aber betonte er die Wichtigkeit der Entwicklung des Verstehens, vor allem durch den Sprachunterricht, wie er das schon in seinem Buche „Geschichte und Leben" ausgeführt hatte. In Verfolg der weiteren Auseinandersetzung begann dann die Erfassung der Kulturkunde in ihrer Bedeutung für die Schule, ihre Kritik von dem Begriffe der Bildung her.

In Anerkennung der Sprangerschen These hatte Hübner ausgeführt: „Die Zielsetzung ist in Wissenschaft und Unterricht die gleiche." Tatsächlich verlangt die Forderung der Kulturkunde für die Schule aber ein Hinausgehen über diese formal logische Frage, sie verlangt die Anwendung „inhaltlich kulturphilosophischer Einsichten auf die pädagogischen Probleme", d. h. eine Besinnung auf den Bildungswert der Kulturgüter. Dabei wird man auf die einzigartige Stellung der Sprache inmitten der Gesamtkultur geführt, wie sie Freyer in seinem Aufsatz „Sprache und Kultur" umrissen hat[2]). Der von ihm zusammengefaßte von der deutschen Bewegung erarbeitete Begriff der Sprache ist für unseren Zusammenhang so wichtig, daß er z. T. im wörtlichen Auszug folgen soll: „Die Sprache ist kein weltgeschichtliches Werk des Geistes, kein Glied der Kultur, sie ist vorgeschichtlich. Sie ist Ursprung des Geistes oder jedenfalls mit dem Ursprung des Geistes eng verbunden. Der zweite Grundgedanke ist Humboldts Entdeckung, daß die Sprache ein Organismus, d. h. ein entfalteter Zusammenhang sinnvoller Elemente

---

[1]) „Die Erziehung", 1. Jhg., S. 38 ff.

[2]) Die Erziehung. 3. Jhg., S. 66 ff., vgl. dazu auch Weinstock, „Sprachunterricht und Kulturkunde", ebenda, S. 129 ff.

sei, und zwar so, daß jedes einzelne Wort isoliert gedacht überhaupt keinen Sinn gibt. Das erste Wort tönt schon die ganze Sprache an und setzt sie voraus. Der dritte Wesenszug der Sprache ist ihre Intentionalität, d. h. ihr Zeichencharakter. Die Sprache hat nicht nur in jedem ihrer Elemente eine Bedeutung, sondern vermöge dieser Bedeutung, gleichsam durch sie hindurch, bezeichnet sie eine gegenständliche Wirklichkeit. Die Sprache im ganzen ist also keineswegs nur ein Gewebe von in sich sinnvollen Formen, sondern sie ist transparent für die Wirklichkeit, sie enthält die ganze Welt mit all ihren Gegenständen, Eigenschaften, Beziehungen, Ereignissen in sich. Humboldt folgert daraus, „daß jede einzelne Sprache im tiefsten Sinne des Wortes eine geistige Individualität, eine neue Sicht der Welt, ja eigentlich überhaupt eine neue Welt ist". Und von hier aus ergibt sich, daß die Sprache eines Volkes das eigentliche Mittel ist, um zur geistigen Welt eines Volkes zu gelangen, oder auf das individuelle Subjekt angewendet: daß sie der Weg der Bildung vor allen anderen ist.

„So bildet das Sprachwerk sozusagen den Idealfall des Verstehbaren, sein Verstehen ist das pädagogische Optimum der möglichen Verstehensleistungen überhaupt[1])." Der Sprachunterricht, der in diesem Sinne das einzelne Sprachwerk behandelt, wird der kulturkundlichen Forderung gerecht. Er erfüllt die Forderung des Verstehens und der Strukturlehre, d. h. die Sprangersche These von der Übernahme der neuen Logik der Geisteswissenschaften in den Unterricht, er erfüllt aber auch die inhaltliche Bestimmung der Kulturkunde, insofern er durch die Deutung gehaltvoller Werke den Bildungsprozeß fördert.

III. Die neueren Sprachen und die deutsche Bildung.

Die Richtlinien stellen als Bildungsziel der neueren Sprachen auf: Sie sollen den Schüler durch das Schrifttum einführen in die „Kultur- und Geisteswelt der fremden Völker". Das wird näher dahin bestimmt: „es handelt sich darum, das im fremden Kulturganzen, besonders in der Sprache und im Schrifttum wirkende Leben *verstehen* zu lernen und für die innere Bildung des Schülers nutzbar zu machen; insbesondere soll dieser durch den *Vergleich* des fremden mit dem deutschen Wesen zu einem

---

[1]) Ebenda, S. 77.

vertieften Verständnis für die Eigenart seines Volkes geführt werden"[1]).

Diese Fassung ist beherrscht durch den Begriff der Struktur; denn nur durch sie kann das fremde Wesen erfaßt werden, das mit dem deutschen verglichen werden soll; dieses muß natürlich auch wieder in Strukturen gefaßt sein, um überhaupt einen Vergleich zuzulassen. Folgerichtig verlangt Schön, der in der Frage nach dem Wesen des Franzosen die grundlegende Bestimmung der Kulturkunde sieht, „ein Seelenschema, um fremdes Wesen zu überblicken und zu verstehen, um es mit eigenem zu konfrontieren"[2]). Hübners Leitsätze sprechen von der „bewußt auslandskundlichen Einstellung des neusprachlichen Unterrichts". Nach den grundsätzlichen Erörterungen der ersten beiden Abschnitte bedarf es keiner Erläuterung mehr, daß diese Einstellung sich mit dem „Verstehen des wirkenden Lebens" zum Zwecke der „inneren Bildung" nicht verträgt. Ein Bewußtmachen von nach einem Schema ausgerichteten Strukturen wirkt niemals bildend.

Daß die Auslandskunde in der kulturkundlichen Erörterung der neueren Sprachen überhaupt eine solche Rolle hat spielen können, hängt mit der unterrichtsgeschichtlichen Entwicklung unserer Fächer zusammen. Diese Entwicklung ist wesentlich dadurch bestimmt, daß die neueren Sprachen keine Sicherheit über ihre Stellung im Bildungsorganismus der deutschen Schule gewinnen konnten. Lange Zeit blieben sie in völliger Abhängigkeit von den alten Sprachen. Ihre Eigengesetzlichkeit wurde entdeckt, als sie zu Hauptfächern derjenigen Schulen wurden, die den Gegenwartkräften ihr Dasein verdanken. Im Kampfe um die Gleichberechtigung mit den Gymnasien beriefen sich die Realschulmänner immer wieder auf die Lebensnähe ihrer Fächer.

Diese Lebensnähe bedingte den machtvollen Aufschwung des Realschulwesens. Ihre befruchtende Wirkung auf den neusprachlichen Unterricht äußert sich in der Reformbewegung Viëtors und seiner Freunde, deren krönender Abschluß die Entwicklung des Sprechverfahrens ist, wie es Walter in vollendeter Meisterschaft zur Entfaltung des Sprechwillens seiner Schüler handhabte. So sehr das Sprechverfahren den geeignetsten Weg zur Erlernung der Fremdsprache darstellt, die Verwirklichung

---

[1]) Amtl. Ausg., S. 112

[2]) N. Sp. XXXIII, S. 428.

der kulturkundlichen Forderung in ihrer inhaltlichen Bestimmung, Bildung zu sein, ist es nicht.

Durch die Entwicklung des Sprechverfahrens hat die Lebensnähe auf die neueren Sprachen befruchtend gewirkt. Die dadurch geforderte Gegenwartsbestimmtheit des Unterrichts barg aber auch Gefahren, weil sie ihn in die Versuchung führte, immer „zeitgemäß“ zu sein. Dadurch wurde er dem Einfluß von Zeitströmungen und Zeitmächten ausgeliefert, die z. T. außerhalb des Erziehungsbereiches lagen. Dieser Zustand ist auch heute noch nicht überwunden, maßt sich doch die Wirtschaft immer noch an, bei der Gestaltung des Schulwesens entscheidend mitzuwirken.

Die Bestrebungen dieser Richtung schlugen sich nieder in der Forderung der Realienkunde, d. h. der Übermittlung von Auslandskenntnissen. Wer glaubt, daß diese Dinge erledigt seien, irrt sehr. Vielmehr haben sie in der Forderung der Auslandskunde, wie sie von gewissen Kreisen verstanden wird, ihre fröhliche Auferstehung gefeiert. Am bezeichnendsten für diese Richtung ist der Vortrag eines Lehrers des orientalischen Seminars, der das Studium des neusprachlichen Schrifttums beseitigen und dafür Auslandswissenschaft in die höhere Schule einführen will[1]).

Hübner, der 1924 die bewußt auslandskundliche Einstellung des neusprachlichen Unterrichts auf den Schild erhob, ist erstaunt über diese Auslegung des Wortes Auslandskunde, das seit der Denkschrift des Kultusministeriums vom Jahre 1917 richtunggebend über dem neusprachlichen Unterricht schwebt, und das man jetzt als inhaltliche Bestimmung der Kulturkunde ansehen möchte. Tatsächlich dürfte man über die Ansprüche der Geister, die man rief, nicht allzusehr erstaunt sein; denn sie können für sich in Anspruch nehmen, daß sie den Begriff „Auslandskunde“ folgerichtig zu Ende denken.

In der Denkschrift von 1917 wurde ausgeführt, „daß Auslandskenntnisse ein unentbehrlicher Bestandteil der nationalen Bildung und deshalb ein wichtiges Erfordernis des Schulunterrichtes geworden seien“. Dieser Satz ist typisch für ein Zeitalter, das glaubt, Notstände, die sich in der Praxis herausgebildet haben, durch Vermittlung von Kenntnissen abstellen zu können.

---

[1]) Angezogen in Hübners Vortrag auf der Magdeburger Ferienwoche 1925 (N. Sp. XXXIII, S. 164 ff.).

Was Wunder, daß die mangelnde politische Einsicht des Deutschen, die sich im Kriege herausstellte, nach dem verlorenen Kriege noch viel bitterer empfunden wurde! Folgerichtig mußte man die mangelnden politischen Leistungen durch theoretische Unterweisung wettzumachen suchen. Es ist typisch deutsch, durch Errichtung einer Hochschule für Politik die fehlenden Politiker heranzüchten zu wollen. Ich brauche nur an das Beispiel Bismarcks zu erinnern, um zu zeigen, daß das nicht möglich ist. Ich brauche auch nur auf die Erziehung der englischen Führerschicht mit ihrer souveränen Nichtachtung ausländischer Verhältnisse hinzuweisen, um zu zeigen, daß Auslandskenntnisse ein Volk nie politischer machen, als es seiner Natur nach ist. Vielmehr wird der zur Politik Berufene und Befähigte auch Mittel und Wege finden, um das Ausland kennen zu lernen. Was Aufgabe der Diplomaten ist, soll man nicht zur Aufgabe der Schule machen.

Die Forderung der Auslandskunde mit ihrer Begründung durch die Denkschrift von 1917 führt von dem als Kulturkunde bezeichneten Bildungsweg ab. Sie ist zwangsläufig an dem Kriegserlebnis orientiert und kann es nicht überwinden.

Für die Schule, die bilden will, aber heißt das, daß sie endgültig die Jagd nach dem für das fremde Volk Charakteristischen „als Folie für das eigene Volkstum“ [1]) aufgibt. Man gewinnt dadurch die Freiheit des Blickes wieder. In dem Streben, die in dem fremden Kulturwerk wirksamen Kräfte aufzuspüren, sie in ihrer Eigengesetzlichkeit und berechtigten Eigenart zu verstehen, in dem Bemühen, die europäischen Nationen als verschiedengeartete Erben derselben, durch Antike und Christentum begründeten Kultur zu begreifen, werden sich die Bildungskräfte entfalten, die ein auf Gesinnung gestelltes Nationalbewußtsein erwecken. Dieses lebendige Nationalbewußtsein schließt sowohl Eigendünkel aus, als auch läßt es sich nicht zu einer ideologischen Verbrüderungspropaganda mißbrauchen. Wenn der Wunsch, den anderen kennen zu lernen, in dem deutschen Jungen geweckt wird, wenn dieser andere nicht als in Strukturen präparierter anatomischer Körper, sondern als lebendiges, immer in der Entwicklung begriffenes, ihm dauernd Rätsel aufgebendes Wesen ihm gegenübersteht, dann wird sich jene innere Auseinandersetzung anbahnen, die bildend ist. Dann werden

---

[1]) Bericht des Berl. Neuphilologentages, S. 44.

alle zeitgemäßen Bedürfnisse, die Erkenntnis der Eigenart, die Verständigung, ja die Liebe zum Fremden, die Spitzer als wesentlich fordert, ganz von selbst zu ihrem Rechte kommen. Dann wird jener lebendige Austausch wertvoller Kulturgüter, der trotz aller Kriege schon in der Vergangenheit die Völker Europas zur romanisch-germanischen Schicksalsgemeinschaft zusammenschloß, auch in der Zukunft seine befruchtende Wirkung ausüben können. Für diesen Austausch die äußere und innere Vorbereitung zu treffen, den Willen zur lebendigen Auseinandersetzung zu wecken, das ist der Dienst, den die neueren Sprachen für die deutsche Bildung leisten können.

IV. Folgerungen für die Unterrichtsarbeit.

Was bisher für die Ausgestaltung des Unterrichts auf der Unter- und Mittelstufe vorgeschlagen ist, besteht zu Recht. Für die Oberstufe interessiert hier nur die Auswahl der Lesestoffe. Nach dem, was oben ausgeführt ist, steht m. E. außer Frage, daß wir zu einer „Gesamtanschauung" des fremden Landes und Volkes auf der Schule nicht gelangen können. Vielmehr ist das Wichtigste, daß der Schüler mit den individuellen Lebensformen des Fremdvolkes direkt in Berührung kommt. Dafür leistet die Dichtung den besten Dienst. Mit Recht räumt die Schule zeitgenössischen Dichtern, wie Galsworthy und Shaw Raum ein, weil ihre Dramen und Erzählungen uns englische Menschen in englischer Lebensluft vor Augen stellen. Was wir mit einem Seelenschema niemals leisten können, das leistet der feinnervige, die Kräfte der Gegenwart kennende und soziologisch geschulte Dichter in für uns nicht zu erreichender Objektivität. Seine Gruppenmenschen sind „typische" Engländer, und wer sie zu verstehen sucht, denkt ganz von selbst in den Sinnzusammenhängen, die für die neue geisteswissenschaftliche Logik bezeichnend sind.

Auch das Studium der fremden Staats-, Rechts- und gesellschaftlichen Verhältnisse erscheint mir am bildsamsten dort, wo diese Zustände nicht als abstrakte, eigenständige Größen auftreten, die wegen ihrer Komplexität für den jugendlichen Menschen unzugänglich sind, sondern dort, wo sie in Beziehung zum handelnden Menschen gesetzt sind. Für die Schule gibt es z. B. keine bessere Einführung in das englische Gerichtswesen als Galsworthys "Justice", wo wir die Einrichtungen der Rechtspflege in ihren Lebenszusammenhängen wirkend vor uns sehen.

Es gibt kein besseres Mittel, Technik und Geist des englischen Parlamentes kennen zu lernen, als bedeutende Männer dieses Parlamentes in ihren Reden vor unsere Jungen zu stellen. Die Erörterung der dabei auftretenden Sachprobleme nötigt von selbst zur Beachtung der historischen und politischen Zusammenhänge. Darüber hinaus erhebt sich die tiefe Problematik solcher Einrichtungen in ihrer Wirkung auf die menschlichen Charaktere, die Frage nach den Sinnzusammenhängen. Hier ist der Ort, wo die kulturkundlichen Lesebücher ergänzend helfen können bei der eindringenden Behandlung der Einzelwerke, welche die Hauptaufgabe des Unterrichtes ist.

Der jüngste Erlaß der Unterrichtsverwaltung, der die Lektüre geschlossener Werke zur Pflicht macht, hat hier erfreuliche Klarheit geschaffen. Nur, wo ein ad hoc gewählter Lesestoff in seiner ganzen Eigenart in eingehender Interpretation bearbeitet wird, nur, wo der Schüler wirklich lesen lernt, wo ihm die Augen geöffnet werden für die nach allen Seiten ausstrahlenden Verbindungen des Werkes, für die Fülle der Probleme, die in ihm gefaßt sind und von ihm gestellt werden, kann sich die innere Auseinandersetzung anbahnen, die das Wesensmerkmal der Bildungsarbeit auf der Oberstufe sein muß. Exemplarische Auswahl des Lesestoffes und exemplarische Ausdeutung desselben ist Gebot für einen Unterricht, der die kurze Zeit, die ihm gegönnt wird, möglichst wirksam verwenden will.

Wenn verschiedene Lehrer eine Abneigung der heutigen Jugend gegen ästhetisches Schrifttum bemerkt zu haben glauben[1]) und damit ein Zurückdrängen des dichterischen Werkes zu rechtfertigen suchen, so muß ich nach meinen Erfahrungen, die allerdings nicht in der Großstadt gemacht sind, dem widersprechen. Auch unsere Jungen sind praktisch und technisch eingestellt, wenn sie in die Prima eintreten. Das Interesse für Kunst und Philosophie läßt sich aber sehr wohl wecken, wenn der Deutschunterricht die ihm hier gestellte, für die deutsche Bildung entscheidende Aufgabe mit allem Ernst in Angriff nimmt. Die bewegte Jugend hat von vornherein eine lebhafte Hinneigung zum künstlerischen Werk. Wenn ein großer Teil der heute in die höhere Schule wider ihren Beruf hineingesteckten Techniker die Erlebnisfähigkeit, die zum künstlerischen Verstehen notwendig ist, nicht hat, so darf das nicht dazu führen, daß wir unseren Unterricht nach deren Bedürfnissen ausrichten.

[1]) Ausgesprochen bei Olbrich, a. a. O., S. 9.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß der geistig regsame Teil unserer Jugend sich heute zu den philosophischen Arbeitsgemeinschaften drängt. Viele Fachlehrer an Schule und Universität sehen darin einen Krebsschaden, haben aber kein Verständnis für die Lebensnot, die sich hier äußert. Die Sinngebung, die der junge Mensch sucht, kann ihm die Philosophie nicht geben, wohl aber die Dichtung. Was er sucht, findet er in den unsterblichen Werken der Klassiker, und zwar dort, wo ihr Werk mehr als persönlicher Ausdruck, mehr als Zeugnis einer Zeit ist, wo es den ewigen Gehalt des Menschentums ausgesprochen hat[1]. Wenn z. B. die Kräfte, die in dem Werke Shakespeares gestaltet sind, wesentlich zur Entwicklung der klassischen Zeit deutschen Geistes beigetragen haben, so können sie für die Wiedererweckung neuer Geistigkeit auch heute dieselben Dienste tun, wenn nur der Zugang zu diesen Schatzkammern wieder geöffnet wird. Was für Shakespeare gilt, gilt auch für die anderen Dichter, welche die Fremdvölker der Menschheit geschenkt haben. Ihnen gehört der Ehrenplatz auch im neusprachlichen Unterricht; denn der Wertgehalt und die Bildungskraft ihrer Dichtungen stellt sie himmelhoch über alle Schreiber, die „charakteristisch für ihr Volkstum" sind.

Diese höchsten und für die Menschheit bedeutsamsten Werke verlangen allerdings besondere Pflege. Den Weg zum Gipfel der ragenden Berge zu finden, ist immer schwierig und mühevoll. Lehrer, die versuchen, auch Shakespeare der direkten Methode zu unterwerfen, weil ja der Unterricht grundsätzlich in der Fremdsprache zu erteilen sei, haben noch nicht begriffen, daß jeder Gehalt seine eigene Behandlung verlangt. „Für das letzte und wichtigste Stück Weges zur fremden Kultur ist das Recht der Muttersprache zu sichern[2]"; denn hier stellt die Forderung der Kulturkunde dem Lehrer die schwerste, aber auch schönste Aufgabe, die er für die deutsche Bildung erfüllen kann. In diesem Sinne heißt Kulturkunde künden von dem wirkenden Leben, das sich in der Schöpfung des Genius offenbart, bekennen von dem Ergriffensein, das allein das Ergriffenwerden entzünden kann. Möglich ist das nur durch Eindringen in

[1]) Warum das klassische Sprachwerk die Vorzugsstellung für den bildenden Unterricht hat, ist durch Weinstock in seinem oben genannten Aufsatz durch eindringende Analyse des *Werk*-Begriffes begründet.

[2]) Schön, a. a. O., S. 436.

das Werk, und zwar so, daß hinter seiner Form die geistige Bewegung, die Spannung zwischen Mensch und Welt, fühlbar werde, aus der das Werk einst entsprang. In Feierstunden öffnet sich uns hier vielleicht der Blick auf das Ganze, wird uns die Gewißheit einer Sinngebung unseres Lebens, um die unser Zeitalter schmerzlich ringt.

Marburg (Lahn). Ludwig Zimmermann.

BEMERKUNGEN ZU MOLIÈRES «L'AVARE.»

Wie «Le Tartuffe», «Le Misanthrope» und etwa «Le Malade imaginaire» gilt auch «L'Avare» vielen Erklärern und Lesern Molièrescher Komödien als ein besonders ernstes Drama, und es ist anzunehmen, daß auch in den deutschen Schulen, in denen noch so viel Französisch getrieben wird, daß die Schüler zur Lektüre klassischer Werke kommen, die Komödie meistens in diesem Sinne erklärt wird. In einer neueren deutschen Schulausgabe des Geizigen werden die Situationen als „profondément, douloureusement tragiques" bezeichnet, und es wird die „grande et profonde comédie de caractère et la synthèse psychologique" gerühmt[1]).

Wer das Stück so auffaßt, kann sich auch auf Goethe berufen. Goethe, in seiner grenzenlosen Bewunderung für den Menschen und Dramatiker, fand, daß Molières Stücke ans Tragische grenzten. „Sie sind apprehensiv", sagte er einmal zu Eckermann, und „sein Geiziger, wo das Laster zwischen Vater und Sohn alle Pietät aufhebt, ist besonders groß und in hohem Sinne tragisch"[2]). Auch auf Wilhelm Diltheys Auffassung könnte er sich stützen, der einmal von jenem „Moment des Tragischen" spricht, „das der großen Komödie Molières beigemischt war und ihr die Tiefe gab"[3]).

Wenn nicht gerade von Tragik, so hat man doch häufig von den ernsten, traurigen Elementen Molièrescher Komödien gesprochen, so z. B. J. Volkelt von der ernsten, traurigen, bedauernswerten Verwicklung, welche die Grundlage einiger Komödien bilde, wo das Komische nur die heitere Belebung und Auflockerung des zugrunde liegenden Ernstes sei[4]). H. Schnee-

---

[1]) Ausgabe von G. Vrijdaghs und P. Schultz, Aschendorffs Verlagsbuchhandlung. Münster i. Westf. 1926.

[2]) Gespräche mit Eckermann. 12. Mai 1825.

[3]) Gesammelte Schriften. Bd. VI, Leipzig 1924, S. 105.

[4]) System der Aesthetik. Bd. II, 2. Aufl. (München 1925) S. 494.

gans findet die Grundstimmung des nach Krankheit in ernster, melancholischerStimmungverfaßten «Avare» traurig[1]) undM.J.Wolff hebt den düsteren und abschreckenden Charakter, die gedämpfte Komik dieses Werkes hervor, in dem sich starke Zeichen einer seelischen Verstimmung und von Pessimismus fänden[2]).

Auch die französischen Erklärer sind in der Regel der gleichen Meinung. Für Rigal ist der Stoff des «Avare» tragisch. Trotzdem habe Molière Komik gewollt und erzielt: „Avec cette matière tragique, Molière qui voulait bien être profond, qui voulait bien toucher aux pires misères de la nature et de la vie humaine, mais qui n'admettait pas la confusion des genres, a tenu à être comique et il a réussi à l'être“[3]).

Molière hat das Ernste darstellen wollen, ist das Leitmotiv aller derartigen Äußerungen. Das Ernste, schreibt H. Davignon, „le drame“ in Molières Komödien, ist eine natürliche Folge seines Wirklichkeitsstrebens. Da das Ernste sich im Leben findet, so findet es sich auch in den Dramen Molières. Wie bringt nun Molière, der ja ein komischer Autor sein wollte, nach der Ansicht der Erklärer die ernste und die komische Absicht zusammen? Indem er den Zwang der Gattungen achtete, sagte im vorliegenden Falle, ziemlich oberflächlich, Rigal. Wechßler glaubt, Molière habe die Motive des Belachens im Avare gehäuft, um „die ergreifende Ernsthaftigkeit tragischer Lebensschicksale zu verbergen und trotz allem die komische Stimmung und Wirkung auf der Bühne festzuhalten“[4]). Davignon meint, Molière, der das Leben mit seinem Ernst geben wollte, durfte, da er gleichzeitig komisch wirken wollte, den Ernst nicht in seiner ganzen Furchtbarkeit darstellen, und er wußte, bis wohin er gehen durfte. Zwar steigt er tatsächlich, in seinem tiefen und bitteren Studium des Lasters, bis zum tragischen Schrecken hinab, aber da das Publikum lachen wollte, so mußte er, um ihm den Gefallen zu tun, seinen Stücken die gleichförmig komische Oberfläche geben. Harpagon, um beim «Avare» zu bleiben, ist in gewissen Augenblicken ein „type de drame poignant et qui fait presque horreur“, seine Habsucht ist eine „passion tyrannique et cruelle“, aber trotzdem, mit Hilfe von tausend amüsanten

---

[1]) Molière, Berlin 1902, S. 190.

[2]) Molière, 2. Aufl. München 1923. S. 365ff.

[3]) Molière, Paris 1908, Bd. II.

[4]) Zum Problem des Komischen anläßlich Molières in der Festschrift zum 15. Neu-Philologentage in Frankfurt a. M. 1912, S. 187.

Kleinigkeiten, erscheint er in komischer Färbung, als komische Figur, über die das Publikum unaufhörlich lacht. Nur daß eben mitten im komischen Geschehen dem nachdenklichen Betrachter blitzartig, für einen Augenblick die Traurigkeit, der Schrecken und Jammer der menschlichen Natur zum Bewußtsein kommt[1]).

Eine solche Auffassung muß endlich grundsätzlich bekämpft werden. Aus einem geläuterteren Kunstverständnis heraus, als dasjenige ist, aus dem heraus die Masse der herkömmlichen Urteile über Molière gefällt wurde, müßte man sich auflehnen gegen die Vorstellung, daß Molière aus seinem klaren und konsequenten Wirklichkeitsstreben und seinem sittlichen Verantwortungsgefühl heraus bewußt bis zu schmerzlichsten Tiefen der menschlichen Natur, zum tragischen Grunde des Seins hätte dringen wollen, daß er auch wirklich dahin gelangt sei, aber dann durch die ebenso bewußte komische Absicht sich selbst gehindert hätte, seine tragischen Gesichte auch tragisch zu gestalten. Als ob er sich in listiger Überlegung die komischen Tricks reserviert, und, dem äußeren Zwang der gewählten komischen Gattung und des Lachwillens des Publikums folgend, durch komische Äußerlichkeiten und Nebensächlichkeiten den ernsten, tragischen Kern und Sinn der Personen und Geschehnisse verhüllt hätte. Eine solche Auffassung rechnet nicht mit der freien, aus dem Unbewußten aufsteigenden Schöpferkraft des dichterischen Genies, rechnet nicht mit der Möglichkeit, daß Molière aus seiner ursprünglichen Veranlagung heraus das Leben und die Menschen nicht anders als komisch ergriff, ergreifen konnte und aus diesem höheren Zwang seiner Natur heraus alles was er so ergriff, auch in komischem Stile zum Ausdruck brachte. Es ist eine willkürliche Konstruktion unkünstlerisch eingestellter Kritiker, sich vorzustellen, Molières Beobachtung und Spürsinn sei bis zur Tragik des Lebens gelangt oder habe sich ihr genähert, aber er sei sich darüber klar gewesen, daß er es nicht wagen durfte, seine Erkenntnisse ganz rein in ihrer ernsten Furchtbarkeit wiederzugeben, daß er bloß bis zu einer gewissen Grenze gehen durfte und komisch sich gebärden mußte, etwa in dem Sinne, daß er — wie Rigal es sich vorstellt — in der Schilderung der unheilvollen Leidenschaft des Geizigen noch rechtzeitig Halt mache und sorgfältig vermeide, «ce qui eût été trop sombre, sans profit pour la peinture psychologique et la leçon morale».

[1]) Molière et la vie, Paris 1901, S. 249. 255, 260 u. sonst.

Diese unhaltbare Vorstellung ist weit verbreitet. Von ihr ist selbst ein so feiner und gründlich wägender Aesthetiker wie Volkelt verführt, wenn er, wie oben erwähnt wurde, das Komische einiger Komödien Molières nur als die heitere Belebung und Auflockerung des zu Grunde liegenden Ernstes auffassen will.

Nein, Molières Komödien sind aus dem komischen Erleben der Dinge hervorgegangen. Alles ist komisch gesehen, erlebt, gewollt, von allem Anfang an ist jede Ernsthaftigkeit aufgelöst, zerstäubt im Zwang der Komik, dem Molière verfallen war und dem er sich hingab mit der Lust, der er als Erlebender und Gestalter fähig war.

*

«L'Avare» ist bekanntlich eins von den beiden Stücken, die Molière im Anschluß an Plautus verfaßt hat.

Die „Aulularia“ ist sicher eines der lustigsten Stücke des Plautus. Lustig in der Fülle komischer Szenen, die aus der wahnwitzigen Angst eines armen Mannes stammen, der unverhofft einen Schatz gefunden hat und zittert ihn zu verlieren. Er weiß mit dem Schatz nichts anderes anzufangen als ihn zu vergraben. So hat er von ihm nichts anderes als die entsetzliche Angst. In jedem Menschen wittert er einen Wissenden, der ihn mit List oder durch Diebstahl um seinen Schatz bringen könnte. Das Stück gibt tatsächlich nichts anderes als diese, in denkbar komischen, bis zur Wildheit gesteigerten Formen sich äußernde Angst des armen Mannes um seinen Goldtopf. Angst, Verzweiflung, erregt durch Begegnungen mit anderen Menschen, die sich ihm arglos, für ihn in verdächtiger Absicht, nähern, wie der reiche Mann, der seine Tochter heiraten möchte, der Koch, der im Auftrag des Freiers in seinem Haus das Hochzeitsmahl rüsten soll, der Liebhaber und Verführer der Tochter, der sein Vergehen wieder gutmachen will, den Vater um Verzeihung und um die Hand des Mädchens bittet. Eine ungemein einfache, einheitliche, durch keinerlei Nebenhandlung in ihrem stracken Verlauf gehemmte oder abgelenkte Posse. Dabei handelt es sich gar nicht so sehr um die Schilderung des Geizes. Fr. Leo in seiner Geschichte der römischen Literatur bemerkt sehr richtig, daß Euclio kein eigentlicher Geizhals, sondern nur ein armer Mann ist, den der große Schatz verwirrt. Er will natürlich das unverhoffte Glück, das viele Gold nicht wieder einbüßen, aber er hängt an ihm so wenig, daß er es

zuletzt — das war wohl sicher der nicht erhaltene Schluß der Komödie — dem Schwiegersohn samt der Tochter als Geschenk übergibt.

Molière hat aus dem armen Finder und vorübergehenden Besitzer des Goldtopfes einen reichen Geizhals gemacht und sich durch diese Änderung weit von Plautus entfernt, so manche komische Züge im einzelnen er auch übernommen haben mag.

Vielleicht hat ihn ein äußerer Zwang getrieben seinen Helden reich zu machen. Eine fünfaktige, klassische Komödie durfte nicht in der Hütte der Armut spielen. Alle Personen Molières, soweit sie Träger der Handlung sind, gehören dem Adel oder dem reichen Bürgertum an. Aus diesem Zwang zur höheren sozialen Sphäre folgte wohl auch ohne weiteres die Notwendigkeit einen wirklichen Geizigen auf die Bühne zu bringen. Ein Reicher könnte nicht bloß so wie Euclio vom Geld plötzlich überwältigt werden, er muß von Natur aus geizig sein.

Wie führt nun Molière diesen reichen Geizigen vor? Er führt ihn unter dem Zwang der plautinischen Vorlage wesentlich in der Verfassung und mit den Allüren eines armen Mannes vor. Harpagon ist reich, aber mit der ganzen tollen Schreckhaftigkeit des armen Euclio. Natürlich rühmt man Molières Änderung als einen sehr glücklichen Gedanken, der von vornherein mehr Komik verbürge und instruktiver sei. Aber sehr komisch war das Thema des Plautus auch, und es kann sogar sehr nachdenklich stimmen, zu sehen, wie das, was der Arme für sein Glück nimmt, ihn höchst unglücklich macht. Daß es an sich komischer und tiefer ist, den Geiz eines reichen Mannes vorzuführen, kann wohl kaum behauptet werden. Es kommt alles auf die Ausführung an. Wenn es richtig ist, daß bei Molière die Komik dadurch zustande kommt, daß ein geiziger Reicher mit dem Gebaren eines armen Mannes vorgeführt wird, so ist diese auf solcher Kontrastwirkung aufgebaute Komik eigentlich ziemlich primitiv. Aber das verhindert keineswegs, daß sie sehr stark ist und glückliche Wirkungen hervorbringt.

Man sollte das Primitive, das Molièrescher Komik so oft anhaftet — «c'est le rire d'un primitif plutôt que celui d'un philosophe», bemerkt sehr richtig Pierre Kohler einmal[1]) — nicht mit Hilfe rationalistischer Erklärungen, wie es auch im Falle des «Avare» zu

---

[1]) Autour de Molière, Paris 1925, S. 217.

geschehen pflegt, zu verbergen versuchen. Man sagt z. B., Harpagon, als der reiche Bankier, der er ist, müsse ein großes Haus machen, um wegen seiner Stellung den Schein zu wahren. Deswegen habe er Lakaien, aber ihre Kleider seien zerrissen und schmutzig, deswegen habe er Pferde, aber zum Zusammenbrechen verhungert, deswegen seien Kutscher und Koch in einer Person vereinigt. Molière hat solche psychologischen Erwägungen nicht angestellt — hätte er es getan, würden wir es aus irgend welchen, noch so versteckten Andeutungen in seinem Text herauslesen müssen —, er läßt einfach, der komischen Kontrastwirkung zuliebe, den reichen Mann von kleinlich-schmutzigem Geiz erfüllt sein. Wenn man anfängt über Beweggründe Harpagons nachzudenken, kommt man aus den Unwahrscheinlichkeiten nicht heraus. Daß der arme Hüttenbewohner Euclio mit dem unverhofft gefundenen Schatz nichts anzufangen weiß und ihn vergräbt, ist begreiflich; daß der reiche Geldmann Harpagon die 10000 Taler, die man ihm zurückgezahlt hat, ängstlich versteckt, ist ganz unglaublich. Er macht doch dauernd Geldgeschäfte und kommt sicher sehr häufig in ähnliche Lagen. Seine ganze Existenz wäre unmöglich, wenn er nicht immer wüßte, was er mit seinem Bargeld anzufangen hat, wo er es hinterlegt, auf welcher Bank oder in welchem Geldschranke. Wenn Harpagon das Geld versteckt, so tut er es deswegen, weil auch Euclio den Schatz versteckte, aber sein Verhalten hat gar keinen Sinn mehr. Molière, dem die Unwahrscheinlichkeit nicht verborgen blieb, versucht sie zu erklären (I/4), aber die Begründung erscheint höchst fadenscheinig, und er hätte sie sich sparen können. Keiner hätte sie vermißt, und so wie sie gegeben wird, befriedigt sie doch nicht. Er schafft den Gegensatz zwischen der Tatsache des Reichtums und einer Verwirrung, wie sie nur die Armut kennen könnte, nicht aus der Welt.

Wenn man versucht, das geizige Verhalten Harpagons plausibel zu machen, so tut man das in der Annahme, daß Molière, wie in anderen Fällen, so auch mit Harpagon eine Charakterstudie nach dem Leben habe geben wollen. So rühmt z. B. Wolff das gewaltige und lebenswahre Bild, das Molière mit Harpagon vom Geize entworfen habe.

Man spricht vielfach von Charakterschilderung, ohne sich über den Begriff des Charakters, wie er auf die Personen Molières paßt, im Klaren zu sein. Für den Augenblick mag es genügen festzustellen — ausführlichere, grundsätzlichere Erörterung dieser

Frage, wie auch anderer hier gestreifter Probleme der Molière-Forschung bleibt vorbehalten[1]) — daß es eigentliche komplexe Charaktere in modernem Sinne bei Molière nicht gibt, daß man im besten Falle von zweien seiner Personen, von Alceste und von Don Juan als Charakteren, und also von «Le Misanthrope» und von «Don Juan» als von Charakterkomödien sprechen kann. Im allgemeinen sieht die Charakterkomödie Molières so aus, wie sie Rigal sehr gut definiert: «une comédie où tout doit être subordonné à la peinture d'un personnage que domine un vice où un travers»[2]). Wirklich nur in diesem Sinne ist Harpagon ein Charakter, nur als Person, die das sie beherrschende Laster des Geizes mit sich herum trägt, man möchte sagen, zur Schau trägt. Nicht eine nach dem Leben gezeichnete Person, nicht ein aus allen möglichen, bei Geizhälsen des Lebens beobachteten Eigenschaften und Taten des Geizes zusammengesetzter Geiziger, den man als den Typus eines Geizigen bezeichnen dürfte, sondern ein phantastischer, frei erfundener, mit einer Überfülle von konkreten, Geiz vorstellenden Zügen beladener Träger dieser Leidenschaft; in seiner Phantastik ein groteskes Ausnahmegeschöpf, das mit Lebensähnlichkeit nicht viel zu schaffen hat, wohl aber durch eine ganz außerordentliche Lebendigkeit ausgezeichnet ist. Gewiß, sein Verhalten ist in vielem lebensecht, aber die lebensechten Züge stehen neben maßlos übertriebenen, komisch stilisierten Zügen, das Gesamtbild ergibt sich aus dem Zusammentreffen echter und übertriebener Züge und bietet den phantastischen Eindruck einer nur im Reich der komischen Dichtung möglichen und echten Figur dar. Hätte Molière das ernsthaft zu nehmende Charakterbildnis eines geizigen Reichen geben wollen, dann hätte er um keinen Preis den berühmten Monolog im vierten Akt schreiben dürfen, in dem er, in engster Anlehnung an Plautus und an Skrupellosigkeit ihn übertrumpfend, Harpagon nach der Entdeckung des Raubes seines Geldes in tollster Raserei toben läßt. Mit einer solchen Szene befinden wir uns fern von jeder Wirklichkeit, im Bereiche höchster, komischer Sprachkunst.

Harpagon ist als die dichterisch erschaute und künstlerisch ausgeführte Karikatur eines Geizhalses aufzufassen. Georg Simmel

[1]) Einiges Grundsätzliche enthält der Aufsatz „Über Wirklichkeit und Komik in der Kunst Molières" in der Zeitschrift „Volkstum und Kultur der Romanen", Bd. I (1928) S. 3ff.

[2]) Molière, Bd. 1, S. 146.

in seinem tiefdringenden Aufsatz über die Karikatur erkennt in Harpagon deswegen Karikatur, weil hier „eine überlebensgroße Leidenschaft in ein in aller sonstigen Hinsicht klein und gewöhnlich bleibendes Leben hineingesetzt wird“ [1]). Ob wir uns diese bestechende Erklärung wirklich ganz zu eigen machen können, erscheint fraglich. Darf man wirklich die Leidenschaft des Geizes an sich oder in ihrer gesteigerten Art bei Harpagon überlebensgroß nennen? Sie ist wohl nicht überlebensgroß, sondern sie ist allein in ihm herrschend, sie ist rücksichtslos, sie ist toll, wahnwitzig. An sich gibt es kein überlebensgroßes Gefühl, ein Gefühl kann höchstens ins Überlebensgroße, ins Maßlose gesteigert werden durch die rasende Leidenschaft seines Trägers. Geiz ist an sich bereits Karikatur. Karikatur der Sparsamkeit und als solche im Leben ohne weiteres gegeben. Molière tut eigentlich nichts anderes als diese normale oder latente Karikaturhaftigkeit ins Ungeheuerlichste, zu vollster, schreiendster, dabei im Kleinlichen und Ängstlichen verharrender komischer Anschaulichkeit zu verzerren. Er tut nichts anderes, aber wie er es macht, ist es schon sehr viel. Nur ist es nicht Charakterschilderung, sondern eben frei schaffende Karikaturzeichnung.

Als ein Beweis dafür, daß es Molière um Charakterschilderung zu tun war, und wie gut es ihm gelungen sei, wird häufig auch die Tatsache angeführt, daß er Harpagon verliebt mache. Bei dem komischen Helden des Plautus ist von Verliebtheit keine Rede. Wie erscheint diese Verliebtheit des Geizigen? Davignon behauptet: «Harpagon aime sincèrement» [2]). Wolff: „Harpagon liebt wirklich, allerdings nicht in einem edlen Sinne, denn zu einem reinen Gefühl kann seine gemeine Seele sich nicht erheben, aber das junge Weib lockt den alternden Mann.“ Wolff glaubt sogar behaupten zu dürfen, daß die sinnliche Regung psychologisch begründet sei: „Mit der ganzen Gier des Alters, das bisher sich jeden Genuß versagt hat, blickt Harpagon auf das junge Weib. Mariannes Schönheit reizt ihn. Sie ist arm. . . . Soll er das Opfer bringen? Soll er etwas an die Befriedigung seiner Begierden wenden? . . . Die Sinnlichkeit wird übermächtig. Doch die Bedenken tauchen wieder auf. . . . Der Alte berauscht sich an dem Gedanken, das junge vollblütige

---

[1]) Zur Philosophie der Kunst, Potsdam 1922, S. 92.
[2]) A. a. O. S. 290.

Mädchen an seine welke Brust zu drücken usw.[1]). Aber kein Wort des Molièreschen Textes erlaubt eine solche Deutung. Es ist viel einfacher. Nach uraltem Komödiengebrauch hat Molière seinen geizigen Alten auch noch verliebt gemacht. In unzähligen Komödien, die Molière gut kannte, war der verliebte Greis eine lächerliche Figur. Der Kontrast zwischen dem zahnlosen, hüstelnden, lendenschwachen Alter und dem ungeduldigen Liebesverlangen, das mit Feuer und Kraft des Jünglings renommiert, gab immer von neuem Anlaß zu komischen Szenen. Meist trug dabei die Komik obszönen Charakter. Molière, indem er dieses Motiv übernimmt, verzichtet, eine einzelne, fast diskret anmutende Äußerung der gefälligen Frosine abgerechnet, nicht nur gänzlich — wie das seine Art ist — auf den obszönen Beigeschmack, sondern auch — es ist fast ein Wunder, wie anständig seine Heiterkeit ist — auf die Beimischung von Sinnlichkeit überhaupt. Nicht eine Spur von Lüsternheit ist bei Harpagon zu bemerken, so daß man sich wirklich fragen muß, warum er denn eigentlich Marianne heiraten will. Etwa, weil er eine Frau haben will, die ihn pflegen, die sein Haus führen soll? Oder weil Liebe weht, wo sie will? So fragt Rigal; und da er feststellen muß, daß kein Wort des Textes eine Antwort auf solche Fragen gibt, findet er die Versuchung zu glauben, daß Molière seinen Harpagon gegen alle Wahrscheinlichkeit verliebt gemacht habe und nur «pour mieux faire ressortir le vice de son personnage et pour corser davantage son intrigue», findet er diese Versuchung zu groß[2]). Wir brauchen nicht so vorsichtig zu formulieren. Wir dürfen ganz getrost glauben, daß Molière Harpagon verliebt gemacht hat einzig und allein, um neue Situationen herbeizuführen, die ihm Gelegenheit geben konnten den komischen Geiz seines Helden zu veranschaulichen. Er schildert nicht so sehr die ernstliche Verliebtheit des Geizigen, sondern den Geiz eines alten Mannes, der nur darauf bedacht ist, wie alles, so auch eine Heirat sich möglichst wenig kosten zu lassen. So wird er um so komischer, von sich aus, in der Illustrierung seines Geizes und durch den Spott, den Frosine mit ihm treibt, indem sie ihm u. a. weis macht, daß die erwählte Braut einen Abscheu gegen junge und eine ganz besondere Vorliebe für alte, brillentragende Leute habe. Mit Liebe, mit

---

[1]) A. a. O. S. 369f.

[2]) A. a. O. Bd. 2, S. 157f.

Psychologie, mit Lebenswahrheit hat dieses Possentreiben nicht das geringste zu tun. Es handelt sich nur um einen alten Trick zur Erzeugung von Komik. Der Trick ist alt, die Verbindung von Verliebtheit und Geiz findet sich z. B. schon in Giordano Brunos «Candelaio», die Einreihung in seine Handlung, die komische Stilisierung ist neu und Molières Eigentum.

Die traditionelle Molière-Kritik will an so harmlos-possenhaftes, unpsychologisches, nur auf die Erzielung möglichst ununterbrochener und intensiver Komik bedachtes Spiel nicht glauben. Harpagon muß gewaltiger, furchtbarer, gefährlicher sein. An sich und im sozialen Gefüge der Gesellschaft.

Das Molièresche Stück unterscheidet sich von dem plautinischen auch dadurch, daß es die Familie des Geizigen mit in die Handlung einbezieht. Zwar hat auch Euclio eine Tochter, aber sie erscheint nicht auf der Bühne. Schon deswegen nicht, weil sie zur Zeit der Geschehnisse gerade ein Kind zur Welt bringt. Man hört einmal das Wimmern der Gebärenden aus dem Haus heraus. Das Schicksal der Tochter wird durch Wesen und Verhalten des Vaters weiter nicht berührt, höchstens günstig dadurch, daß zum Schluß der Goldtopf ihrem Gatten zufällt. Bei Molière ist das ganz anders. Sohn und Tochter werden durch den Geiz des Vaters in fühlbarster Weise betroffen. Man drückt das etwa so aus: „Molières Verdienst ist es, die innere Gefährlichkeit des Geizes erkannt zu haben. Der Geiz hat auch eine tragische Seite. Furchtbar ist das Elend, das er über andere heraufbeschwört. Harpagons Laster untergräbt die Familie und zerstört ihre Grundlage. Der Vater ist ein herzloser Mann, der die Kinder zur Verzweiflung treibt, so daß sie sich durch List, Betrug und Verbrechen von ihm zu befreien trachten, selbst zur Herzlosigkeit getrieben. Der Sohn wird Spieler und Schuldenmacher, der an Beseitigung des Vaters denkt, die Tochter macht einen Selbstmordversuch."

Aber wiederum wird zu ernsthaft interpretiert. Der alte Vater, der von den Heiratsplänen seiner Kinder nichts wissen, sie nach eigenem Gutdünken und Interesse verheiraten will und selbst auf Freiersfüßen geht, ist wieder ein altes, zur Einleitung und Verwicklung der Handlung oft verwendetes Komödienmotiv. Hat Molière es ernster und tiefer verwendet, als es gewöhnlich der Fall ist? Da ist zu sagen, daß alle derartigen Komödienväter egoistisch und herzlos sind, die Ehe der Kinder nur als Geschäft betrachten und sich um die Gefühle und das Glück

der Söhne oder Töchter nicht im geringsten kümmern. Verwandtschaftliche Beziehungen, Bande des Bluts, Gemeinschaft von Eltern und Kindern in liebender Verbindung, Trennung oder Verfall der Familie, derartige soziale Hintergründe oder Wirkungen stehen nicht in Frage. Es gilt nur das in dieser Hinsicht völlig gefühlsfreie und problemlose Gegeneinanderspiel; Dichter und Zuschauer machen sich keine Gedanken über Wohl und Wehe der Familie, sondern gestalten und sehen nur die in der Regel vor der Fassade des Hauses sich abspielenden Ereignisse.

Molière führt zweifellos tiefer in die Familie, in das Innere des Hauses hinein. Es fallen Worte, die an sich wohl geeignet wären, die Trostlosigkeit im Hause Harpagons und die traurige Lage der unter dem Geiz des Vaters leidenden Kinder in aller Deutlichkeit zu veranschaulichen, aber dennoch haben wir nicht das Recht zu glauben, daß es Molières Absicht gewesen wäre, Ernst und Jammer oder gar Tragik dieser Familie dem Zuschauer zum Bewußtsein zu bringen. Nichts zwingt uns anzunehmen, daß Molière selbst Jammer oder Tragik der Verhältnisse gespürt und sie daraufhin, soweit seine komischen Zwecke es ihm gestatteten, hätte erscheinen lassen. Im Grunde rührt auch er ebensowenig wie seine Vorgänger an das hinter dem Spiel liegende Ethos der menschlichen Beziehungen. Das bleibt in der Versenkung, gelangt nicht auf die Bretter und in das Licht der Rampe. Es wird dem Spiel geopfert. Der Zuschauer braucht sich nicht zu beunruhigen über das Schicksal der Kinder. Es ist nicht so schlimm. Es wird nichts so heiß gegessen ... Der Sohn denkt z. B. gar nicht daran seinen Vater zu beseitigen. Wenn Maître Simon, der zwischen Harpagon und dem geldsuchenden jungen Mann aus reicher Familie vermittelt, unter den angebotenen Garantien auch zusichern kann, «qu'il s'obligera, si vous voulez, que son père mourra avant qu'il soit huit mois», so handelt es sich nur um einen glänzenden Witz. Es wird dem wucherischen Geizigen eine Sicherheit geboten, die in der Herbeiführung seines eigenen Todes bestände, denn er selbst ist ja der Vater, dessen Tod man ihm garantiert. Das komische Genie Molières bringt es fertig, mit der schrecklichen Vorstellung zu spielen, daß der Sohn den eigenen Vater beseitigen könnte, um dem Wucherer rechtzeitig wieder zu seinem Gelde zu verhelfen. Wir sollen nicht erstarren über die Mordabsicht des entarteten Sohnes, sondern uns im Gegenteil amüsieren über das

komische Quiproquo, das Molières Phantasie vor unserem schnell auffassenden Geiste hingezaubert hat, uns amüsieren über die in komischen Worten sich äußernde Herzlosigkeit, mit der Harpagon die Garantie (die für ihn selbst so gefährliche Garantie) quittiert: «C'est quelque chose que cela. La charité, maître Simon, nous oblige à faire plaisir aux personnes, lorsque nous le pouvons».

Ebensowenig wie der Sohn daran denkt, den Vater zu ermorden, hat die Tochter je daran gedacht einen Selbstmordversuch zu begehen. Sie ist einfach ins Wasser gefallen, und Valère hat sie herausgezogen. Vielleicht hat Molière sie bloß deshalb ins Wasser fallen lassen, damit Harpagon, der wegen des, wie er glaubt, von Valère verübten Raubes seines Goldes im Paroxysmus seiner komischen Verzweiflung jede Besinnung verloren hat, der vor ihm knienden Tochter zuschreien kann: «Tout cela n'est rien; et il valoit mieux pour moi qu'il te laissât noyer que de faire ce qu'il a fait». Wieder sollen wir nicht erschauern vor der Herzlosigkeit, oder, wenn wir erschauern, im Erschauern selbst uns vom Griff des Komischen angepackt spüren, der uns aus der Welt des sentimentalen Mitgefühls herausreißt, immer wieder, wenn nötig, herausreißt in das Reich des Witzes.

Nichts, aber auch gar nichts von dem traurigen Schicksal der Familie Harpagons hat Molière ernsthaft dargestellt, sondern alles, was ernsthaft und traurig sein könnte, sogleich ins Komische gewandelt. Diesen Eindruck muß jeder gewinnen, der Szene um Szene Aufbau und Stilisierung des Stückes verfolgt.

Nach zwei verhältnismäßig neutralen Expositions-Szenen, von denen die zweite fein komisch bewegt ist, setzt die Komik mit kräftigster Lebendigkeit in der dritten Szene ein, um nicht mehr auszulassen. In der vierten Szene trifft der Vater mit seinen Kindern zusammen. Diese treten wieder auf, in der Absicht, mit dem Vater über ihre Liebe und Heiratspläne zu sprechen. Der, ohne sie zu sehen, redet mit sich selbst von den 10000 Talern, die er im Garten versteckt hat, ist aufs höchste erschrocken, als er seine Kinder erblickt, und sucht voller Angst, in komischer Weise ihnen beizubringen, daß er keine 10000 Taler bei sich besitze. Endlich beruhigt er sich, und das beabsichtigte ernste Gespräch kann beginnen. Es kommt sofort in komisches Fahrwasser, da der Sohn mißverständlicherweise glaubt, daß der Vater ihn mit der heimlich geliebten Marianne verheiraten wolle. Diese eine Zeitlang hinschwebende Komik

des Aneinandervorbeiredens entlädt sich plötzlich durch Auflösung des Mißverständnisses. Die Enttäuschung für Cléante ist so groß, daß er, um sie nicht deutlich werden zu lassen, das Zimmer verläßt. Harpagon, der an einen plötzlichen Schwächeanfall seines Sohnes glaubt, ruft ihm nach: «Allez vite boire dans la cuisine un verre d'eau» (klares Wasser kostet nichts) und mokiert sich über die zarten Hühnernerven der jungen Leute.

In der folgenden Szene wird dann die Ankündigung an Elise, daß sie den alten Witwer Anselme zu heiraten habe, von Anfang bis zu Ende komisch behandelt. In völlig symmetrischem Aufbau der Rede und Gegenrede wiederholt Harpagon immer wieder seinen Befehl, bringt Elise immer wieder ihre Weigerung vor, indem beide unter gesucht höflich-zärtlichen Worten vor einander zeremoniell knicksen und sich verbeugen. Zwar geht das lustige Geplänkel allmählich in heftigere und drohendere Erregung über, aber wenn wirklich jemand sich durch das Geknatter erschreckt gefühlt hätte, so müßte er durch das Dazwischentreten des von Elise heimlich geliebten Valère sogleich zur Heiterkeit zurückgeführt werden. Dieser, der sich als Intendant im Hause Eingang verschafft hat, versteht es unter dick aufgetragenen Schmeicheleien dem unwiderleglichen Sans-dot-Standpunkt des Vaters scheinbar rückhaltlos zuzustimmen und zugleich doch auch in diplomatisch vorsichtig formulierten Einwendungen von ferne anzudeuten, daß immerhin auch die Gedankengänge der Elise vielleicht einige Berechtigung haben könnten. Hundegebell veranlaßt den Geizigen unvermittelt das Zimmer zu verlassen. Als er kurz darauf wieder zurückkehrt, spricht Valère gerade in sehr ernsthafter Weise von der Möglichkeit gemeinsamer Flucht als letzte Rettung, um mitten im begonnenen Satze — wie er Harpagon gewahr wird — geistesgegenwärtig abzubrechen und so zu tun, als ob er gerade dabei wäre, Elise nachdrücklichst zu ermahnen, ihre Kindespflichten zu erfüllen und dem Vater zu gehorchen. Harpagon, über seinen Eifer sehr erfreut, räumt ihm sogleich volle Autorität über die Tochter ein und befiehlt dieser alles zu tun, was Valère ihr befehlen werde (ähnlich gibt Orgon die Gattin in die Hände des Tartuffe), worauf der Herr Intendant nicht versäumt, die Übernahme der ihm so verliehenen Macht und seine Absicht sie auszuüben, in komisch-doppelsinniger Eindringlichkeit erst der Geliebten, dann ihrem Vater zu beiderseitiger Beruhigung zu bekräftigen.

So kommt im ersten Akt, wenn man sich nur willig den deutlich erkennbaren Absichten des Dichters hingibt, eine ernsthafte Stimmung überhaupt nicht auf. Die etwas dunkle Wolke über den Personen und Verhältnissen zerstiebt gleich zu Beginn und umfließt sie wie ein lustiger Sprühregen, zur immer steigenden Heiterkeit der Zuschauer.

Aber nun der zweite Akt mit der schrecklichen Szene zwischen Vater und Sohn, dem Wucherer und dem geldsuchenden Lebemann! Welch furchtbares Bild einer zerrütteten Familie! Wiederum ist es nicht so schlimm und tragisch. Daß ein Vater ein Wucherer ist, ist traurig. Daß ein Sohn, weil der Vater ihn knapp hält und weil er mit dem geliebten Mädchen davonlaufen will, sich von einem Wucherer Geld leihen muß, ist auch traurig. Aber daß ausgerechnet der eigene Vater dem eigenen Sohn ganz plötzlich, zu gegenseitiger Überraschung, zwecks Abwickelung des Geldgeschäftes gegenübertritt — das ist nichts anderes als komisches Theater. Wenn auf der Bühne Vater und Sohn bei diesem unvermuteten Zusammentreffen sich entsetzen, so soll der Zuschauer über ihr Entsetzen lachen. Er soll nicht erschrecken, wie über ein dramatisch vertieftes Stück Leben, sondern sich heiter angeregt fühlen, wie über einen geschickt inszenierten Theatercoup.

Seine Heiterkeit wird um so leichter sich einstellen, weil er diesen Choc ja längst hat kommen sehen. Er ahnte längst, daß dieser dunkle Ehrenmann, der sich so sorgsam hinter einer Mittelsperson versteckt und aus Menschenliebe zu vernünftigen Zinsen, nur mit gewaltigem Extraaufschlag Geld verleiht, Harpagon sein müsse, und schon die Lösung dieser Spannung macht ihm Spaß.

Molière hat diese Szene aus Boisroberts Komödie «La belle Plaideuse» (1654) entlehnt[1]). Genau in der gleichen Lage finden sich dort in der achten Szene des ersten Aktes Vater und Sohn plötzlich gegenüber. Der empörte Vater schimpft auf den Verschwender und Nichtsnutz von Sohn, für den er darbt und spart, und der das mühsam ersparte Geld für Kleidung und

[1]) Auch die von Harpagon dem Entleiher auferlegte Notwendigkeit, statt barem Gelde zum Teil Waren zu nehmen, entlehnt Molière aus Boisroberts Komödie (IV/2), gibt aber eine viel komischere Szene, da er den Geizigen selbst die Bedingungen, mit lustigen Bemerkungen geschmückt, formulieren läßt, während bei Boisrobert der Diener seinem Herrn nur kurz Mitteilung macht.

Liebesabenteuer zum Fenster hinauswerfe. Der Sohn, nicht minder heftig, erhebt seine Vorwürfe und Klagen gegen den geizigen Vater, der sich nicht scheue, den eigenen Sohn zu bewuchern, der arm dahin leben müsse, wo andere, die ärmer seien als er, glücklicher leben könnten.

Molières Szene ist von der gleichen zornigen Erregung erfüllt, aber der Gegensatz von Vater und Sohn äußert sich hier in der gleichen symmetrischen Stilisierung, wie früher der von Vater und Tochter, d. h. schon die Stilisierung verhindert, daß der Ernst sich aufzwingt. Es ist ein kurzes, zwiefaches Aufschäumen, dessen Schaum nach raschem Brausen zerläuft und keine Spur mehr hinterläßt.

Bei Boisrobert findet der Diener des Sohnes den «accident bizarre» sehr amüsant, aber sein Herr verweist ihm seine Lustigkeit «Tay-toy, la raillerie icy n'a plus de lieu», und der Zorn des Vaters tobt weiter. Seine Geduld ist zu Ende, er möchte den verschwenderischen Sohn enterben und ins Gefängnis stecken. Die Schwester muß für den Bruder sprechen und an die Güte des Vaters zur Rettung des unglücklichen Bruders appellieren. Molière dagegen — und den Unterschied zu Boisrobert sollte man wohl beachten — hat nicht den leisesten Versuch gemacht, einen ernsteren Nachklang der Szene schwingen zu lassen. Einmal gespielt ist sie vergessen, nur der Diener La Flèche erwähnt sie ganz kurz: «L'aventure est drôle», aber von niemandem widersprochen. Sein Herr ist im Zorn gegangen, Harpagon ist weggelaufen, um nach seinem Geld zu sehen, der Diener spricht zur Kupplerin Frosine, mit der dann sogleich Harpagon das überaus komische Gespräch haben wird, in dem die schlaue Schmeichlerin erst die jugendliche Frische des alten Mannes rühmt und ihm zuletzt weismacht, daß Marianne nur die alten Männer leiden mag. Eine Szene um die andere — sie sind so bekannt, daß sie hier nicht näher besprochen zu werden brauchen — geht dann im Verlauf der Handlung wie in lustigem, unaufhörlichem Wellenschlag über diese stärkste Scene des Zusammenstoßes von Vater und Sohn hinweg, sie überschüttend und übertönend, so daß sie, wenn wirklich sie ihr eigenes ernstes Gesicht gehabt hätte, sich verlieren muß im immer stärkeren Gischt der komisch daherstürmenden Flut.

Molières Komödie ist wie ein ewiges, in unendlicher Heiterkeit beständig sich erneuerndes Wellenspiel, aus der Tiefe und Kraft des komischen Erlebnisses heraus. Harpagon ist der von

Molière komisch erlebte Geiz. Oder wenn man will, der vom rationalistischen Bewußtsein des klassischen Dichters gedanklich erfaßte Geiz, der aber doch sogleich durch die schöpferische Dichterphantasie plastische Gestalt erhält in der lebendigen Person des Harpagon, der komischen Bestie. Harpagon ist furchtbar und ernst zu nehmen, wie eine komische Bestie furchtbar sein und ernst genommen werden kann. Eine Bestie hinter den Gittern, wie sie der Theaterdichter zwischen Bühne und Wirklichkeit aufrichtet. Unsichtbare Gitter! Gitter, die trennen und zugleich die ästhetische Verbundenheit von Schöpfung und genießender Betrachtung ermöglichen. Harpagon läuft in seinem Bühnenkäfig mit seiner ungefährlich grausamen und vehement komischen Beweglichkeit herum. Sein Diener nennt ihn „de tous les humains le moins humain, le mortel de tous les mortels le plus dur et le plus serré". Aber auf diese entsetzenerregende Charakteristik folgt sogleich die witzige: Harpagon ist so geizig, und er hat eine solche Abneigung gegen alles Leben, daß er sogar niemals sagt: „Je vous *donne*, mais je vous *prête* le bonjour." So wie in dieser Charakteristik, gehen auch im Charakter Harpagons Grausamkeit und Komik ineinander über, derart daß sie sich zu so völlig einheitlichem Ausdruck verbunden haben, daß nur noch der komische Eindruck sich ergeben kann. Denn wo einmal etwas Ernsthaftes von Komik befallen wird, hört es auf, ernst zu sein, und wir haben Komik vor uns, jene besondere Art des Komischen, wie sie Molières Genie auch im Avare verwendet, wo er mit Entsetzen Scherz treibt, derart, daß das Entsetzen sich in Scherz auflöst und dabei augenblicklich verschwindet.

In den letzten Worten der fünften Szene des vierten Aktes, nach jenen Auftritten, in denen Vater und Sohn sich anziehen und abstoßen, wie elektrisch geladene Pendel, verflucht in seinem letzten Wort der Vater den Sohn: „Je te *donne* ma malédiction", und der Sohn schleudert ihm entgegen: „Je n'ai que faire de vos *dons*". Diese in höchster Erregung aufeinanderprallenden Zurufe mögen als letzte Probe jener geschmeidigen Kunst komischer Formung stehen, die das vermeintlich Furchtbare mit einem einzigen, genial-kühnen Griff seines Ernstes restlos beraubt. Die Verwünschung, die der Vater dem Sohne gibt, ist die Gabe des Geizigen. Belanglos. Es steckt nichts dahinter. Ein Nichts. So fällt sie im Gelächter in sich zusammen, wie eine leere Geldbörse faltig und schlaff auf den Boden sinkt.

Hamburg. Walther Küchler.

DAS PHONETISCHE LABORATORIUM DER UNIVERSITÄT HAMBURG.

Anläßlich der 21. Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes in Hamburg ist eine Besichtigung des Phonetischen Laboratoriums der Universität vorgesehen. Es dürfte nicht allen Lesern der „Neueren Sprachen" bekannt sein, daß die Hamburgische Universität die einzige Hochschule in Deutschland ist, die über einen *etatmäßigen* Lehrstuhl für Phonetik verfügt. Es besteht einstweilen nur ein Extraordinariat, aber jedenfalls genügt die Tatsache, daß der Lehrstuhl von einem planmäßigen Professor besetzt ist, daß ein Phonetisches Laboratorium mit eigenem Etat für Anschaffung von Apparaten, für Hilfsarbeiten und für eine Werkstatt vorhanden ist (die offiziellen „Mitteilungen aus dem Phonetischen Laboratorium: Vox" werden nicht aus Staatsmitteln, sondern durch die Unterstützung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung veröffentlicht), und daß die Phonetik als Haupt- oder Nebenfach bei der Promotion gewählt werden kann, um einwandfrei zu beweisen, daß sie endlich in Deutschland auch hochschulamtlich als selbständiges Fach anerkannt ist. In der Hinsicht ist Hamburg in Deutschland mit gutem Beispiel vorangegangen schon durch die vom Senatskommissar am 15. Dezember 1919 genehmigte Promotionsordnung der Philosophischen Fakultät. Dem Beispiele Hamburgs ist acht Jahre später, und zwar am 30. November 1927, die Philosophische Fakultät der Universität Bonn dadurch gefolgt, daß sie die Zulassung der Phonetik als selbständiges Haupt- oder Nebenfach bei der Promotion beschlossen hat. Allerdings ist in Bonn kein etatmäßiger Lehrstuhl, sondern der phonetische Unterricht liegt dort in den Händen des außerplanmäßigen a. o. Professors Dr. Menzerath, der seit 1921 einen Lehrauftrag für Phonetik innehat. Jedenfalls bedeutet der Beschluß der Bonner Philosophischen Fakultät einen willkommenen Fortschritt, und es ist zu hoffen, daß auch andere Universitäten des In- und Auslandes bald folgen werden.

Bei dieser Gelegenheit wird es vielleicht die Leser der „Neueren Sprachen" interessieren, daß auch im Auslande die Phonetik als selbständiges Prüfungsfach vorgesehen ist. Insoweit es mir möglich war, das Material zusammenzustellen, gebe ich nachstehend folgendes Verzeichnis, indem ich ausdrücklich hervorhebe, daß ich nur diejenigen Universitäten angebe, in

denen die Phonetik durch etatmäßige Lehrstühle vertreten ist bzw. als selbständiges Prüfungsfach in Betracht kommt. *Öffentliche ordentliche Professuren:* Čecho-Slowakei, Universität Prag (Joseph Chlumský): selbständiges Fach ausschließlich in der Doktorprüfung. England, Universität London (Daniel Jones): für verschiedene Prüfungen. Frankreich, Universität Paris (Pernot): für verschiedene Prüfungen. Rußland, Universität Leningrad, (L. Ščerba): obligatorisch für alle Linguisten in der Staatsprüfung; als Nebenfach, vielleicht auch als Hauptfach in der wissenschaftlichen (Doktor-?) Prüfung. *Honorar-Professur:* Österreich, Universität Wien (E. W. Scripture): als Haupt- und Nebenfach in der Doktor-Prüfung. *Etatmäßige Extraordinariate:* Belgien, katholische Universität Löwen (L. Grootaers): obligatorisches Fach für folgende Prüfungen: germanische Philologie, Doktorat in Pädagogik. Finland, Universität Helsingfors (F. Aïmä): selbständiges und Nebenfach in der Kanditaten- sowie Lizentiatenprüfung. Holland, Universität Amsterdam (L. Kaiser): als Nebenfach in der philosophischen Doktorprüfung. Norwegen, Universität Oslo (Ernst W. Selmer): als selbständiges Lehrfach eines höheren wissenschaftlichen, linguistischen Magistergrades.

Da die „Neueren Sprachen" 1894 aus den „Phonetischen Studien" hervorgegangen sind, so erscheint es mir angebracht, diese Zeilen hier zu veröffentlichen, zumal die eben genannte Zeitschrift für die glückliche Entwicklung der Phonetik anerkennenswerte Pionierarbeit geleistet hat.

Daß anläßlich der 21. Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes in Hamburg die Phonetik die ihr gebührende Berücksichtigung finden wird, ist der Einsicht des vorbereitenden Ortsausschusses zu verdanken. Obwohl Pfingsten das Phonetische Laboratorium noch nicht in seinem neuen Gebäude untergebracht ist, wird es doch möglich sein, den Teilnehmern der Tagung einen Einblick in die modernsten phonetischen Untersuchungsmethoden zu gewähren und die Hauptergebnisse unserer Forschung in großen Zügen darzutun.

Hamburg. G. Panconcelli-Calzia.

DIE NEUESTEN WERKE JOAN SANTAMARIAS.

Unter den jüngsten katalanischen Prosaschriftstellern verdient der fruchtbare und vielgelesene Joan Santamaria besonderes Interesse, weil er einer der wenigen ist, die den Roman pflegen, der in der neukatalanischen Prosakunst, deren Stärke auf dem Gebiet der kurzen Novelle und Erzählung liegt, noch verhältnis-

mäßig spärlich vertreten ist. Die neuesten Werke Santamarias sind für diesen Schriftsteller recht charakteristisch, da sie seine Schwächen wie seine Vorzüge deutlich hervortreten lassen.

Im Jahre 1925 erschien *Ma vida en doina* als erster Band der *Memòries del Doctor Verdós.* Das Werk ist noch recht unausgeglichen und weist einen störenden Mangel an Einheitlichkeit auf. Gut gelungen ist der erste Teil, der uns bekanntmacht mit der Jugendgeschichte des Doktor Verdós und seinen Liebesabenteuern, wenn auch diese Memoiren bei weitem nicht an die feinsinnige, hohe Kunst heranreichen, wie sie der Spanier Valle Inclán in den vier *Sonatas* seiner *Memorias del Marqués de Bradomin* gestaltet hat. Santamaria schildert den Entwicklungsgang des jungen Verdós und überrascht durch die vornehme Darstellung und scharfe psychologische Beobachtung. Mit 16 Jahren noch völlig unerfahren in Dingen der Liebe, wird der hübsche, schwarzhaarige Junge angewidert von den stürmischen Zärtlichkeiten einer jungen verheirateten Frau. Während er eine starke Anziehungskraft auf die Frauen ausübt, machen diese doch keinerlei Eindruck auf ihn, und er flieht sie. Auch die wollüstigen Liebesanträge eines kräftigen, frischen Bauernmädchens in den Bergen Kataloniens, wo „der Schleier der Zivilisation so fein ist, daß selbst die geheimsten Wünsche hindurchschimmern" (S. 20), stößt ihn ab. Dagegen betreibt er eifrigst seine medizinischen Studien, und wir finden ihn bald als Praktikanten am Krankenhaus. Schließlich kommt auch er zu Fall, und wenn er von jetzt ab auch mit gleichem Eifer seinen wissenschaftlichen Studien obliegt, so ist doch die Furcht vor dem Weibe verflogen, er flieht die Frauen nicht mehr; bald folgt Abenteuer auf Abenteuer. In Paris werden wir Zeuge von seinen Erlebnissen mit zwei Damen der Halbwelt, die ihren Abschluß finden durch zwei Revolverkugeln, eine zu billige Lösung des Konfliktes. In diesem Teil finden sich einige sehr hübsche, lebendige Bilder aus Barcelona (S. 11 u. 33) und Palma de Mallorca (S. 12) sowie mehrere liebenswürdig gezeichnete Gestalten wie die besorgte Nonne (S. 30) und der Mallorkiner Aguiló (S. 43ff.), der seine Heimat über alles liebt, stets hilfsbereit ist und erfüllt von christlicher Nächstenliebe einem schwer geprüften Mädchen Halt und Stütze fürs Leben wird, ein wirksamer Gegensatz zu dem Doktor Verdós mit seinen inhaltlosen Liebesabenteuern. Leider enttäuscht der zweite Teil die Erwartungen des Lesers. Er bringt einige Erzählungen, die kaum noch mit der Geschichte des Doktor Verdós im Zusammenhang stehen. Da ist zunächst eine Schauergeschichte von einem chinesischen Messer, die keinen Anspruch auf literarischen Wert machen kann. Dann folgt ein Abenteuer des Verdós mit einer Herzogin in Neapel nach Art der Hintertreppenromane. Hier versteigt sich der Verfasser soweit, einige Geschmacklosigkeiten über die Frau zu sagen, die sein Feingefühl hätten verletzen müssen[1]. Weit besser gelungen sind die beiden folgenden Erzählungen: die Geschichte des Pilgers, der nach Rom zieht, um Absolution für eine Sünde zu erlangen, die er für so groß hält, daß nur der Papst ihn freisprechen könne, und der dort eine Pilgerin kennen lernt, die

---

[1]) *Una dona, per maca que sigui, no passa d'ésser un pobre animaló* (S. 175) oder *Qui ha de pagar és la dona i no l'home; l'home ja fa pro i massa en perdre el temps, la paciència i la vergonya* (S. 188). — Später hat Santamaria allerdings den Satz *La dona una bèstia* selbst scharf abgelehnt (*La filla d'en Tartarí* S. 40).

er schließlich heiratet — und eine Spukgeschichte nach Art E. Th. A. Hoffmanns[1]).

Der zweite Band der *Memòries del Doctor Verdós*, der 1927 unter dem Titel *L'Apòstol* erschien, steht mit dem ersten nur in sehr lockerem Zusammenhang. Er zeigt wie *Ma vida en doina* Höhen und Tiefen des Autors. Zwei Drittel des Bandes werden ausgefüllt durch ein zusammenhängendes Ganzes, eine Satire auf die Politiker, in der der Verfasser scharf und lebendig gezeichnete Karrikaturen geschaffen und, wenn er auch häufig seiner Phantasie die Zügel schießen läßt, immerhin ein Bild seiner Zeit entworfen hat. Darauf folgen aber, ähnlich wie bei dem ersten Bande zwei Erzählungen, die ziemlich schwach sind. — Die Mängel an Geschlossenheit im Aufbau werden zum Teil ausgeglichen durch den lebendigen und reichen Stil, der bei der Schilderung der Landschaft und der weiblichen Reize besonders plastische Formen annimmt. Mit dem Fortschreiten des Werkes läßt sich auch ein Streben nach größerer Reinheit der Sprache feststellen.

Zeitlich zwischen den beiden Bänden der *Memòries del Doctor Verdós* liegen die humoristische Novelle *Quatre titelles i un ninot* (1926), eine etwas oberflächliche Satire, die an mangelnder psychologischer Vertiefung der Charaktere leidet, und der ebenfalls 1926 erschienene Roman *La filla d'en Tartarí*, das beste Werk Santamarias, in dem es ihm gelungen ist, einen in sich abgerundeten, geschlossenen Roman zu schaffen, der nicht nur alle Schönheiten und Reize seines glänzenden Stiles aufweist, sondern auch einen Entwicklungsroman — der heute ja recht selten geworden ist[2]) — darstellt, der wohl zu den bleibenden Werten der modernen katalanischen Prosa zu rechnen ist. Im Hinblick auf diesen Roman müssen wir *Ma vida en doina* mit den entwicklungsgeschichtlichen Tendenzen im ersten Teile als vorbereitenden Versuch des Autors werten. Das Grundproblem in *La filla d'en Tartarí* ist wie so oft bei Santamaria das Verhältnis zwischen Mann und Frau. Der junge Santiago Oriola, der in Barcelona und Zürich Ingenieurwissenschaften studiert hat, lernt in dem kleinen Städtchen Teià (bei Mataró) die schöne und begehrenswerte Araceli kennen, die in unglücklicher Ehe an einen rohen, gemeinen, charakterlosen Menschen gefesselt ist, und verliebt sich in sie. Nach Barcelona zurückgekehrt, kann Santiago Araceli nicht vergessen, sondern sucht sich ihr auf alle mögliche Weise zu nähern. Araceli spürt wohl Neigung zu dem jungen Mann, aber ihre Ehrenhaftigkeit und Würde als Frau zwingen sie alle Annäherungsversuche entschieden zurückzuweisen. Bald ändert sich die Situation. Aracelis Gatte hat diese schwer hintergangen, und Araceli versucht mit Hilfe der Schweizer Gesetze — sie ist in der Schweiz geboren — die Ehe zu lösen. Jetzt kommt Santiagos ganze Liebesleidenschaft zu der Frau, die jetzt ja frei sein wird, zu elementarem Ausbruch. Araceli sucht sich mit allen Mitteln aus der Umarmung des Rasenden zu befreien, aber schon ist es nicht mehr nötig, Santiago hat sich den Arm zerschmettert. Der Mann, der, seiner Kraft und Mannesstärke vertrauend, sich hatte hinreißen lassen, nur noch im Banne tierischen Instinkts zu handeln, fleht nun hilflos wie ein Kind um Verzeihung und Hilfe. Araceli will fliehen, aber sie kann es

---

[1]) Santamaria zeigt eine Vorliebe für die „phantastische Novelle“ auch in den früher erschienenen *Històries extraordinàries*.

[2]) Vgl. E. Lerch, *Romain Rolland* (München, 1926), S. 166.

nicht mehr, das Mitleid veranlaßt sie, ihn in Tarascon zu pflegen. Psychologisch fein schildert Santamaria die hingebungsvolle Pflege, die sie dem Kranken angedeihen läßt, und ihre vornehme Zurückhaltung gegenüber dem Manne, der immermehr ihre Liebe gewinnt, von dem sie aber Stolz und Frauenwürde fernhalten. Ihr Stolz wird ganz allmählich durch die wachsende Liebe überwunden, und das Idyll von Tarascon führt schließlich zur Hingabe an den geliebten Mann. Während Santamaria besondere Sorgfalt auf die Charakterzeichnung der Frau gelegt hat, ist die Darstellung der Psyche des Mannes hier etwas vernachlässigt. Santiago zieht mit Araceli in ein abgelegenes Landhaus in der Nähe von Vich, wo Araceli eine Tochter zur Welt bringt, die in Erinnerung an den Aufenthalt in Tarascon Tartarina (La filla d'en Tartarí) genannt wird. Als Santiago eines Tages von Vich zurückkehrt, wird er durch die Ladung Schrot eines Jägers (des Gatten Aracelis) im ganzen Gesicht entsetzlich zugerichtet und verliert das linke Auge. Während eines langen Krankenlagers im Hospital zu Vich geht in ihm eine große Umwandlung vor sich, der ganze Leichtsinn seines früheren Verhaltens und der Gedanke, daß Araceli, die geistig umnachtet, durch ihn zum Opfer geworden ist, tritt klar vor seine Seele, er beschließt in ein Kloster zu gehen und vermacht Araceli sein Vermögen. Eines hätte ihn von diesem Schritt zurückhalten können, die Blutsbande, die ihn mit seinem Töchterchen verbinden. Aber er ist überzeugt, daß seine Verwandten ihn täuschen, wenn sie von dem Kind sprechen, um ihn zu beruhigen, und daß Tartarina tatsächlich gestorben sei[1]). So widmet er sein Leben ganz seiner Seelenrettung. Er tritt in den Franziskanerorden ein und geht als Missionar nach China, wo er es zum Erzbischof bringt. Dennoch hat er in dem geistlichen Beruf sein Heil nicht ganz gefunden. Die Selbsttäuschung über den Tod der Tochter aus selbstsüchtiger Sorge um sein Seelenheil und die Mißachtung der Bande des Lebens, die nach ihrem Recht verlangen, sollten sich rächen. Auf einem Dampfer findet er seine auf der Hochzeitsreise befindliche Tochter und sieht auch Araceli, die inzwischen genesen ist, wieder, ohne daß er sich zu erkennen geben kann. Mit ausgestreckten Armen ruft er nach seiner Tochter, aus der großen Sehnsucht nach jener anderen Welt heraus, die ihm nun verschlossen ist, aus eigener Schuld verschlossen, und an die ihn dennoch die Bande des Blutes fesseln. — Besonderes Interesse verdienen auch die Nebenfiguren: Der Onkel Benet, der geschäftstüchtige Färbereibesitzer, bei dem alles Geschäft ist, ist letzten Endes doch ein herzensguter Mensch. In der Jugend Freimaurer, finden wir ihn später am Krankenbett seines Neffen in die Lektüre des Thomas a Kempis vertieft. Seine Tochter Carola, verliebt und eifersüchtig bis ins Übermaß, wird aus christlichem Mitleid Pflegerin ihrer Nebenbuhlerin. Auch die Gestalten der Episoden sind gut gezeichnet, so der Kapuziner im Krankenhaus zu Vich und die verschiedenen Typen aus Tarascon, besonders der alte Arzt. Der glänzende Stil Santamarias zeigt sich bei den Landschafts- und Städtebildern[2]); Teià, Barcelona, Lyon, Zürich

[1]) Offenbar bildet hier der Gedanke, daß es für ihn besser sei, wenn das Kind tot wäre, den Ausgangspunkt für seine Gedankengänge und die Vertauschung von Gedachtem mit Wirklichem.

[2]) Die stilistische Ausdrucksfähigkeit Santamarias hat in den nach Niederschrift dieses Beitrags erschienenen *Visions de Catalunya* noch eine weitere Steigerung erfahren.

und Schaffhausen ziehen an uns vorüber und die Welt und das Leben in und um Tarascon wird mit besonderer Liebe dargestellt, wie sie sich aus dem Gefühl der Stammesverwandtschaft zwischen Katalanen und Provenzalen ergibt.

Hamburg. Wilhelm Giese.

DIE VERDOPPELUNG DES OBJEKTS IM SPANISCHEN.

Die sprachliche Erscheinung, daß ein Objekt, wenn es nicht ein verbundenes Fürwort ist, durch ein solches Pronomen vor dem Verb noch einmal zum Ausdruck gebracht wird, ist für das Spanische charakteristisch, nicht weil sie in anderen Sprachen fehlte, sondern weil sie im Spanischen so ungemein häufig in die Erscheinung tritt und über grammatische Regelung hinaus eine stilistische Ausdrucksform geworden ist, die der Sprache ein ganz bestimmtes Gepräge verleiht, indem sie ihre Flüssigkeit und Wendigkeit noch erhöht.

Die Grammatik kann für diese Spracherscheinung keine Regeln aufstellen, da sie als Stilmittel nicht zwangsläufig ist, sondern ihre häufigere oder seltenere Anwendung dem Belieben des Sprechers oder Schreibers anheimgestellt bleibt. Die Darstellung dieses Sprachgebrauchs kann nur die Grenzen ihrer Möglichkeit angeben, innerhalb deren Freiheit nach persönlichem Ermessen besteht, allerdings nicht nach regelloser Willkür, sondern zur Herausarbeitung und Betonung feinerer Stilschattierungen.

Aber über diese Möglichkeiten herrscht in den Angaben der Grammatiker noch durchaus keine Übereinstimmung; ihre Angaben gehen weit auseinander, je nach dem Material, das ihnen darüber vorgelegen hat.

Verhältnismäßig einfach stellt die Gramática der Real Academia die Verhältnisse dar (§ 247c): Asimismo se emplean las formas átonos del pronombre de tercera persona para reproducir un nombre expreso ya en la oración o que viene después del pronombre. Si el nombre está en acusativo, precede regularmente al pronombre, y viceversa si está en dativo.

Aber so einfach und regelmäßig liegt die Sache bei weitem nicht. Noch weniger genügen die Angaben der deutschen Grammatiken, die auf diese Erscheinung nur gelegentlich nebenbei eingehen, wohingegen die gramática von Bello-Cuervo (§§ 919—925) verhältnismäßig eingehend darüber berichtet, aber auch ohne den Tatsachen gerecht zu werden (vgl. § 925).

Um einen Überblick über die Möglichkeiten zu haben, ist es nötig, verschiedene Gruppen zu unterscheiden je nach Stellung und Art der Objekte.

A. Das Objekt geht dem Verb voraus.

1. Akkusativobjekt.

Wenn dieser Satzteil durch ein *Hauptwort* gebildet wird, so scheint für gewöhnlich die Wiederholung die Regel zu sein, wie die folgenden Beispiele dartun:

1. Yo haré siempre lo que mi padre ordena, si a mi madre no le contraría y a mí no me disgusta (Benavente, Int.).

2. Mira que un casamiento como el que vas a hacer, muy pocas le consiguen (Moratín, Niñas).

3. El gótico primitivo y rudo lo veía Gabriel en las primeras portadas (Ibáñez, Catedral).

4. Los únicos libros que se producen en tal época los escriben los prelados de Toledo (Ibáñez, Catedral).

5. Labriego más marullero y más bellaco no le hay en toda la campiña (Moratín, Niñas),

6. Otra consecuencia del fruto de la educación americana, el bastarse a sí mismo, la caracteriza esta marcada tendencia del pueblo americano a no permitir que el hijo dilapide bienes que aun no le pertenecen (Castillo, Américas).

7. A San Eulogio lo martirizan y matan los moros en Córdoba por su excesivo entusiasmo religioso (Ibáñez, Catedral.)

8. Sí, al señor Polichinela no es fácil engañarle como a un hombre vulgar. A un zorro viejo como él hay que engañarle con lealtad (Benavente, Int.).

9. Y a un soldado así, al héroe de las Peñas Rojas en los Campos Negros se le trata de esa manera! (Benavente, Int.).

10. La mañana pasábala don Antonio conferenciando con los corredores en la trastienda (Ibáñez, Arroz).

11. El rey Azán mata a palos a diversos cristianos por intentar lo mismo que Cervantes. A Cervantes le encadena pero no le apalea (Maeztu, Don Quijote).

12. Cuando a una mujer se le llama Celestina no hay necesidad de escribirlo con mayúscula (Maeztu, Don Quijote).

13. Al cuerpecito de una niña presumida y ataviada le llamó colmena de Lucifer (Valera, Juanita).

14. Desciende a veces del cielo al corazón un hilo sutil, ... el hilo del amor que a los humanos, como a estos muñecos que semejan humanos, les hace parecer divinos (Benavente, Int.).

15. — Oyes, aquella carta que está sobre la mesa, dásela al mozo de la posada (Moratín, Niñas).

Ich habe die verschiedensten Beispiele hier aufgeführt, um die möglichst verschiedenen Fälle klarzulegen. Es ist einerlei, ob das Substantiv (Eigenname oder Gattungsname) von dem Verb durch andere Satzteile getrennt ist oder nicht, so daß das Fürwort sogleich auf das Substantiv folgt. Auch nach dem subjektivischen *se* tritt das Fürwort auf, ebenso wenn noch durch ein weiteres Fürwort ein folgender Dativ doppelt gesetzt wird. Bei den Verben mit doppeltem Akkusativ wird das voranstehende Objekt wiederholt, ebenso das bei hacer + Infinitiv. Auch beim unpersönlichen *haber* tritt Verdoppelung ein.

Gleichwohl gibt es eine ganze Reihe Beispiele, die sich dieser Regel entziehen. Diese Ausnahmen scheinen einmal dadurch bedingt zu sein, daß das Objekt von gewissen näheren Bestimmungen begleitet ist, bei denen man fühlt, daß eine Wiederholung dem Sinn dieser Bestimmungen widersprechen würde.

16. Igual influencia ejercía Rafael sobre los demás individuos de la familia (Ibáñez, Arroz).

17. Sentaos, sentaos, que para mi señor, que a tantos príncipes y grandes ha sentado a su mesa, será éste (el capitán) el mayor orgullo (Benavente, Int.).

18. Un hombre que tantas lindezas sabía fabricar, no se peleaba con aquel mozo de cordel (Ibáñez, Arroz).

19. El poeta sufría como uno de los condenados de aquel poema de Dante cuya lectura nunca había podido terminar (Ibáñez, Arroz).

20. (ella) hablaba a todos de su talento (del marido), pintándolo como un sabio ilustre, cuya ciencia no había podido apreciar el mundo (Ibáñez, Arroz).

Daneben gibt es noch andere Fälle, wo eine Wiederholung nicht eintritt, ohne daß eine solche einschränkende Bedingung vorläge. Da handelt es sich dann um formelhafte Wendungen, die in dieser einfachen Form festgeworden und erstarrt sind: 20a) Buenos días dé Dios a usted, señor padre (Valera, Juanita). 20b) Buenos días nos dé Dios (Frontaura, Tiendas).

Verwickelter und schwieriger sind die Verhältnisse, wenn das Objekt durch ein Fürwort gebildet ist, da sich die verschiedenen Pronominalarten nicht gleichmäßig verhalten.

Beim Personalpronomen müßte eigentlich immer eine Verdoppelung eintreten, wenn die unverbundene Form auftritt; denn umgekehrt wie beim Substantiv, das durch das verbundene Fürwort verdoppelt wird, ist in einem solchen Falle [*el librero los vende*] das verbundene Fürwort das Normale, dem das, man könnte sagen, substantivische Fürwort zur stärkeren Betonung an die Seite gestellt wird. Gleichwohl läßt Bello-Cuervo in gewissen Fällen (§ 919) eine Auslassung des verbundenen Fürworts zu. Während er nämlich diese in «*A mi parece*» für sprachwidrig empfindet, ist sie ihm in «*A ellos importa*» ganz geläufig, und er fügt hinzu: «*En esta parte no conozco otra regla que el uso*». Doch scheint dieser Fall, d. h. vorausgehendes absolutes Fürwort ohne Wiederholung äußerst selten vorzukommen, so daß ich ihn nur durch ein Beispiel belegen kann: 21. Espero que no serán éstas las últimas finezas que me dedique el aplaudido comedógrafo, y prometo, por lo que a mí toca, devolverle siempre que pueda bien por mal (Casares, Crítica efímera II). Doppelsetzung des Objekts ist also durchaus die Regel: 21a. Hay siempre algo de improvisado en las poesías de Cervantes; pero confesamos que lo hay también en la mayor parte de su prosa. Ello lo ve muy claro el propio Cervantes (Maeztu, Don Quijote etc.) — 22. Conténtese usted con tocar el violón, y a mí no me toque (Valera, Juanita). — 23. Ea, mi senor no hubo más falta que carecer de dinero, pero a él nadie le aventaja en nobleza (Benavente, Intereses). Vgl. auch Nr. 1.

Bei den hinweisenden Fürwörtern tritt sehr häufig die Verdoppelung ein:

24. . . . alguna vez echando al Inca la culpa de la tardanza y sospechando que esto lo hacía para dar lugar a que se alborotasen las provincias (Quintana, Pizarro).

25. Marqués: Eso déjalo de mi cuenta (L. Rivas, Teatro II).

26. Don Diego: Pero eso lo dice usted tan afligida (Moratín, Niñas).

27. Príncipe: A eso le llamáis regocijo? No hay nada más aburrido (Benavente, Príncipe).

28. Tenía, en cambio, un estilo enérgico, intencionado, con el que aquello que se proponía decir, decíalo maravillosamente (Zeitg.).

Wenn aber Sauer-Ruppert, Spanische Konversationsgrammatik (1912) auf S. 290 sagt, es müsse heißen: *Eso no lo sé*, und man könne nicht sagen: *eso no sé*, so liegt darin eine Einengung, die die Sprache sich nicht gefallen läßt; denn es kommen auch nicht verdoppelte Beispiele vor:

29. Cuesta: Ha hecho su declaración (de amor) de una manera decorosa? Electra: ¿ Si no ha hecho declaración? No me ha dicho nada . . . todavía. Cuesta: Tímido es el mocito. ¿ Y a eso llama usted novio? (Galdós, Electra).

30 Pero mi hija quedará sin dote y desheredada . . . Y arruinaré toda mi hacienda antes que ese bergante . . . Doctor: Eso sí no haréis, señor Polichinela (Benavente, Int.).

31. ¿ Casada? ¡ Antes la mataría! Pero es locura pensarlo. Y bien veo que eso quisierais para cobraros a costa mía, que sois otros tales bribones (Benavente, Int.).

31a ¿ Y eso qué significa? (Quinteros, Galeotes).

Besonders das Fürwort *mismo* scheint einer Verdoppelung abgeneigt zu sein:

32. — ¡ Qué dureza, doña Carmen! — Eso mismo exclamaba C. S. oyendo a E. Heine llamar a la autora de *Indiana* «bas bleu», a lo cual replicó el gran poeta sonriendo: «bueno, bas rouge» (Valdés Papeles).

33. Lo mismo ofreció (Pizarro) al joven don Diego, que le pidió humildemente la vida de su padre (Quintana, Pizarro).

34. Don Diego: Yo soy ingenuo . . . Esto mismo la pido a usted, Paquita, sinceridad. El cariño que a usted la tengo, no la debe hacer infeliz (Moratín, Niñas).

Umgekehrt verhalten sich die relativen und fragenden Fürwörter, die meistens ohne Verdoppelung stehen:

35. Todavía hay mujeres a quienes seducen las formas brutas (Valdés, Papeles).

36. El país a quien se quiere noblemente salvar paga en esa moneda la labor de liberarlo de su vicio favorito (Noel, Andanzas).

37. Ni lo que muchos de aquellos aventureros lograban en sus incursiones, que eran tesoros y esclavos, él no tenía en abundancia (Quintana, Pizarro).

Doch ist sie auch hier keineswegs ausgeschlossen: 38. Llamamos en la casa, salió a la puerta un criado de frac, a quien yo le pregunté por la dueña o la encargada (Baroja, Niebla). — 38a. Don Moisés (tropezando con Pedrito, a quien le echa al suelo una pila de libros que lleva en la mano) (Quinteros, Galeotes). — 39. Suñer, Brull y la rusa estrecharon con fuerza la mano de Aracil. Era un pacto, un compromiso solemne y teatral, al que no le faltaba más que música (Baroja, Dama errante). — 39a. Triunfó en la votación este segundo partido (el brazo popular al que se le unió el militar) y la continuación de la guerra quedó decidida (Ballester, Historia de España). — 40. — ¿ Y a quién le toca escribir eso? Creo que debo escrbirilo yo (Valera, Juanita).

Von den unbestimmten Fürwörtern interessiert am meisten *todo*. Von diesem sagen die Grammatiker, daß es immer wiederholt werden muß. Dies ist aber nur der Fall, wenn es neutral in der Einzahl gebraucht wird:

41. Todo lo oía con atención y sorpresa el peruano (Quintana, Pizarro).

42. No me los traigas (a los chicos), no. Adoro a las criaturas; pero a mi lado no las quiero; todo me lo revuelven todo me lo ensucian (Galdós, Electra).

Dagegen steht es im Plural auch ohne Verdoppelung:

43. No: es la ambición, la maldita ambición, que a todos trastorna y acaba por perderlos (Galdós, Electra).

44. Doctor: Ya hablará cuando le corresponda, que a todos ha de oírse en justicia (Benavente, Int.).

Und auch im Singular, wenn es durch Hinzufügung der Präposition *a* eine persönliche Färbung bekommt, braucht es nicht verdoppelt zu werden:

45. La bondad que Dios desea en nosotros, una bondad desbordante y que a todo alcanza y a todo quisiera proteger (F. Flórez, Barba azul).

Die meisten übrigen der unbestimmten Fürwörter eignen sich ihrer Natur wegen nicht zu einer Wiederholung, da sie eben unbestimmt sind, das wiederholende Fürwort aber bestimmten Charakter hat:

46. ¡ Calla! ¿ Quién eres tú, que tanto sabes y tanto hablas? (Benavente, Int.).

Wo dagegen etwas Bestimmtes vorliegt, kann auch wieder eine Verdoppelung eintreten, wie bei *nadie*:

47. Su madre de usted no es capaz de querer una injusticia y sabe muy bien que a nadie se le hace dichoso por fuerza (Moratín, Niñas).

2. Das vorangestellte Objekt ist ein Dativ.

Bei dieser Gruppe ist es schwieriger, zu einem abschließenden Urteil zu kommen, da die Stellung des Dativobjekts vor dem Verb verhältnismäßig seltener vorkommt als die des Akkusativs; dadurch wird eine lückenlose Sammlung von Belegstellen sehr erschwert. Aber auch schon das, was hier zusammengetragen wird, läßt den Schluß zu, daß hier kleine Verschiebungen gegenüber den für den Akkusativ gefundenen Normen auftreten.

Auch hier erweist es sich als vorteilhaft, die Hauptwörter und die Fürwörter getrennt zu behandeln.

In dieser Stellung scheint das Hauptwort immer durch das Fürwort wieder aufgenommen zu werden:

48. A don Pascual le bastó con una pilonga que ella le dió como fineza (Valera, Juanita).

49. A Menéndez y Pelayo sería más difícil responderle (Maeztu, Don Juan).

50. Pero a Hamlet no se le ocurre sino hacer que unos cómicos finjan la escena de la muerte de su padre (Maeztu, Don Juan).

51. Tonino: ¡Ver comer y no probar bocado! Preferiría (yo) que al Ogre le diera por engordarme (Benavente, Príncipe).

52. Hágase usted cargo de que a una niña no le es lícito, decir con ingenuidad lo que siente (Moratín, niñas).

53. Pero lo que a los dos hermanos les llamaba la atención era la *falla* (Ibáñez, Arroz).

54. Como una adivinadora asegurase que a aquel chico le saldría bien cuanto emprendiera, y a la edad de quince años se casaría con la hija de un rey, todos llamaban ya el yerno del rey al chico (Trueba, Cuentos).

55. ¿ Y es razón que a un soldado no se le haga crédito? (Benavente, Int.).

55a. — A un hombre con quien ha de casarse dentro de pocos días ya pudiera (ella) decirle alguna cosa que ... (Moratín, Niñas).

56. A su excelente madre, la señora Polichinela, que sólo sueña emparentar con un noble, le pareciste el yerno de sus ilusiones (Benavente, Int.).

57. A la juventud de hoy hay que dejarla divertirse (Ibáñez, Arroz).

58. *Gallito* si leyera, si supiera los centenares de razones ... que yo doy cuando hablo contra el flamenquismo, le habría temblado la mano de emoción al regalarme su ofrenda (Noel, Escenas).

Auch hier habe ich die Anzahl der Beispiele gehäuft, um die verschiedenen Formen zu veranschaulichen, unter denen der verdoppelte Dativ vorkommen kann: Eigennamen, bestimmte und unbestimmte Hauptwörter, Fälle, wo das Fürwort dem Substantiv gleich folgt und wo es weit von ihm getrennt ist; auch ein Fall, wo es zweifelhaft ist, ob Dativ oder Akkusativ vorliegt, ist hier mit aufgeführt (Nr. 57). Eine merkwürdige Vermischung zweier Konstruktionen bietet das letzte Beispiel.

Ein vorangestellter Dativ ohne Wiederholung ist in meiner Sammlung nicht vertreten. Sollten solche Fälle doch vorkommen, sind sie jedenfalls äußerst selten.

Für die Pronomen zeigt sich nur bei den persönlichen und relativen Fürwörtern ein ziemlich vollständiges Bild, aus dem hervorgeht, daß sowohl einfache als doppelte Setzung des Objekts gebräuchlich ist:

59. En resumen: que a él le importaba un bledo la tienda y se burlaba de aquel comercio a la antigua (Ibáñez, Arroz).

60. Don Diego: Pues ya puede usted mandárselo, porque a ella le toca responder (Moratín, Niñas). (Vgl. auch 1, 34.)

61. — Mucho más apta que el hombre; tanto que, si las guerras no se suprimiesen, a ellas (mujeres) debieran encomendarse — (Valdés, Papeles).

62. El secreto del amor lo posee la mujer; a ella pertenece, pues, el mundo moral (ibid.).

63. Nadie más que yo admira las dotes incomparables de nuestra Reina Regente. A ella he dedicado mi obra (ibid.).

64. Si Dios les ha concedido una esposa prudente, a ella entregan la administración de sus intereses (ibid.).

65. la práctica de la justicia en este mundo a ella debe ser encomendada (Valdés, Papeles).

66. Esas labores tan necesarias en las casas, el arreglo y la comodidad del nido, a ella está encomendada (ibid).

Zu diesem Verb vergleiche man:

66a. Nuestra insigne poetisa odia a su propio sexo, y no le encomienda otro empleo que la perpetuidad de la especie (ibid.).

67. Contestaron que a los que allí vivían les había nacido de pie un hijo (Trueba, Cuentos).

68. Comprendí que si nosotros vivíamos con tanta comodidad, era a papá a quien se lo debíamos (Solana, Memorias).

69. Puede alojarse en él (hotel) un grupo de treinta señoritas, a quienes se les ofrece la oportunidad de aprender el inglés gratuitamente (Residencia).

70. Apenas hay niña bien educada a quien no se enseñe la música (Valdés, Papeles).

71. (era) abogado eminente, senador por no recuerdo qué Universidad, a quien el Pontífice Romano había otorgado un título hacía poco tiempo (Valdés, Papeles).

72. El Estado es asociación suprema a la cual están sometidas las otras sin que puedan existir en contra suya (Valera, Juanita).

Besonders auffällig ist, wie Palacio Valdes wenigstens in seinen „Papeles" eine Vorliebe dafür hat, die einfache Konstruktion der unverbundenen persönlichen Fürwörter zu verwenden. Ob es das seinem Stil überhaupt Gemäße ist, müßte eine Stiluntersuchung seiner übrigen Schriften zeigen.

Von den übrigen Fürwörtern zeigen *nadie* und *todos* eine Wiederholung:

73. Debemos deducir lógicamente que el hombre ha empezado siempre por ser antropófago, lo cual es una monstruosidad, que a nadie se le ocurre sostener (Valdés, Papeles).

74. ... merced a los envíos que amablemente nos vienen haciendo autores y editores ... A todos les va aquí nuestro agradecimiento, una vez más (Zschft.).

Dagegen *esto* und *cada uno* einfache Konstruktion:

75. Escribid, escribid, señor Secretario, que a esto no ha de oponerse nadie (Benavente, Int.).

76. Lo mejor sería nombrar personas de buena conciencia que, oyendo a peritos, declarasen lo que a cada uno tocaba (Quintana, Pizarro).

Einen Spezialfall zeigt noch das folgende Beipsiel:

77. A él más que a nadie importa que nadie sepa cómo su hija se perdió por un hombre sin condición (Benavente, Int.).

Hier ist eine Wiederholung unmöglich, weil zwei Objekte miteinander verglichen werden, so daß ein Fürwort nicht eintreten kann, da sich nicht entscheiden ließe, wofür es stände.

Ich gehe nunmehr zu den Formen über, unter denen das Objekt auftreten kann, wenn es dem Verbum nachgestellt ist, und nehme wieder die Gruppierung vor, die ich in dem ersten Abschnitt zugrunde gelegt habe.

1. Das nachgestellte Objekt ist ein Akkusativ.

a) Substantiv.

Für das nachgestellte substantivische Akkusativobjekt kann als fast ausnahmslose Regel gelten, daß es nicht verdoppelt wird, wenn auch deutsche Grammatiken (z. B. Ruppert) etwas anderes behaupten.

Regelmäßig sind hiervon die Fälle ausgenommen, in denen das Objekt als erste oder zweite Person bezeichnet werden soll. Es ist ja immerhin die Möglichkeit gegeben, diese Bezeichnung durch das unverbundene persönliche Fürwort der ersten oder zweiten Person vorzunehmen, also in dem folgenden Beispiel zu sagen: *no quieren ustedes muy bien a nosotros los automobilistas.* Dies würde unserm Sprachgebrauch auch am nächsten liegen, aber für den Spanier ist diese Form ganz ungewöhnlich; er ersetzt fast ausnahmslos das unverbundene durch das verbundene Fürwort, so daß eine Verdoppelung des Objekts entstehen muß. Diesen Fall von Aus-

nahme zur obigen Regel kann man daher wohl als allgemein bezeichnen: 78. Don Diego: No venga alguno, y nos halle a los tres llorando como tres chiquillos (Moratín, Niñas). — 79. Luis: Nos ha dicho el chauffeur ... el criado ... que no nos quieren muy bien a los automobilistas (Benavente, De cerca).

Diese Notwendigkeit, in solchen Fällen zur Klarstellung der Person das Objekt zu verdoppeln, ist natürlich nicht auf nachgestelltes Akkusativobjekt beschränkt, sondern besteht ebenso für die anderen Objekte und Stellungen. Zwei Beispiele dazu mögen genügen: 80 Si usted no halla en mí prendas que la inclinen, si siente algún otro cuidadillo en su corazón, créame usted, la menor disimulación en esto nos daría a todos muchísimo que sentir (Moratín, Niñas). — 81. — No; a los ingleses no nos gustan los uniformes-(Baroja, Niebla).

Eine andere Gruppe, die die Form der Verdoppelung zeigt und deshalb als Ausnahme von der ersten Regel angesehen werden könnte, fällt aus dem Begriff, den wir im Spanischen mit der Verdoppelung verbinden, heraus. Es sind dies die Fälle, wo vor dem Verb ein Fürwort steht und das substantivische Objekt affektbetont nachfolgt. Krüger in seiner „Einführung" (S. 85) gibt hierfür das Beispiel: „ Los disipaba en frivolidades, aquellos tesoros comprados con el sudor y la miseria del pueblo" und hebt die Verschiedenheit hervor, da es sich im Spanischen gewöhnlich um „eine engere Verknüpfung" des Objekts mit dem Satzganzen handelt, während hier eine „Heraushebung" beabsichtigt ist, wodurch der Satz zerrissen, der Fluß sozusagen durch einen Wasserfall unterbrochen wird. Dies deutet auch das Komma an, auf das Krüger hinweist, und ich möchte das Substantiv gar nicht als Objekt betrachten, sondern als eine Art Apposition zu dem Fürwortsobjekt.

Von diesen Fällen abgesehen, sind die Ausnahmen von der allgemeinen Regel verschwindend selten und können dann aus der Unsicherheit in der Unterscheidung des Akkusativs und des Dativs entspringen, da der Dativ, wie später gezeigt werden wird, sehr häufig wiederholt wird: 82. Al tenerle a Adán delante Dios le dijo (Baroja, Arbol de la ciencia). Vgl. auch Nr. 83.

Im Gegensatz zu diesen aus der literarischen Sprache genommenen Beispielen verhält sich die volkstümliche Sprache etwas anders. Wie schon im ersten Teil betont worden ist, gibt die Einfügung des verdoppelnden Fürworts der Sprache etwas Anheimelndes, Vertrauliches, Gemütliches, wie im Deutschen verschiedene fast inhaltslose Partikeln: gar; ja; nun; doch; auch. Es ist also zu erwarten, daß die gesprochene Sprache und zumal die des einfachen Volkes eine ausgesprochene Vorliebe für das pleonastische Fürwort, besonders in seiner häufigsten Form «le, la», hat. In solcher Sprache kann auch dann das Fürwort formell für einen Akkusativ stehen:

> 83. — Eh! Dejémonos de tonterías, dijo Carmen, retirando su blanca y hermosísima mano ...
> — ¿Tontería le llamas a mi cencia, serafín del cielo? (replicó la gitana) (Trueba, Buenaventura).

Ich sage „formell"; denn inhaltlich hat das Fürwort wenig oder gar nichts mit dem Objekt zu tun. Es wäre interessant, wenn man zeigen könnte, daß dies «le» sogar da gesetzt wird, wo keine Beziehung zu einem Objekt wahrscheinlich oder möglich ist.

In diesen Zusammenhang reihen sich auch die beiden folgenden Beispiele aus Valle-Incláns Roman Tirano Banderas ein:

84. — qué otra cosa tiene (usted) en la mesilla?
— Coquitos de agua. la chicha muy superior, mi jefecito! Aguardiente para el gauchaje.
— Pregúntele, vieja, el gusto a los circunstantes, y sirva la convidada.

85. — Recoge esos restos. Dales sepultura. Comprendo que, bebiendo, hayas buscado consolarte. Vete. La tumbiguita pasas mañana a recogerla. Dale sepultura sagrada a esos restos.

Das «*le*» ist in beiden Fällen um so auffälliger, als beide Male ein Dativobjekt daneben steht, dessen Wiederholung eher zu erwarten wäre. Aber wie im vorhergehenden Beispiel dient das Fürwort dazu, das nachfolgende Objekt erst einmal allgemein einzuleiten. Wir haben hier eine ähnliche Erscheinung beim Objekt, wie sie für das Verb von Leo Spitzer aufgezeigt worden ist und die aus folgenden Beispielen aus den „Galeotes" der Quinteros zu ersehen ist: Pedrito: La edición de lujo de las obras de Larra la ha vendido usted? — D. Miguel: no. — P.: pues ayúdeme usted a sentir: no la encuentro en ninguna parte. — D. M.: busca, busca bien; porque venderse no ha vendido. Oder: D. Miguel: Moisés, ¿has cobrado en efecto? — D. Moisés: te diré, hombre: verás lo que pasó. Cobrar he cobrado, pero escúchame ...

Vielfach läßt sich bei zwei nachfolgenden Objekten nicht entscheiden, für welches von beiden das Fürwort gesetzt ist, weil sie in demselben Numerus stehen und am Fürwort der Kasus nicht zu unterscheiden ist, wie in folgenden Beispielen:

86. Una mañana, al llegar el señor cura de la iglesia, dijo a su sobrina: Hay que renovarle también el traje a la Virgen de los Remedios (Trueba, Buenaventura).

87. Justa: ¿No oyes a tu padre? Anda ya, condenao, que le podrís a una la sangre (Benavente, De cerca).

Aber nach dem, was später über den Dativ zu sagen ist, läßt sich annehmen, daß dieser Fall hier verdoppelt ist.

b) Pronomen.

Anders als mit den Hauptwörtern verhält es sich mit den nachgestellten Fürwörtern im Akkusativ. Diese werden gern wiederholt. Soweit es die Personalpronomen angeht, ist dies ganz erklärlich nach dem, was über sie im ersten Teil gesagt worden ist, daß nämlich die verbundene Form das Gebräuchliche ist und die unverbundene Form als Verstärkung hinzugefügt wird.

88. Doña Irene: ¡Ay, qué no sabes tú lo que te quiere tu madre!
Doña Francisca: Pues que, ¿no la quiero yo a usted? (Moratín, Niñas).

89. Ahora nos culpan a nosotros (Benavente, Int.).

90. Bastante requemada la tenían a ella los amores (Ibáñez, Arroz).

91. Sí, Paquita, yo solo basto para defenderla a usted de cuantos quieran oprimirla (Moratín, Niñas).

Es fehlt freilich auch hier nicht an Fällen, wo die unverbundene Form allein steht:

92. — Dichosos los ojos que ven a usted — prosiguió doña Inés. (Valera, Juanita). Vgl. auch Nr. 20a.

Auch das unbestimmte "*uno*" läßt sich gern die Verdoppelung gefallen:

93. (el poeta) habla de un tal Otelo y dispara un soneto que la pone a una de pérfida, perjura e infiel (denkt Amparito) (Ibáñez, Arroz).

94. Manuela: Hay que seguir las costumbres, Juan; si no, los criados, en vez de respetarla a una, se encargan de descreditarla (Ibáñez, Arroz).

Und "*todo*" muß immer wiederholt werden:

95. Al avalar el pagaré de su madre (Juanito) había pensado revelar a su tío esta debilidad, pues incapaz de hacer nada por propia cuenta, se lo consultaba todo a don Juan (Ibáñez, Arroz).

96. Mi deber es averiguarlo todo (Benavente, Intereses).

97. El señor Arlequín que por algo es poeta y para algo está enamorado de mí, sabrá improvisarlo todo (ibid.).

Doch gelten hier verschiedene Einschränkungen. Eine Wiederholung kann natürlich nicht stattfinden, wenn *todo* vor einem Relativsatz steht, da dann dieser das eigentliche Objekt darstellt, zu dem *todo* zur Verstärkung hinzutritt: 98. El príncipe sabe todo lo que pueden enseñar los libros y los maestros (Benavente, El príncipe etc.). — 99. Él decía a todo el que le quería oír que los libros de Medicina franceses eran malos (Baroja, Dama errante). Ebensowenig braucht sie einzutreten, wenn *todo* durch die Präposition *a* in die Sphäre des Persönlichen erhoben wird (vgl. Nr. 45):

99a. (el toro) caminaba de un lado a otro, vigilaba ... daba carreras cortas y se detenía escarbando el suelo; bufaba, retaba a todo ... a la muchedumbre, a los toreros al aire, al cielo y al circo entero (Salaverría).

Und wenn es im Plural steht:

100. — A tu carga lo dejo. Que nada falte para la fiesta, yo sabré recompensar a todos (Benavente, Int.).

2. Das nachgestellte Objekt ist ein Dativ.

a) Substantiv.

Wie sich schon zwischen vorangestelltem Akkusativ und Dativ eine Verschiedenheit ergab, so weicht auch die Behandlung des nachgestellten Dativs von der des Akkusativs ab; denn die Fälle, wo er als Fürwort vorausgenommen wird, sind sehr häufig, ja vielleicht häufiger als die Fälle, wo nicht verdoppelt wird:

101. Crispín: ¿Cómo, si sabemos? ¡Oh! Cuántas veces se lo oí referir a mi señor entusiasmado! (Benavente, Int.).

102. (Ella) vuelve a atar el pañuelo y se le da a Rita la cual se va con él (Moratín, Niñas).

103. — ¿Es lo mismo Kant en sus primeros tiempos que en los últimos? Pregúntaselo a Schopenhauer (Valdés, Papeles).

104. El mozo que se la (carta) había entregado a Colás, acudió a impedirlo (el leerla) arrebatándosela. Todos dedujeron ser carta de su moza (Ayala, Curandero de su honra).

105. El lector de alma buena le dice a Don Quijote lo que la Sobrina (Maeztu, Don Quijote etc.).

106. G. ¿Le tiene usted miedo al sermón? E. Casi tanto como al trabajo (L. Rivas, Aire de fuera).

107. Nausikaá se llamaba Perpetua Meana. Cuando Marco supo su nombre y apellido celebró el primero, reputándolo muy bello y significativo, y le hizo ascos al segundo para carecer de eufonía (Ayala, Prometeo). Vgl. auch Nr. 95.

Deshalb ist die Schlußfolgerung auch berechtigt, daß, wo zwei Objekte im Akkusativ und im Dativ vorhanden sind, das Fürwort für den Dativ eingetreten ist:

108. La pretensión de Victor era sacarle nuevo y delicioso jugo al oprimido limón de la moral corriente (Alas, El Señor y lo demás son cuentos). Vgl. auch Nr. 86, 87.

In folgenden Beispielen ist eine Verdoppelung nicht eingetreten:

109. — Que la cena esté bien servida es todo lo que importa a los convidados (Benavente, Int.).

110. — Ponte en mis manos, que nada conviene tanto a un hombre como llevar a su lado quien haga notar sus méritos (Benavente, Int.).

111. Rafael fué señalando a su hermana cada bebé por su nombre (Ibáñez, Arroz).

112. Daba sus órdenes a los corredores, se acostaba tranquilo y al día siguiente levantábase ... (Jbáñez, Arroz).

113. Entregaréis a es dos caballeros cuarenta o cincuenta escudos por encargo de mi señor y de parte suya (Benavente, Int.).

114. Miró al balcón procurando dar a sus ojos la más insolente expresión de reto (Ibáñez, Arroz).

115. Él ... aseguraba a su dependiente que antes de un año tendría millones (ibid.).

116. Pidió seriamente a la mamá que le comprase una corbata (ibid.).

Wenn ich alle meine Beispiele für diesen Fall durchmustere, so fällt dabei auf, daß unverhältnismäßig viele von Blasco Ibáñez herstammen. Ob dieser Schriftsteller eine Abneigung gegen eine Verdoppelung des nachgestellten Dativobjekts hat?

Weiterhin ist auffällig, wenn man diese Gruppe mit der vorhergehenden vergleicht, daß sich hier mehrere Dative im Plural finden. Das würde den Schluß zulassen, daß sich «*le, la*» leichter als «*les, las*" zu einer Verdoppelung hergeben.

b) Pronomen.

Über das nachgestellte Fürwort im Dativ wird sich ein abschließendes Urteil erst fällen lassen, wenn wir ein Konstruktionswörterbuch haben, das uns darüber Aufschluß gibt, ob bei einem Verbum ein Dativ oder ein Richtungskasus vorliegt. Solange sind wir auf Vermutungen angewiesen, die mehr oder minder vom Zufall abhängig sind. Ich glaube, das Gewöhnliche, Regelmäßige ist, daß das Fürwort, wenigstens das persönliche, verdoppelt wird:

117. Rita: Señora, he tardado, porque han tenido que ir a comprar las velas. ¡Cómo el tufo del velón la hace a usted tanto daño! (Moratín, Niñas).

118. — Yo soy ingenuo ... esto mismo la pido a usted, Paquita, sinceridad. El cariño que a usted la tengo, no la debe hacer infeliz (ibid.).

119. — Le leerán a usted las cartas probablemente — me dijo Natalia (Baroja, Niebla).

120. Marqués: Le puso a usted esas dos líneas, rogándole que viniera, porque anoche no le encontré en su casa (L. Rivas, Obras compl. II).

Von den unbestimmten Fürwörtern zeigen *uno* und *nadie* eine Verdoppelung in folgenden Beispielen: Nr. 87. — 121. Gloria: Es que hay cosas que aunque le gusten a una, una no debe decir que

le gustan (Quinteros, Galeotes). — 122. Jesús mamá! Lo que te se ocurre no se le ocurre a nadie (Frontaura, Las tiendas). Zu allen diesen Beispielen ist zu bemerken, daß sie in volkstümlichem Konversationston gehalten sind.

Merkwürdig ist das Verhalten von *todo*, das weder im Singular noch im Plural Verdoppelung zu erhalten braucht: 123. Ella hablaba a todos de su talento (del marido), pintándolo como un sabio ilustre, cuya ciencia no había podido apreciar el mundo (Ibáñez, Arroz). — 124. Doctor: Mi previsión se anticipa a todo. Bastará con puntuar algún concepto (Benavente, Intereses). Dazu wäre zu vergleichen Nr. 99a.

Auch beim Personalpronomen gibt es Fälle, wo entgegen dem, was ich vorhin als das Gewöhnliche hingestellt habe, die Verdoppelung nicht eintritt: Nr. 20a. — 125. Estas palabras de Teresa debieron halagar mucho a la señora, pues correspondió a ellas con una sonrisa (Ibáñez, Arroz). — 126. Creedme a mí que los [libros] adoro, a mí que me entregué a ellos por completo (Zeitschrift). — 127. En el curso de la evolución literaria la mujer no ha contribuído a ella con un copioso contingente (Valdés, Papeles). — — 128. Quería apartarse de aquella dulce y divina boca, pero no se determinaba a renunciar a ella (Ayala, Pata de le raposa).

Die Gründe für die Abweichung in derartigen Beispielen sind verschiedener Art. Teils liegt kein richtiger Dativ vor, sondern eine Art Richtungskasus. In Nr. 20a ist die Auslassung ein stilistisches Mittel, um die Kühle und Gereiztheit der Tochter gegen ihren Vater wirkungsvoller zu machen; bei *entregar* würde ein verbundenes Fürwort als Akkusativ aufgefaßt werden müssen und *me* als Dativ gelten; bei *renunciar* würde nicht zu ersehen sein, ob das Fürwort Akkusativ oder Dativ wäre, die dieses Verb in verschiedener Bedeutung regieren kann.

Mit diesen Bemerkungen komme ich zum Schluß. Überblicken wir die Materie, so ergibt sich, daß eine eindeutige grammatische Regel nur in den wenigsten Fällen aufgestellt werden kann. Der größte Teil dieses Gebietes sprachlicher Erscheinungen entzieht sich der Grammatik und gehört in das Gebiet der Stilistik, wo die aufgezeigten Möglichkeiten und Freiheiten dem Schriftsteller Spielraum lassen, dem Gedanken eine fein abgeschattete sprachliche Form zu geben. Wie sich also der einzelne zu dieser Frage der Verdoppelung stellt, wie er sie anwendet, welche stilistischen Zwecke er damit erreichen will, darauf Antwort zu geben, muß einer Stiluntersuchung vorbehalten bleiben.

Hamburg. L. Meyn.

AUSLANDREISE.

Die Anlage einer neuphilologischen Auslandreise ist ein Kunststück. Die Ausnutzung der knappen Zeit (das ersehnte Minimum des Sommersemesters wird den wenigsten vergönnt sein) verlangt systematische Anordnung, methodische Einrichtung, also „Reisemethodik". Die Vorbereitung kann nicht ernst genug genommen werden. Im idealen Sinne sollte sie mindestens in einer kurzen Studienzeit (am idealsten in eigens dazu vorgesehenen „Zentralkursen für Auslandfahrer") an einer Universität bestehen, die dem überlasteten Neuphilologen Zeit und Ruhe gäbe, sich in die wichtigsten Probleme der neuzeitlichen Kultur- und Auslandkunde ebenso wie in die neueste Literatur- und Kunstbewegung des fremden Landes wieder so einzuarbeiten, daß der nachfolgende

Auslandaufenthalt voll ausgeschöpft werden könnte[1]). Als Teilersatz hierfür muß gründliches Selbststudium, am besten schon in den vorhergehenden Ferien, dienen. Denn in den Geist des fremden Volkes dringt schließlich auch der vielseitigste Reisende nur ein, wenn er in die fremde Literatur eingedrungen. Wer die besten geistigen Fangarme, die vielseitigsten und feinsten Apperzeptionsorgane sich an- und ausgebildet hat, wird am ehesten die übliche Zeit-, Kraft- und Geldverschwendung zu vermeiden wissen. Ein gewisses Maß von Organisation der Auslandreisen sollten neben der so dankenswerten wirtschaftlichen Hilfe, den Beratungsstellen (Fachberatern) und Veröffentlichungen (Wüllenweber) auch die Behörden bieten.

Für die meisten Auslandfahrer wird als Vorbereitung das *Buchstudium* die wichtigste Vorbereitung bleiben. An kulturkundlich eingestellten, von hoher Warte geschriebenen wissenschaftlichen Auslandbüchern ist ja seit Dibelius kein Mangel mehr. Die mehr praktisch gerichteten, führerartigen Werke (z. B. Breuls neuer Langenscheidt: Land und Leute in England oder der „Nachtrag" zu Reusch, Studienaufenthalt in England u. ähnl.) sind darüber nicht zu vergessen. Rein sprachlich belehrende Gesprächsbücher sind ja ebenfalls reichlich vorhanden. Und ähnlich gibt auch der neue amtliche „Ratgeber" Wüllenwebers Anregung und Anleitung. So muß sowohl das, was man „innere" Vorbereitung genannt hat, wie die entsprechende „äußere" in ruhigem Studium von langer Hand in Angriff genommen werden und so auch der Weg zur Systematik und Methodik des Reisens gesucht werden.

Der Unsicherheit und auch der Zufälligkeiten bleibt dann immer noch genug. Lebendiges Leben läßt sich eben nicht mit Papier und Druckerschwärze erfassen und regeln. So kann die schönste Liste von amtlich empfohlenen Adressen nicht vor Enttäuschungen bewahren. Persönliche Beziehungen werden immer die wichtigste Ergänzung der praktischen Vorbereitung bleiben. Wer immer einen Kollegen oder Freund weiß, der ihm mit unmittelbarer, womöglich mündlicher Auskunft dienen kann, der stütze sich vor allem auf dessen Rat. Gedruckte Adressen verlieren bekanntlich schon durch die Tatsache ihrer Verbreitung an Wert, da sich alles auf sie zu stürzen pflegt.

Was den Neuphilologen — hier wie sonst — am meisten plagt, ist die Vielheit der Zwecke. Sprach- und Sachstudien der verschiedensten Art drängen auf Berücksichtigung. Sie zu vereinen, ist die eigentliche Schwierigkeit. Man vergegenwärtige sich etwa die folgenden Hauptreisezwecke und die dadurch gegebenen verschiedenen Arten einer Auslandsreise.

Zunächst muß man seine Aufgabe, der geldspendenden Behörde gegenüber auch seine Pflicht, darin sehen, eine gründliche *Erneuerung und Ergänzung der praktischen Sprachkenntnisse* anzustreben, wie sie der neuzeitliche Schulunterricht erfordert. Schon die Reisevorbereitung wird sich auf diesen Zweck einzustellen haben. Neben den Buchstudien wäre Unterricht bei einem

[1]) Entsprechend dieser Vorbereitungszeit in der Heimat wäre eine Zeit der stillen Sammlung gleich nach der Rückkehr zweckmäßig. Wer sich gleich wieder in den vollen Dienst zu stürzen hat, muß oft eine Reihe wertvoller Eindrücke verblassen sehen, ehe die Ruhe zur Sammlung gegeben ist.



im Heimatorte lebenden Ausländer zu suchen. Man kann sich dann im voraus vieles in zeitsparender Weise erklären lassen. Solcher Unterricht hat ja übrigens auch den beiläufigen Vorteil, daß man die in der eigenen beruflichen Lehrtätigkeit ohnehin oft zu berührenden heimischen Verhältnisse (heimatkundliche Querverbindungen) zunächst zum Ausgangspunkt der Sprach- oder Sprechübungen machen kann. Man lasse sich also etwa die im deutschen Schulwesen vorkommenden Dinge französisch oder englisch verdolmetschen, um dann zu den Verhältnissen des fremden Schulwesens überzugehen. Dieser Unterricht kann sehr förderlich werden, natürlich auch für den, der nicht ins Ausland geht. Ja, wer in der Großstadt eine ausländische Familie findet, in der er vollen Anschluß und Verkehr findet, könnte fast auf den Gedanken kommen, daß ihm diese den ganzen Auslandaufenthalt zu ersetzen imstande sei.

Das wäre dann freilich ein Irrtum. Denn die fremde „Luft" fehlt trotz allem. Besonders fühlbar, so oft man, das gastfreie fremde Haus verlassend, wieder in die heimische Umgebung übertritt. Also „in die Ferne schweifen!" Auch wenn das Gute nahe liegt!

Die natürlichste Fortsetzung, die beste Form solcher Sprachstudien und Sprechübungen wird dann eine entsprechende *Familie im Auslande* sein[1]). Ich kenne einen Fall intensivster Ausnutzung dieser Studienart. Der Lernbegierige begab sich in ein gebildetes Haus, dessen Oberhaupt selbst Sprachlehrer war. (In jeder Gymnasialstadt im Auslande sollte sich ein solches Haus finden lassen, in Frankreich bei der schlechten Bezahlung der [Provinz-] Lehrer doppelt leicht.) Er war einziger Gast und teilte alle Freistunden mit den Familienmitgliedern. Rücksichtsloses Verbessern aller fehlerhaften oder auch nur unidiomatischen Wendungen und Wörter war ausgemacht und wurde innegehalten. Dazu kamen regelmäßige Unterrichtsstunden des Vor- und Nachmittags bei dem Hausherrn. Die einsamen Stunden des Tages wurden durch die Aufgabe für diesen Unterricht ausgefüllt. Alles Ablenkende, selbst Theater, Ausflüge, Besichtigungen, wurde vermieden, und schon die Stadt war so gewählt, daß dies nicht allzusehr zu bedauern war. Zum erstmaligen Einleben in die fremde Sprachwelt und damit auch allmählich in das fremde Land, den fremden Geist ist ohne Zweifel ein solcher Ort, eine solche Familie das Richtige. Der Sprachstoff im geschilderten Unterricht wie in der Unterhaltung führt leicht und ungezwungen in diese Welt ein; besonders wenn man den Unterricht nach den eigenen Bedürfnissen lenkt und die Führung so selbst in der Hand behält. Der Mut zum Sprechen wächst beim intimen Plaudern im allmählich vertrauter werdenden engen Kreise. Von den ständigen Verbesserungen darf man sich nicht entmutigen lassen. Auf sie zu verzichten, um nicht allzu sehr gehemmt zu werden, dürfte jedenfalls gefährlich sein. Die

---

[1]) Wer keine persönlichen Beziehungen und Empfehlungen gewonnen hat, inseriere in der jeweils gelesensten Tageszeitung: Professeur allemand désirant . . . cherche pension dans une bonne famille. Condition première: *Aucune personne parlant l'allemand* dans la même famille. Conversation exclusivement française . . . Prière d'adresser offres détaillées avec prix . . . oder ähnl.

Englisch: German Professor desires . . . as a paying guest . . . educated family . . . etc.

Auflockerung des Sprachgefühls wird sich dann bald einstellen. Man benutze nur selbst jede Gelegenheit dazu.

Von der „gebildeten Familie der Kleinstadt" bis zur geldverdienenden *Massenpensions*-Inhaberin der Großstadt gibt es natürlich viele Zwischenstufen. Mit dem Werte nimmt auch der Preis ab. Wer durch diesen Umstand zur Wahl gezwungen ist, muß sehen, daß er durch geschicktes Aussuchen seines Tischplatzes die richtigen Nachbarn bekommt und die babylonische Sprachverwirrung vermeidet, die an solchen Orten oft herrscht. Im Seine-Babel wird diese Verwirrung am ehesten zur Gefahr.

Eine besondere Art der Pension ist die in der *Sommerfrische*. Hier ist es vielleicht schwerer, weil weniger gegeben, Anschluß zu finden. Und doch werden gesellige Talente, Sportkameradschaft, Kunstinteressen oft Bindeglieder werden können, die zu freundlichen, fruchtbaren, ja bisweilen dauerhaften Beziehungen führen. Besonders die Regentage oder die Abendstunden im Gebirge oder an der See, wo sich der Mensch „um des Herds gesell'ge Flamme" schart, muß der Fremdling wahrnehmen, um solche Beziehungen zu gewinnen.

Selbst wer im *Hotel* oder hotelartigen boarding house der Großstadt wohnt, um vielleicht mehr Sachstudien (Kunstinteressen, Theaterbesuchen, volkspsychologischen Beobachtungen u. ähnl.) sich zu widmen, kann sich nebenher Verkehr verschaffen. Es ist nicht schwer, einen älteren Schüler oder einen Studenten zu finden, der gegen geringes Entgelt den Begleiter bei solchen mit viel Aufenthalt außer dem Hause verbundenen Studien abgibt.

Dies führt auf die schon gestreifte Frage, inwieweit überhaupt die *Großstadt* und inwieweit insbesondere die Hauptstadt, London oder Paris, als Ort der Studien in Frage kommt. Wer zum ersten Male hinausgeht, dem ist doch wohl abzuraten, gleich mit der verwirrenden Fülle der Eindrücke dieser Weltstädte zu beginnen. Wie schon gesagt, beginne der Anfänger, wenn nicht mit der Pfarrfamilie auf dem Lande, so doch mit der „gebildeten Familie der Kleinstadt" oder wenigstens der kleineren Stadt (Tours mit seinem Institut de Touraine wird viel genannt) und gehe erst zum Schluß oder bei der nächsten Gelegenheit in die Hauptstadt. Alte, erfahrene Auslandfahrer kommen immer wieder auf diese Anfängerweisheit zurück. Einen solchen hörte ich nach vergleichendem Besuch von Tours und Paris rufen: „Niemals wieder nach Paris!" Einen anderen: „Niemals für längere Zeit nach Paris." „Das eine tun, das andere nicht lassen," war eine dritte Meinung. Demgegenüber gibt es eingefleischte Verehrer der Großartigkeit der einzigartigen Städte, die sie ihrerseits mit bewußter Ausschließlichkeit regelmäßig wieder aufsuchen. Daß ein eingehendes Studium der beiden großen Bildungszentren unerläßlich ist, also an irgendeiner Stelle der Auslandreisen eingesetzt werden muß, wird natürlich von keinem bestritten[1]).

---

[1]) Paris bietet allerdings den Vorteil einer wenigstens im Keime vorhandenen Zentralorganisation für Auslandfahrten. Für Studenten sorgt eine Vereinigung unter Vorsitz eines Kommilitonen (4, rue des deux ponts), die deutsche Botschaft hilft z. B. bei Schulbesuchen, das Musée pédagogique (41, rue Gay-Lussac Paris, V^e^.) gibt Auskunft, wo es kann, die Dotation Carnegie kommt auch Deutschen entgegen, die Coopération internationale

Als letzte typische Form einer Auslandsfahrt sei dieser flüchtigen Skizze noch die *große Rundreise über weite Strecken und Länder* eingefügt. Sie kommt mehr für die sprachlich Gereiften als für die Anfänger in Frage, andererseits mehr für die Rüstigen, Beweglichen, Ausdauernden, Anpassungsfähigen als für die Ruhebedürftigen. Ein bißchen Abenteurerlust, wie es ja dem Neuphilologen im Blute stecken soll, erhöht den Reiz. Sachstudien stehen dabei im Vordergrund, und Menschenstudien lassen sich reizvoll verbinden. Der Zufall, „das Spiel der Wellen", wie es ein Fachgenosse nannte, spielt dabei eine den sicheren Erfolg wohl gefährdende, aber die Gewinnmöglichkeiten auch erhöhende Rolle. Rasches Zupacken, rechtzeitiges Sicheinstellen und -umstellen wird den Gewinn oft sichern helfen. Manchem wird das nicht liegen. Der Methodische, Systematische bevorzugt den sicheren und ruhigen Weg. Er will sich und seinen Erfolg nicht auf Zufälligkeiten gestellt sehen. Er will nicht nur Beiläufiges am Wege finden. Er sieht im gewissenhaften Studium (auch der Literatur) vielleicht höhere Belehrung. Und doch wird es immer Naturen geben, die gerade im überraschenden Erlebnis, sagen wir ruhig im zufälligen, instinktiven Augenblicksfund das Belebende, das Wirkungsvolle einer Studienfahrt sehen.

Auf die eigene Wesensart, die eigenen Bedürfnisse, die bei jedem ja so verschieden sind, wird es also wesentlich ankommen.

Ein Rat aber sei für alle gestattet: Aus der Fülle der Möglichkeiten wähle man sich für eine bestimmte Zeit *immer nur eine*, die für diese Zeit deutlich und bestimmt im Mittelpunkt steht. Von diesem Mittelpunkt aus erst gewinne man dann die verbindenden Fäden zu dem gewaltigen Umkreis. Hat man eine längere Studienperiode vor sich, so teile man sie in mehrere durch Konzentration auf Einzelgebiete bestimmte Zeitabschnitte ein. Ist man z. B. bei den Schulstudien angekommen, so wende man sich ihnen ganz und gar zu und nehme sie etwa auch im Privatunterricht (am besten natürlich bei einem ausländischen Kollegen) zur Grundlage der Sprachbelehrung, d. h. man nehme in dieser Zeit auch Stunden in der Technik der Schulausdrücke. Nur so wird man zur Einheit in der Vielheit vordringen, die allein in die Tiefe des vielgestaltigen Wesens der Dinge vordringen läßt.

Wie die Arten der möglichen Auslandsfahrten verschieden sind, so *die Orte*. Das fremde Sprachgebiet ist keineswegs so beschränkt, wie es dem scheinen mag, der immer nur nach London oder Paris geht. Theoretisch steht vor allem dem Anglisten die halbe Welt offen, und er könnte seine Studien ebensowohl bei den Antipoden machen wie im alten Albion. Irland und Schottland sind übrigens ernsthaftere Konkurrenten geworden, ja Amerika ist in den Kreis der Möglichkeiten gerückt. Für die Lehrer des Französischen scheinen die Dinge einfacher zu liegen. Und doch lohnt auch hier die Überlegung, ob nicht neben dem natürlich und selbstver-

---

des Völkerbundes (in der Schulabteilung der bekannte Dr. Picht) strebt nach Verständigung. In London sind Zentralen im Entstehen „Deutsch-Englisch-Akademische Vermittlungsstelle" (Anglo-German Academie Bureau 51, Russel Square, London, W. C. 1. Director: Prof. Dr. E. J. W. Brenner. Telephone: Museum 8528. Telegrams: Angerab, Westcent, London). Auch die National Union of Students of the Universities, etc. 3, Endsleigh Street, London W. C. hilft.

ständlich im Vordergrunde des Interesses stehenden Hauptlande andere Gebiete in Frage kämen, besonders etwa für den, der die Gefühle des Widerwillens gegen den „alten Erbfeind" noch nicht hat überwinden können. Aus diesem Grunde sind auch die Ausbildungsgelegenheiten der Schweiz, von wo aus man in die französischen Alpen mit Grenoble als Zielpunkt vordringen kann, der Berücksichtigung wert. Aber auch Belgien könnte in Betracht gezogen werden. Dort soll es im Sommer in einzelnen Seebädern (Blankenberghe) trotz gegenteiliger Gerüchte nicht schwer sein, geeignete Familien und Pensionen zu finden, die einen Studien- und Erholungsaufenthalt zu höchst mäßigen Preisen ermöglichen. In Brüssel gab es schon vor dem Kriege bei sehr mäßigen Preisen manche viel zu wenig bekannte Fortbildungsgelegenheit. Daß auch die französische Universität Straßburg Ferienkurse für Ausländer abhält und krampfhaft dafür wirbt, sei der Vollständigkeit halber angefügt. Das Leben dort soll gleichfalls sehr billig sein (angeblich für 30 französische Franken = 5 M. gute Tagespension) und wird den Fremden aus Gründen der Propaganda in jeder Weise erleichtert. Die Gefühle freilich, mit denen gerade wir Deutschen dort in den von uns erbauten Universitätsräumen aus- und eingehen, mit denen wir so manche Stätte älterer und neuerer Reichsherrlichkeit betrachten müßten, dürften durch diese Vorteile nicht aufgewogen werden.

Am wenigsten werden diese Gefühle immer noch in der französischen *Schweiz* verletzt. Von ihr sei also jetzt die Rede.

Vier Universitäten bieten im Wetteifer ihre Ferienkurse an: Neuchâtel, Lausanne, Genf und das oft übersehene, nur von einzelnen gerühmte Freiburg. (Diese nur von Zeit zu Zeit, etwa alle zwei Jahre, je nach Bedürfnissen lokaler Art.)

An *Neuchâtel* fährt der von Basel nach Genf oder Lausanne Eilende meist zu unrecht vorbei: Wüllenweber berichtet, und ich fand es bestätigt, daß die Bevölkerung durchaus deutschfreundlich eingestellt sei. Es liegt etwas wie stiller, freundlicher Friede auf dem reizend gelegenen Ort, der noch nicht von Amerikanern und Engländern überlaufen ist, die es an die berühmteren Orte zieht. Wenn auch Studentenschaft und die Handelsschüler etwas Internationales haben sollen, so ist doch die Bevölkerung davon noch nicht so berührt. Allerdings hört man oft Schwyzerdütsch auf der Straße, auch geringwertiges Französisch. Dagegen rühmen sich die gebildeten Kreise einer durchaus reinen Aussprache, die sie selbst über die Genfer stellen. Die Universitätsvorträge, die vor kleinem Auditorium stattfinden, werden jedenfalls in tadellosem Französisch gehalten. Wer in diesen Kreisen Aufnahme findet, kann bei ruhigem und billigem Leben recht wohl seine Zwecke erreichen. Dazu bietet der See und die bergige Umgebung sportliche und wanderliche Erholungsmöglichkeiten genug, wenn auch die konkurrierenden Genfer von Neuchâtel mit Recht sagen mögen: Le lac y est moins bleu, les montagnes sont moins rapprochées, wenn auch Theater, öffentliche Vorträge, gesellige Vereinigungen seltener sind oder fehlen. Von den Ferienkursen, die ich nicht aus eigener Anschauung kennen lernen konnte, habe ich weniger Gutes gehört. Und das bestärkt mich in einem Gedanken, den ich bei allen Ferienkursen hatte, der daher hier schon ausgesprochen sei: Alle Ferienkurse leiden unter Massenbetrieb. Alle finden in der schlimmsten Hitzezeit statt, fast alle in Räumen, die zu klein, eng, dumpf sind. Alle Pensionen für die Kursusteilnehmer sind

überfüllt. Alle äußeren Umstände scheinen mir also ungünstig. Bleibt nur der Vorzug, daß man viel (oder vielerlei!) fürs Geld hat. Die Fülle des Gebotenen, die die Gewissenhaften zu heftiger Überanstrengung verführt, ließe sich natürlich, im kleinen Kreise oder gar von einzelnen geboten, schwer mit Gold aufwiegen. Aber wozu auch? Viel praktischer will es mir scheinen, diese Universitäten in der Zeit *vor* den Ferienkursen zu besuchen. Dann sind die vielen auf den Kursistenschwarm eingestellten Pensionen noch leer oder nur von einheimischen Studenten bevölkert. Und es scheint, daß man als Hörer sehr wohl an den Vorlesungen und Übungen teilnehmen kann. Sicherlich in Neuchâtel, wo ein eigenes Séminaire de français diesen Zwecken dient, wo man ganz auf solche Hörer eingestellt ist, ja besondere Kurse für sie einrichtet. Man kann auch in das Universitätsseminar für Neufranzösisch eintreten, das ausdrücklich denen empfohlen wird, die sich auf den Beruf von Lehrern und Lehrerinnen des Französischen im Auslande vorbereiten. Noch mehr trifft das alles auf die großen (und teuren) Universitäten *Genf* und *Lausanne* (wie übrigens auch auf Grenoble, wo sonst auch außerhalb der Kurse sehr viel Gutes freundlichst geboten wird) zu. In den überlaufenen Ferienkursen wird zwar besonders der Quantität nach Erstaunliches geboten. Aber der Genuß ist bei Hitze und Überfüllung außerordentlich erschwert. Viel Elementares muß dazu für die breiten Massen geboten werden. So scheint auch in *Genf* ein Studium außerhalb der Ferienkurse, selbst ein nur angebrochenes Semester viel tauglicher. Eine École pratique de langue française rattachée à la Faculté des Lettres und ein Séminaire de français moderne kommen einfachen wie gesteigerten Bedürfnissen entgegen. Dazu kommt die Fülle öffentlicher Vorträge und sonstiger Bildungsmöglichkeiten, unter ihnen in allererster Linie das Institut J.-J. Rousseau, dessen Zweck es ist, d'orienter sur *l'ensemble* des disciplines touchant à l'éducation, les personnes se destinant aux carrières pédagogiques. — Des Auditeurs sont admis aux cours (à l'exception de ceux qui portent la mention «réservés aux élèves réguliers»). Genf ist ja auch die Stadt Pierre Bovets, Claparèdes und A. Ferrières, also ein Brennpunkt moderner erzieherischer Interessen, wie sie sich aufs neue auf dem pädagogischen Weltkongreß in Locarno (August 1927) erwiesen haben.

Das führt uns auf eine *weitere Möglichkeit, geeignete Studienorte zu wählen.* Wer allgemein pädagogisches Interesse stark genug empfindet, um es mit in den Reisekoffer zu nehmen, der wird zum Zwecke einer „vergleichenden Pädagogik" an berühmten oder wenigstens bekannten Stätten der pädagogischen Forschungen und Versuche nicht vorübergehen wollen. Also auch nicht an Schulen aller Art, besonders nicht an denen mit ausgesprochener Eigenart. Letztere gerade, die „Versuchsschulen", öffnen sehr gerne dem gleichstrebenden Besucher ihre Pforten. Eine einzigartige Zentrale für alle modernen erzieherischen Bestrebungen ist das vom Institut J.-J. Rousseau als Fortsetzung des schon 1899 gegründeten Bureau international des Écoles nouvelles 1926 eröffnete, von dem ehemaligen Direktor der berühmten École normale supérieure in Paris, P. Dupuy, geleitete Bureau international d'éducation 4, rue Charles-Bonnet in Genf. Es dürfte wenig bekannt sein, daß dieses Bureau, das der Information ebenso dienen will wie der Recherche scientifique, neben einem Bulletin Trimestriel einen *Guide du voyageur s'intéressant aux écoles* herausgibt, einen übrigens auch

in englischer Sprache erscheinenden Führer conçu comme un supplément à un Baedeker ou à un Guide bleu, also einen vorzüglichen Wegweiser für Schulstudienreisen. Die Préface sagt den Zweck: Nous avons cherché à signaler d'une part quelques écoles typiques, qui caractérisent la tradition d'un pays ou d'une ville; d'autre part, les écoles novatrices, expérimentales, qui présentent quelques traits exceptionnels. Deutschland (11 Seiten), Österreich Belgien (4 Seiten), Dänemark, Spanien, Frankreich (7 Seiten), Italien, Polen, die Schweiz (18 Seiten) marschieren mit ihren Schuleinrichtungen auf. Praktische Angaben über die Erlaubnis erteilende Behörde, die Ferienzeit, sehenswerte Schulfeste, sind der Bezeichnung der besuchenswerten Schule beigefügt. Ein sehr nützliches Büchlein[1])!

Natürlich sind auch andere als die hier aufgeführten Schulen sehenswert. Schließlich läßt sich überall etwas lernen. Bei einem halben Dutzend gerade am Wege liegender habe ich es versucht. Und wenn nichts anderes als eine Führung durch den Hausmeister gelingen sollte, so ist auch das oft aufschlußreich. Oft gelingt aber auch ein Gespräch mit den Lehrern, die gerade die Aufsicht führen, bisweilen mit einem freundlichen Direktor, der, stolz auf seine Anstalt, gern über deren Leben und Gedeihen Auskunft gibt. Öffentliche Schulfeste, Preisverteilungen, Versetzungen, die in den romanischen Ländern mit besonderen Feierlichkeiten umgeben sind, kann man immer mit Vorteil mitmachen, die öffentlichen Universitätsexamina kann man leicht zuhörend besuchen. So kann man trotz allem einen vielseitigen Einblick gewinnen, auch wenn man nicht zum eigentlichen Hospitieren kommt. Dies wird ohnehin zur üblichen Reisezeit schon der Ferienlage wegen meist schwierig

---

[1]) Für Frankreich gibt es ein Bureau français d'Éducation, 77 rue Denfert-Rocherau Paris (14e), das dem Bureau international entsprechend, se propose d'établir une liaison entre les groupes et les isolés dont l'activité s'applique à la rénovation de l'éducation, de renseigner sur l'éducation en France et en particulier sur les expériences nouvelles et d'inviter, lors de leur passage à Paris, les éducateurs étrangers à entrer en contact avec les éducateurs français. Über Belgien, wo die Vertreter der Méthode Decroly das größte Entgegenkommen zeigen, vgl. den genannten Guide. In England wollte solche Beziehungen die in der Osterwoche 1928 (9. bis 14. April) im Westminster College stattfindende Cambridger Konferenz über die New Ideals in Education vermitteln (For particulars apply to Hon. Sec. Miss Lillian de Lissa, 44, The Avenue S. E. 19). Ihr Ziel ist to offer a platform for discussion, to bring isolated experimenters into touch with one another, and to give pioneering work the encouragement of criticism and recognition. — The Young Men's Christian Association (Tottenham Court Road, London W. C. 1, offizielles Organ: „Centyma" mit einem Appartments Supplement) und The Young Women's Association, 25/26 George Street, Hannover Square, London W. 1, geben Gesinnungsgenossen gern Auskunft. — Die Assistant Masters' Association (Vereinigung der Studienräte) hat ein International Relations Sub-Committee, dessen eifriger Korrespondent A. Edwards, The Wyggeston Grammar School, Leicester, sich und seine Freunde für Rat und Hilfe, bes. in Schulsuchen, anbietet. Schulreformer finden Anschluß bei den New Education Fellowship, 11 Tavistock Square, London W. C. 1.

sein. Und so günstig, wie ich noch vor 22 Jahren die Verhältnisse in Paris traf, wo ich mühelos die Erlaubnis zum Besuche sämtlicher Pariser Schulen erhielt, mögen die Dinge trotz sich anbahnender Besserung doch noch nicht wieder liegen.

Nächst den Schulbesuchen werden vielleicht literarisch-historische Studien an der Spitze der Sachstudien stehen. Mich zog es, den Spuren des großen Genfers zu folgen. Ich suchte sein Geburtshaus, zog mit ihm an den stillen, lieblichen See nach dem altertümlichen Annecy, der Stadt François de Sales', wo in der alten Kirche (Couvent de la Visitation) die Beschützerin ihren angestammten Glauben abgeschworen, suchte ihn in Chambéry, dem Orte des Sündenfalls, (Confessions, Partie I, Livre II), genoß mit ihm den süßen Frieden der Landschaft von den lieblichen Charmettes aus (Conf. I, 5 Ende), wo die gut erhaltene Einrichtung die deutlichste Vorstellung von dem Liebesidyll des Schwärmers gibt, suchte Frieden mit ihm auf der Insel St. Pierre im Brienner See, wo heute zwitschernde Schwalben sein einsames Kämmerlein bewohnen. Oder ich unternahm es, am einstigen Wallfahrtsort des pädagogischen Europa, in Yverdon, die Überreste von Pestalozzis Wirksamkeit zu entdecken. Predigten, Kirchensitten, kirchliche Verbote, feierliche Versammlungen regten zu religionskundlichen Studien an. Öffentliche Bekanntmachungen, Inschriften, Kleidermoden zu Sittenstudien. Dies und vieles andere reizte und lockte am Wege. Doch wer mit Kraft, Zeit und Geld zu rechnen hat, muß sich bescheiden. Daß schließlich der im Dienste überlastete Neuphilologe bei allen Reisestudien auch etwas Erholung zu erhaschen sucht, wird ihm nicht verargt werden können. Gerade dazu bieten wiederum Schweiz und französische Alpen (neben der Seeküste) die besten Möglichkeiten. An, auf und in den genannten Schweizer Seen kann man den müden Leib und Geist vortrefflich erfrischen. Überall locken die Berge in Luft und Höhe. Wer dann vom Genfer See aus über Martigny ins französische Chamonixtal vordringt, wird ihren Zauber in jeglicher Form auf sich wirken lassen können. Wenn ihm das erhabene Haupt des Königs der Alpen im ewig weißen Hermelinschmuck entgegenstrahlt, wenn er die fernen Firne flimmern und glühen sieht, den Eisstrom der Gletscher knistern hört, wenn die reine, klare Luft dem trunkenen Auge die unendliche, herrliche Welt in all ihrer göttlichen Schönheit enthüllt, wenn er das pochende Herz von andächtiger Bewunderung erglühen fühlt, dann wird er in schönster Belohnung seiner Mühen sich weit erhaben fühlen über all die kleinen Sorgen und Qualen der Alltäglichkeit und Unzulänglichkeit, des Unverstandes und der Verständnislosigkeit, die er daheim gelassen in der staubigen Schul- und Amtsstube.

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Okzident.
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

PRAKTISCHE ANGABEN FÜR DIE REISE [1]).

Die Schweiz gilt als teuer. Doch kann man sich einrichten. Zunächst schon mit der Fahrt: Der *Ferienzug* Hannover-Basel

[1]) Das Allgemeine entnehme man aus Baedeker (Schweiz, französische Ausgabe) Kinzel (Wie reist man in der Schweiz?) Guide bleu (Alpes françaises) Schweizer Hotelführer (für 10 Pf. in

kostet 46,40 M. (beliebige Rückfahrt auf derselben Strecke eingeschlossen). Bei festem Reiseplan kann man sich auf Bahnhof Basel eine Rundreisekarte mit 20 % Ermäßigung ausstellen lassen. Auch Abonnement auf Dampfern und Elektrischen bringen 20 % Ersparnis. Bis an den Genfer See gelangt man von Basel über Neuchâtel III. Klasse, Schnellzug für etwa 14—15 M. Für den gleichen Betrag führt die Rhonetalbahn und die Bergbahn über Martigny-Vallorcine nach Chamonix. Die Gepäckkosten dürften den deutschen entsprechen. Man kann sie leicht sparen, indem man das Gepäck in sein Abteil mitnimmt, was nur auf einzelnen Bergstrecken Schwierigkeiten macht. In Frankreich sind Bahn und Gepäck billig. Man fährt dort 100 km durchschnittlich für 20 (III. Kl.) bis 30 (II. Kl) fr. und hat 30 kg Gepäck (bei geringer Einschreibegebühr von etwa 20 Pf.) frei. Cartes d'excursions (= Rundreisekarten) werden von den meisten Bahngesellschaften mit erheblichem Nachlaß ausgegeben.

Unterkunft und Verpflegung sind im Preise natürlich äußerst verschieden. Im Christlichen Hospiz in Vevey bezahlte ich 7,25 Schweizer Franken für gute volle Pension. (Viel Engländer und Deutsche!) An anderen Orten wird man mit etwa 8—9 Franken auskommen können. Nur in Locarno bezahlte ich 10 Franken. In Frankreich findet man gleich Gutes für 40—45 fr. selbst in überlaufenen Badeorten.

Sich in Pension zu geben, wenn auch nur für die Mindestzeit von fünf Tagen, ist bekanntlich in der Schweiz die billigste Art der Unterkunft. Wer im Hotel leben will, suche sich ein billiges und benutze das ersparte Geld lieber dazu, in einem teuren zum 5-Uhr-Tee mit „Dancing" zu gehen, um gesellschaftliche Studien zu machen. (Gilt besonders auch für französische Badeorte.) Für die Mahlzeiten findet man in den Universitätsstädten billige Studentenlokale (in Grenoble z. B. eine Art mensa). Sonst bieten die Restaurants sans Alcool, besonders in der Schweiz, einfache, aber ausreichende Kost. Man findet sie am Schwarzen Brett der Universitäten und durch die Bureaux de renseignement. Selbst im teuren Genf gibt es kleine, bescheidene Tavernes mit sauber gedeckten Tischen (Au Trianon bei der Église Ste. Madeleine). Hat man sich dort gegen mäßiges Entgelt gesättigt, kann man sich um so beruhigter in einem guten Café niederlassen, etwa am Quai des Bergues, nahe dem berühmten Hotel des Bergues (Café Rolfo).

So kann man als bescheidener Erdenbürger (allerdings nur im Smoking) auch Stätten des Luxus kennen lernen und studieren (von denen mir neben Évian Aix-les-Bains den deutlichsten Eindruck hinterließ), wenn man Geschick und Anpassungsfähigkeit besitzt. Was dann noch an „Nebenkosten" sich ergibt, bleibt natürlich der einzelnen Lage und Anlage überlassen.

Hannover. R. Münch.

---

jedem Verkehrsbureau), Wüllenweber (Ratgeber für Reisende in England, Frankreich usw.).

Auf den Bahnhöfen aller bedeutenden Orte findet man ein Bureau de renseignement, wo Auskunft, Pläne, Karten umsonst vergeben werden.



EHRUNG FÜR HERMANN KLINGHARDT.

Kurz nach der Bestattung unseres lieben Freundes Hermann Klinghardt traf folgende Ehrung aus den U.S.A. ein: Ein Kästchen mit getrockneten Blumen und der Aufschrift:

Columbia University, Summer Session, 1926. Greetings to the Intonation Master Professor Hermann Klinghardt from students of Professor William Tilly's classes in Phonetics.

47 Zuhörer, darunter auch Japan und China vertreten, bringen ihrem verehrten Intonationslehrer H. Klinghardt durch Zusendung ihrer Namen in folgender Form ihre Huldigung dar: Beispiele:

"Elizabeth Gardner" .

"elizabeth" .... "gardner" ..

ı]'lıʒəbəθ'' gaːd[nə||. ˙ · .,

"Arthur Smith"

"arthur" .. "smith" .

'a·θə|'smıθː|| ˙ · ,

Wie hätte sich unser lieber Klinghardt gefreut, wenn er diese sinnige Ehrung noch erlebt hätte!

Frankfurt a. M. Max Walter.

SPANISCHER FERIENKURS IN JACA.

Die Universität Zaragoza veranstaltet auch in diesem Jahre und zwar vom 1. Juli bis 31. August einen Ferienkurs (cursos de verano) in der alten Pyrenäen-Bergstadt Jaca. Nähere Auskünfte erteilt die Oficina de Información de los Cursos de Verano en Jaca, en la Universidad de Zaragoza. Nach dem 20. Juli sind Anfragen direkt nach Jaca zu richten.

SPANISCHER FERIENKURSUS IN HAMBURG.

(19. Juli bis 10. August 1928).

Neben praktischen Sprachübungen (Lektüre moderner spanischer Texte, Besprechung schriftlicher Ausarbeitungen, Konversations-, Stil- und Wortschatzübungen und Übungen zur spanischen Aussprache) werden Vorträge über spanische Sprache, Literatur und Volkskunde gehalten, u. a. von Prof. Küchler über Molière und das spanische Drama; von Prof. Krüger über spanische Aussprache, Eigentümlichkeiten der spanischen Syntax, die Geschichte der spanischen Sprache und Volkskundliches aus spanischen Hochgebirgen; von Privatdozent Dr. Grossmann über spanische Metrik und den spanischen Schelmenroman: von Lektor Montesinos über das Drama des siglo de oro und die spanische Literatur der neueren

Zeit und von Lektor **Pino Saavedra** über die Hauptvertreter der spanisch-amerikanischen Literatur. Ferner werden Anleitungen zum praktischen und wissenschaftlichen Studium des Spanischen gegeben, in Verbindung mit einer Buchausstellung, die in den Räumen des Seminars stattfindet. Lichtbildervortäge im spanischer Sprache führen in Landschaft, Kunst und Volkstum der spanischen Länder ein. Anmeldungen sind an das Romanische Seminar, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 5 bis spätestens 5. Juli zu richten. Die Verteilung der Vorlesungen und Übungen ist so getroffen, daß Teilnehmer, die nicht den dreiwöchigen Gesamtkursus durchzumachen wünschen, entweder am Anfang (19. Juli) oder zu Beginn der zweiten Woche (26. Juli) einen zweiwöchigen, in sich geschlossenen Teilkursus beginnen können.

DEUTSCHE SPRACHKURSE FÜR AUSLÄNDER IN WIEN.

Im Rahmen ihrer **Internationalen Hochschulkurse** veranstaltet die Universität in **Wien** Ferialkurse für deutschlernende Ausländer, heuer in den Monaten Juli bis September. Auskünfte, auch über Unterkunft und Verpflegung, erteilt das Sekretariat der Internationalen Hochschulkurse der Universiität Wien IX, Boltzmanngasse 16.

BESPRECHUNGEN.

LEO SPITZER, *Puxi, Eine kleine Studie zur Sprache einer Mutter.* M. Hueber, München, 1927. 48 S.

Nach Grégoires *Essai sur les transformations d'un prénom d'enfant*[1]) ist es das zweite Mal, daß ein Sprachwissenschaftler die Sprache der Mutter in der Kinderstube systematisch beobachtet und der allgemeinen Kenntnis sprachlicher Vorgänge nutzbar macht. Jeder Sprachforscher wird für das Gebotene dankbar sein, denn das kleine Heft gibt einen bedeutungsvollen Beitrag zur Sprachschöpfung, einen Einblick in das lebendige Treiben der sprachlichen Vorgänge. Die Beobachtungen sind tagebuchmäßig aufgezeichnet, mit vollständiger Darlegung der äußeren Umstände und des Seelenlebens der beobachteten Person. Nur in dieser Weise konnten sie wissenschaftlich von Nutzen sein. So manche vorgefaßte Meinung über Sprachwerdung, über Sprache überhaupt, kann damit beseitigt werden. Vor allem ergibt sich die von vielen Köpfen angezweifelte Gewißheit, daß die sprachschöpferische Kraft heut gerade so groß ist wie zu irgendeiner Zeit, nur daß die Umgebung, die eigenartigen Kultu verhältnisse der Sprechenden auf die Bewahrung und Verbreitung der Neuschöpfungen eigentümlichen Einfluß üben. Schön zeigt es sich, wie Bewußtes und Unbewußtes ineinander verwoben sind. Dies kann durch nichts besser gekennzeichnet werden als durch den Umstand[2]), daß die Sprechweise der Mutter sich nicht verändert hat, seitdem sie weiß, daß sie beobachtet wurde. Die Veränderung ergibt sich nur aus den veränderten Umständen. Ist das Kind

[1]) Antoine Grégorie, «*Edmond*», Paris 1911.
[2]) Den ich von L. Spitzer erfragte.

dem ersten Kindesalter entwachsen, so werden die Kosenamen sparsamer, das Sprechen nur in Koselauten weicht ganz anderer Umgangsform. Auch Grégoire stellt ein Abklingen der Neubildungen fest, als das Kind 4½ Jahre alt war.

Unter den verschiedenen von Spitzer aufgezeichneten sprachlichen Erscheinungen ist vielleicht die auffallendste die Verwendung der Nominalsuffixe an Verbalstämmen und Adjektivstämmen, aus denen die Allgemeinsprache keine Nomina gebildet hat: *Flattele* (zu *flattern*), *Nassele*, oder die Bildung einer Personbezeichnung wie *Winkele* = das im Winkel Sitzende, die Koseform -(*e*)*le* ist zugleich Personsuffix in sämtlichen Fällen, und muß nun so erklärt werden wie -*o*(-*onis*) „zur Bezeichnung einer Person, an der das im Stamm Ausgedrückte als Hauptvorstellung wirkt". Da die „Mutter"sprache in erster Linie gefühlsmäßig (affektbetont) ist, stimmt es durchaus zu dem, was wir erwarten müssen, wenn wir sehen, daß sie sich in gefühlsmäßig unzerlegten Gesamtvorstellungen äußert.

Es ist begreiflich, daß Spitzer — wie auch Grégoire — fürchtete, mit der Veröffentlichung seiner Studie zarteste Empfindungen zu verletzen. Gewiß bedurfte es besonderer Vorsicht, diese Klippe zu umschiffen. Jedoch können wir nur durch Preisgabe innersten Erlebens die lebendigen Beispiele, die Belege für Lehr- und Grundsätze finden, die bisher entweder aus der Geschichte der Sprache post festum erschlossen oder aus der Gesamtheit unsrer Anschauungen, unseres Denkens über die Sprache, vorausgesetzt wurden.

In diesem Sinne wäre es sehr zu begrüßen, wenn Spitzers Anregung verwirklicht und die Geschichte der Sprache eines Menschen geschrieben würde. Die Schwierigkeit liegt auf der Hand: nur ein Sachkundiger darf sie schreiben, der aber zugleich ein Seelenkundiger ist, und der der Beobachtungsperson so nahe steht, daß er sie jederzeit beobachten und alle äußeren Umstände in Betracht ziehen kann. Die Sachkunde setzt bedeutenden Altersunterschied voraus. Der Biograph wird die Beobachtungsperson nicht überleben. Nahezu ausgeschlossen ist es natürlich, die Sprachgeschichte eines Toten zu schreiben. Dennoch würden wir schon aus Bruchstücken einer solchen Geschichte größte Belehrung ziehen.

Wien. Elise Richter.

Experimentelle Phonetik in Paris.

Nicht an allen deutschen Universitäten befindet sich ein Laboratorium für experimentelle Phonetik. Bei einem Aufenthalt in Paris, wo die experimentelle Phonetik durch den Abbé *Pierre Rousselot* (1846—1924) begründet wurde, ergreift man daher gern die Gelegenheit, sich einen Einblick in ihre Methode und ihre Ergebnisse zu verschaffen. Experimentelle Phonetik wird in Paris gelehrt an der Sorbonne, am Collège de France und am Institut Catholique. Für die beiden letzteren Anstalten ist es der gleiche Lehrer, der für beide im gleichen Raume seine Versuche anstellt und seine Vorlesungen hält, der Schüler des Abbé Rousselot und sein Nachfolger am Collège de France, Prof. *J.-M. Meunier*. Sein Laboratorium befindet sich im Collège de France. Wer aber durch den Klang dieses Namens gelockt eine modern eingerichtete große Arbeitsstätte zu finden vermeint, der wird bitter enttäuscht sein, wenn ihn der Portier durch den hinteren Hof des Collège in

einen Schuppen weist, in dem man höchstens eine Waschküche vermuten sollte. Das ist die Stätte, wo schon Abbé Rousselot seine Übungen hielt, zwei kleine, unscheinbare Räume, „mit Instrumenten vollgepfropft", mittelalterlichen Alchimistenstuben nicht unähnlich.

Direktor dieses Laboratoriums ist Prof. *Meillet*, der berühmte Sprachforscher; die Arbeiten und Versuche werden aber von Prof. Meunier geleitet, der sich als «préparateur» des Laboratoriums bezeichnet. Die Enttäuschung des Besuchers verschwindet, sobald er sich von diesem Gelehrten die verschiedenen Apparate erklären läßt oder Gelegenheit hat, einigen seiner Versuche und Übungen beizuwohnen. Man kennt die Apparate aus den Beschreibungen des Abbé Rousselot; es sind im großen und ganzen noch die gleichen, die er selbst benützt hat. In Einzelheiten hat Meunier Verbesserungen angebracht. Die drei bzw. vier kleinen Halmfedern, welche die verschiedenen Kurven auf der mit Ruß überzogenen Walze einzutragen haben, sowie die kleinen Trommeln, an denen sie befestigt sind, müssen von solcher Feinheit und Empfindlichkeit sein, daß Meunier sie selbst herstellt, weil er mit diesen eigenen Produkten genauer arbeiten kann als mit jenen, die ihm irgendeine Fabrik liefern könnte. Die Schüler Meuniers, unter denen man so ziemlich alle Nationen vertreten findet, sind aufs höchste von ihrem Lehrer begeistert. Meunier ist nicht nur ein gründlicher Forscher, der mit Lupe und Mikroskop aus seinen Kurven noch die letzten Feinheiten herauszulesen versucht und dem die Freude über jedes neue Teilergebnis aus den Augen glänzt, sondern auch ein Lehrer, der es mit bezwingender Liebenswürdigkeit versteht, in gemeinsamer Arbeit mit seinen Schülern zu experimentieren und sie zu eigener Forschung anzuleiten.

Einen Überblick über seine Versuche bietet Meunier in einem Vortrag, den er am 24. Juni 1926 an der Universität Coimbra gehalten hat und der vor kurzem erschienen ist[1]). Er rechtfertigt darin vor allem die experimentelle Methode der Phonetik. Meunier ist am Institut Catholique gleichzeitig Professor für Geschichte der französischen Sprache. Seine Hauptstärke liegt in der Dialektforschung. Als Kind des Nivernais wendete er sich besonders dem Studium jener Mundart zu, gab eine Reihe von Arbeiten zur Wortforschung und Grammatik und einen Atlas linguistique für das Nivernais heraus. Nebenher liefen eine Reihe von kürzeren Arbeiten, worin Meunier mit Nachdruck die bisherige französische Aussprache des Lateinischen bekämpft. Gegenwärtig ist er vor allem mit einer Neuausgabe des Alexiusliedes auf Grund der Hildesheimer Handschrift und mit der phonetischen Fixierung der Sprache Vergils beschäftigt. In dem erwähnten Werkchen zeigt nun Meunier, welchen Dienst die experimentelle Phonetik bei historischem Sprachstudium und bei Dialektforschung zu leisten vermag. Weiterhin betont er ihren Wert bei Erlernung einer fremden Sprache, wozu er aus seiner Erfahrung treffende Beispiele bietet. Von der Korrektur falscher Aussprache des Französischen ist Meunier übergegangen zur Korrektur von Sprechfehlern und zur Erziehung

---

[1]) Applications de la Phonétique expérimentale à l'étude des langues vivantes et à la thérapeutique, c'est-à-dire à la correction des vices du langage et à la rééducation des sourds. Avec 2 photogravures et 6 figures. Coimbra, Imprensa da Universidade, 1927. 35 p. — 4 fr.

der Taubstummen. Schon Rousselot hatte darüber Versuche angestellt. So wurde die Clinique Chanoine Rousselot gegründet, die jetzt unter Meuniers Leitung steht (36—38, rue d'Assas). Der kostbarste Schatz der Klinik ist der vom Kardinal Dubois für das Institut Catholique erworbene Tonometer von Koenig, eine Sammlung von 169 Stimmgabeln, mit denen man von 16 bis 90000 Doppelschwingungen hervorbringen kann. Der Tonometer, der Koenig zu akustischen Studien gedient hatte, dient Meunier für phonetische Versuche. Zur Heilung Tauber kann die Phonetik natürlich nur da beitragen, wo die Hörorgane nicht eines ärztlichen Eingriffes bedürfen. Taubheit beginnt damit, daß die tiefsten Töne nicht mehr vernommen werden. Diese schwachen Punkte im Gehör des Kranken lassen sich durch den Tonometer genau feststellen und die Hörgrenze kann durch geschickt fortschreitende Übungen weiter hinausgeschoben werden. Tatsächlich hat Meunier durch dieses Verfahren schon überraschende Erfolge besonders bei Kindern erzielen können. Bloße Sprechfehler dagegen korrigierte er meist mit Hilfe des bekannten künstlichen Gaumens.

Die experimentelle Phonetik ist keine selbständige Wissenschaft, doch ist sie berufen, im Dienste der Sprachforschung und der Spracherlernung bedeutende Hilfe zu leisten. Das ist der Sinn der Versuche am Collège de France, dem man nur würdigere Laboratoriumsräume wünschen möchte.

Rom. Hans Rheinfelder.

Arthur Quiller-Couch, *The Oxford Book of English Prose.* Oxford 1925. Clarendon Press. 1092 S. 8/6 net.

25 Jahre nach der Herausgabe seines "Oxford Book of English Verse" läßt der als Literarhistoriker wie als schaffender Künstler wohlbekannte Verfasser sein Kompendium englischer Prosa erscheinen. Die Frucht fünfjähriger Arbeit, umfaßt es auf 1062 Seiten 599 Proben von 334 Autoren, von John Trevisa und Wycliffe angefangen bis zu jenen Schriftstellern, deren Bedeutung bereits 1914 unbestritten war. "Persuasion" im Sinne Sokrates, und Matthew Arnolds ist der oberste Wertmesser der Prosa; der Verfasser gibt daher mit Absicht keine Stilproben der einzelnen Schriftsteller und keine "purple patches". Seine Sammlung soll vielmehr "representatively English" sein, ein Bild echt englischen Denkens und Fühlens geben, den ununterbrochenen Fluß der Tradition und der Geschichte Englands wiederspiegeln und dem naturentfremdeten Londoner wie dem in fernen Kolonien lebenden Engländer die Schönheit des Landes nahebringen. Zugleich erscheint hier die englische Sprache als die unermeßliche Schatzkammer, die alle Weisheit der Vergangenheit enthält, als Ausdrucksmittel für das Letzte und Höchste, als unvergleichliche Waffe des Angriffs und der Verteidigung. Demgemäß finden wir neben den der eigentlichen Literatur angehörigen Proben Beispiele aus Chroniken, Tagebüchern, Reden, Bibelversionen, Übersetzungen aus dem Lateinischen und Französischen, Resumés und Urteilsbegründungen namhafter Juristen u. ä. Beruf und Milieu mögen diese rein puritanische Einstellung des Kompilators zu seiner Aufgabe erklären, und sicher kommt die pathetisch-beschwingte Prosa, sowie der derbere Humor des englischen Wesens wohl etwas zu kurz[1]). Im-

---

[1]) Hinsichtlich der Einwendungen ästhetischer Art vgl. die tiefschürfende Kritik im *Times Literary Supplement* No. 1259, p. 149f.

merhin behält die Sammlung ihren dauernden Wert als unerschöpfliche Fundgrube sprachlichen, gedanklichen und kulturkundlichen Gutes, deren Wert für den Unterricht wie für eigene stille Erbauung keines Hinweises bedarf.

Bernhard Fehr, *Englische Prosa. Von 1880 bis zur Gegenwart.* Leipzig 1927. Verlag G. B. Teubner. 228 S. 6,— M.

Unter diesem Titel hat uns Prof. Fehr, der berufenste Vertreter moderner englischer Literaturgeschichte, eine Einführung in das Schrifttum der Gegenwart geschenkt, die nicht nur in Fachkreisen die weiteste Verbreitung finden wird. Die Sicherheit des Blickes für die kulturbildenden, geistigen Strömungen, das intuitive Wissen um die geheimen Quellen des dichterischen Schaffens, die schöne bei höchster Knappheit ein Maximum an Erkenntnissen vermittelnde Diktion, die glückliche Auswahl seiner Textproben — alle diese Vorzüge werden auch in Laienkreisen ihre werbende Kraft bewähren.

Die kritische Abhandlung, die das Buch einleitet, befaßt sich naturgemäß mit den kulturlichen und literarischen Strukturlagen des modernen England und umreißt in überaus fesselnder, präziser Weise die sozialen, philosophischen, religiösen, ästhetischen Evolutionen der Gegenwart, wobei das 4. Kap. die soziologische Bedingtheit des literarischen Schaffens, das 5. Kap. den Einfluß wechselnder Weltanschauungen (den Neurealismus Russells, den Zeitbegriff Bergsons, Psychoanalyse, Mystik) skizziert. Das 6. Kap. endlich überblickt die Kategorien und Gestaltungstypen der Prosa in ihrem historischen Verlauf und weist nach, wie der Psychologismus die romantische sowie die naturalistische Darstellung immer tiefer durchsetzt.

Ebenso aufschlußreich ist der zweite, der Entwicklung des Prosastils und seiner gesetzlichen Entwicklung gewidmete Teil der Einleitung. Zunächst wird überzeugend dargelegt, wie an Stelle der Schönheit, Würde und Ausgeglichenheit der älteren Prosa nunmehr das Streben nach Prägnanz, Bewegtheit, nach malerischer Darstellung, nach erschöpfender Wiedergabe des Sinneneindrucks den Stil beherrscht. Eine gewaltige Steigerung der Intensität ist unverkennbar, bewirkt durch die neuartige Verwendung des Verbs, des Verbalsubstantivs und des "Style Indirect Libre", der in seiner historischen Entwicklung überblickt wird. Ruskin und W. Pater sind die Väter des modernen Impressionismus, ihnen folgen Stevenson, Kipling und — als Gipfel dieser Reihe — Joseph Conrad. Fehr kommt hierauf folgerichtig auf den Rhythmus der Prosa zu sprechen, zeigt, wie schon bei Macaulay neben der rhetorischen Reihenaufstellung der in kurzen Sätzen vorwärtsstoßende Stil zur Anwendung gelangt und wie dieser zweite Typus — la coupe — zum Kennzeichen moderner Diktion geworden ist; hier ist die Linie George Moore (Einfluß Zolas!)—Stevenson—Kipling—Masefield zu erkennen.

Die nun folgenden Texte sind in sieben Abschnitte eingereiht: Zeitkritik, Weltanschauung, Geschichte, Literarische Kritik, Roman, Kurzgeschichte, Reisebeschreibung. Jeder Probe geht eine kurze Einleitung in Schlagworten voran, die mit wenigen scharfen Zügen das Profil des Autors umreißen und insgesamt eine köstliche Literaturgeschichte in nuce bilden.

Die äußere Ausstattung des Bandes ist eine Empfehlung für den Verlag; die leider nicht allzu seltenen Druckfehler werden in der gewiß in Bälde zu gewärtigenden 2. Auflage gewiß getilgt sein.

Für diesen Anlaß dürfte es auch gestattet sein, die Bibliographie durch folgende Vorschläge zu bereichern: zu „Roman": E. M. Forster, Aspects of the Novel 1927 (Arnold). — Thompson: F. T., the Poet of Earth in Heaven. By R. L. Mégroz 1927. — Meredith: The Writings and Life of E. M. By M. Sturge Gretton. 1926 (Oxf. Univ. Pr.). — Galsworthy: Steinermayer, Der Werdegang v. G.s Welt und Kunstanschauung (Anglia, XXXVII/2, 1925). — J.G. by Sheila Kaye-Smith, 1926 (Nisbet). — Zu D. Richardson: Aufsatz von Arns in „Neuere Spr." XXXV/3 1926. — Zu Hewlett: J. B. Priestley in "Figures in Modern Literature" 1924 (John Lane). Zu Bennett: J. B. Priestley, Ebd. Zu Conrad: The Life and Letters of J. C. By G. J. Aubey. 1927 (Heinemann).

RUD. KUHLMANN, *Der Naturpaganismus in der Weltanschauung von Emily Brontë.* 1926. Diss. Bonn. 143 S.

Es mehren sich die Anzeichen, daß man neuestens den bisher verachteten Viktorianismus mit anderen Augen zu sehen beginnt. Trollope hat erst neulich in dem Buche von M. Sadleir, George Eliot in dem von Miß Haldane eine neue Würdigung erfahren. Das 1910 erschienene Buch von Ernest Dimnet, *Les Soeurs Brontë* ist soeben bei Cape in englischer Sprache erschienen. Ja selbst die Schriftsteller unserer Tage scheinen ihre Haltung revidieren zu wollen. Romer Wilson gibt eben eine Brontë-Monographie heraus[1]), Rose Macaulay, die sich — ebenso wie May Sinclair[2]) — mit den Schwestern Brontë schon früher auseinandergesetzt hatte, hat neulich Emilys *Wuthering Heights* mit einer Einleitung in der Travellers' Library herausgegeben. Die Oxford Univ. Press veröffentlicht eine Neuausgabe der Werke Jane Austens, und hier darf auch an Kipling erinnert werden, der Jane Austen in einer reizenden Kurzgeschichte sowie in einem Gedichte seiner *Debets and Credits* verherrlicht. Die Dissertation Kuhlmanns darf daher erhöhte Aktualität beanspruchen; sie löst ihre Aufgabe gewissenhaft, überzeugend und mit jener gründlichen Belesenheit und Sachkenntnis, die unter der Ägide Schirmers selbstverständlich ist. Namentlich die Ausblicke auf die romantischen Vorgänger und die Zeitgenossen Emilys vertiefen das Bild durch lehrreiche Gegenüberstellungen. An gutgewählten Beispielen aus der Lyrik der Dichterin zeigt uns der Verfasser ihr Verhältnis zu Zeit, Landschaft und Milieu, die schmerzliche Loslösung vom orthodoxen Glauben, den mystizistischen Einschlag, die Entwicklung eines pantheistischen Gottesbegriffes, die Erotisierung des Gespenstischen in der Natur, die an Spinoza und Goethe gemahnende kindliche Verehrung der Mutter Erde und ihre höchst persönlichen, dem dichterischen Gefühl entstammenden Ansichten über Tod, Unsterblichkeit und Moral. — Bei leichterer Zugänglichkeit wäre die Abhandlung sicher geeignet, dem urwüchsigen Genie der einsamen Dichterin auch in deutschen Leserkreisen neue Anhänger zu werben.

ERNST VOWINKEL, *Der englische Roman der neuesten Zeit.* Berlin 1926. Verl. F. A. Herbig. 253 S. 6,50 M.

Vowinkels Buch ist durch die originelle Stoffbehandlung bedeutsam. Der Verfasser kommt, nach früheren Publikationen zu

---

[1]) All Alone: The Life and Private History of Emily Brontë. By Romer Wilson. (Chatto and Windus. 1927.)

[2]) Hierzu vgl. den Literaturnachweis bei Kuhlmann S. 7ff.

schließen, von der Metaphysik und Psychologie her und tritt auch an sein vorliegendes Thema als Philosoph heran, dem vor allem darum zu tun ist, das Verhalten des schaffenden Künstlers zur Umwelt nach Kategorien zu sondern, den einzelnen Dichter nach seiner seelischen Struktur einer dieser Gruppen zuzuweisen und auf diese Weise etwas wie ein Gesamtschema der überhaupt möglichen Stiltypen aufzustellen. Jeder, auch der größte Dichter hat, nach Vowinkel, „gewissermaßen vorherbestimmte Stellen in der Entwicklung auszufüllen", und es erweist sich, „daß der Zufall der talentierten oder genialen Persönlichkeit innerhalb des Liniensystems der Entwicklung eben kein Zufall mehr ist" (S. 115). Die Einleitung skizziert diese Theorie des Romanstils und gibt — von den beiden Gesetzlichkeiten: Sinn und Gestalt ausgehend — die theoretische Grundlage für die im folgenden durchgeführte Stoffeinteilung. Durch die Einstellung auf das Stilproblem sei auch die Möglichkeit gegeben, die kulturelle und künstlerische Kontinuität in der Entwicklung des englischen Romans bis in die scheinbar so neuartige Produktion der jüngsten Zeit nachzuweisen. — Hierauf erscheint der Stoff in folgender Weise gegliedert: I. *Idealisierende Stilformen.* [Das ideale Weltbild als Antrieb zur Gestaltung. — Das ideale Ichbild als Antrieb zur Gestaltung.] II. *Rationalisierende Stilformen.* [Synthetische Typen: moralische Aufklärung, deterministischer Realismus. Naturalismus. — Analytische Stilformen: Sozialer Impressionismus, psychologischer Impressionismus.] III. *Romantische Stilformen.* [Die Romantik des Diesseits. Die Romantik des Jenseits.] — Man sieht, die vorliegende Arbeit gehört nicht zu den leicht lesbaren Untersuchungen, und die Aufgabe wird nicht leichter durch den zuweilen allzu knapp skizzierenden und Belesenheit in der modernen Psychologie voraussetzenden Vortrag. Als Einführung in die moderne Literatur kommt das Werk jedenfalls nicht in Betracht. Dafür gibt es dem bewanderten Leser eine Fülle überzeugender Einblicke in das dichterische Schaffen, manche schlagende Parallele zur Entwicklung des deutschen Romans, manche bisher nicht erkannte Entwicklungslinie und fesselt auch dort, wo unser Urteil andere Wege geht. Die Schwächen der Abhandlung sind — wie vorauszusehen war — in der allzu strengen Schematisierung und Dogmatik der Darstellung begründet: sie wird manchem Dichter nur teilweise gerecht und enthält, wie der Referent der *Times Literary Supplement* (Nr. 1349, S.930) mit Recht sagt, "a number of freakish judgments".

Prag. E. Rosenbach.

Humbert Wolfe, *Requiem.* London. Ernest Benn Ltd. 1927. 123 S.

Das umfangreiche Gedicht hat in Endland einen sehr großen buchhändlerischen Erfolg gehabt; vom April 1927 ab bis zum August 1927 ist es nicht weniger als fünfmal neugedruckt worden. Es ist in der Tat ein ganz ungewöhnliches Buch und verdient die Wertschätzung ebenso sehr wie die ein Jahr zuvor erschienenen "News of the Devil" von demselben Autor. Die herkömmlichen lyrischen Themen von Liebe und Schönheit lehnt er ausdrücklich ab. Er gibt uns hier, wie Henry Newbolt in seinen "New Paths on Helicon" (London, Nelson S. 408) kurz und treffend bemerkt, "an imaginative presentment of human life as dominated, sustained, explained, and compensated by superhuman Powers". Lucifer, Azrael, Mary, Ashtaroth sind die gigantischen Gestalten, welche

seiner Vision von Männern und Frauen Macht und Intensität verleihen. In zwei Kategorien teilt er seine Menschen ein, in "losers" und "winners". In jeder behandelt er acht repräsentative Gestalten, in der ersten "The Common Man", "The Common Woman", "The Soldier", "The Harlot", "The Huckster", "The Nun", "The Anarchist", "The Respectable Woman", in der zweiten "The Lovers", "The Builder", "The Teacher", "The Saints", "The Uncommon Man", "The Uncommon Woman". Seine Lebensschau ist gewiß nicht von hellstem Optimismus durchleuchtet, das Schicksal ist ihm eine gewaltige unentrinnbare Macht, aber lauter als diese dumpfen Klänge ist doch der Ruf der Menschlichkeit. Vom Leben heißt es zwar "the sorceress, who with a single potion can pervert the desire for action into beastliness" (S. 36), aber in unser aller Herzen lebt doch "man's unsatisfied desire for more than human holiness" (S. 115). Der "common man" nennt zwar seine Mutter "the innocent malefactor of my great wrong" (S. 15); aber der Anarchist will beweisen, "that of all life's intolerable chains the last that man must shatter will be love" (S. 52). Die "uncommon woman" fragt zwar verzweifelt "what prayer, what priest can stay the empire of the beast?" (S. 109), aber sie sieht doch vage, "that we are the first conjecture of a poet, one line in an unconcerted harmony" (S. 108). Die Buhlerin ist ein zerbrochenes Idol "watching the unintelligible end of all" (S. 30), aber der hl. Franziskus weiß, "that all creation is as simple as a rose" (S. 90). Und zum Schluß stehen „Gewinner" und „Verlierer" gleich da:

We lost the world, soldier and prostitute,
the common man, and woman of despair,
who play on life, as on a ruined flute
when nothing but the will to play is there,
and our poor breath
has only the two stops, false life and falser death (S. 114).

Thus lovers, builder, teacher, and the saint,
the uncommon man and woman, glory gain
to find their little victories grow faint,
and all their battles to be fought again,
and never can
do more than prove for the common woman and man
(S. 119).

Humbert Wolfe ist gewiß ein Dichter von hochfliegendem Geiste, und er mag für sich selbst in Anspruch nehmen, was er von seinem "uncommon man" sagt: "greatness is the vision, not the deed" (S. 101); aber seine Visionen führen ihn doch manchmal auf recht sonderbare Abwege; wie verkrampft klingen die wohl satirisch gemeinten Verse, in denen der "teacher" u. a. sein Glaubensbekenntnis formuliert:

The ape
of which I wear the shape
tumbled in me — his Hell —
a furry archangel (S. 85).

Und oft genug wird die Gedankentiefe ersetzt oder vorgetäuscht durch geistreiche Gesuchtheiten und Dunkelheiten; mit dem Vergleich vom Raum als "a thin black fog that coils and smokes with long loose-lipped defiance" (S. 77) kann man beispielweise recht wenig anfangen. Dafür werden wir aber durch eine ganze Reihe von glänzenden lyrischen Partien entschädigt, von denen hier nur erwähnt seien die wundervollen Verse von der „Drossel im Schützen-

graben" (S. 26), die mit dem „lieblichen, ruhigen, kristallenen Magnifikat" Haß und Furcht verscheucht (death becomes a mirror, held up by angels, for man to see God's love by).

Um uns seine seltsamen Visionen mitzuteilen, bedient der Dichter sich einer besonderen Form und Diktion. Er wechselt das Metrum von Fall zu Fall, um es immer der jeweiligen Stimmung anzupassen. Auf korrekte Reime legt er wenig Wert; unbekümmert bindet er z. B. argent: insurgent (S. 5), basked: dusked (S. 21), clasping: lisping (S. 26), stuff is: office (S. 39), striven: heaven (S. 85). Andererseits ist er um reine weibliche Reime oft gar nicht verlegen; tornado: bravado (S. 49), morning: warning (S. 65), splendour: surrender (S. 64); vielfach kommen sie allerdings dadurch künstlich zustande, daß als zweite Silbe ein „leeres Wort" gewählt wird: paid me: bade me (S. 38), found him: crowned him (S. 83), ensue it: through it (S. 101). Zur unerträglichen Manier aber wird diese Gepflogenheit in dem "High Song" am Schluß, wo von den zwanzig Versen nur zwei nicht auf "now" enden.

ROBERT GRAVES. *The English Ballad.* A Short Critical Survey. London, Ernest Benn Ltd. 1927. 139 S.

Der Titel des Buches ist durchaus irreführend. Der „Überblick" umfaßt nur 30 Seiten, den größten Raum beanspruchen die 34 Balladen. Die "ballad-proper" deutet Graves "not primarily as a narrative poem or as a song, but as a song and chorus evolved by the group-mind of a community, a group-mind which is more than the sum of the individual minds that compose it, more than the conviction of the strongest or most active clique." Sie ist anonym, ohne verbürgten Text, unvollständig ohne Musik, "local, not cultural, oral, not literary", technisch nicht sehr vervollkommnet, ohne moralische Tendenz, hochdramatisch im Aufbau. Im Gegensatz zu dem häufig zitierten Child, für den die alten englischen und schottischen Balladen die bedeutsamsten sind, kennt er keine Zeitgrenzen. "Ballads-proper" sind für ihn auch die Seemannslieder, die sogenannten "chanties", die Cowboy- und Negerballaden sowie die in den ersten Jahren des Weltkrieges beliebten Schützengrabenlieder.

In den Proben, unter denen natürlich altbewährtes Balladengut wie z. B. "Sir Patrick Spens", "The Battle of Otterbourne", "Robin Hood and the Three Squires" nicht fehlt, bildet den Beschluß als moderne literatische Ballade "Two Red Roses across the Moon" von Wiliam Morris. Stofflich sehr interessant, ohne jede chauvinistische Note sind die beiden Kriegslieder. Die Seeballaden und die Cowboylieder schwanken zwischen Sentimentalität und Obszönität. Die Negerballaden sind auch dichterisch nicht sehr wertvoll, aber musikalisch nicht ohne Kraft. Ansprechender sind ältere Balladen wie die männlich rauhen "The Night before Larry was Stretched" und "Wednesbury Cocking", die weiblich zarteren "Unquiet Grave" und "Waly, Waly". "Wednesbury Cocking" trägt wie "The Old Cloak" sächsichses Gepräge, auch in anderen Gedichten suchen und finden andere Stammeselemente Ausdruck: gälischen Charakter tragen "Wife of Usher's Well" und "Hugh of Lincoln". Sie bestätigen, was Graves in der Einleitung von ihnen behauptet. Dichterischen Wert nach unseren modernen Begriffen haben kaum die Hälfte der ziemlich subjektiv ausgewählten Proben, singbar und musikalisch wertvoll sind die meisten von ihnen, sie entsprechen eben ihrer Herkunft nach Graves' Theorie

vom "Community singing". Darum vermißt man mit Recht die Beigabe der Melodien. Es wäre auch besser gewesen, den allzu flüchtigen Überblick auf einen ganzen umfassenderen Band auszudehnen und die Proben in einem größeren Sonderband zu bringen. Aber auch so hat das Buch seinen unleugbaren Wert, es ist populär in gutem Sinne.

The Poetical Works of JOHN GAY. Including "Polly", "The Beggar's Opera" and Selections from the other Dramatic Work. Edited by G. C. Faber. Oxford University Press, Humphrey Milford 1926. XLVII u. 700 S.

Der einfach, aber solide und geschmackvoll ausgestattete Band gehört zu der Reihe der "Oxford Editions of Standard Authors". Es ist eine möglichst vollständige Gesamtausgabe und enthält einen genauen Text von Gays dichterischem Werk; es handelt sich also sozusagen um eine Faksimileausgabe der Originalausgaben. Der gewissenhafte und fachkundige Herausgeber schickt den Texten eine ausgezeichnete kritische Einführung voraus. Gay, der Zeitgenosse Swifts und Popes, überragt sie in der Tat als Lyriker. Swift gab ihm aber die Anregung zu seiner "Beggar's Opera", „einer der originellsten und geistreichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Opernparodie", welcher Nigel Playfair im Lyric Theatre (Hammersmith) in unseren Tagen mit so ungeheurem Erfolg wieder zum Bühnendasein verholfen hat. Lesenswert sind besonders noch die Fabeln und das heroischkomische Gedicht "Trivia, or the Art of Walking in the Streets of London". Gay ist natürlich keiner von den ganz Großen, aber er ist und bleibt, ein "standard author".

The Oxford Book of Eighteenth Century Verse. Chosen by David Nichol Smith. Oxford, Clarendon Press. 1926. II u. 713 S.

Die Sammlung umfaßt die von 1700 bis 1800, vom Tode Drydens bis zum Tode Cowpers geschriebene Lyrik. Wie in den anderen "Oxford Books" ist die Anordnung chronologisch, d. h. die Gedichte von demselben Autor sind jeweils zusammen abgedruckt, aber die Autoren sind nicht nach dem Datum der Geburt, sondern nach einem besonders wichtigen Datum ihrer Laufbahn angeordnet. Neben manchen Unbekannteren finden wir hier natürlich Blake, Burns, Chatterton, Coleridge, Cowper, Pope, Swift, Wordsworth, Young usw. Auch fehlen nicht Romanautoren, Dramatiker und andere Gestalten von literarischer und künstlerischer Bedeutung wie Defoe, Smollett, Sheridan, S. Johnson, Dr. Garrick u. a. m. Das 18. Jahrhundert enthält noch manche ungehobenen Schätze und erlebt auch in England eine Art Wiederauferstehung. Darum ist diese sorgsam angelegte Anthologie sehr willkommen.

JOHN FREEMANN, *Salomon and Balkis.* London, Macmillan & Co. Ltd. 1926. 90 S.

Das Epos ist zwar keine kühne Travestie der biblischen Erzählung, es verlegt sie aber in eine andere Atmosphäre, verwebt sie mit Legenden eigener und fremder Erfindung, umhüllt sie mit orientalischem Prunk und arabischer Phantastik. Aus dem weisen Könige des israelitischen Reiches wird sozusagen fast ein arabischer Zauberer, dem sich die guten und die bösen Geister der Erde und der Luft neigen. Er ist eine das menschliche Maß überragende und

außerhalb der Menschheit stehende Gestalt. Aber ganz glaubhaft ist diese Magie, ganz überzeugend dieser Magier nicht. Die sich so traumhaft phantastisch gebende Dichtung ist eher ein Produkt technischen Geschicks als eine aus wahrhaft dichterischer Schau erwachsene Gestaltung. Die Stärke Freemans liegt auch hier, wie in den "Poems New and Old", mit denen er 1920 den Hawthornepreis errang, in der glänzenden Schilderung. Mit wählerischen Händen wirkt er Legende, Überlieferung, Märchenhaftes in einem prächtig gefärbten Teppich nach. Man merkt oft zwar nicht eine rein äußerliche Handwerksmeisterschaft, wohl aber eine gewisse Kunstfertigkeit, die geschmackvoll jedes Wort aussucht und an die rechte Stelle setzt. Virtuos ist auch die Beherrschung der rhythmischen Mittel, der mannigfaltigsten Metren. Dabei weiß er auch oft genug zu sehen und zu gestalten, dichterische Schau und Anschaulichkeit zu vereinigen, Phantastik und Realistik zu mischen, er vermag auch mit üppigem Kolorit zu malen, ohne nach präraffaelitischer Manier zu übertreiben und zu überladen. Herausgehoben seien nur die originellen Vergleiche, die er zwischen den vier Winden zieht: "The East Wind . . . a lean and swarthy woman, A Gipsy from the steppes and barren sands . . . the smooth-skinned slant-eyed, soft-cheeked, leaf-like-footed South Wind . . . the Wind from the West, burly and bearded, buffeting his torn breast . . .. the white North-Wind with silver-locks in white fur half confined" (S. 9/10). Freeman hat manche Farben auf seiner Palette, aber im ganzen ist er eher Schilderer als Gestalter. Eine ethische Zielsetzung liegt ihm wohl fern; wie Flecker scheint er ein Ideal der Schönheit zu erstreben. Und wie Flecker wird er wohl kaum volkstümlich werden. Aber wer möchte Volkstümlichkeit stets mit künstlerischer Wertung und Geltung gleichsetzen?

ROBERT GRAVES, *Poems* (1914—1926). London, William Heinemann 1927. XII u. 217 S.

Zu Beginn eines auch in dem Buche "Transition" (London 1926, S. 163) abgedruckten Aufsatzes über Robert Graves (The Nation and the Athenæum, 14. Aug, 1926) charakterisiert Edwin Muir den Dichter mit folgenden Worten: "Mr. Graves is one of the most puzzling figures in contemporary literature. He is conspicuously honest, yet he is often evasive; he is bold — and suddenly cautious; he is more dogmatic than any other contemporary poet, and perhaps more sceptical at the same time. And it is in his poems of conflict that he is most sceptical; in his poems of escape that he is most daring." Dieses Gesamturteil bestätigt die vorliegende Auswahl von etwa 150 Gedichten. Robert Graves ist in der Tat der Widersprüche voll. Seine künstlerische und geistige Physiognomie schillert in vielfältigen Aspekten und ist vielleicht gerade darum so ungemein anziehend. Er ist ein Experimentator im Stoff wie in der Form. Manchmal versucht er sich in schlichten Kinderreimen, dann wieder tastet er in metaphysischen Dunkelheiten. Einmal feilt er seine Verse melodisch und rhythmisch aufs feinste aus, dann wieder geht er mit dem Metrum äußerst nachlässig und willkürlich um; einmal bekundet er ein instinktives Gefühl für den musikalischen Wohlklang der mannigfachsten Verstöne, dann wieder verliert er sich in leeres Wortgeklingel und öde Reimspielerei. Unmittelbar auf das rhythmisch so wohllautende und warm empfundene bekannte Gedicht "In the Wilderness" (Christ of His gentleness Thirsting and hungering,

Walked in the wilderness, S. 4) folgte die bewußte eigenwillige Künstelei "In Spite" (I now delight In spite of the might And the right of classic tradition, S. 5).

Oft kommt er uns dunkel, grotesk, absurd (The Dialecticians, S. 93; Christmas Eve, S. 95; A Letter to a Friend, S. 206), oft auch gibt er sich menschlich wahr und gedanklich klar (Brittle Bones, S. 19; This is Noon, S. 207; The Cool Web, S. 215). Das schmerzvolle Eigenerlebnis spricht aus Versen wie:

Lucifer, Lucifer am I, millstone-crushed
Between conflicting powers of doubleness,
By envious Night lost in her myriad more
Counterfeit glints, in day-time quite overwhelmed
By tyrant blazing of the warrior sun (S. 116).

Kühler Gehirnarbeit entstammen hingegen Verse wie:
Therefore I spare you love because of hate,
Or life because of death. Joy cannot state
Such joy I have in you, because of grief.
No, let me name you sorrow: sorrow, in brief,
Is a full thought with no contrasting sense (S. 211).

Graves scheut sich nicht, religiöse Dinge unter die Lupe des Zynikers zu nehmen (The Bowl and Rim, S. 121; The North Window, S. 132; Knowledge of God, S. 140), und andererseits bekennt er glaubensfreudig:

Yet beyond all this, rest content
In dumbness to revere
Infinite God without event,
Causeless, not there, not here (S. 143).

Die Satire liegt ihm übrigens mehr als der Humor; so verkrampft der Humor z. B. ist in "Blonde or Dark" (S. 208), so treffsicher ist die Satire z. B. in "A History of Peace" (S. 123).

Neben den Kindergedichten, von denen nur der schlichte humorvolle "Song for Two Children" (S. 12) erwähnt sei, scheinen am besten gelungen, die Versdialoge, die oft von einer gewissen dramatischen Gestaltungskraft zeugen (S. 10, 12, 25, 28, 108, 127), und die Balladen, die oft überraschend echt den Volkston treffen (S. 15, 18, 21, 31, 39). Jedenfalls sind alle Gedichte dieser Art ursprünglicher und klarer als diejenigen, die philosophisches oder weltanschauliches Gepräge haben, obwohl Graves selbst gesteht: "For the poet the writing of poetry accomplishes a certain end, irrespective of whether the poem ever finds another reader but himself; it enables him to be rid of the conflicts between his subpersonalities. And for the reader, the reading performs a similar service; it acts for him as a physician of his mental disorders."

Stofflich interessieren uns am meisten die Kriegsgedichte und das die "Recent Poems: 1925—26" eröffnende längere Gedicht "The Marmosite's Miscellany". Ironie und Melancholie sind die Hauptakzente in seiner Kriegslyrik. Das Eigenerlebnis spiegelt sich nicht so fieberhaft, leidenschaftlich und brutal wieder wie bei Siegfried Sassoon, der gleich ihm bei den Royal Welsch Fusiliers diente und dem er einen grimmig humorvollen "Familiar Letter" widmet. Wohl berichtet er gelegentlich von "the gas and smoke and roar of guns" (S. 53), aber ebenso oft wie die Ironie, die übrigens viel zahmer ist als diejenige Sassoons, meldet sich die Melancholie und verschafft sich auch Ausdruck; gern gedenkt er der idyllischen wallisischen Heimat, der er übrigens erst nach dem Kriege das schönste dichterische Denkmal setzt in "Rocky Acres" (S. 67):

This is a wild land, country of my choice,
With harsh craggy mountain, moor ample and bare.
Seldom in these acres is heard any voice
But voice of cold water that runs here and there
Through rocks and lank heather growing without care.
No mice in the heath run nor no birds cry
For fear of the dark speck that floats in the sky.

Das umfangreiche Gedicht "The Marmosite's Miscellany" (S. 181—195) ist bezeichnenderweise mit einem Kommentar versehen, der natürlich zur restlosen Aufklärung nicht ausreicht. Von den 35 Stanzen des 1. Teils seien nur einige charakteristische Verse herausgegriffen:

The Messiah came down as a sweet dispensation
To redeem the ravages of that Great War.

. . . .

He was a mild martyr, where his Father was wroth,
But Man was a monster, blaspheming both.

. . . .

The Christians are the boldest with the bayonet (S. 185).

. . . .

In the Middle Ages it was "momento mori".
"Vivere memento" is the modern cry (S. 187).

Von der 40. Stanze ab läßt er eine Reihe berühmter literarischer Zeitgenossen Revue passieren: Blunden, Marsh, Huxley, Bridges, Wells, Doughty, Masefield, Bunnet, Shaw, Yeats, Gosse, Lytton Strachey, Eliot, Middleton Murry, Squire. Der Schluß bezieht sich auf Butlers Prophezeiung bezüglich der psychoanalytischen Bewegung, daher von der 40. Stanze an die Überschrift "The Safe, or Erewhon Redivivus". Wir haben hier also eine Art satirischer Zeitgeschichte in Versen vor uns, die man mit dem größten Interesse liest, die aber ebenfalls Harold Monros Urteil (Some Contemporary Poets 1920, S. 174) nicht als unberechtigt erscheinen läßt: "His art, as it may be at present understood, is one rather of intelligent adaptation than of personal invention." Aber in der zeitgenössischen englischen Lyrik ist Graves mit seinen "Poems (1914—26)" nicht zu übergehen.

Bochum. Karl Arns.

Dietrich Behrens, *Ueber englisches Sprachgut im Französischen.* Gießener Beiträge zur romanischen Philologie IV. Zusatzheft. Gießen 1927.

Das Buch bringt eine wertvolle Ergänzung zu dem Werke desselben Verfassers: Ueber deutsches Sprachgut im Französischen. Der Einfluß des Englischen auf die französische Sprache ist gerade in der letzten Zeit außerordentlich groß. Der französische Sprachschatz hat besonders eine große Bereicherung während des Weltkrieges erfahren, in dem Millionen von englischen und amerikanischen Truppen als Bundesgenossen Frankreichs auf französischem Boden gekämpft haben. Man braucht nur einen modernen französischen Roman zu lesen oder in eine französische Zeitung zu blicken, um auf Schritt und Tritt auf englische Ausdrücke zu stoßen. Sehr gut wird der kulturelle Einfluß Englands auf Frankreich dargestellt. Mit erstaunlicher Reichhaltigkeit werden alle Beziehungen zwischen den beiden Nachbarländern aufgedeckt. Als Träger der kulturellen Vermittlung kommen nach Behrens in Sonderheit die Vertreter der freien oder intellektuellen Berufe, das Militär, die

Vertreter von Handel und Verkehr, der Industrien und des Handwerks in Betracht. Vor allem wird auch auf den Einfluß englischer Sitten und Gebräuche (Sport und Spiel, Vereins- und Gesellschaftsleben, Wohnung und Wohnlichkeit) gebührend hingewiesen.

Jedem dieser Kapitel folgt eine alphabetisch geordnete Zusammenstellung aller englischen Ausdrücke, die in die französische Sprache Eingang gefunden haben.

Es sei gestattet, noch auf einige Ausdrücke hinzuweisen, die sich heute oft in französischen Zeitungen finden und bei Behrens noch nicht erwähnt werden.

bootlegger Spritschmuggler. Amerikanischer Ausdruck.
broadcasting Radio
Mémorial Ehrenwanderpreis
L'American Legion
Red Star Fußballklub in Paris.

Auch der häufige Gebrauch von relater für raconter ist sicher auf das englische to relate zurückzuführen. Überhaupt lehrt ein Blick in die Sportnachrichten der heutigen Zeitungen, daß die Sportausdrücke in den letzten vom Verfasser nicht berücksichtigten Jahren immer mehr um sich gegriffen haben.

Der Verfasser bedauert, nicht auf grammatische Fragen eingegangen zu sein. Eine dankenswerte Aufgabe wäre es, auch den Einfluß der englischen Sprache auf die französische Grammatik zu untersuchen.

Auffallend ist heute besonders *die häufige Stellung des Adjektivs vor dem Substantiv.*
in Fällen wie

1. ce singulier et assez rare phénomène jusqu'à cette si belle, si noble, si riche et si passionnée reine de Saba.
2. une grosse, lourde et molle flamme rouge naît du sol, oder
3. un sûr moyen.
4. Toute la région autour de Vendôme vient de fêter le souvenir de notre bon, vieux, spirituel, amoureux poète Ronsard.

Und ferner *die Stellung* auf *einer längeren adverbialen Bestimmung zwischen Hilfsverb und Partizip.*

He had with the greatest attention listened to the words of his friend.

Il avait, avec la plus grande attention, écouté les paroles de son ami, während man früher nur sagen durfte:

Il avait écouté les paroles de son ami avec la plus grande attention oder

Il avait écouté avec la plus grande attention les paroles de son ami.

Diese geringfügigen Ergänzungen beeinträchtigen in keiner Weise den Wert des gründlichen und wissenschaftlich hochstehenden Werkes.

Flensburg. Wilhelm Meyer.

G. Delpy y A. Viñas: *El Español en los Textos*, Paris, Hachette (o. J.), Groß-Oktav, 250 u. 42 S.

Die neusprachlichen Lesebücher, auch die kulturkundlichen, leiden oft an einem Fehler: Die Texte sind nach Form und Inhalt recht ungleich, manchmal nicht einwandfrei und für den besonderen Zweck des Lesebuches von irgendeinem Ausländer angefertigt. Daraus kann keinem ein Vorwurf gemacht werden. Wer an neu-

sprachlichen Lesebüchern gearbeitet hat, weiß, welche Mühe und Arbeit es kostet, einen Text zu finden, der zur Veranschaulichung irgendeiner grammatischen Erscheinung oder eines kulturkundlichen Themas geeignet ist. In dem soeben bei Hachette erschienenen Lesebuch: El Español en los Textes muß man vor allem die Geschicklichkeit bewundern, mit der die beiden Herausgeber Delpy und Viñas ihre Auswahl getroffen haben. Mit Recht betonen sie, daß ihr Buch insofern etwas unbestreitbar Neues ist, als seine Stücke aus mehr als 100 Werken der anerkannt bedeutendsten spanischen Autoren der Neuzeit entnommen sind. Und zwar sind diese Stücke ausgewählt unter dem Gesichtspunkt, daß sie dem Schüler das Anschauungsmaterial für eine allseitige Vokabelkenntnis bieten sollen.

In Frankreich wird im fremdsprachlichen Unterricht der höheren Schule in stärkerem Maße als bei uns auf die Erwerbung eines großen Wortschatzes Wert gelegt. In den amtlichen Lehrplänen werden den einzelnen Klassen im Unterricht der lebenden Sprachen ganz bestimmte Kreise des Wortschatzes vorgeschrieben, z. B. Sexta: L'enfant à l'école, le temps et ses divisions, les nombres, le corps humain, la maison et la famille; Quinta: La campagne, la nature, la ville, la société, vie intellectuelle et morale, professions et métiers . . . So geht es weiter im logischen Aufstieg vom Konkreten und Näherliegenden zum Abstrakten und Fernerliegenden.

An dieses Schema sind die französischen neusprachlichen Lehrbücher gebunden, und den Verfassern lag es deswegen ob, für die einzelnen Begriffskreise die passenden Texte zu finden. Das Buch ist demnach eingeteilt in 14 Kapitel, von denen jedes einzelne wieder 5 bis 12 Unterabteilungen hat. Die einzelnen Kapitel behandeln: I. El cuerpo humano. Los vestidos. II. La familia. III. Los juegos. La enseñanza. IV. La casa. V. Los animales. La caza. VI. Las comidas. VII. El año. El tiempo. VIII. El campo. IX. El cielo. El río. El monte. X. El mar. XI. La ciudad. XII. Diversiones. Fiestas. Deportes. XIII. Vida religiosa, social. XIV. Industria. Invenciones. Ferrocarriles. Von den Unterabteilungen seien nur die des letzten Kapitels hier genannt: Una mina de azogue — Derrumbamiento de una cantera — Exterior de una mina Transporte del mineral — Trabajo industrial — Altos hornos — Fábrica de géneros de punto — Estaciones — En el tren — En el tren (Continuación) — Batalla del Marne: aspecto parcial — El fonógrafo. La fotografía — El telégrafo visto por unos niños. Telegrafía sin hilo — En la ciudad-cameleón (Cine). —

So kann sich der Leser einen Begriff machen von der großen Mannigfaltigkeit des Wortschatzes, und nicht nur der Schüler kann aus dem Buche lernen, sondern *jeder* Hispanist. Beim Vergleichen zweier Lesestücke, die von verschiedenen Seiten das gleiche Thema behandeln, wird man sich in der Tat bewußt, wie es auch die Herausgeber betonen, welche «rica variedad de matices» der spanischen Sprache eigen ist. Und dabei ist die Zahl der verwerteten Autoren noch gar nicht einmal groß (20). Dafür aber finden wir von den hervorragendsten Stilisten Auszüge aus fast allen ihren Werken (Azorín 10, Palacio Valdés 14, Pérez Galdós 14), so daß bei einer richtigen Verarbeitung des Buches dem Schüler ein Einblick in den Reichtum der modernen spanischen Literatur vermittelt und damit ein Anreiz zur weiteren Beschäftigung und Vertiefung gegeben wird.

Mit der Fülle des Materials ist der Wert des Buches noch nicht erschöpft. Zu je zwei Seiten geben die Verfasser sachliche und grammatische Erklärungen, synonymische Unterschiede, typische Beispiele aus der Wortbildungslehre, lauter kurze Bemerkungen. die viel Wertvolles enthalten. Außerdem ist jedem Kapitel ein Gedicht angehängt, das mit dem im Kapitel Behandelten in Verbindung steht, z. B. zu La Casa: Bécquer's bekanntes *Del salón en el angulo oscuro . . .*, zu El Mar: die *Canción del Pirata . . .*, zu La Ciudad: Unamuno's *Salamanca*, und ebenso dienen die 14 Bildbeigaben am Anfang eines jeden Kapitels (Reproduktionen von bekannten Bildern von Velázquez, Goya, El Greco) zur Veranschaulichung des folgenden Textes.

Diese Bildbeigaben sind wie meistens in französischen Schulbüchern recht mangelhaft, ebenso der Druck und die äußere Ausstattung.

Die Seiten 251—291 enthalten Übersichten über die unregelmäßigen Verben, u. a. eine Liste der Verben auf *-iar* und *-uar* mit und ohne Diphthongierung, die wir in der Grammatik der Akademie vergebens suchen.

Alles in allem setzt die Verwendung des Buches im Schulunterricht eine Höhe des Wissens und Könnens voraus, mit der wir Hispanisten in Deutschland noch lange nicht rechnen können.

Hamburg. **Gustav Haack.**

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNGEN.

Auf S. 204, Zeile 21 ist das vom Verfasser (H. Mutschmann) richtig geschriebene *a*pposite von den Herausgebern bei Lesung der Korrektur leider versehentlich und fälschlich in *o*pposite verwandelt worden.

Zu S. 236. Durch Verlust der Korrektur sind leider folgende Fehler stehen geblieben: Z. 29 v. o. lies: Schade, daß die Herausgeberin nicht mehrere Stücke aus der *Correspondencia* verwerten mochte. Z. 33 v. o. lies *Lust* statt *Geist*. Z. 10 v. u. lies *encheu* statt *eneheu*. Z. 12 v. u. lies *nosso . . . esforço . . . embelezou*. Z. 17 v. u. lies *torna estável* statt *toma estavel*.

Die Herausgeber bitten wegen dieser und anderer Versehen um Entschuldigung und richten bei dieser Gelegenheit an alle Mitarbeiter die freundliche Bitte selbst immer sorgfältig Korrektur zu lesen. Wir erhalten häufig Korrekturen, in denen die Verfasser selbst noch mehr oder weniger Fehler haben stehen lassen.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT
IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN,
ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXVI. *Juli 1928.* *Heft 5*

Lieber Herr Professor Wendt,

Sie feiern am 2. August 1928 Ihren 80. Geburtstag in einer geistigen Frische, die uns vergessen läßt, daß Sie seit langem der Altmeister der neusprachlichen Lehrer sind. Vor 30 Jahren waren die jetzigen Herausgeber der *Neueren Sprachen*, die es als eine Pflicht der Dankbarkeit ansehen, Ihnen dies Heft der Zeitschrift zu widmen, noch Studenten, und sie erinnern sich mit besonderer Freude, wie Sie damals auf dem Leipziger Neuphilologentag im Sturm der Meinungen die berühmten Wendtschen Thesen vertraten. Sie, verehrter Herr Kollege, standen in vorderster Reihe im Kampf um die vielangefochtene Reformbewegung im neusprachlichen Unterricht, deren Gedanken durch Viëtor und seine Freunde in unserer Zeitschrift vertreten wurden. Ihre Arbeit in Praxis und Theorie — das Englandbuch und die Syntax — hat bewiesen, daß die Bewegung auf Können und ernster wissenschaftlicher Arbeit beruht. Was Sie dem ADNV gewesen sind, ist kaum zu ermessen. Sie sind wie wenige auf den Tagungen wirklich „aktiv“ gewesen. Als Schönstes haben wir dabei empfunden, daß Sie die Beziehungen zur Jugend, zu der auch wir Herausgeber nach Ihrem Vorbild uns noch ein paar Jahre gerne rechnen möchten, zu pflegen wissen. So ist Ihnen zu der großen Zahl von alten Freunden eine stattliche Schar jüngerer herangewachsen, die mit Freude in Hamburg zu Pfingsten gesehen haben, daß die Sie auszeichnende Verstandesschärfe in Verbindung mit den alten Idealen für Freiheit und Menschenachtung und dem Sinn für Humor und Lebensfreude Ihnen im gesegneten Alter von 80 Jahren treu geblieben ist.

Wir wünschen Ihnen, daß Sie noch lange der alte Wendt bleiben, jung in seiner eigenen Arbeit und der Teilnahme an dem Streben der folgenden Generationen; wir wünschen auch,

daß die neusprachliche Lehrerschaft, erfüllt von Ihren Idealen, durch die in Hamburg erreichte neue Gestaltung ihres Verbandes die Ziele erreichte, denen Ihre eigene Lebensarbeit gewidmet war.

Ihre Ihnen in Verehrung ergebenen

Walther Küchler und Theodor Zeiger.

DER KAMPF GEGEN DEN ABSTRAKTISMUS IN DER HEUTIGEN SPRACHWISSENSCHAFT[1]).

Es dürfte an der Zeit sein, das Feldgeschrei: „Hie Positivismus! Hie Idealismus!" in der Sprachwissenschaft außer Gebrauch zu setzen. Es hat früher einmal erfrischend und belebend gewirkt, hat seinen Dienst getan und sollte, eben darum, nunmehr verstummen. Der Positivismus, wie er gegen Ende des 19. Jahrhunderts herrschte, liegt hinter uns und wird in dieser Form so wenig wiederkehren wie die Schule der Neugrammatiker etwa in der Art von Hermann Osthoff. Wenn man um diese verlassenen Stellungen auf beiden Seiten zu kämpfen trotzdem fortfährt, so gerät man in Scheingefechte, die von wissenschaftlicher Polemik nur den Nachklang haben, nur ein terminologisches Geklapper um kleinliche Einzelheiten, und leerlaufende, unsachliche Zänkerei. Die letzten 10—15 Jahrgänge einiger neuphilologischen Zeitschriften zeigen uns beschämende Erscheinungen dieser Art.

Das echte wissenschaftliche Gefecht, mit anderen Worten, die sachliche Gedankenarbeit hat sich inzwischen weiter entwickelt und ist, wie mir scheint, auf ein Gelände übergegangen, wo das ideale Wesen der Sprache von keiner Seite mehr ernstlich in Frage gestellt wird. In den Bemühungen, dieses ideale Wesen zu erfassen, begegnen und vereinigen sich heute sämtliche Sprachforscher. Niemand gibt sich mehr mit rein mechanischen Erklärungen oder mit Herzählung verzettelter Tatsachen zufrieden, wie es auch niemandem einfällt, das Material der sprachgeschichtlichen Tatsachen in den Wind zu schlagen oder dessen bewußte Vernachlässigung für erstrebenswert oder möglich zu erklären.

Der Stellungskampf geht heute um etwas anderes: nämlich, wenn ich nicht irre, um die Frage, wie weit das ideale Wesen,

[1]) Vortrag gehalten auf dem Neuphilologentag in Hamburg Pfingsten 1928.

das wir Sprache nennen, sich selbst gehört, wie weit unser Sprechen selbsttätig und frei ist und wie weit es der übrigen Geistigkeit des Menschen, seinen Bedürfnissen, seinem geselligen Dasein, seiner Kultur dient.

Was ohne weiteres einleuchtet und von jedermann gesehen wird, ist der Dienst der Sprache an der Allgemeinheit. Diese allgemeine Seite der Sprache, so offenkundig und selbstverständlich sie uns erscheint, ist darum nicht ohne weiteres die grundlegende und wesentliche. Das Allgemeine an ihr ist auch durchaus nichts Eindeutiges, sondern muß in mehrfachem, mindestens dreifachem Sinne verstanden werden. Denn erstens dient die Sprache der menschlichen Allgemeinheit, d. h. den geselligen Gemeinschaften; zweitens dient sie diesen Gemeinschaften ungefähr auf allen geistigen Lebensgebieten: in der Familie, im Haus, im Ackerbau und Gewerbe, in jeder Art von Gütererzeugung, im Handel, in allem wirtschaftlichen, staatlichen, rechtlichen, kirchlichen Getriebe friedlicher wie kriegerischer Art, in den Wissenschaften, den Künsten und der Religion. Neben dieser Allgemeinheit der Träger und der Aufgaben oder Dienste hat die Sprache eine dritte und sozusagen höchste Allgemeinheit an ihrer eigenen Form: insofern nämlich kein einziges ihrer Formelemente, kein Wort, kein Laut, keine Silbe von ihr für sich allein besteht, sondern jegliches auf ein anderes als sich selbst hinausweist. Auch von den scheinbar geschlossenen Systemen der Nationalsprachen besteht keines für sich, vielmehr hängt jedes durch Entlehnung, Verwandtschaft und dergleichen mit mehreren anderen zusammen.

Auf drei Ebenen also, oder in drei Ordnungen läßt sich die Sprache übertragen: erstens in der Ordnung der Gesellschaft, vom Sprecher auf den Hörer, von Mensch zu Mensch, Volk zu Volk, Generation zu Generation usw. Auf dieser Ebene kann sie von der Einzelsprache sich bis zur Weltsprache ausdehnen und verallgemeinern. Zweitens in der Ordnung ihrer Aufgaben, vom unmittelbaren Gefühls- und Wunschausdruck bis zu der Bezeichnung der höchsten und abgeleiteten Ziele und Begriffe. In dieser Ebene erweitert sie sich von der Sprache des Herzens hinaus bis zum Weltverkehr. Drittens in der Ordnung ihrer Formen, vom emphatischen Eigennamen bis zu den blassesten Beziehungswörtern. Eine dreifache Allgemeinheit oder Zuordnung ähnlicher Art findet man bekanntlich beim Geld: es geht von Hand zu Hand, es kann für jede Art von käuflichem

Gute eintreten, und es kann innerhalb seiner eigenen Formeinheiten gewechselt werden. Durch Umlauf, Kauf und Wechsel bewährt das Geld seine Beweglichkeit und verhältnismäßige Abgelöstheit vom wirtschaftlichen Leben, zu dem es doch wesentlich gehört. Ähnlich schwebt oder rollt die Sprache über oder neben dem kulturellen Leben der Menschen einher: abgelöst davon und dennoch überall und immer wieder darauf bezogen. Ein relatives, jedoch kein im vollen Sinn des Wortes abstraktes Wesen. Durch völlige Abstraktion, d. h. durch eine radikale Abtrennung der Sprache von den sprechenden Menschen und ihren Tätigkeiten müßte sie alsbald erstarren. Sie müßte so wert- und sinnlos werden, wie außer Kurs gesetztes Geld in der Kasse des Geizhalses oder in sonstiger Abgeschiedenheit rostet und vergeht. Der abstrakte Moment der Sprache, in voller Verwirklichung, wäre ihr Tod, daher niemand, weder die Sprecher noch die Forscher, ihn herbeizuführen wünschen können.

Wenn man in der Sprachwissenschaft mit sogenannten Abstraktionen arbeitet, d. h. wenn man gewisse sprachliche Formen herausgreift und isoliert, um sie besser betrachten zu können, so geschieht dies immer nur versuchsweise und mit dem Vorbehalt, die abgelöste Form jederzeit wieder zu integrieren, nicht sie dem Leben zu entziehen. Freilich, die Einsetzung der abstrahierten Einzelformen in ihre sinnvollen Zusammenhänge gehört zu den größten Schwierigkeiten der heutigen Sprachforschung. So leicht es für den gewöhnlichen Sprecher im täglichen Umgang sein mag, ein Wort, das er irgendwo erhascht und als vereinzelten auffallenden Fund sich angeeignet hat, durch lebendige Anwendung auf seine Weise sinnvoll zu machen, so leicht unseren Kindern dergleichen täglich gelingt, so schwer ist es, in der Theorie für den Sprachhistoriker die geschichtlich wirksame Bedeutung und den besonderen kulturellen und seelischen Zusammenhang zu finden, den spezifischen Nährboden nachzuweisen für diese oder jene einzelne Sprachform. Man begnügt sich daher meistens mit der Einordnung ins Allgemeine, etwa in die grammatische Kategorie der Verba, der Satzverbindungen, der Fürwörter usw. Daß man dabei im Abstrakten der Grammatik bleibt und nicht zu dem lebendigen Geschehen der Sprache gelangt, ist die Tragikomik, mit der wir ringen. Nicht wesentlich anders als mit den einzelnen Formen und Fügungen der Sprache verhält es sich mit den Bedeutungen der vereinzelten Wörter. Nicht mit Unrecht klagt Gunther

Ipsen über diese Schwierigkeit: „Was in unseren Wörterbüchern als Bedeutung angesetzt wird, sind meist verwaschene Abstrakta, inhaltsleere, mangelhafte Klassenbegriffe, die angeblich eine Vielzahl konkreter Bedeutungen umfassen möchten; sie suchen das substantielle Gattungsmerkmal an Stelle der waltenden Einheit des Sinns, worin eine ausgebildete Mannigfaltigkeit zur Einfalt verdichtet ist. Auf solchem kümmerlichen Grunde ist alle Mühe um eine Bedeutungslehre vergeblich[1])".

Wie aber loskommen von dem „kümmerlichen Grunde" der Wörterbücher und Grammatiken? Ist es wünschenswert und überhaupt möglich, daß die Sprachwissenschaft diese Art Abstraktismus bekämpft und überwindet? Die Widerstände, die jedem Vorstoß in dieser Richtung durch die Gewohnheiten und Bedürfnisse der Praktiker und Zünftler entgegengesetzt werden, brauchen uns nicht zu entmutigen, sofern nur einige Hoffnung besteht, den stilleren, ernsteren und unpersönlichen Widerstand des Materials oder gar der Natur der Sprache zu bezwingen.

Solche Hoffnung nun ist tatsächlich vorhanden. Sie ruht auf dem festen, ewigen Boden der Tatsache, daß das wahre sich selbst bestimmende schöpferische, unübertragbare und konkrete Wesen der Sprache nicht Dienst und nicht Funktion und kein Betrieb, sondern Dichtung ist. Als Dichtung ist die Sprache nichts vom Leben Losgelöstes, sondern selbst Leben, ja eine der ursprünglichsten und konkretesten Lebensformen des menschlichen Geistes. Von dem Gedanken dieser Ursprünglichkeit und Urkraft der Sprache aus hat jeder Versuch einer Überwindung des obigen Abstraktismus vorzugehen. Über den toten Punkt führt nur die lebendige Kraft hinweg. Wäre es möglich, wenigstens auf diese Wegrichtung, auf diesen e i n e n methodischen Leitsatz sich zu einigen, so wäre viel gewonnen und vielerlei Meinungsverschiedenheit würde sich als hinfällig erweisen. Dazu freilich müßte die Genügsamkeit derjenigen zuvor gebrochen werden, die jeder wissenschaftlichen Besinnung ausweichen, indem sie sagen: „Für uns ist Sprache vor allem Sprache, sodann vielleicht gelegentlich, wer weiß, auch hin und wieder Dichtung." Es ist der Standpunkt eines Dachdeckers, für den seine Ziegelsteine grundsätzlich Ziegelstein und nur vielleicht und „par-dessus le marché" gebrannter Lehm sind.

---

[1]) Besinnung der Sprachwissenschaft, Indogerman. Jahrbuch XI (1927) S. 4.



Hat man diesen in der Praxis sicher und stumpf gewordenen Fachsimplizismus hinter sich, dann erst darf man hoffen, daß die Regeln und Kategorien, wie sie von den Grammatikern aufgestellt werden, die Wortbegriffe der Lexikographen, die Funktionsbegriffe der Psychologen und Soziologen der Sprache, kurz, daß der ganze Abstraktismus der Sprachwissenschaft ein anderes Gesicht annimmt, d. h., daß er nicht mehr als ein Hindernis dem lebendigen Verständnis des sprachlichen Geschehens sich in den Weg stellt, sich auch nicht mehr als bahnbrechend breitmacht, sondern gefügig und dienstbar wird. Dann werden die abstrahierenden Begriffe in friedlich schiedlicher Wechselwirkung mit der intuitiven Erfassung und Deutung konkreter Sprachgebilde an ihrer eigenen Läuterung und fortschreitenden Überwindung mitarbeiten. Denn die Überwindung des sprachwissenschaftlichen Abstraktismus soll diesen nicht zerstören, nicht aus der Welt in das Nichts räumen, vielmehr hn schmeidigen, ihn immer beweglicher, immer fähiger machen mit seinen Typen, Schemen, Regeln, mit seiner ganzen vom Positivismus ererbten Genauigkeit den Wandlungen und tausendfachen Wendungen unseres Sprechens und dem Dienst der Sprache am kulturellen Leben wissenschaftlich nachzukommen, oder, wie die Romanen heute sagen, adhärent zu werden.

Alsbald aber begegnet uns ein zweites Hindernis. Man hat nämlich die intuitive Erfassung und Deutung der sprachlichen Gebilde sofort wieder abseits gestellt und etwas Abstraktes daraus gemacht: die Teildisziplin der Bedeutungslehre oder Semasiologie. Hätte man das deutende Verfahren nicht als eine Sonderheit der Wortforschung abgekapselt, als ob immer nur den Einzelwörtern Bedeutungen zukämen, so wäre dieses Verfahren für die gesamte Sprachforschung fruchtbar und wahrscheinlich führend geworden. Jetzt aber stehen in der Vor stellung der meisten, wie auf einer Tabelle, einerseits die Wörter und auf der anderen Seite die ihnen entsprechenden Sachen oder Begriffe. Man denkt sich die Sprache wie einen Spiegel gegenüber der Wirklichkeit, d. h. als eine verbale Wiederholung der Wirklichkeit, und jeder Versuch einer deutenden Sprachgeschichte wird von dieser Anschauung aus als eine überflüssige Tautologie der Kultur- oder Geistesgeschichte abgewiesen. „Wozu eine Geisteswissenschaft von der Sprache, wenn daraus für den französischen Geist nicht mehr zu lernen ist, als was jeder

im Lavisse auch nachlesen kann?" schreibt Gunther Ipsen (a. a. O. S. 23).

Ich muß erwidern, daß zunächst einmal alles das zu lernen wäre, was die Sprache nicht abspiegelt. Denn im Geist und im Schicksal eines Volkes ist vieles, das seine Sprache nicht ausdrückt, anderes, das sie einseitig beleuchtet oder unvollständig ausdrückt, weiteres, das sie nur mittelbar verrät, nur undeutlich oder mehrdeutig erkennen läßt, und wieder anderes, das sie klipp und klar zu Worte bringt. Es wäre gut, vielleicht einmal mit negativer Fragestellung die Sprachgeschichte eines Volkes oder einer Epoche zu schreiben. Die Geistesgeschichte oder Kulturgeschichte eines Volkes ist mit seiner Sprachgeschichte, selbst wenn man sie geisteswissenschaftlich oder kulturgeschichtlich betreibt, keineswegs identisch. Obgleich Gunther Ipsen zum voraus zu wissen glaubt, daß der Wandel der späten Antike zum frühen Christentum im Abendland einen Wandel von der antiken Denkart zur christlichen bedeutet und daß daher auch die innere Sprachform des Lateins diesen Wandel selbstverständlich mitmacht, mitmachen muß, so kann ich ihm allerhand Überraschungen versprechen, wofern er in die Konkretheit der sprachgeschichtlichen Ereignisse hinabzusteigen bereit ist[1]: zunächst z. B. die Überraschung, daß gerade von der Sprache der führenden christlichen Denker, der christlichen Philosophen und Theologen, der Kirchenväter, Seelsorger und Schulmänner dieser angeblich christliche Wandel gar nicht oder nur höchst widerstrebend hingenommen, ja verzögert und immer wieder rückgängig gemacht wurde. Gerade die fortgeschrittensten und überzeugtesten Christen, die Führer im Glauben, sind in ihrer Sprache heidnisch geblieben. Wie viel rhetorisches Schnitzelwerk bei Augustin u. a. Da sie das Christliche in seinem Kern besaßen und verwirklichten, kam es ihnen auf Christianisierung ihrer Sprache nicht sonderlich an. Das sprachliche Bewußtsein des Menschen, der Völker, der Jahrhunderte ist von ihrem religiösen und philosophischen Bewußtsein wie auch von ihrem ethischen, politischen, wirtschaftlichen Gebaren und Bewußtsein hinlänglich verschieden und neuartig genug, um eine besondere Geisteswissenschaft von der Sprache, eine eigene, deutende Betrachtung des geistigen Geschehens in der Sprache und kraft der Sprache zu rechtfertigen. Es ist nicht die Regel, sondern die Ausnahme, daß Sprache und sonstige

[1]) „Gott ist im Detail" pflegt A. Warburg zu sagen.

Kultur parallel nebeneinander herlaufen; es ist Ausnahme, daß z. B. einer Sachentlehnung die entsprechende Wortentlehnung an die Seite tritt. Die ganze Reformationsbewegung in Frankreich ist getrieben und durchsetzt mit deutschen Gedanken, und dem allem entspricht kein einziges deutsches Lehnwort im Französischen.

Im Reiche der geistig höchsten Dinge, in der Erziehung zur Selbständigkeit und Innerlichkeit werden sprachliche Niederschläge, je mehr man emporsteigt, immer seltener und schwerer zu erkennen. Die geistesgeschichtlich führenden und entscheidenden Kräfte erscheinen auf der sprachgeschichtlichen Bühne am wenigsten, und wenn sie erscheinen, so bleiben sie eher im Hintergrunde, und wenn sie wirken, so tun sie es eher mittelbar, wie es für innerliche Kräfte sich gehört.

Aber auch das äußerlichste kulturelle und zivilisatorische Leben hat seine Launen. Wenn die Sprachforscher einen Blick in die wirkliche Volkswirtschaft oder in eine Handelsgeschichte statt in die Wörterbücher werfen wollten, so müßten sie staunen über die Menge von Naturprodukten und Fabrikaten, die sprachgeschichtlich völlig spurlos von Volk zu Volk wandern. Beinahe möchte ich behaupten, daß alles wirklich Wertvolle, das von einer Gemeinschaft erworben, empfangen und geleistet wird, überall eher, rascher und heller erscheint als in ihrer Sprachform. Muß doch zumeist sogar das Vorübergehende und Nebensächliche, bevor es ausgesprochen wird, unser Gemüt und Denken stark und wiederholt beschäftigen. Wie oft und lange schon hatten die Römer gesiegt, wie lange war die Eroberung Galliens eine vollendete Tatsache, bevor das Latein in der Sprache der Gallier zutage trat. Eher als einem zuverlässigen Spiegel gleicht die Sprache eines Volkes in ihrem Verhältnis zu dessen Kultur einer lichtempfindlichen Platte, auf der von den zahllosen schwankenden Gesprächen des Alltags und sprachlichen Reflexen des Augenblicks nur diejenigen eine Spur hinterlassen, die an Eindringlichkeit und Häufigkeit den Durchschnitt der sonstigen Spiegelungen weit übertreffen und sich sozusagen einfressen oder sich eingraben und das Gepräge ausarbeiten: die einen tiefer, die anderen weniger. Eine solche Modellierung der sprachlichen Physiognomie eines Volkes, etwa des französischen, vollzieht sich langsam, etwa in mehr als zwölf Jahrhunderten. Je älter die eingegrabenen Züge, desto starrer werden sie, desto gehemmter für den individuellen und unmittelbaren Ausdruck, während die jüngeren, beweglicheren Züge, die

eigentlich sprechenden, eben weil sie noch unmittelbar sprechen, weil sie syntaktisch, semantisch und stilistisch noch aktuell fungieren, für die Physiognomie als solche weniger konstitutiv und kennzeichnend sein können. Die grammatikalisierten, kategorischen und verhältnismäßig sinnarm gewordenen Erscheinungen einer Sprache, wie der Artikel oder das Fürwort oder die Hilfszeitwörter im Französischen, besagen für die knochige Hauptstruktur der Sprache desto mehr und werden für einen nachdenklichen Sprachhistoriker desto interessanter, je selbstverständlicher und zwingender sie dem heutigen Sprecher oder etwa einem oberflächlichen Grammatiker vorkommen.

Wenn wir der Starre, von der die sprachwissenschaftlichen Begriffsbildungen ihrer Natur nach immer bedroht sind, einigermaßen entgehen wollen, wenn uns die Überwindung des Abstraktismus wirklich am Herzen liegt, so werden wir in erster Linie dieses grammatische Felsgestein zu erweichen haben, d. h. wir müssen es als ein Ergebnis von langjährigen, flutenden, flüchtigen, spontanen Sprachvorgängen erfassen. Dem Ursprachlichen im Grammatischen, dem Dichterischen im Kategorialen, der verborgenen Poesie in den Artikeln, Partikeln und Präpositionen, dem Beweglichen, Aktuellen und Neuen im uralt Versteinerten werden wir nachspüren — auf die Gefahr hin, daß man uns verlacht. Leo Spitzer hat solche Untersuchungen mit besonderem Geschick und Erfolg in Angriff genommen.

Dabei sind es selbstverständlich nicht die Kategorien als solche, es ist nicht „der" Artikel an und für sich, den es zu deuten gilt, nein, die tausendfache sprachliche Tätigkeit, die den französischen Artikelgebrauch im Lauf der Jahrhunderte denjenigen Weg hat einschlagen lassen, auf dem man ihn zu Anfang der literarischen Zeit findet, diese Praxis, diese Gewohnheit, also ein geistiger Habitus, nicht eine Hülse, in der die Wörtchen *li*, *la*, *le*, *un*, *une* usw. stecken, soll auf ihren verborgenen, mittelbaren Sinn ergründet werden. Wenn man die grammatischen Kategorien nicht immer wieder aus ihrer leeren Steifheit zurückholt, sie nicht immer mit den seelischen Meinungen und Gewohnheiten erfüllt, in deren Dienst sie zu dieser und jener Zeit wirksam werden, dann freilich widersetzen sie sich jeder historischen Deutung und sind nur durch abstrakte Methoden noch zu beherrschen, zu erlernen.

Der Vorwurf, den besonders heftig die Anhänger von A. Martys Sprachphilosophie gegen diese deutende Denk- und Arbeitsweise

erheben, nämlich daß sie begrifflich schillere und schwanke, daß sie etwas Nebelhaftes und Wallendes habe, ist im Munde von Zöglingen einer wesentlich scholastischen Logik verständlich. Ich kann darauf nur erwidern, daß ich mich für meine Person im Grundbegriff der Sprache als Dichtung unerschütterlich zielsicher weiß, daß wir alle aber die Hilfsbegriffe der Grammatik, den Begriff der inneren Form, die Begriffe der Kategorien usw. beweglich und schmiegsam brauchen, sofern wir sie den sprachlichen Vorgängen nicht lehrhaft gegenüberstellen wollen, wie einen Damm, sondern mit ihnen den vielfach geschlängelten Weg des historischen Ablaufs verfolgen. Die papierene Exaktheit der Martyschen Schachtelbegriffe und Begriffschachteln ist uns dabei ungefähr ebenso hinderlich wie jenen logischen Grammatikern unsere beweglichen Begriffe ärgerlich sind.

Um den Abstraktismus zu überwinden, genügt es aber nicht, die Grammatik psychologisch zu relativisieren und historisch zu deuten; es genügt auch nicht, die Wortforschung mit Sachforschung und die Etymologie mit Kulturgeschichte zu befruchten. Ein Rest von Abstraktheit bleibt selbst dort, wo innigste Fühlung mit dem Dichterischen, mit der Urschöpfung, mit der Phantasie in dem Glauben des Volkes, mit jeder Art kultureller Tätigkeit und mit den besonderen Lebensumständen und Gewohnheiten der sprechenden Gemeinschaft erreicht ist. Was wir in den besten Monographien von Gauchat, Tappolet, Jaberg, Jud, Sainéan, Wagner, Spitzer, Lerch, um nur einige unserer erfolgreichsten Romanisten mit kulturgeschichtlicher Einstellung zu nennen, mit Dankbarkeit und Bewunderung anerkennen, dies alles läßt ein Pförtchen offen, durch das der Abstraktismus sich wieder einschleichen kann, ja beinahe muß. Damit soll kein Vorwurf, nur eine Befürchtung ausgesprochen werden: nämlich daß die monographische Behandlung immer irgendwo einen lebendigen Zusammenhang zerschneidet. Die Sprache in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit zeigt so vielverschlungene, miteinander verknotete Vorgänge, so zarte und ausgebreitete Verästelungen und Entsprechungen innerhalb ihrer Formen, ein so diffuses, ins Unbegrenzte fortwucherndes Leben, daß jede Absonderung eines bestimmten Gebietes oder Teiles dieses geistigen Schling- und Flechtgewächses, mag sie noch so behutsam erfolgen, zu einem Akte der Willkür wird. Die vielen Zweifel und Streitigkeiten über Sprachgrenzen und Mundartgruppen, über örtliche und soziologische Sitze der sprachlichen Autoritäten und Initiativen,

über zeitliche Einteilung der Sprachgeschichte eines Volkes, über Unterscheidung des vererbten vom entlehnten und übersetzten Sprachgut, über die Wege, auf denen sprachliche Wandlungen, bald sprunghaft, bald schleichend sich ausbreiten, über Systemzwang und Freiheit innerhalb der Sprachgemeinschaft, über Kreuzungen von mehreren Systemen, über das Ineinanderfließen von Stil und allgemeinem Sprachgebrauch, von Sprachstilen und Stilsprachen und ähnliches, beweisen, daß es hier immer nur Übergang und Wechselwirkung von Erscheinung zu Erscheinung, aber keine eindeutigen, organischen Zentren und Gipfel, keine klaren, naturmäßigen Gliederungen gibt, nach denen das isolierende Messer des Forschers sich zuversichlich richten dürfte. Auch darin, daß beinahe jede sprachliche Kategorie unter gewissen Umständen die Aufgabe jeder anderen übernehmen kann, gleicht die Sprache einem niederorganisierten, dabei jedoch äußerst komplexen Lebewesen. Wäre sie, der doch die Gestaltung des menschlichen Gedankens obliegt, in ihrem objektiven Aussehen nicht selbst so gestaltlos, d. h. gestaltenflüchtig und unbeständig, so wären die starren und abstrakten Forschungsmethoden ihr gegenüber weniger gefährlich, freilich auch weniger unentbehrlich.

Denn die eigentliche Berechtigung des abstrahierenden und isolierenden Verfahrens und aller grammatischen Exaktheit beruht nicht etwa darauf, daß, wie viele glauben, die Sprache ihrerseits exakt und grammatisch gebaut wäre, sondern darauf, daß ihr diese Strenge abgeht, daß ihre Flexionen unregelmäßig, ihre Kongruenzen unvollkommen, ihre Rektionen wankend sind, daß sie zur Symmetrie zwar ansetzt, aber sie niemals mathematisch durchführt. Sie pendelt zwischen Ordnung und Freiheit. Die Regeln, die Typen und Normen, die man ihr ablauscht, werden von ihr zwar angedeutet, vielleicht auch auf größere Strecken ausgeführt, schließlich aber doch wieder verlassen, ja verwirrt. Wir abstrahieren und konstruieren aus ihr analogische Gleichungen, Lautgesetze und dergleichen: nicht um befriedigt festzustellen, daß sie stimmen, sondern um den Umfang der Abweichungen zu ermessen, deren Erklärung unseren Scharfsinn auf neue Proben stellt. In der Frage nach der Rationalität, bzw. Erklärbarkeit der sprachlichen Formen ist daher abwechslungsweise ebensogut der Optimismus wie der Pessimismus am Platze.

Karl Jaberg (G. R. M. 1926, XIV, S. 1 ff.) wirft mir vor, daß ich mit geradezu fahrlässigem Optimismus d o r t einen Sinn zu

erahnen und vorwegzunehmen mich erdreiste, wo zwischen die Form und den Geist sinnfremde Mittelglieder „mechanisch“ eindringen, d. h. also dort, wo der andere Optimismus, der der abstrakten Erklärung, nicht der konkreten Anschauung angebracht wäre. Zwischen dem Optimismus der Abstraktionsfreunde, der Grammatiker, der Sprachgeographen und Lexikographen, die sich auf eine grundlegende Starrheit oder Beharrlichkeit oder Regelmäßigkeit ihres Gegenstandes verlassen, und dem Optimismus der geistesgeschichtlichen Deuter, die an ein immanentes Feingefühl und an einen sinnvollen Trieb und Schwung im sprachlichen Formenwandel glauben, wird zum besten der Forschung ein heilsamer Wettstreit noch lange entbrennen. Fahrlässigkeit und Dreistigkeit auf beiden Seiten! Wer das eine nicht gelegentlich überspringt, wird das andere nicht haschen. Wie wollte man den Mut zu einem Sprachatlas aufbringen, wenn man immer die Tatsache gegenwärtig hätte, daß der wirkliche Nährboden des sprachlichen Lebens nicht in den ländlichen und städtischen Wohnungen der Menschen, sondern in ihrem Anschauungsvermögen und in der Wandelbarkeit ihres Geschmackes zu suchen ist? Wie könnte man so viel staunenswerten Fleiß und kollektive Arbeit mobilisieren, wenn man die grundsätzlichen Fehlerquellen der eingeschlagenen Methode zu übersehen nicht den gesegneten Leichtsinn hätte? Unterliegen wird aber schließlich diejenige Methode, die das Ausschlaggebende des sprachlichen Lebens, das Dichterische, vernachlässigt, und führen wird diejenige, die das Sekundäre als sekundär behandelt. Ich sage diejenige Methode, nicht diejenigen Forscher. Denn die Forscher sind Menschen mit ihrem Widerspruch und mit all ihrer Findigkeit, Vielseitigkeit und Geschmeidigkeit.

Der Abstraktismus dürfte sonach auf lange Zeit noch eine wichtige, nicht ohne weiteres abzuschaffende Rolle in der Sprachwissenschaft spielen. Wie sollte die Forschung im Dickicht der Sprache sich heute ihre Bahn auch anders brechen als mittels der Schneide monographischer Abstraktionen und Isolierungen? Das Bedürfnis nach Zusammenschau, nach Überblick bleibt bestehen. Kein wissenschaftlicher Kopf wird es sich ausreden, keiner mit dem Stückwerk sich abspeisen lassen, das jede Monographie nun einmal ist, keiner durch Sammlung und Summierung einer Vielheit von Monographien, wie man sie in Wörterbüchern und vergleichenden Grammatiken darbietet, sich die vermißte

Ganzheit und Einheit ersetzen oder vortäuschen lassen. Das Verlangen nach Holographien und Henographien wird immer aufs neue geweckt und erhoben werden. Nicht um der Schönheit einer abgerundeten Darstellung willen, obgleich auch dies nicht zu verachten wäre, sondern um des philosophischen Triebes nach geistigem Zusammenhang willen, nach begrifflicher Einheit in der Vielheit aller Erscheinungen. Daß eine wissenschaftliche Gesamtdarstellung der menschlichen Sprache auf dem Wege der vergleichenden Kompilation, der psychologischen und soziologischen Abstraktion oder der logizistischen Universalgrammatik heute nicht mehr zu erreichen ist, haben viele gescheiterte Versuche gezeigt. Auf der Teufelsbrücke des Abstraktismus bricht jede Sprachforschung schließlich den Hals. Wer die intuitive Versenkung und die spekulative Ahnung nicht wagen will, muß sich mit vereinzelten Einsichten begnügen. Er wird in allerlei Teilerfolg seinen Lohn finden. Vielleicht ist es menschliches Schicksal, daß niemand über Stückwerk hinauskommt; aber gewiß ist es menschliche Bestimmung, nach dem Ganzen zu trachten. Wenn wir, wohl oder übel, auf die empirische Holographie verzichten, so bleibt das Streben nach Henographie eine desto unumgänglichere Forderung, d. h. die sprachwissenschaftliche Einzelforschung muß mit solcher Eindringlichkeit das Besondere des Teilgebietes, auf das sie sich freiwillig beschränkt, treffen, muß das Eigenartige, Einzige und Konkrete daran, kurz das Lebendige mit so vielseitigem Licht überschütten und durchdringen, daß die Verallgemeinerungen und Abstraktionen sich erübrigen. Denn wer an irgendeiner Stelle in das Geheimnis des sprachlichen Schaffens bis in die letzte erreichbare Tiefe dringt, dem wird kein Gesetz, keine Grammatik, keine Abstraktion die Einsicht verdecken, noch ersetzen. Nur noch nützen und helfen können ihm als überwundene und gefügige Diener die abstrakten Begriffe.

München. Karl Vossler.

ZUR FRAGE DER ERNSTHAFTIGKEIT MOLIÈRES.

(George Dandin)[1].

Molière ist der größte Lustspieldichter Frankreichs. In seinen Werken sprüht und funkelt, tobt es manchmal bis zu tollster

[1]) Nach einem Vortrag in der *Deutsch-französischen Gruppe* in Hamburg.

Ausgelassenheit von heiterster dramatischer Bewegung. Von diesem so überaus komischen Dramatiker glaubten und glauben viele seiner Bewunderer und Kritiker, daß sein Werk da am tiefsten und bedeutendsten sei, wo es ernste Dinge zur Darstellung bringt, wo traurige Verwicklungen die Grundlage bilden, wo tragische Absichten sich enthüllen, das Komische fast nur so nebenbei oder im Hintergrund erscheint und höchstens zur Auflockerung und Entspannung der schweren Stimmung dient.

Schon A. W. Schlegel sprach von der Ernsthaftigkeit mancher Stücke Molières. Im *Tartuffe* sah er eine vortreffliche ernsthafte Satire, aber, einzelne Szenen ausgenommen, kein Lustspiel. Ernsthafte Absicht entdeckte er z. B. in der Gefahr des Orgon weggejagt zu werden. Ernsthaft faßte er auch *Les femmes savantes* und ganz besonders *Le Misanthrope* auf.

Schlegel sah in dieser vermeintlichen Ernsthaftigkeit keinen Vorzug der Molièreschen Werke. Er glaubte zu sehen, daß sie Molières Talent nicht entspräche, daß er zu seinen ernsthaften Stücken immer erst einen besonderen Anlauf hätte nehmen müssen und daß man in ihrer Anlage und Ausführung etwas Zwanghaftes spüre. Molière versuche in solchen Fällen, vielleicht unter Boileaus Einfluß, miteinander zu vereinbaren, was seiner Natur nach unvereinbar war, Würde und Lustigkeit.

Schlegel, so könnte man auf Grund dieser Kritik sagen, tadelt Molières Werke wegen Eigenschaften, die sie gar nicht haben. Er unterscheidet sich dabei von den meisten Beurteilern — von Goethe bis zu Rigal, Klemperer und vielen anderen — dadurch, daß er die Ernsthaftigkeit nicht als Vorzug empfindet, aber er stimmt mit ihnen darin überein, daß sie tatsächlich in einzelnen Werken vorhanden sei.

Aber mit solchen Auffassungen legt man in Molières Komödien Bedeutungen und Werte, die *nicht* in ihnen enthalten sind.

Es ist nämlich nicht so, daß Molière einzelne Stücke oder einzelne Szenen einiger Stücke in ernsthafter Absicht oder mit Hinneigung zum Tragischen geschrieben und nur — da er sich ja seines Berufes als Lustspieldichter im rechten Augenblick immer noch bewußt geworden wäre — den ernsten tragischen Eindruck durch komische Stilisierung abgeschwächt hätte, sondern er schreibt ausschließlich aus der komischen Eingebung, Stimmung, Idee, Absicht heraus und verwendet dabei gelegentlich Ernstes und Schmerzliches zur Erzielung der komischen

Wirkung. Verwendet es mit Vorliebe gerade an den stärksten Stellen; wohlverstanden, nicht um vom Tragischen abzubiegen, sondern in gewollter Verfolgung des von Anfang an beabsichtigten komischen Zweckes. Es gibt vielleicht wenig Autoren, die so naiv, so selbstverständlich und konsequent komisch, so ausschließlich komisch sind wie er.

Der Stand und die Haltung der heutigen Molièreforschung und Molièreerklärung machen es notwendig, diese Auffassung von der Einseitigkeit und Auschließlichkeit der komischen Inspiration des Dramatikers zu beweisen.

Soweit man auf dem Gebiete des dichterischen und künstlerischen Schaffens überhaupt etwas beweisen kann. Das letzte Geheimnis jeder Schöpfung entzieht sich immer dem Betrachter. Aber es gibt doch vielleicht die Möglichkeit, sich ihm zu nähern.

Etwa indem der Funken schöpferischen Nacherlebens, den wir vielleicht in uns tragen, angerührt wird, und indem wir, von ihm beseelt, das Werk zu ergründen suchen, so wie es vor uns dasteht, aus seiner Verfassung, seinen Maßen, seinen Formelementen, seinem Stil heraus, ohne daß wir versuchen, von uns, von unserer Geistes- und Gefühlshaltung, von unseren Auffassungen und Wünschen etwas in das Werk hineinzutragen.

Sicher ist es erlaubt, das Kunstwerk mit unserem Geschmack, aus unserer Verfassung heraus aufzunehmen, zu genießen, zu bewundern oder abzulehnen.

Aber dann handelt es sich eben um uns. Und wenn wir etwas sagen, sagen wir etwas über uns aus.

Man kann jedoch auch von sich absehen und versuchen in strenger Erörterung der aus möglichster Objektivität und mit persönlicher Zurückhaltung angestellten Beobachtungen etwas zu sagen, was eben nur aus dem Werke abgeleitet und, wenn es sich um eine Dichtung handelt, durch den Wortlaut des Textes zu belegen ist.

Wenigstens ist nur auf diesem methodischen Wege eine wissenschaftliche Erfassung auch des Kunstwerkes möglich. Ich will versuchen, in diesem Sinne einer an das Werk gebundenen und nicht in das Persönliche abschweifenden Betrachtungsweise an einem Beispiel die aufgeworfene Frage, was es mit der vermeintlichen, gelegentlich an das Tragische streifenden Ernsthaftigkeit Molières auf sich hat, kurz zu erörtern und damit auf Wesenseigentümlichkeiten Molièrescher Kunst aufmerksam zu machen.

Ich wähle dazu die vielleicht weniger bekannte, unserer heutigen Geistesverfassung wohl auch besonders schwer zugängliche Ballettkomödie *George Dandin*, «cette lugubre farce», wie sie Lafenestre nennt, eine Komödie, in der, wie ein moderner Herausgeber[1]) sagt, „die ins Possenhafte gesteigerten und dabei höchst tragischen Erlebnisse eines roturier, dessen derbe Offenheit vergeblich gegen die lügenhafte Welt einer Hofgesellschaft ankämpft“, dargestellt würden.

Wir wollen sehen, ob eine solche Auffassung des Stückes möglich ist.

Die Komödie von George Dandin — am 18. Juli 1668 bei einer Hoffestlichkeit aufgeführt — darf als Neubearbeitung der unter Molières Namen gehenden Farce *La Jalousie du Barbouillé* aufgefaßt werden.

Die Farce behandelt eine lustige Episode aus einer traurigen Ehe. Der Mann fühlt sich als den unglücklichsten Menschen der Welt, weil seine Frau so bös ist. Sie vernachlässigt das Hauswesen, hält grobe Schimpfreden und treibt sich — Gott weiß mit wem — herum. Auch jetzt hat sie wieder einmal zur Nacht das Haus verlassen, um mit ihrem Liebhaber zu tanzen. Sie kommt zurück und findet das Haus verschlossen. Der Mann will sie nicht einlassen und droht, ihren liederlichen Lebenswandel bei den Eltern anzuzeigen. Sie aber zieht sich listig aus der Affäre. Nach vergeblichen Versuchen, ihren Mann mit erheuchelten Zärtlichkeiten und Versprechungen zu bewegen, ihr zu öffnen, tut sie, als ob sie sich aus Verzweiflung töte; schlüpft, während er aus dem Hause stürzt und sie sucht, durch die offen gebliebene Tür ins Haus, verschließt die Tür, läßt den Mann nicht herein und verdächtigt nun ihn vor ihrem Vater und anderen Leuten der Trunkenboldigkeit und Nachtschwärmerei.

Eine unglückliche Ehe. Aber das Unglück wird natürlich keinen Augenblick ernst genommen, weder vom Dichter noch vom Publikum, es gibt nur Gelegenheit zur possenhaften Handlung. Kein Mensch denkt darüber nach, daß hier im Grunde ein höchst trauriger Fall vorliegt oder daß im Leben der Wirklichkeit eine solche Ehe etwas sehr Trauriges wäre. Es waltet nur die Freude am lustigen Spiel der Theaterhandlung, an den

[1]) R. Salewsky (nach einer Ankündigung des Verlags von Georg Westermann, Braunschweig).

spaßigen Reden und Vorfällen, an der derb-witzigen Pointe der so glücklich inszenierten und gelungenen Überlistung.

Ist es in *George Dandin* anders? Ist das leere, oberflächlich lustige Spiel der kurzen einaktigen Farce in der dreiaktigen Komödie zu menschlich tiefer Bedeutsamkeit erhoben? Vermischt sich hier das *Possenhafte* wirklich mit dem *Tragischen*?

Es ist gewiß manches anders geworden. Statt der herkömmlichen, konventionellen, typischen Possenfiguren haben wir Personen, die doch in viel höherem Grade menschliche Eigenart besitzen. Aus dem Barbouillé ist George Dandin geworden. Ein reicher Bauer, der ein Edelfräulein geheiratet hat, das widerwillig an der Seite des ungeliebten, unebenbürtigen Gatten lebt.

Ein gewaltiger Unterschied! Aus der trivialen Allerweltsehe der kleinen, gleichartigen Leute in der Farce ist die aus Eitelkeit und Not geschlossene Ehe zwischen Angehörigen zweier durch eine Kluft von Vorurteilen getrennter Stände getreten, derart, daß von Anfang an die psychologischen Voraussetzungen für das Mißgeschick dieser Ehe geschaffen sind. Zwei Menschen sind aneinandergekettet, die nicht zueinander passen, und es packt uns ganz anders an, wenn wir hören, wie sich George Dandin über die Sottise Rechenschaft gibt, die er mit seiner Heirat begangen hat; oder wie die Frau sich beklagt, daß man sie — das Opfer der Heiratspolitik ihrer Eltern — ungefragt dem geringen Mann vermählt habe. Ganz anders, als wenn der Barbouillé über das Unglück seiner Ehe jammert und seine Frau sich auf seine Kosten vergnügt und ihn betrügt. Wir stehen vor einer Ehe, die in sich den Keim des Zerfalls trägt, vor menschlichem Schicksal, bei dem das *Persönliche* aufs engste mit dem *Sozialen* verknüpft ist.

Es ist ein glänzender Beweis der Genialität Molières, daß er das trivial-lustige Geschehen der Farce mit so sicherer Hand in eine höhere menschliche und soziale Sphäre hinaufgehoben hat.

Aber wir müssen sogleich die Frage stellen: Was ist mit dieser menschlichen Erhöhung und sozialen Verwicklung für das *Drama* erreicht? Wie verwertet er diese so glücklich gefundene Situation für den dramatisch-komischen Aufbau der Komödie? Tut er es so, daß man von dem Hineintragen ernster Elemente in den Verlauf und in den Sinn der Handlung sprechen kann?

Man muß mit *Nein* antworten.

Die Handlung auch des *George Dandin* bleibt ganz komisch, und das stärkere persönliche und soziale Element dient nur dazu, die Komik des dargestellten Konfliktfalles um so stärker und wuchtiger zu machen.

Die Handlung der Komödie in ihren Hauptzügen — die komische Ausgestaltung im einzelnen bleibt unberücksichtigt — ist kurz folgende:

George Dandin ist also verheiratet mit der vornehmen Dame und hat schon zu Beginn des Stückes keine Illusionen mehr über seine Ehe. Durch den dummen Diener des Galans erfährt er, daß seine Frau dabei ist, ihn mit einem Standesgenossen zu betrügen. Was soll er machen? Er wird die Ungetreue bei ihren Eltern verklagen. Er tut's und bekommt es sogleich mit dem Hochmut der Schwiegereltern zu tun. Frau von Sottenville verweist ihm einen Formfehler in der Anrede, die den trotz der Heirat weiter bestehenden Abstand zwischen ihnen nicht beachtet.

Herr von Sottenville scheint duldsamer zu sein. Aber es scheint nur so — die Komik wird um so schärfer — er ist genau so hochmütig wie seine Frau und läßt den Schwiegersohn, äußerlich verbindlicher, innerlich ebenso grausam seine Niedrigkeit fühlen.

Die Eltern nehmen die Beschuldigungen gegen ihre Tochter mit gebührendem Ernst auf, stellen strenge Bestrafung der Schuldigen in Aussicht, geben sich aber ohne weiteres mit der bloßen Ableugnung der Schuld durch den Standesgenossen zufrieden und verlangen — ebenso ohne weiteres — im Sinne des eigenen adeligen Ehrenkodex Entschuldigung des leichtsinnigen Anklägers, ein Verlangen, das zur ersten Demütigung des natürlich mit Recht von der Richtigkeit seiner Anklage überzeugten George Dandin führt.

Im zweiten Akt erlangt er eine neue Gelegenheit die Gattin der Untreue zu überführen. Er erfährt — durch den gleichen Diener — daß der Galan im Hause, bei seiner Frau weilt. Er sieht sie beide durch's Schlüsselloch. Die Überführung vor den Eltern wird ihm, so scheint es, so bequem als möglich gemacht. Aber er wird wieder getäuscht. Angélique, die mit Clitandre aus dem Hause tritt, erkennt rechtzeitig die Gefahr, stellt den Galan — scheinbar entrüstet — zur Rede, ergreift einen Stock, um ihn für sein eines Edelmannes unwürdiges

Benehmen zu züchtigen, schlägt zu, trifft George Dandin, und Clitandre schreit, als ob er die Prügel empfinge. Angélique weigert sich — würdevoll — Entschuldigungen ihres Mannes entgegenzunehmen. George Dandin ist sprachlos über ihre und ihrer Eltern hochtrabende und salbungsvolle Reden und findet Worte ohnmächtiger Empörung erst wieder, als er allein auf dem Platze steht. Das war die zweite Demütigung.

Und zum dritten Male glaubt er seiner Sache ganz sicher zu sein.

Der dritte Akt bringt die Aussperrungs- und Überlistungsszene der Farce als den in wohlberechneter Steigerung erreichten Höhepunkt des Stückes.

In unsäglicher Freude, nach der zweimaligen Enttäuschung, kostet George Dandin das Vorgefühl des Triumphes. Unerbittlich weist er alle Bitten seiner Frau um Vergebung und Einlaß, ihre Besserungsversprechungen ab. Er fühlt sich als Herr der Situation. Und dennoch kommt es zur Enttäuschung und zur letzten lächerlichen Demütigung. Mit der Kerze in der Hand war er — in der dunklen Nacht — aus dem Hause gelaufen, und mit der Kerze in der Hand, auf den Knien, wie ein reuiger Sünder muß er seiner Frau Abbitte leisten, muß er nachsprechen, was sein Schwiegervater ihm vorspricht: Madame, je vous prie de me pardonner l'extravagance que j'ai faite et je vous promets de mieux vivre à l'avenir.

Dann läßt man ihn wieder allein auf der Bühne, und er gibt das Spiel auf: Lorsqu'on a, comme moi, épousé une méchante femme, le meilleur parti qu'on puisse prendre, c'est de s'aller jeter dans l'eau, la tête la première.

Wird er sich wirklich ins Wasser stürzen, die letzten Konsequenzen seiner riesigen Sottise ziehen und seinem verfehlten Leben ein Ende machen? Dem modernen Zuschauer oder Leser der Komödie zwingt sich diese Frage wohl auf. Ob sie sich auch dem Publikum Molières aufzwang, mag unentschieden bleiben. Jedenfalls steht beim Fallen des Vorhanges George Dandin vor uns als ein klägliches Bild der Verzweiflung, als ein klägliches, aber zugleich lächerliches Bild der Verzweiflung.

Ebenso ausgelacht, wie der Barbouillé der Farce, aber doch ganz sicher kläglicher und bejammernswerter. Kläglicher, aber nicht tragischer!

Molière dachte nicht daran, George Dandin, sein Schicksal und seine Pein, tragisch zu nehmen. Das Spiel von George

Dandin hat er nicht ernster und tragischer gestaltet als das des Barbouillé, sondern komischer. Komischer im Sinne seiner starken, neuen Komik.

George Dandin ist für Molière — wie der Barbouillé — der betrogene Ehemann, der cocu, und als solcher komisch.

Ganz im Anschluß an uralte Schwank- und Komödienüberlieferung ist auch für Molière der betrogene Ehemann nur eine dankbare komische Figur. Es ist unmöglich, im gesamten Werk Molières die Spur einer ernsthaften Auffassung der Hahnreischaft zu finden. Das Motiv des Ehebetrugs, der Angst vor Betrug gibt Molière nur Veranlassung zu komischem Gerede und zu komischen Auftritten. So ist es auch in George Dandin.

Nur begnügt er sich nicht damit, das alte Motiv in alter Weise, mit den alten Schemen vorzuführen, sondern er kompliziert es, indem er Betrug, Angst vor Betrug, Versuch ihn zu verhindern und sich zu rächen, verquickt mit dem Motiv des Standesunterschiedes.

Dadurch wird es eben voller, ernster, tragischer, sagt die alte, oberflächliche Anschauung.

Aber, so läßt sich erwidern, auf diese Weise wird es, macht er es — und das konnte nur er — umso komischer.

Allerdings, diese Verquickung von Hahnreischaft und Mesalliance hätte eine ausgezeichnete Möglichkeit zu ernsthafter Behandlung gegeben.

Aber Molière nutzte sie nicht aus.

Der reiche Bauer, *weil* er ein Bauer ist, hat von seiner Heirat mit dem Edelfräulein nur Verdruß, Ärger, Hohn, Demütigungen. Diese schmerzlichen Erfahrungen gehen ihm sehr nahe, verwirren und zermürben ihn, so daß der Gedanke an Selbstmord sich ihm aufzwingt.

Diese ungeheure Enttäuschung, diese vielleicht zum Untergang führende leibliche und seelische Zerrüttung könnte sehr wohl in tragischer Gestaltung vorgeführt werden.

Dann nämlich, wenn dieser Bauer mit seinem Innenleben, in seinen Gefühlen uns menschlich nahegebracht wäre. Manche glauben, daß zu tragischem Gehalt menschliche Größe erforderlich sei, und ohne einen gewissen Grad von Größe und Bedeutung ist Tragik allerdings wohl auch nicht möglich. George Dandin brauchte kein besonders großer Mensch zu sein, aber er müßte uns doch irgendwie als ein Mensch mit stärkerem, wenn auch verhaltenem Innenleben vorgeführt werden. So könnte z. B.

in seiner Hahnreischaft etwas Tragisches liegen, wenn ersichtlich würde, daß der bäuerliche Mensch zu der feinen vornehmen Frau in Liebe emporsähe, wenn er sie wie ein Idealbild verehrte und ihm nun diese liebende Verehrung zusammenbräche, oder auch, wenn starke Leidenschaft des Mannes hier zu Schanden käme. Aber von solchem innigen oder leidenschaftlichen Gefühl, von seelischem Kampf um die Bewahrung seines Idols und von Unterliegen in einem solchen Kampf ist keine Rede in der Komödie.

Es handelt sich im Grunde um nichts anderes als darum, daß George Dandin immer von neuem genasführt und gedemütigt wird. Er wird über die Bemühungen des Galans um seine Frau, über die Zusammenkunft im Hause unterrichtet, er glaubt der Entlarvung, glaubt seines Triumphes sicher zu sein, und muß immer wieder, trotz der klaren Augenscheinlichkeit und des sonnenklaren Rechts den Kürzeren ziehen, darf nicht seinen Triumph, sondern muß den der Feinde zu seiner eigenen ärgsten Demütigung erleben. Was er leidet, ist die immer stacheligere Pein der maßlosen Enttäuschung, sind die immer wiederholten lächerlichen Quälereien, die er sich gefallen lassen muß; Enttäuschungen und Qualen als Ergebnisse komischer Theaterintrigen, lustiger Kombinationen und verblüffender Überraschungen. Schmerzlichste Pein, vorgeführt in komischen Situationen, so daß der Eindruck an den äußeren Begleiterscheinungen des seelischen Erlebens haften bleibt.

Wie gänzlich untragisch dieses Schicksal George Dandins ist, wird klar, wenn man zum Vergleich etwa die Gestalt von Hauptmanns Fuhrmann Henschel, dessen Eheleid und Zusammenbruch heranzieht. Wenn dieser, in seiner fröhlichen und kindlichen Arglosigkeit tief gekränkte, einfache, schwerblütige Mann die Worte: „Ich weeß schonn, was ich zu thun hab'!" vor sich hinmurmelt, so stehen wir im Bann der dumpfen Tragik des Schicksals des ehrlich und tief fühlenden Menschen. Diese paar Worte, die den Selbstmord verbürgen, sind mit Tragik geladen und fallen schwer in die Seele der Hörer. Aber wenn George Dandin ausruft: «le meilleur parti qu'on puisse prendre c'est de s'aller jeter dans l'eau, la tête la première», diese lange, vage, unpersönliche Formulierung vermag nicht tragisch zu wirken, sie erregt im Gegenteil zum letztenmal das Gelächter des Parterre über den Törichten, der sich vermaß ein adeliges Weib zu heiraten. Geschieht ihm recht! George Dandin ist der Vilain, der Bauer, der Tölpel, der Dumme.

Wer hätte damals die Pein des Vilain *tragisch* genommen? Der Vilain war da, um gefoppt zu werden. Gewöhnlich merkte er es in seiner Dummheit und Derbheit nicht, aber wenn er es merkte und schimpfte und aufmuckte und sich krümmte wie ein Wurm, nun, so war der Spaß um so größer.

So ist es mit dem Spaß, den Molière mit dem törichten Bauer George Dandin treibt. Er quält ihn bis aufs Blut, bis zur ohnmächtigen Wut, bis zur Verzweiflung.

Das Spiel von George Dandin — so dürfen wir es auffassen — ist das Spiel von der *komischen Marterung* George Dandins.

Eine Marterung kann für den Gemarterten sehr schmerzlich sein. Aber sie braucht nicht im Geringsten tragisch zu sein. Und sie kann sehr komisch sein, wenn sie sich unter so lustigen Umständen vollzieht, wie die des George Dandin.

Molière hat nichts getan, um seine Zuhörer zu veranlassen, die Marterung des George Dandin, die er ihnen zum Besten gibt, tragisch zu finden, dagegen alles, um sie höchst komisch erscheinen zu lassen.

Von tragischer Wirkung könnte auch wohl dann die Rede sein, wenn das Stück so angelegt wäre, daß wenigstens ein Hauch von Mitgefühl mit diesem gemarterten Tölpel es durchwehte.

Aber dieser Hauch ist nicht zu spüren. Ebensowenig wie sich Mitleid mit dem in seiner Liebe Getäuschten regen kann (weil eben von Liebesgefühl nicht die Rede ist), ebensowenig umgibt Molière die Gestalt des Bauern mit sozialem Mitgefühl.

George Dandin kämpft ja nicht nur gegen die lächelnde Verworfenheit seiner Frau, sondern auch gegen die herrische Anmaßung ihrer Kaste.

Hier könnte sich ein tragischer Gegensatz ergeben. Aber Molière hat nichts getan, um den tragischen Gegensatz zwischen den zwei Welten, der sich hier vor uns auftut, aus den Niederungen des Komischen heraus zur Höhe nachdenklicher Weltbetrachtung oder weltanschaulicher Nachdenklichkeit zu erheben. In *George Dandin* ist nichts von der Tragik des selbstbewußten, aufstrebenden, aber von den hochmütigen Privilegierten zurückgestoßenen und gedemütigten Bürgers vorhanden. Die soziale Frage, das Verhältnis der Stände interessieren Molière nicht. Er sieht sie gar nicht, er sieht nur die komische Aufgabe und gibt sich nicht mit der aktuellen Zeitfrage oder mit allgemein-menschlicher Problematik ab. Er tut nichts, um unser

Mitgefühl mit dem etwa in seinem Ehrgeiz und an der Arroganz der Vornehmen gescheiterten Mann des Volkes zu erwecken, wie er auch nichts tut, um unsere Entrüstung über die von den Vornehmen dem Emporkömmling entgegengebrachte Verachtung hervorzurufen. Molière lacht und läßt über George Dandin lachen als der Spaßmacher des hochmütigen Publikums, für das das Stück geschrieben war. Er nimmt die Kastenunterschiede, ohne sich Gedanken zu machen und ohne Kritik zu üben, als gegeben hin, und läßt aus dem grell aufgemachten sozialen Gegensatz die grausame Komik seines Stückes herauswachsen. Er steht nicht auf der Seite des George Dandin. Er fühlt nicht mit ihm. Er macht ihn zum Spielball seiner Feinde. Er stellt ihn in eine Welt von Feinden und läßt die Zuschauer sich weiden an dem Schauspiel der Quälerei, die der Genarrte erleidet. Mitleidlos. Molière erscheint in dieser Komödie wahrlich nicht als Vertreter des aufstrebenden Bürgertums, als den man ihn gelegentlich hat hinstellen wollen, aber er steht deswegen auch nicht auf seiten des Adels. Seine Adeligen erscheinen nicht schöngefärbt und sympathisch. Zwar ist Angélique ein Opfer der Heiratspolitik ihrer Eltern und könnte als solches unsere Teilnahme erregen, aber sie ist doch zu gefühllos raffiniert, zu zynisch-selbstverständlich Betrügerin ihres Mannes, sie spielt allzu deutlich nur ihre Rolle in der komischen Verwicklung, als daß man sich ernstlich für sie interessieren, mit ihr fühlen könnte.

Ihre Eltern sind mit feiner komischer Stilisierungskunst gezeichnet. Wie sie zurückhaltend oder auftrumpfend ihren Hochmut bekunden, wie sie das Zeremoniell des sprachlichen Ausdrucks pflegen und die äußeren Umgangsformen wahren, das ist vielleicht als Verspottung adeligen Dünkels gedacht, aber dieser Spott ist so zahm, elegant und so wenig aggressiv gehalten, daß er ganz verschwindet in der so viel stärkeren Verhöhnung des Vilain, die er bewirkt.

Es wird klar geworden sein, daß Molière mit ungemein geschicktem Griff in *George Dandin* eine Situation auf die Bühne bringt, wie sie der damaligen Wirklichkeit entsprechen konnte. Daß er diese Lage aber nur ausnützt zur Erzeugung ebenso glänzender wie grausamer, theatralischer Komik, daß er sie nicht nach der Seite der psychologischen und sozial-ernsthaften Möglichkeiten, die in ihr liegen, ausnutzt, nicht für die dramatisch-tragische Gestaltung des Konfliktes, sondern nur für

die komische Inszenierung. Die bescheiden und treu an den Wortlaut sich haltende Erklärung der Komödie muß zu dem Ergebnis gelangen, daß wohl kein Grund vorliegt, von jenem tiefen, tiefen Einbohren Molières zu sprechen, wie es Klemperer einmal tut (Montesquieu I, 94). Gerade das Gegenteil scheint der Fall zu sein. Nie bohrt Molière in dem Sinne, daß er im Verlaufe des Stückes immer tiefer in ein Problem dränge, daß er sein Thema in folgerichtiger Durchführung zu einer seelischen Entscheidung brächte, als Psychologe oder als Kulturkritiker. Molières Verfahren ist nicht bohrend, es ist vielmehr folgerichtig im Sinne der Entwicklung des gestellten komischen Themas. So fadenscheinig dünn und unbedeutend die Handlung eines Molièreschen Stückes auch sein mag, sie ist immer scharf durchdacht und im Sinne der scharfen Überlegung zu stärkster theatralischer Wirkung gestaltet. Und dabei ist es dann so, daß Molière durch die komische Behandlung des Themas die etwa vorhandenen Probleme auflöst, verflüchtigt und verflacht.

Daher kommt es auch, daß wir heute, wenn wir uns seelisch und sozial auf dieses Stück einstellen, nicht viel mit ihm anfangen können. Der moderne soziale Mensch will die grausame Marterung George Dandins als unschöne, unerlaubte Grausamkeit empfinden und ist dem Dichter gram, daß er ihm dieses menschliche und soziale Mitgefühl zu versagen scheint. Aber so dürfen wir uns eben nicht einstellen, sondern müssen uns versichert halten, daß es Molière nur auf die lachenerregende, dem heiteren Augenblick dienende Wirkung ankam.

Hamburg. Walther Küchler.

CHRONIQUE DES LETTRES FRANÇAISES.

I. Impressions de voyages.

La Russie nouvelle a donné naissance à toute une série de livres qui prétendent donner de la vie soviétique une image exacte. Mais on a bien vite discerné les tendances de l'auteur. Nous avons eu *Le Triomphe de Lénine* de Ch. Rivet (Perrin), le livre de reportage superficiel de H. Béraud, *La Porte du Sauveur* de E. Burnet (Rieder) remarquable par son acuité d'observation et sa forme vivante. Or voici que l'année 1927 a vu paraître coup sur coup quatre livres: deux d'entre eux sont des notes de route: *Seule en Russie* de Mme Andrée Viollis, véridique et captivant, et *Russie 1927* d'Alfred Fabre-Luce[1]); les deux autres sont des tableaux déjà composés,

[1]) Ces notes restent superficielles, et sont en réalité dirigées contre le communisme. On pouvait attendre mieux de l'auteur de la *Victoire*.

qui s'encadrent de réflexions, de méditations, destinées à pénétrer au cœur même des institutions et des événements, ce sont: *Le Voyage de Moscou* de G. Duhamel (Mercure de France), et *L'Autre Europe et sa foi* de Luc Durtain (N. R. F.). Invités par la société des hommes de lettres de Russie, Duhamel et Durtain ont gardé leur pleine indépendance. Leur emploi du temps fut improvisé au jour le jour et leurs guides n'avaient aucun caractère officiel. Du reste leur esprit critique d'hommes de science reste, comme on peut s'en rendre compte, toujours en éveil, et à tel point, que les hommes de parti des deux camps adverses en Europe ont pu les accuser à la fois d'être inféodés aux partis bolchéviste et bourgeois. Ce double reproche, Duhamel et Durtain ne pouvaient l'éviter, de l'instant où ils disaient sans ambages ce qu'ils avaient vu, et jugeaient non pas en vertu d'un dogme révolutionnaire ou conservateur, mais du bon sens et de l'humanité. Les deux livres se complètent du reste à merveille, comme on devait s'y attendre de deux tempéraments artistiques aussi différents. Duhamel nous a livré un petit nombre d'impressions caractéristiques, très loyalement choisies, mais se rapportant surtout à la vie intellectuelle en Russie soviétique. Il est resté — on ne l'a pas assez noté — l'amateur (au sens fort que lui-même donne à ce mot, puisque l'amateur est celui qui aime) d'âmes humaines, l'observateur pénétrant, passionné des hommes. Il y a dans *le Voyage de Moscou* avant tout et surtout une galerie d'inconnus (comme ceux dont il a toujours tenté de percer le mystère dans ses romans et ses poèmes), de physionomies russes qu'il contemple et dévoile peu à peu. D'où son horreur pour les chiffres, les statistiques du léninisme. En effet, plus rien de vivant dans ces abstractions (cf. p. 16—18) sèches et vides. L'histoire, l'avenir, cela n'est pas ailleurs que dans l'âme unique de l'individu. La Russie soviétique ne se réduit pas à un ensemble de modifications extérieures, politiques, économiques, administratives. Elle est ailleurs, elle est au fond des esprits et des cœurs. Les théories marxistes ne font que masquer la réalité profonde. Il faut découvrir celle-ci, par une enquête discrète, attentive. Et ainsi peu à peu Duhamel fait surgir dans les traits permanents et universels de l'âme russe ce qui s'ébauche de nouveau, de fécond — et aussi ce qui n'est que réflexe passager, que mode révolutionnaire, que réaction nécessaire (encore que cruelle) d'une société qui veut vivre sa vie. C'est dans cet esprit qu'il faut lire Duhamel. Rien de plus émouvant que ces nombreuses esquisses qui, peu à peu se précisent, s'approfondissent jusqu'à laisser apercevoir dans leur nudité le grand secret humain.

Duhamel a surtout éprouvé une immense compassion — cette compassion qui chez lui nourrit et stimule l'effort de pénétration psychologique — pour ces êtres en lesquels il a cru découvrir des types spécifiquement russes — encore que très variés. Durtain, lui, a été soulevé par une vague de foi. Il ne faut pas oublier que Durtain, depuis sa première œuvre, est vraiment hanté de soucis d'ordre métaphysique[1]). Il est un de ceux qui par leur avidité de sensations puissantes (charnelles, kinesthésiques, tactiles, comme peuvent en éprouver les vrais médecins, ayant eu la révélation du corps humain vivant), trahissent leur inquiétude religieuse, celle qui les pousse à s'avancer, à plonger dans le mystère qui nous étreint. Or ce que sa croisière vers le pôle nord lui a autrefois causé

---

[1]) J'ai développé ce point dans une étude générale sur lui (cf. *Revue Nouvelle*, 1927).

de suprême *étonnement* (en rendant à ce mot toute sa force), Durtain l'a éprouvé — j'en suis sûr — en pénétrant en Russie. Et l'on s'explique que son livre culmine dans un chapitre sur la foi russe. Tout ce qui précède, à savoir cette prodigieuse vision de la vie des rues, des laboratoires, des intérieurs, des musées, des églises, des boutiques, des hôpitaux, des écoles, des ministères, des casernes, des asiles, etc., etc., tout cela s'achève naturellement dans un acte de foi. Oui, un acte de foi, et qui n'empêche pas que le livre *n'acquiesce ni ne condamne, mais fasse connaître*. Car le seul moyen de connaître vraiment est encore de vivre tout d'abord — miterleben — quitte à se ressaisir ensuite, et après s'être abandonné à la vague, de regagner la terre ferme de la critique lucide. C'est ce qu'a fait Durtain — en cela différent de Duhamel . Il faut lire en effet le chapitre intitulé: *Vanité des formules. «L'âme existe». Une nouvelle religion*, pour comprendre ce qu'est la véritable objectivité, celle qui commence par se fondre avec son objet, pour être capable de l'apprécier ensuite, avec la sérénité (et non la sévérité) d'un juge. Et l'on aimera, j'en suis sûr, les amples vues sur l'avenir de nos démocraties et du monde par lesquelles se clôt un livre riche et de bonne foi, un livre courageux, un livre qui palpite et qui vibre.

II. Histoire des idées.

L'Evangile éternel (Grasset, 1927). — M. Jean Guéhenno (un Universitaire: il est professeur au lycée Louis-le-Grand à Paris) a, sous ce titre, publié une étude sur Michelet, dont l'originalité me paraît être qu'elle constitue à la fois une histoire de l'évolution spirituelle de l'homme qui fut historien, penseur et poète, et une méditation sur ce qu'on pourrait appeler: l'actualité de Michelet. Il ne s'agit pas simplement d'un essai ayant pour but de combler une lacune d'histoire littéraire, mais bel et bien d'une tentative en vue de faire bénéficier notre temps de l'expérience d'une grande âme qui eut le privilège — à la fois naturel et conquis — de posséder *le sens humain*, et le désir constant de faire participer tous les hommes à la civilisation et à la culture.

Je ne saurais résumer un livre dont la vertu réside justement dans l'analyse approfondie et nuancée de textes essentiels choisis dans des pages intimes ou des ouvrages d'ordinaire trop négligés. Qu'il me suffise de dire ici que Michelet, contrairement à Renan, ne consentit pas, lui, à «abandonner le peuple», dont il fut un représentant authentique et conscient tout au long de son existence (cf. chap. I: *L'Apprenti*), et que si sa pensée mérite d'être ressuscitée au milieu du chaos moderne, du chaos d'après-guerre, où les bonnes volontés se débattent étrangement impuissantes, c'est qu'elle apporte à celles-ci un puissant viatique. L'esprit héroïque que Michelet reconnut en Vico, la religion dont «l'homme serait à la fois le Dieu et le fidèle et qui faisant de lui à la fois le créateur et créature, serait un principe de communion entre les hommes», sa vision du moi-humanité (cf. le texte capital de la page 89: «C'est un des caractères de notre siècle, que l'humanité ait commencé à connaître sa diversité harmonique de langue, de droit et de mœurs, à y saisir son unité, à avoir conscience de soi. Cette conscience de l'humanité comme une, c'est-à-dire comme divine, est selon moi le gage le plus sûr de notre rénovation religieuse.», son intelligence enthousiaste de la vie (une fausse conception de l'objectivité historique, qui a fait loi pendant un demi siècle, a seule permis que l'on n'estime pas

Michelet historien à sa juste valeur!), ses efforts pratiques en vue d'une culture de l'homme — de l'homme éternel —, mais qui donc ne se rend pas compte que tout cela répond à des besoins présents de l'humanité? Les peuples échangent leurs professeurs d'Université, mais il est des maîtres dont la voix domine du fond du passé le tumulte contemporain et que nous devrions avoir à cœur de nous faire mieux connaître les uns aux autres. Je pense à Michelet ... je pense à Herder! Jean Guehenno nous le rappelle avec une passion contenue qui fait de son étude un *acte*[1]).

III. Romans.

La Nuit d'Orage, par Georges Duhamel (Mercure de France, 1928). — Il est probable que les amis de Duhamel reprendront souvent ce livre en mains lorsque sentant monter en eux une angoisse — celle des soirs d'orage intérieur —, ils voudront exorciser le mal avec l'aide du poète. Le nouveau roman de Duhamel commence en effet par un véritable poème en prose qui justifie doublement le titre du livre, poème qui est en même temps la clé de la séduction propre au génie du créateur de Salavin. Tout Duhamel est dans cette phrase adressée par le romancier à ses personnages (si tel mot ne jure pas ici!): «Je ne suis pas votre historien: je suis votre confident, votre ami. J'écoute, sagement, et je choisis, pour vous, avec prudence, avec sévérité.» Tout, c'est à-dire l'homme avec son cœur, l'artiste avec sa claivoyance.

On pourra pourtant regretter — mais je fais bon marché de ce regret, puisque le romancier a bien voulu laisser chanter une fois encore le lyrique — que le titre soit d'un symbolisme si délicat qu'il risque de provoquer des méprises. Ainsi que le disait avec humour un ami de Duhamel, l'histoire aurait pu s'intituler à bon droit: *Le Papou*! En effet, tel est le thème: *la résurrection du papou* chez un esprit scientifique moderne[2]). Du papou, c'est-à-dire de la superstition. Le héros, François Cros, par l'influence de sa famille (une famille de savants irréligieux), du milieu et de sa propre culture scientifique, devrait être prémuni contre l'intrusion de craintes occultes. Et pourtant voilà que la présence chez lui d'un objet réputé «porte-malheur» coïncidant avec une maladie mystérieuse de sa femme, François Cros se sent soudain envahi et torturé par l'idée que les destinées pourraient être le jouet de puissances inconnues et inconnaissables. En vain essaye-t-il de réagir! Une occasion s'offre où il pourrait conjurer ces mauvais esprits (contre lesquels s'usent les raisonnements) en avouant tout à sa femme, qui, elle aussi, en dépit de sa culture scientifique, a les mêmes soupçons, mais il n'en profite pas. Et les deux époux gardent leur secret, comme ils le garderont à jamais sans doute, tout en ayant deviné la pensée de l'autre. Le mal ne fait du reste que s'aggraver, et Cros devient la proie de toutes les menues superstitions courantes —

---

[1]) A signaler aussi le livre de J. M. Carré (spécialiste de la littérature comparée) sur *Michelet et son temps* (Perrin, 1926), et du même auteur, une *Vie de Goethe* (N. R. F.) qui unit à la solidité d'un cours d'Université l'attrait d'un roman.

[2]) Phénomène caractéristique, la critique «industrielle» a commis des bévues énormes dans l'interprétation du livre. On a voulu y voir une étude de l'inquiétude de la génération d'après-guerre. C'est là un exemple des erreurs causées par la hantise des thèmes omnibus et ... les lectures à la vapeur!

proie d'autant plus douloureuse qu'il est pleinement conscient et que les appréhensions causées par la maladie de sa femme, rebelle à tous les traitements, détruisent le bel équilibre de son esprit et le rendent émotif à l'excès (voir le chap. XV — qui est, abstraction faite de son rôle spécial dans l'évolution du roman, une très fine et cruelle étude de la vie conjugale minée par l'égoïsme — hélas — si naturel!) Ici se placent deux scènes — l'une avec le frère de François, l'autre avec son cousin — qui ont sans doute contribué à orienter certains lecteurs dans une fausse direction, en leur faisant croire que G. Duhamel avait le dessein de peindre ce que les gens férus de verbalisme appellent l'inquiétude des jeunes générations, comme si l'inquiétude était chose nouvelle! En réalité, le romancier a voulu retracer une lutte spirituelle beaucoup plus ancienne et générale — et c'est dans cette mesure sans doute que lui-même me disait récemment avoir écrit deux ou trois chapitres pouvant être regardés comme des fragments de roman historique, du roman historique tel qu'il l'admet. Il s'agit, en effet, au terme d'un siècle qui a eu pour idole la science — et Duhamel nous présente quelques figures déjà «historiques» de savants à la manière de Taine, peut-on dire — de l'apparition des premiers doutes chez les savants eux-mêmes sur la toute-puissance des méthodes scientifiques. L'homme de laboratoire tout comme le marin et le croyant, commence à pressentir le jeu de forces dont nous ne savons rien. Or voici que l'objet dans lequel Cros a cru voir l'origine de ses maux, disparaît et que sa femme reconquiert la santé — et la reconquiert après avoir constaté elle-même la disparition de l'objet, mais sans jamais se confier à son mari. François Cros se voit contraint de reconstruire son univers à la suite de cette crise, de cette terrible *nuit d'orage.* Si apparemment, l'armature rationaliste le tenait encore debout, l'antique passion du merveilleux avait repris possession de son âme. Mais voilà deux faits qui ne font que rendre le problème encore plus complexe: l'amulette était en réalité un porte-chance, et elle était restée dans la maison, dissimulée seulement. La guérison d'Elisabeth n'avait plus rien à voir avec *l'objet* que sa maladie. Il n'y avait là qu'une obsession: le merveilleux n'est pas dans la nature, il est en nous . . . et c'est assez! Mais les dernières pages du roman ne sauraient se résumer, et je ne puis que prier le lecteur de s'y reporter et de méditer leur sagesse angoissée. L'unité profonde de l'œuvre de Duhamel y apparaît. Depuis la *Vie des Martyrs,* nous assistons au spectacle d'une âme qui ne *s'enrichit* de toutes les douleurs et de toutes les faiblesses que pour les aider à se surmonter et à se frayer lentement, péniblement une voie vers l'espoir, vers le Dieu qui peut-être n'est qu'en nous, pour notre tourment et notre grandeur.

Romans reçus (dont je rendrai compte dans un cadre thématique): *Destins* (F. Mauriac, Grasset); *La Puritaine et l'Amour* (R. de Traz, Grasset); *Voyage au pays des Articoles* (A. Maurois, N. R. F.); *Hollywood dépassé* (Durtain, N. R. F.); *Le Soleil du Père* (R. Trintzius, N. R. F.); *Imprudence* (J. du Breuil, Kra).

IV. Correspondance de Jacques Rivière et d'Alain-Fournier.

Mes lecteurs connaissent les deux écrivains: Jacques Rivière et Alain-Fournier (cf. 1° chronique). L'œuvre du premier constitue une sorte d'*appareil enregistreur* sensible et fidèle des tendances fondamentales de sa génération (celle qui naquit entre 1880 et

1890); celle du second, un roman: *Le grand Meaulnes*, est l'un des rares romans qui mérite de survivre à notre époque, car il apporte de la vie une vision originale et profonde, la vision *d'un Novalis qui serait bien français*[1]). Or ces deux écrivains entretinrent depuis leur adolescence (ils s'étaient liés au lycée Lakanal, alors qu'ils préparaient l'Ecole Normale Supérieure) jusqu'à la guerre (Fournier fut tué le 22 septembre 1914), une correspondance qui vient d'être publiée intégralement par Isabelle Rivière, sœur d'Alain-Fournier et veuve de Jacques Rivière. Correspondance abondante, — elle comprend quatre tomes d'environ 1100 pages, — correspondance émouvante — elle nous révèle dans toute leur fraîcheur, leur sincérité, leur ardeur, deux âmes juvéniles (de 18 à 28 ans) que la mort a détruites! L'avenir puisera à pleines mains dans ces lettres qui resteront un témoignage admirable de ce que furent les meilleurs de la génération française parvenue à la majorité de 1900 à 1910. L'historien y trouvera des documents sur la séduction qu'exerça le symbolisme sur la jeunesse du début du XXe siècle. L'admiration touchante de naïveté, d'abandon pour Henri de Régnier, Jammes, Viélé-Griffin, Maeterlinck, Laforgue, Barrès, Claudel, Gide, et aussi l'affranchissement progressif, l'affirmation de la personnalité de chacun des deux amis, trop épris de littérature pour être capables de préparer leurs examens et leurs concours! Le psychologue viendra relire cette histoire d'une amitié[1]), de l'amitié de deux natures différentes et pourtant riches d'identités profondes: désir de se compléter l'une par l'autre, de se perfectionner mutuellement. Il en goûtera la sincérité absolue, avec ses voiles passagers; il souffrira de tant de tourments juvéniles; il aimera tant de clairvoyance et de pénétration dans l'analyse des œuvres et des sentiments. Le romancier découvrira ici un roman vécu, qu'il lui suffira de dégager de la masse des discussions littéraires et artistiques, un drame humain où ne manquent ni l'idylle, ni les petites brouilles, ni les séparations, ni les attentes, les voyages, les luttes, les mystères. Il y aurait enfin à suivre l'évolution religieuse de ces deux jeunes gens, ou mieux: les deux courbes, avec leurs inflexions si variées, avec leurs écarts et leurs rapprochements — et aussi leurs ruptures, du moins pour nous! Mais peut-être me saura-t-on gré de négliger tant de points de vue et de m'attacher à définir tout autant d'après les lettres du critique merveilleux de perspicacité et de souplesse que devait être Jacques Rivière (dont nous suivons du reste la formation, à travers tous ses enthousiasmes, pour Barrès, Claudel et Gide), que d'après celles de Henri Fournier, l'originalité de l'art du *Grand Meaulnes*, du livre qui vraiment annexe — tout comme les *Illuminations* de Rimbaud — des profondeurs nouvelles au paysage de l'âme.

Un fait semble pour moi se dégager fort nettement de ces lettres, c'est que le chef-d'œuvre du roman symboliste ne put être créé que par le poète qui tout en ayant subi les sortilèges du symbolisme en était par le tempérament et par l'âge suffisamment affranchi, pour allier au sens du mystère celui de la réalité concrète et pour ainsi dire charnelle. Là est le secret de l'extraordinaire pouvoir évocateur d'Alain-Fournier. Quelques textes me feront comprendre.

---

[1]) Cf. l'introduction de J. Rivière à *Miracles* (N. R. F.) où sont réunis des poèmes et des récits de Fournier. La lecture de ce livre complète celle de la *Correspondance*: je la recommande.

de suprême *étonnement* (en rendant à ce mot toute sa force), Durtain l'a éprouvé — j'en suis sûr — en pénétrant en Russie. Et l'on s'explique que son livre culmine dans un chapitre sur la foi russe. Tout ce qui précède, à savoir cette prodigieuse vision de la vie des rues, des laboratoires, des intérieurs, des musées, des églises, des boutiques, des hôpitaux, des écoles, des ministères, des casernes, des asiles, etc., etc., tout cela s'achève naturellement dans un acte de foi. Oui, un acte de foi, et qui n'empêche pas que le livre *n'acquiesce ni ne condamne, mais fasse connaître.* Car le seul moyen de connaître vraiment est encore de vivre tout d'abord — miterleben — quitte à se ressaisir ensuite, et après s'être abandonné à la vague, de regagner la terre ferme de la critique lucide. C'est ce qu'a fait Durtain — en cela différent de Duhamel . Il faut lire en effet le chapitre intitulé: *Vanité des formules. «L'âme existe». Une nouvelle religion*, pour comprendre ce qu'est la véritable objectivité, celle qui commence par se fondre avec son objet, pour être capable de l'apprécier ensuite, avec la sérénité (et non la sévérité) d'un juge. Et l'on aimera, j'en suis sûr, les amples vues sur l'avenir de nos démocraties et du monde par lesquelles se clôt un livre riche et de bonne foi, un livre courageux, un livre qui palpite et qui vibre.

II. Histoire des idées.

L'Evangile éternel (Grasset, 1927). — M. Jean Guéhenno (un Universitaire: il est professeur au lycée Louis-le-Grand à Paris) a, sous ce titre, publié une étude sur Michelet, dont l'originalité me paraît être qu'elle constitue à la fois une histoire de l'évolution spirituelle de l'homme qui fut historien, penseur et poète, et une méditation sur ce qu'on pourrait appeler: l'actualité de Michelet. Il ne s'agit pas simplement d'un essai ayant pour but de combler une lacune d'histoire littéraire, mais bel et bien d'une tentative en vue de faire bénéficier notre temps de l'expérience d'une grande âme qui eut le privilège — à la fois naturel et conquis — de posséder *le sens humain*, et le désir constant de faire participer tous les hommes à la civilisation et à la culture.

Je ne saurais résumer un livre dont la vertu réside justement dans l'analyse approfondie et nuancée de textes essentiels choisis dans des pages intimes ou des ouvrages d'ordinaire trop négligés. Qu'il me suffise de dire ici que Michelet, contrairement à Renan, ne consentit pas, lui, à «abandonner le peuple», dont il fut un représentant authentique et conscient tout au long de son existence (cf. chap. I: *L'Apprenti*), et que si sa pensée mérite d'être ressuscitée au milieu du chaos moderne, du chaos d'après-guerre, où les bonnes volontés se débattent étrangement impuissantes, c'est qu'elle apporte à celles-ci un puissant viatique. L'esprit héroïque que Michelet reconnut en Vico, la religion dont «l'homme serait à la fois le Dieu et le fidèle et qui faisant de lui à la fois le créateur et créature, serait un principe de communion entre les hommes», sa vision du moi-humanité (cf. le texte capital de la page 89: «C'est un des caractères de notre siècle, que l'humanité ait commencé à connaître sa diversité harmonique de langue, de droit et de mœurs, à y saisir son unité, à avoir conscience de soi. Cette conscience de l'humanité comme une, c'est-à-dire comme divine, est selon moi le gage le plus sûr de notre rénovation religieuse.», son intelligence enthousiaste de la vie (une fausse conception de l'objectivité historique, qui a fait loi pendant un demi siècle, a seule permis que l'on n'estime pas

Michelet historien à sa juste valeur!), ses efforts pratiques en vue d'une culture de l'homme — de l'homme éternel —, mais qui donc ne se rend pas compte que tout cela répond à des besoins présents de l'humanité? Les peuples échangent leurs professeurs d'Université, mais il est des maîtres dont la voix domine du fond du passé le tumulte contemporain et que nous devrions avoir à cœur de nous faire mieux connaître les uns aux autres. Je pense à Michelet ... je pense à Herder! Jean Guehenno nous le rappelle avec une passion contenue qui fait de son étude un *acte*[1]).

III. Romans.

La Nuit d'Orage, par Georges Duhamel (Mercure de France, 1928). — Il est probable que les amis de Duhamel reprendront souvent ce livre en mains lorsque sentant monter en eux une angoisse — celle des soirs d'orage intérieur —, ils voudront exorciser le mal avec l'aide du poète. Le nouveau roman de Duhamel commence en effet par un véritable poème en prose qui justifie doublement le titre du livre, poème qui est en même temps la clé de la séduction propre au génie du créateur de Salavin. Tout Duhamel est dans cette phrase adressée par le romancier à ses personnages (si tel mot ne jure pas ici!): «Je ne suis pas votre historien: je suis votre confident, votre ami. J'écoute, sagement, et je choisis, pour vous, avec prudence, avec sévérité.» Tout, c'est à-dire l'homme avec son cœur, l'artiste avec sa claivoyance.

On pourra pourtant regretter — mais je fais bon marché de ce regret, puisque le romancier a bien voulu laisser chanter une fois encore le lyrique — que le titre soit d'un symbolisme si délicat qu'il risque de provoquer des méprises. Ainsi que le disait avec humour un ami de Duhamel, l'histoire aurait pu s'intituler à bon droit: *Le Papou*! En effet, tel est le thème: *la résurrection du papou* chez un esprit scientifique moderne[2]). Du papou, c'est-à-dire de la superstition. Le héros, François Cros, par l'influence de sa famille (une famille de savants irréligieux), du milieu et de sa propre culture scientifique, devrait être prémuni contre l'intrusion de craintes occultes. Et pourtant voilà que la présence chez lui d'un objet réputé «porte-malheur» coïncidant avec une maladie mystérieuse de sa femme, François Cros se sent soudain envahi et torturé par l'idée que les destinées pourraient être le jouet de puissances inconnues et inconnaissables. En vain essaye-t-il de réagir! Une occasion s'offre où il pourrait conjurer ces mauvais esprits (contre lesquels s'usent les raisonnements) en avouant tout à sa femme, qui, elle aussi, en dépit de sa culture scientifique, a les mêmes soupçons, mais il n'en profite pas. Et les deux époux gardent leur secret, comme ils le garderont à jamais sans doute, tout en ayant deviné la pensée de l'autre. Le mal ne fait du reste que s'aggraver, et Cros devient la proie de toutes les menues superstitions courantes —

---

[1]) A signaler aussi le livre de J. M. Carré (spécialiste de la littérature comparée) sur *Michelet et son temps* (Perrin, 1926), et du même auteur, une *Vie de Goethe* (N. R. F.) qui unit à la solidité d'un cours d'Université l'attrait d'un roman.

[2]) Phénomène caractéristique, la critique «industrielle» a commis des bévues énormes dans l'interprétation du livre. On a voulu y voir une étude de l'inquiétude de la génération d'après-guerre. C'est là un exemple des erreurs causées par la hantise des thèmes omnibus et ... les lectures à la vapeur!

proie d'autant plus douloureuse qu'il est pleinement conscient et que les appréhensions causées par la maladie de sa femme, rebelle à tous les traitements, détruisent le bel équilibre de son esprit et le rendent émotif à l'excès (voir le chap. XV — qui est, abstraction faite de son rôle spécial dans l'évolution du roman, une très fine et cruelle étude de la vie conjugale minée par l'égoïsme — hélas — si naturel!) Ici se placent deux scènes — l'une avec le frère de François, l'autre avec son cousin — qui ont sans doute contribué à orienter certains lecteurs dans une fausse direction, en leur faisant croire que G. Duhamel avait le dessein de peindre ce que les gens férus de verbalisme appellent l'inquiétude des jeunes générations, comme si l'inquiétude était chose nouvelle! En réalité, le romancier a voulu retracer une lutte spirituelle beaucoup plus ancienne et générale — et c'est dans cette mesure sans doute que lui-même me disait récemment avoir écrit deux ou trois chapitres pouvant être regardés comme des fragments de roman historique, du roman historique tel qu'il l'admet. Il s'agit, en effet, au terme d'un siècle qui a eu pour idole la science — et Duhamel nous présente quelques figures déjà «historiques» de savants à la manière de Taine, peut-on dire — de l'apparition des premiers doutes chez les savants eux-mêmes sur la toute-puissance des méthodes scientifiques. L'homme de laboratoire tout comme le marin et le croyant, commence à pressentir le jeu de forces dont nous ne savons rien. Or voici que l'objet dans lequel Cros a cru voir l'origine de ses maux, disparaît et que sa femme reconquiert la santé — et la reconquiert après avoir constaté elle-même la disparition de l'objet, mais sans jamais se confier à son mari. François Cros se voit contraint de reconstruire son univers à la suite de cette crise, de cette terrible *nuit d'orage.* Si apparemment, l'armature rationaliste le tenait encore debout, l'antique passion du merveilleux avait repris possession de son âme. Mais voilà deux faits qui ne font que rendre le problème encore plus complexe: l'amulette était en réalité un porte-chance, et elle était restée dans la maison, dissimulée seulement. La guérison d'Elisabeth n'avait plus rien à voir avec *l'objet* que sa maladie. Il n'y avait là qu'une obsession: le merveilleux n'est pas dans la nature, il est en nous . . . et c'est assez! Mais les dernières pages du roman ne sauraient se résumer, et je ne puis que prier le lecteur de s'y reporter et de méditer leur sagesse angoissée. L'unité profonde de l'œuvre de Duhamel y apparaît. Depuis la *Vie des Martyrs,* nous assistons au spectacle d'une âme qui ne *s'enrichit* de toutes les douleurs et de toutes les faiblesses que pour les aider à se surmonter et à se frayer lentement, péniblement une voie vers l'espoir, vers le Dieu qui peut-être n'est qu'en nous, pour notre tourment et notre grandeur.

Romans reçus (dont je rendrai compte dans un cadre thématique): *Destins* (F. Mauriac, Grasset); *La Puritaine et l'Amour* (R. de Traz, Grasset); *Voyage au pays des Articoles* (A. Maurois, N. R. F.); *Hollywood dépassé* (Durtain, N. R. F.); *Le Soleil du Père* (R. Trintzius, N. R. F.); *Imprudence* (J. du Breuil, Kra).

IV. Correspondance de Jacques Rivière et d'Alain-Fournier.

Mes lecteurs connaissent les deux écrivains: Jacques Rivière et Alain- Fournier (cf. 1° chronique). L'œuvre du premier constitue une sorte d'*appareil enregistreur* sensible et fidèle des tendances fondamentales de sa génération (celle qui naquit entre 1880 et

1890); celle du second, un roman: *Le grand Meaulnes*, est l'un des rares romans qui mérite de survivre à notre époque, car il apporte de la vie une vision originale et profonde, la vision *d'un Novalis qui serait bien français*[1]). Or ces deux écrivains entretinrent depuis leur adolescence (ils s'étaient liés au lycée Lakanal, alors qu'ils préparaient l'Ecole Normale Supérieure) jusqu'à la guerre (Fournier fut tué le 22 septembre 1914), une correspondance qui vient d'être publiée intégralement par Isabelle Rivière, sœur d'Alain-Fournier et veuve de Jacques Rivière. Correspondance abondante, — elle comprend quatre tomes d'environ 1100 pages, — correspondance émouvante — elle nous révèle dans toute leur fraîcheur, leur sincérité, leur ardeur, deux âmes juvéniles (de 18 à 28 ans) que la mort a détruites! L'avenir puisera à pleines mains dans ces lettres qui resteront un témoignage admirable de ce que furent les meilleurs de la génération française parvenue à la majorité de 1900 à 1910. L'historien y trouvera des documents sur la séduction qu'exerça le symbolisme sur la jeunesse du début du XXe siècle. L'admiration touchante de naïveté, d'abandon pour Henri de Régnier, Jammes, Viélé-Griffin, Maeterlinck, Laforgue, Barrès, Claudel, Gide, et aussi l'affranchissement progressif, l'affirmation de la personnalité de chacun des deux amis, trop épris de littérature pour être capables de préparer leurs examens et leurs concours! Le psychologue viendra relire cette histoire d'une amitié[1]), de l'amitié de deux natures différentes et pourtant riches d'identités profondes: désir de se compléter l'une par l'autre, de se perfectionner mutuellement. Il en goûtera la sincérité absolue, avec ses voiles passagers; il souffrira de tant de tourments juvéniles; il aimera tant de clairvoyance et de pénétration dans l'analyse des œuvres et des sentiments. Le romancier découvrira ici un roman vécu, qu'il lui suffira de dégager de la masse des discussions littéraires et artistiques, un drame humain où ne manquent ni l'idylle, ni les petites brouilles, ni les séparations, ni les attentes, les voyages, les luttes, les mystères. Il y aurait enfin à suivre l'évolution religieuse de ces deux jeunes gens, ou mieux: les deux courbes, avec leurs inflexions si variées, avec leurs écarts et leurs rapprochements — et aussi leurs ruptures, du moins pour nous! Mais peut-être me saura-t-on gré de négliger tant de points de vue et de m'attacher à définir tout autant d'après les lettres du critique merveilleux de perspicacité et de souplesse que devait être Jacques Rivière (dont nous suivons du reste la formation, à travers tous ses enthousiasmes, pour Barrès, Claudel et Gide), que d'après celles de Henri Fournier, l'originalité de l'art du *Grand Meaulnes*, du livre qui vraiment annexe — tout comme les *Illuminations* de Rimbaud — des profondeurs nouvelles au paysage de l'âme.

Un fait semble pour moi se dégager fort nettement de ces lettres, c'est que le chef-d'œuvre du roman symboliste ne put être créé que par le poète qui tout en ayant subi les sortilèges du symbolisme en était par le tempérament et par l'âge suffisamment affranchi, pour allier au sens du mystère celui de la réalité concrète et pour ainsi dire charnelle. Là est le secret de l'extraordinaire pouvoir évocateur d'Alain-Fournier. Quelques textes me feront comprendre.

---

[1]) Cf. l'introduction de J. Rivière à *Miracles* (N. R. F.) où sont réunis des poèmes et des récits de Fournier. La lecture de ce livre complète celle de la *Correspondance*: je la recommande.

Dès 1906 — il avait vingt ans — Fournier écrit: «Je voudrais exprimer le mystère du monde inconnu que je désire. Et comme le monde est fait de vieux souvenirs, de vieilles impressions inconscientes, je voudrais exprimer le mystère de ces impressions particulières que le monde me laisse ... Moi, c'est moins encore du monde mystérieusement senti ou déformé de la vie passée (car il y a encore Jammes et ses vertigineux poèmes d'une vie ancienne) que le monde à la fois passé et désiré, mystérieusement mêlé au monde de ma vie, mystérieusement suggéré par lui — que je veux parler. Oui, le mystère s'immisce partout: pourtant je ne crois pas que ce soit le seul mystère d'une Volonté, d'une Divinité — mais plutôt d'une vie rappelée avec ma vie passée, d'un paysage que le paysage actuel me fait désirer. Je ne trouverai pas, comme Gide, sur le paysage actuel des mots qui suggèrent le mystère, je décrirai l'autre paysage mystérieux.» Et avec beaucoup de lucidité, il découvre en Rimbaud le premier poète qui a eu des impressions assez intenses pour les extérioriser dans un paysage ou dans une scène, dans une féérie correspondante, — et en même temps, il s'oppose aux symbolistes tout en se rattachant à eux: «Les symbolistes sont mal nommés. Ce sont des gens qui *substituent*, mais en fonction de l'impression unique ... Moi, je pose, de façon très mystique peut-être, que le paysage à substituer *existe*, qu'il faut *l'atteindre*, pour le décrire.»

Jacques Rivière — qui connut la volupté de *comprendre* — (III, p. 182) l'aide, du reste, a préciser son dessein et son ambition lorsqu'il écrit: «Comme il faudra, mon ami, que tu t'appliques à souffrir de la profondeur de chaque chose, de sa répercussion, de sa perspective! Mais quelle joie aussi! Quel triomphe, si tu triomphes, si tu restitues, solidifié en mots, ce paysage second, ce double qui s'entrevoit derrière la vie ...» Ainsi, d'une part, l'immensité et le mystère de toutes les vies, mais pour être «le nocturne passeur des pauvres âmes», l'imagination ne doit pas dédaigner la vie: «Au contraire, je ne pourrai jamais la voir assez, la sentir assez puisqu'il faudrait que derrière elle je sente et je voie l'autre vie, puisque peut-être l'autre vie, c'est celle-ci que je ne sais pas assez essentiellement sentir et voir.» Bref, seul un réalisme qui ne se borne pas aux seules apparences sera capable d'évoquer ce que l'âme, d'un bond, a cru deviner. Les symbolistes avaient manqué du sens du particulier et du concret, et leurs figures restaient irréelles. Alain-Fournier — que la doctrine idéaliste avait profondément impressionné — rêve d'une œuvre qui serait «un perpétuel va-et-vient *insensible* du rêve à la réalité.» Et l'on s'explique dès lors que son héros ait été un adolescent, presque un enfant encore. La vie enfantine n'est-elle pas celle où le rêve et la réalité se fondent intimement[1]), où «les réalités, à cause du cœur où elles sont passées, sont pures comme des idées.» Or il semble bien que les romantiques anglais n'aient pas peu contribué à faire prendre conscience à Fournier de ce qu'on pourrait appeler sa vocation ou sa mission, à laquelle le prédisposait son tempérament unique. Aussi peut-on dire que ce qui est l'essence du romantisme par excellence — celui d'un Novalis —, nous ne le voyons s'incorporer que très tardivement à l'âme et à la littérature française, surtout depuis le mouvement symboliste, en qui l'Allemagne se reconnut. Alain-Fournier offre ce trait caractéristique d'associer en lui une vision «romantique»

---

[1]) IV, p. 50.

de la vie (quand il écrit: «Impression unique où tient quelque chose d'angoissant et de mystérieux comme la mort et qui pourtant est le mystère de l'existence, des choses qui sont là, qui ont été, qu'on a senties — quelque chose d'angoissant et d'effroyablement mystérieux.») à une sensualité qui fasse «subir une sublimation à l'immédiat» et retrouve «une réalité plus tangible, plus palpable que la réelle», lui fait voir l'âme «comme une vallée illimitée qui s'ouvre», et lui donne le vertige d'y entrer à la vue d'un geste, d'un regard, qui trouve les mots qui *touchent*, dans le sens de toucher à l'épaule, une sensualité d'être resté paysan, tout proche de la terre.

Qu'on ne s'imagine pas du reste qu'Alain-Fournier fasse ici «de la littérature». Bien avant les jeunes d'aujourd'hui (qui savent concilier leur haine de la littérature avec leur sens pratique des affaires . . . littéraires), Fournier avait la sincère aversion de l'attitude artificielle du littérateur. Rivière lui-même note et admire cette spontanéité de son ami. Dans sa vie, Fournier — comme Benjamin Constant — a l'impression de ne pas être «tout à fait un être réel», et il suffirait pour le prouver de raconter, si pareille entreprise est possible avec des mots, l'aventure mystérieuse de Fournier, cette rencontre qui devait avoir sur toute la vie de Fournier des répercussions si profondes. Fournier, en effet, avait un jour rencontré à Paris, au Cours-la-Reine une jeune fille à laquelle il finit par adresser la parole. Il crut deviner dans les derniers mots de l'inconnue un regret, et vécut durant des années de l'espoir de la retrouver et d'aller avec elle dans le «Pays sans nom». Au cours de l'année 1907. il apprit qu'elle s'était mariée dans l'hiver précédent: la lettre, les lettres qu'il écrit alors à J. Rivière sont des cris déchirants. Mademoiselle de Q. (dont il connaîtra un jour la sœur) va devenir l'élue du Grand Meaulnes[1]): Melle de Galais, l'objet de la ferveur et de l'extase du poète jusqu'à sa mort. — Il y aurait de curieuses analogies à discerner entre Fournier et Novalis — en dépit des différences de races, d'époques, de circonstances, de conceptions et de tempéraments; mais je ne puis ici qu'orienter dans ce sens la curiosité des lecteurs de la *Correspondance* et du *Grand Meaulnes* (N. R. F.). Même orientation de l'âme vers le passé et l'enfance, même attirance vers la mort, comme vers une réalité plus réelle que la vie, même fascination dans la personne d'une jeune fille, même envol vers un royaume mystérieux, vers un paysage de rêve, même reconstruction fantastique de l'Univers, même intime mélange de rêve et de réalisme!

V. *Le Journal de Jules Renard.*

A l'âge de 23 ans — en 1887 — Jules Renard[2]) commença un journal qu'il poursuivit jusqu'à sa mort, et avec le dessein arrêté depuis 1897 de donner à la postérité une histoire absolument sincère de ses habitudes, de ses goûts et de ses idées. Et il semble assuré d'ores et déjà que ce Journal comptera parmi les confessions les plus intéressantes du XIXe siècle. De même que son cadet J. Rivière, J. Renard est tourmenté par le démon de la sincérité. Il faudrait examiner en détail ces confidences quotidiennes qui montrent chez l'incroyant anticlérical qu'était Renard (il avait si profondément souffert de la bigoterie de Mme Lepic!) le besoin bien catho-

[1]) Chez Emile-Paul (Paris, rue de l'Abbaye).

[2]) Dans les *Oeuvres complètes*, et séparément (François Bernouard, 73 rue des Saints Pères, Paris).

lique de se soumettre à un interrogatoire impitoyable. Il était resté en lui la nostalgie de la sainteté, et comme une sourde volupté de contrition. La clairvoyance cruelle qui rend si pénibles certains passages de *Poil de Carotte*, nous la retrouvons tout au long de cet examen de conscience. «Sous aucun prétexte je ne mentirai. je me pose ces questions: Qu'est ce que j'aime ? Qu'est -ce que je suis ? Qu'est -ce que je veux! J'y répondrai avec sincérité, car je veux avant tout m'éclairer moi-même. Je ne me crois ni ignoble, ni naïf. Réellement, je vais me regarder à la loupe. Je n'ai d'autre besoin que de me dire la vérité. J'ai conscience que jamais personne ne l'a dite. Je n'excepte pas les plus grands. La vérité, est elle bonne à dire ? Peu m'importe. Sera-t-elle intéressante, passionnante, réconfortante ? C'est le moindre de mes soucis. Servira-t-elle à d'autres qu'à moi ? Cela m'est égal. Qu'on ne croie pas m'affliger en me traitant d'égoïste . . . Je me tiens, et ne me lâcherai pas avant que de me connaître.» Et, en effet, il ne va pas se lâcher. Comme elle est dramatique cette lutte d'un homme qui, épris de vérité, poursuit ses mobiles jusque dans leurs repaires, et sans cynisme ni bravade, avoue sa vanité, ses tentations, son envie, ses faiblesses, ses craintes puériles, ses haines, ses impuissances, ses ambitions, ses duretés de cœur, etc. Mais il ne veut pas seulement se noircir, et avec le même naturel, il dira ce qu'il surprend en lui de bons mouvements, de mouvements de générosité. «Si vous pouvez m'aimer, tant mieux! Cela me fera un plaisir secret, mais je comprends très bien qu'on ne m'aime pas . . . J'ai la bravoure de me mettre tout nu sous mon nez, mais je ne suis pas un bel homme, et je tâche de me regarder sans plaisir. Que ce petit livre [il comprend quatre gros volumes!] soit le manuel des jeunes hommes qui se cherchent à tâtons! Je leur donne une idée et une méthode.»

Et Jules Renard notera scrupuleusement — et avec une maîtrise d'expression qu'il faut admirer — les moindres images de l'observateur, tel qu'il se révèle dans les *Histoires naturelles*, — ses réflexions sur les femmes, les amis (il faudrait les réunir en une petite anthologie — fort pessimiste), les domestiques, les enfants, le travail du littérateur, — ses souvenirs sur son père, sa mère et son frère, si émouvants, sur ses relations littéraires avec Rostand, Capus, Guitry, Antoine et les fondateurs du *Mercure de France*, — ses impressions de lectures, — ses observations sur les paysans, les comédiens, les mondains, les hommes de lettres, sur la nature, sur Paris, sur lui-même. C'est toute une époque qui revit dans ce Journal, non pas à la manière des Goncourt toujours affamés de potins, de médisances, de scandales, mais à la manière d'un homme qui sait s'enthousiasmer pour les tempéraments les plus opposés tout en discernant d'un coup d'œil infaillible les moindres défauts. C'est aussi l'histoire intime de ses œuvres, de ses certitudes et de ses déceptions. Jamais peut-être écrivain ne se sera mieux pénétré. Le jugement de l'avenir sur Renard, mais il aura été porté par lui-même. Peut-être faudra-t-il insister davantage sur l'aspect positif de son talent! Et l'on se rendra compte que par sa volonté ardente de perfection, J. Renard est bien de la lignée de Flaubert, que chez lui aussi l'artiste fut en partie menacé de stérilité par le besoin paralysant de parvenir à une forme adéquate à la pensée. Il s'en rendit compte lui-même, et c'est ce qu'on ne saurait s'empêcher d'admirer, cette suprême lucidité! Mais le *Journal*, en s'ajoutant aux œuvres publiées du vivant de

Renard, complète la physionomie de l'écrivain lui-même: c'est une œuvre nouvelle qui s'offre à nous — peut-être, ainsi qu'il en eut le pressentiment (14 novembre 1900) — la meilleure, puisqu'il s'y révèle moraliste profond, une sorte de La Bruyère moderne. Oui, un La Bruyère, et le rapprochement est de lui également. Le *Journal*, c'est-à-dire l'équivalent des *Caractères*, était précisément la forme littéraire qui convenait à sa forme de pensée. Il avait l'ambition de tout resserrer en une formule dont le style eût été «vertical, diamanté, sans bavures.» Le roman exigeait trop d'enchaînements, la petite pièce en un acte, comme le *Pain en ménage*, se prêtait déjà beaucoup mieux à son dessein. Son admiration pour la fécondité de Hugo n'était qu'une compensation inconsciente de cette tendance fondamentale chez lui de condenser, de concentrer à l'extrême sa vision et sa pensée.

Je voudrais pouvoir clore ces simples remarques sur une œuvre capitale de la dernière génération du XIX[e] siècle par quelques citations qui donneraient une idée de la manière de Jules Renard. Mais il n'est guère aisé de choisir dans cette multitude de phrases à l'emporte-pièce:

— Il y a des moments où j'ai envie de mourir. Alors, la mort, ça m'est égal.

— Pour décrire un paysan, il ne faut pas se servir de mots qu'il ne comprend pas.

— Ce qui me sauvera, c'est un goût que j'ai, un arrière-goût de sainteté.

— Le chat, c'est la vie des meubles.

— Les lames de fond de l'amitié. Tout à coup on se sent séparé par la pleine mer.

— Ce qu'on ressent pour certaines femmes, ce n'est pas de l'amour, ce n'est pas de l'amitié non plus: c'est de la tendresse.

— J'ai l'air stupide. C'est l'heure où mon esprit est au pâturage.

— Ah! peut-être que jamais l'homme n'a dit un seul mot *vrai*! (après une observation qu'il croit exagérée, parçe qu'elle trahit son envie).

Mais le vrai, le grand Renard, peut-être est-il dans le récit poignant qu'il fait pour lui seul de la mort de son père et de sa mère — des deux êtres qui furent la — tragédie de son existence.

Livre reçu: *Mes Souvenirs* sur le théâtre Antoine et sur l'Odéon (A. Antoine-Grasset).

Ce livre apporte enfin sur la grande et noble tentative de rénovation théâtrale d'Antoine des documents où pourront puiser les historiens de la littérature — et aussi les historiens de toutes les petites intrigues . . . de coulisse, au milieu desquelles l'énergie de l'artiste sut se garder indemne. J'en parlerai plus longuement quand paraîtront les *Souvenirs sur l'Odéon* (2[e] Direction). Je rappellerai qu'Antoine a déjà publié chez Fayard ses *Souvenirs sur le Théâtre Libre*.

VI. Marcel Proust.

Enfin l'oeuvre de Proust nous est connue dans sa totalité, et c'est le dernier volume du *Temps retrouvé* qui nous apporte vraiment la clé de l'énigme psychologique et artistique que restait pour nous le cas de l'écrivain quittant brusquement la vie mondaine pour se vouer exclusivement à la résurrection du passé vécu. Je me contenterai de signaler ici la méditation de Proust dans la

bibliothèque de l'hôtel de Guermantes (Chapitre III, p. 7 à 78), elle est capitale pour qui veut se rendre compte nettement de la place de Proust dans l'évolution du roman psychologique français (en particulier la page 48). Les fidèles de Proust liraient aussi avec profit une étude du premier biographe spirituel de Proust, je veux dire: Léon Pierre Quint[1]), étude parue dans le numéro de Mars d'*Europe*, de même que les *Cahiers Marcel Proust* (N. R. F.) qui comprendront un volume d'hommage (déjà paru, et comportant des études et des souvenirs de Français et d'étrangers), un répertoire d'*A la Recherche du Temps perdu* (liste de tous les personnages du livre rangés par ordre alphabétique, avec indications de leurs actes, de leurs sentiments, par Charles Daudet), des *Morceaux choisis*, *Correspondance*, *des textes inédits*, accompagnés d'études biographiques et critiques.

Paris. Christian Sénéchal.

BERICHTIGUNG ZU LERCHS KONJUNKTIV-ARTIKEL S. 81ff.

Lerch schreibt S. 100 Anm. 1: „Kalepky, der in der Zeitschr. f. frz. Spr. . . . auf das heftigste gegen meinen Konjunktiv des psychologischen Subjekts polemisiert, hat es für richtig gehalten diese meine Aufstellung (?)" — von mir gesperrt und mit Fragezeichen versehen — „an anderer Stelle ohne Quellenangabe zu benutzen". So Lerch. Ich stehe vor einem Rätsel. Meint Lerch mit „diese meine Aufstellung" die unmittelbar vorher erörterte Tatsache, daß nach *de ce que* bei intransitiven Verben der Gemütsbewegung heutzutage ebensohäufig der Konjunktiv wie der Indikativ anzutreffen ist, so wäre darauf zu erwidern, daß ich niemals eine darauf bezügliche „Aufstellung" von ihm zu Gesicht bekommen, sondern meine Kenntnis lediglich aus der Lektüre moderner Schriftsteller geschöpft habe. Soll sich aber sein Vorwurf des Plagiats auf die (an der von ihm zitierten Stelle) von mir gebrauchte Ausdrucksweise „Kernpunkt der Aussage", „das dem Hörer Neue, Wichtige, Bedeutsame" beziehen, dann wäre das ein Beweis dafür, daß alle meine kürzeren oder längeren Darlegungen über das Wesen des Konjunktivs — vom Jahre 1894 an (wo ich in der Zeitschr. f. rom. Phil. S. 159ff.) gegen Toblers Erklärung des Konjunktivs in *Un des bons dîners que j'aie faits* Einspruch erhob (bis zur Gegenwart (vgl. Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit. L, 45ff. „Die Modi des frz. Verbs") — ihm völlig unverständlich geblieben sind. Ich habe nie gelehrt, daß der Indikativ der „Modus der Tatsächlichkeit" und der Konjunktiv „der Modus des Irrealen" (S. 103) sei, sondern stets deutlich gesagt, daß der Indikativ den betr. Sachverhalt ausdrücklich als real hinstellt, seine Realität nachdrücklich „konstatiere", während der Konjunktiv — genau so wie gérondif und infinitif — die Realitätsfrage völlig „ignoriere", außer Acht lasse, daß er, um Regulas kurzen Ausdruck zu gebrauchen „amodal" sei und daher ebensowohl von tatsächlich realen wie von irrealen „Verläufen" d. h. Zuständen oder Vorgängen) gebraucht werden könne[2]). Damit ist doch auch ohne weiteres gegeben, daß der

---

[1]) Voir une chronique précédente.

[2]) Ich sehe mit Vergnügen, daß Lerch an zwei Stellen seines Artikels diesen von mir stets betonten Umstand, daß der Konjunktiv auch Tatsächliches, Reales ausdrücken kann, zur Sprache

Indikativ vor allem für das „Wichtige", das „im Kernpunkt der Aussage Stehende", das, was der Sprechende als das dem Hörer „Neue", „Bedeutsame" ansieht (wie ich statt des wissenschaftlich unhaltbaren Ausdrucks „psycholog. Prädikat" sage) in Betracht kommt; der Konjunktiv dagegen für das dem Hörer schon „Bekannte", schon „Vorschwebende", also „minder Wichtige", (wie ich statt des verkehrten Ausdrucks „psycholog. Subjekt" — vgl. *Neuaufbau der Grammatik* Kap. V — sage). „Ausdrückliche Betonung" des Realitätsmoments ist doch nur bei „Wichtigem", seine Vernachlässigung nur bei „minder Wichtigem" am Platze. Meine „heftige" Polemik richtet sich auch keineswegs gegen Lerchs Zuhilfenahme des „psycholog. Subjekts an und für sich, sondern nur gegen seine maßlose Überspannung dieses Erklärungsprinzips, wie sie hauptsächlich in folgenden zwei Punkten zutage tritt. Einmal darin, daß er öfters Konjunktivfälle durch Annahme eines „psycholog. Subjekts" erklären will, bei denen ein solches absolut nicht vorliegt, oder (mit richtigerer Ausdrucksweise): in denen es sich keineswegs um etwas schon „Bekanntes", schon dem Hörer „Vorschwebendes" handelt, wie z. B. in den zehn von Soltmann für den Konjunktiv nach *il arrive* gegebenen Belegen. Ich mußte seine Interpretation des Satzes „*Il arrive que, dans un moment de crise, on écrive des choses dont ensuite on se repent*", nämlich: „Daß man dergleichen schreibt, das kommt vor" als willkürlich und ungenau ablehnen, mit dem Hinweis, daß, wenn der Autor dies gemeint hätte, ihm im Französischen ebenfalls die Voranstellung des *que*-Satzteils zur Verfügung gestanden hätte. Zweitens überging Lerch — und übergeht immer noch in der hier in Rede stehenden Abhandlung — die wichtigen Fälle: *je vois* (*bien*) *que, j'entends* (*bien*) *que, j'apprends* (*bien*) *que, je sais* (*bien*) *que, j'avoue* (*bien*) *que, je déclare* (*bien*) *que* — von *je dis* (*bien*) *que* und *je crois* (*bien*) *que* wird gleich noch besonders zu sprechen sein — und ähnlichen, bei welchen allen im nachfolgenden Objektssatzteil stets und ausnahmslos auch dann der Indikativ steht, wenn es sich um etwas dem Hörer wohl Bekanntes, ja seinen Sinnen Gegenwärtiges (also nach Lerchs Terminologie: um ein „psycholog. Subjekt") handelt. All diese Fälle hat Regula offen und ehrlich als dem „Prinzip des thematischen" bzw. „ergriffenen" Objektivs zuwiderlaufend, also als „Ausnahmen" anerkannt. Er führt selbst die Lesebuchanekdote an: Dis donc, l'ami, où est donc le pont ? — Il est tombé dans la rivière. — *On voit bien* qu'il *est* tombé dans la rivière; mais je voudrais bien savoir quel est le chemin qui conduit à la ville. — C'est facile, monsieur: tous les chemins vont à la ville. Est-ce que vous ne le savez pas ? — Parbleu! *je sais bien* que tout chemin *conduit* à la ville usw. Kann es klarere, krassere Fälle des „psycholog. Subjekts" geben als die hier bei *on voit bien* und *je sais bien* vorliegenden ? Und doch „steht" hier nicht nur nicht der Konjunktiv, sondern er ist nach

---

bringt, ohne daß ich dabei gleich (wie er) unbefugte Entlehnung wittere. Lerchs Neigung, Plagiate und Entlehnungen anzunehmen, grenzt ans Krankhafte! (Vgl. hier S. 81, 82, 103 und *Idealist. Philol.* 1927 S. 334f.) [Korr.-N.: Daß der von mir gebrauchte Ausdruck *präsentativ* (Gegensatz *apperzeptiv*) mit Voßlers *präsentierend* (Gegensatz *definierend!!*) nichts weiter als die beiden ersten Silben gemein hat, habe ich inzwischen in der Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit. LI, 339ff. nachgewiesen.]

dem gesamten französischen Sprachverfahren überhaupt undenkbar, weil die Sprache in all diesen Fällen (trotz psychol. Subjekts!) Wert darauf legt, das Realitätsmoment des thematischen Objektivs gebührend zu berücksichtigen, die Realität deutlich zum Ausdruck zu bringen. Wie verfährt nun Lerch bei *je dis* (*bien*) *que* und *je crois* (*bien*) *que*? Bezüglich des ersten sagt er kühn (S. 88 Anm. 2): „Positives *Je dis* wird kaum jemals vorkommen, denn statt *Je dis qu'il est venu* sagt man einfach: *Il est venu.*" Aber wenn nun der Partner auf Grund eines Mißverständnisses gesagt hat: *Comment! tu doutes qu'il soit venu?* Warum soll der Betreffende dann nicht nachdrücklich erklären: *Mais écoute donc mieux! Je dis qu'il est venu.* Und bezüglich *je crois bien que* gibt Lerch zu, in (von ihm gesammelten) zahlreichen Beispielen mit dieser Einleitungsformel nie den Konjunktiv gefunden zu haben, wohl aber in einem — von ihm und Regula unabhängig voneinander gefundenen — Satze Courtelines: *Je le crois sacrebleu bien, qu'il ne puisse tenir sur ses pieds* usw. und glaubt damit den „absolut zuverlässigen" Beleg für *je crois bien* mit Konjunktiv gefunden zu haben, den ich *Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit.* 1927 S. 502 gefordert hatte. Ich bedauere, ihm darin nicht zustimmen zu können. Denn erstens ist hier der *que*-Satzteil gar nicht Objekt zu *je crois*, sondern eine — wie das beachtenswerte Komma zeigt, aus dem Satzverbande losgelöste — Apposition zu *le*, dem wahren Objekt von *je crois* (genau so wie bei *Qu'il ne puisse . . . je le crois bien*). Und zweitens verleiht das sacrebleu dem „regierenden" Ausdruck doch offensichtlich affektiven Charakter, so daß der Konjunktiv danach mindestens ebenso normal ist, wie nach *concevoir, comprendre, s'expliquer* „natürlich finden", *expliquer* „begreiflich machen", *cela se voit tous les jours que* „es liegt doch nichts Auffälliges darin" und was dergleichen mehr. Ich muß also die „absolute Zuverlässigkeit" dieses Belegs in Abrede stellen, um so mehr, als ich — den Ausführungen Lerchs in dieser Zeitschrift 27, 339 entsprechend — ausdrücklich die Formel *je crois bien que* (nichts anderes, kein Komma, kein Zusatz, erst recht kein affektiv gefärbtes, sondern „reines" Verb des Glaubens!) zur Bedingung gemacht hatte (a. a. O. S. 502). Übrigens würden ja, selbst wenn unser Beispiel gelautet hätte:* *Je crois bien qu'il ne puisse tenir sur ses pieds.* — (Vgl. *Il est certain qu'une lettre m'attende* S. 92, wo schon ein *Il est certain*: *J'aurai une lettre! J'en suis sûre* vorhergeht, also das letzte *il* — dem *en* entsprechend — auf den ganzen Sachverhalt gehen könnte (synonym mit *ce*) etwa gleich *Il est certain,* (Komma!) *qu'une lettre m'attende*), doch immer noch die Belege für die oben aufgeführten Verba: *voir, entendre sentir, savoir, dire, déclarer, avouer* usw. fehlen, also Lerchs Hypothese auch durch ein „absolut zuverlässiges" *je crois bien*-Beispiel immer noch nicht bewiesen sein.

Schlachtensee-Berlin. Theodor Kalepky.

DIE LUSO-BRASILIANISCHE SPRACHE UND IHRE WANDLUNGEN.

„Brasilien ist gegenwärtig das größte portugiesische Sprachgebiet, und daher wird, nach menschlicher Voraussicht, Portugiesisch dereinst eine der meistgesprochenen Sprachen der Welt sein. Man kann wohl sagen, daß die Beschäftigung mit der portugiesischen Sprache nicht nur unerläßlich für einen jeden ist, der in Beziehungen zu Portugal und seinen Kolonien oder zu Brasilien tritt, sondern auch interessant und lehrreich für denjenigen, der das portugiesische oder das brasilianische Volk kennen und verstehen lernen will. Nur wer sich in einer fremden Umgebung über die geschichtliche und kulturelle Entwicklung des Landes und seiner Bewohner zu unterrichten sucht, wird die Dinge und Menschen um sich herum ganz begreifen lernen und wird aus dieser Erkenntnis nicht nur reichen ideellen, sondern auch materiellen Nutzen ziehen. Die Beschäftigung mit der Sprache eines fremden Landes ist eins der Mittel, diesem Ziele näher zu kommen."

Friedrich Sommer im Kalender für die Deutschen in Brasilien 1918.

„A lingua é um meio de expressão. Modifica se sempre no sentido de augmentar o poder da expressão."

Monteiro Lobato in „O Diccionario Brasileiro."

Unlängst ging mir ein Bücherpaket aus Brasilien zu, zu welchem der Verfasser und freundliche Spender folgende Widmung geschrieben hatte: „A . . . L. E., amiga da lingua portuguesa, oferece Monteiro Lobato estes tres documentos de como, na passagem para um outro continente, as linguas se modificam."

Der Verfasser war mir, bis auf einige fragmentarische Übersetzungen des oben gleichfalls angeführten Herrn Fr. Sommer, bisher unbekannt; und ich weiß auch nicht, ob er zufällig Kenntnis hatte von einer vorhergehenden Kontroverse zwischen mir und einigen brasilianischen und deutsch-brasilianischen Sprachwissenschaftlern, zu der meine Lehrbücher der portugiesischen Sprache für Deutsche und ihre Adaptation für Englisch, Französich, Spanisch, Italienisch und Holländisch Anlaß und der 7. Band meiner „*Sammlung neuerer portugiesischer Schriftsteller*" den unmittelbaren Anstoß gegeben hatte, indem jene Herren die darin verwandte Reformorthographie und portugiesische Orthoepie teils heftig bekämpften, teils ihr eifrig zustimmten. Auch weiß ich nicht, welchen Standpunkt Herr Monteiro Lobato in dieser Frage vertritt, — nichts aber konnte mir gelegener kommen als diese Sendung. In einem Aufsatze, betitelt „O Diccionario Brasileiro", findet sich der oben zitierte Aphorismus, der die Ursache der sprachlichen Wandlungen ausdrückt: Übergang einer Sprache in einen anderen Erdteil. Da dieser neue Erdteil anderes Klima andere Fauna und Flora, andere Lebensbedingungen aufweist, die die Sprache zum Ausdruck bringen muß, wird sie neue Wörter, neue sprachliche Wendungen bilden, ganz abgesehen von den Fortschritten der Technik, die

zwangsläufig in *allen* Sprachen und Ländern Neubildungen in großem Maße heischt.

Für Brasilien kommt hinzu, daß infolge der starken Einwanderung die Bevölkerung ein Gemisch aufweist, von dem nicht nur jede Rasse, jede Nation, sondern selbst jede Region, ja, jedes Individuum eigene Ausdrücke hat, die mit den im Ansiedlungsgebiet vorgefundenen vermischt, wiederum besondere Vokabeln und, je nach Herkunft des Siedlers, besondere Aussprache ergeben, so daß brasilianische Akademiker (wie u. a. der frühere Präsident der Akademie Dr. Meirelles Albuquerque) — vielleicht mit einiger Übertreibung — behaupten, es gebe so viele verschiedene Aussprachen des Brasilianischen, wie es Regionen, ja, wie es Einzelmenschen gebe. Für jede Sonderaussprache eine deckende Lautschrift oder eine „*Recht*"-Schreibung, die diesen Namen verdient, zu geben, wäre ein aussichtsloses, ja undenkbares Beginnen. Denn heute, nach 400 Jahren der Entdeckung Brasiliens, ist (nach Monteiro Lobato) die Verschiedenartigkeit der Aussprache so akzentuiert, daß ein Landmann aus dem Minho von einem Jéca von São Paulo oder einem Gaúcho aus Rio Grande do Sul nicht verstanden wird, noch ihn versteht[1]).

Bei den kultivierten Klassen sind, wie Monteiro Lobato und andere Herren (Deutsche, die Gelegenheit hatten, es zu beobachten) mir bestätigen, die Unterschiede in der Aussprache und im Gebrauch der Neuschöpfungen geringer; man behauptet sogar: kaum oder gar nicht wahrnehmbar. Ich selbst hatte in Portugal, wo ich in brasilianischen Familien verkehrte und Brasilianer unter meine Schüler zählte, wie auch während des Krieges, wo ich im Hamburger Kolonialinstitut eine größere Anzahl Brasilianer in meinem portugiesischen Oberkursus sah, Gelegenheit, festzustellen, daß beim gegenseitigen Verständnis nicht mehr Schwierigkeiten zu überwinden waren als etwa einem Landsmann gegenüber, den wir zum ersten Male sprechen hören.

Fest zugreifend, ohne schönklingende Phrasen, aber geistvoll, *bestätigt* Monteiro Lobato nicht nur die Unterschiede zwischen dem Portugiesischen und dem Brasilianischen, sondern er *behandelt* sie auch, macht sie greifbar. Selbst da, wo er nichts Neues sagt oder sarkastisch wird, sagt er es mit Grazie. Die portugiesische Sprache, so führt er aus, ist aus dem Lateinischen entstanden durch eine volkstümliche *Korrumpierung* dieser Sprache; und das Brasilianische ist aus dem Portugiesischen entstanden. Der Bildungsprozeß ist derselbe: *Korrumpierung* der Muttersprache. „Die harmlose Naivetät der Grammatiker nennt ‚korrumpieren', was die Biologen mit ‚entwickeln' bezeichnen. Nehmen wir den

unter den Brisen des Mittelmeers gedieh, nach ruhmreich beendetem biologischem Kreislauf gestorben ist, wie Bäume sterben: abgeborkt, von Wucherpflanzen erstickt, zersplittert und schließlich von dem unbewußt die Axt der Entwicklung schwingenden Barbaren niedergelegt. Seine Art aber pflanzte er fort in seinen Töchtern, diesen reichbelaubten Sprößlingen, die heut die neulateinische Familie ausmachen. „Schöne Schwesterschaft! Vier Schwestern, reich an literarischen Schätzen, wie die portugiesische, die italienische, die französische, die spanische und eine weitere, demütig in die Schluchten des Balkans eingekeilt: die rumänische. Und alle saftstrotzend, reich und ihrerseits fähig, in prachtvollem Nachwuchs, aus dem die Enkelinnen der lateinischen Sprache hervorgehen werden, aufs neue zu erblühen. Hier bei uns — so sagt Monteiro Lobato — haben wir schon die eifrig plappernde Enkelin Nr. 1, eine Subvarietät der portugiesischen Varietät. Es ist die Landessprache, die allgemeine Sprache dieser 25 Millionen Menschen, die wir sind[1]). Sie besteht in unserem Gebiet neben der Sprachenmutter, der amtlichen, der portugiesischen Sprache. Ein demütiges Mädchen vom Lande, im Schoß des Landvolks und in den Niederungen der Städte erwachsen, haben ihm die Höflinge und Magnaten, die um die metropolitanische Königin-Mutter herumscharmuzieren, Brot und Wasser verweigert. Trotzdem wächst das Mädchen heran, im Schoß des Volkes liebevoll genährt. Schon ist *sie* es, die Enkelin, und nicht die gelehrte Ahne, die den notwendigen geistigen Verkehr unter dem Landvolk, den niederen Stadtleuten und den Literaten vermittelt, die sich an die beiden Volksschichten und nicht an die oberen Zehntausend wendet. In ihr stammelt der Sertanejo[2]) seine Liebe, führt der Gaúcho[3]) das große Wort, weint der Einsame, singt der Kuhhirt und klagt der Seringuirer[4]). Schon machen Dichter ihr den Hof, verführt von ihrer knospenden Anmut, wie auch Prosaverehrer, denen ihre schmachtende, naive, ausdrucksvolle, bilder-, farben- und duftreiche Sprache, die voll der Herbe des brasilianischen Bodens ist, den Kopf verdrehte.

Dies Mädchen wird wachsen, wird zum Weibe werden und eines Tages sich auf den heut noch von seiner stolzen Mutter eingenommenen Thron setzen. Und sie wird herrschen in ganz Brasilien — nicht wie heut: heimlich und scheu, sondern öffentlich, von Rechts wegen; nicht nur in der gesprochenen Sprache, sondern in der gesprochenen, der geschriebenen und der gelehrten. Und die alte Königin-Mutter, die hier herrscht, aber nicht gedeiht, wird endgültig zum Besten der Bastardtochter abdanken, die sie heut verleugnet, nicht kennen will und die sie schmäht als Verfälscherin einstiger Reinheit. —

Das wird noch hundert Jahre dauern? Mag es doch! Hundert, zweihundert, fünfhundert — das bedeutet nichts im Leben eines Volkes!

Und die junge B[illegible]ina hat keine Eile. Sie kümmert sich nicht um die Zeit [illegible] und lacht unbekümmert am Rande

---

[1]) Die Einw[illegible]on Brasilien wurde für Ende [illegible]926 mit [illegible]ill. errec[illegible]

[2]) Bewohr[illegible]o (= unkultiviertes Gebiet).

[3]) Bewoh[illegible] Grande do Sul.

[4]) Der [illegible] meist im [illegible]azonen[illegible] [illegible], au[illegible]nga (= G[illegible]) gem[illegible]

dem gesamten französischen Sprachverfahren überhaupt undenkbar, weil die Sprache in all diesen Fällen (trotz psychol. Subjekts!) Wert darauf legt, das Realitätsmoment des thematischen Objektivs gebührend zu berücksichtigen, die Realität deutlich zum Ausdruck zu bringen. Wie verfährt nun Lerch bei *je dis* (*bien*) *que* und *je crois* (*bien*) *que*? Bezüglich des ersten sagt er kühn (S. 88 Anm. 2): „Positives *Je dis* wird kaum jemals vorkommen, denn statt *Je dis qu'il est venu* sagt man einfach: *Il est venu.*" Aber wenn nun der Partner auf Grund eines Mißverständnisses gesagt hat: *Comment! tu doutes qu'il soit venu*? Warum soll der Betreffende dann nicht nachdrücklich erklären: *Mais écoute donc mieux! Je dis qu'il est venu.* Und bezüglich *je crois bien que* gibt Lerch zu, in (von ihm gesammelten) zahlreichen Beispielen mit dieser Einleitungsformel nie den Konjunktiv gefunden zu haben, wohl aber in einem — von ihm und Regula unabhängig voneinander gefundenen — Satze Courtelines: *Je le crois sacrebleu bien, qu'il ne puisse tenir sur ses pieds* usw. und glaubt damit den „absolut zuverlässigen" Beleg für *je crois bien* mit Konjunktiv gefunden zu haben, den ich *Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit.* 1927 S. 502 gefordert hatte. Ich bedauere, ihm darin nicht zustimmen zu können. Denn erstens ist hier der *que*-Satzteil gar nicht Objekt zu *je crois*, sondern eine — wie das beachtenswerte Komma zeigt, aus dem Satzverbande losgelöste — Apposition zu *le*, dem wahren Objekt von *je crois* (genau so wie bei *Qu'il ne puisse . . . je le crois bien*). Und zweitens verleiht das sacrebleu dem „regierenden" Ausdruck doch offensichtlich affektiven Charakter, so daß der Konjunktiv danach mindestens ebenso normal ist, wie nach *concevoir*, *comprendre*, *s'expliquer* „natürlich finden", *expliquer* „begreiflich machen", *cela se voit tous les jours que* „es liegt doch nichts Auffälliges darin" und was dergleichen mehr. Ich muß also die „absolute Zuverlässigkeit" dieses Belegs in Abrede stellen, um so mehr, als ich — den Ausführungen Lerchs in dieser Zeitschrift 27, 339 entsprechend — ausdrücklich die Formel *je crois bien que* (nichts anderes, kein Komma, kein Zusatz, erst recht kein affektiv gefärbtes, sondern „reines" Verb des Glaubens!) zur Bedingung gemacht hatte (a. a. O. S. 502). Übrigens würden ja, selbst wenn unser Beispiel gelautet hätte:* *Je crois bien qu'il ne puisse tenir sur ses pieds.* — (Vgl. *Il est certain qu'une lettre m'attende* S. 92, wo schon ein *Il est certain*: *J'aurai une lettre! J'en suis sûre* vorhergeht, also das letzte *il* — dem *en* entsprechend — auf den ganzen Sachverhalt gehen könnte (synonym mit *ce*) etwa gleich *Il est certain*, (Komma!) *qu'une lettre m'attende*), doch immer noch die Belege für die oben aufgeführten Verba: *voir*, *entendre sentir*, *savoir*, *dire*, *déclarer*, *avouer* usw. fehlen, also Lerchs Hypothese auch durch ein „absolut zuverlässiges" *je crois bien*-Beispiel immer noch nicht bewiesen sein.

Schlachtensee-Berlin. Theodor Kalepky.

DIE LUSO-BRASILIANISCHE SPRACHE UND IHRE WANDLUNGEN.

„Brasilien ist gegenwärtig das größte portugiesische Sprachgebiet, und daher wird, nach menschlicher Voraussicht, Portugiesisch dereinst eine der meistgesprochenen Sprachen der Welt sein. Man kann wohl sagen, daß die Beschäftigung mit der portugiesischen Sprache nicht nur unerläßlich für einen jeden ist, der in Beziehungen zu Portugal und seinen Kolonien oder zu Brasilien tritt, sondern auch interessant und lehrreich für denjenigen, der das portugiesische oder das brasilianische Volk kennen und verstehen lernen will. Nur wer sich in einer fremden Umgebung über die geschichtliche und kulturelle Entwicklung des Landes und seiner Bewohner zu unterrichten sucht, wird die Dinge und Menschen um sich herum ganz begreifen lernen und wird aus dieser Erkenntnis nicht nur reichen ideellen, sondern auch materiellen Nutzen ziehen. Die Beschäftigung mit der Sprache eines fremden Landes ist eins der Mittel, diesem Ziele näher zu kommen."

Friedrich Sommer im Kalender für die Deutschen in Brasilien 1918.

„A lingua é um meio de expressão. Modifica se sempre no sentido de augmentar o poder da expressão."
Monteiro Lobato in „O Diccionario Brasileiro."

Unlängst ging mir ein Bücherpaket aus Brasilien zu, zu welchem der Verfasser und freundliche Spender folgende Widmung geschrieben hatte: „A . . . L. E., amiga da lingua portuguesa, oferece Monteiro Lobato estes tres documentos de como, na passagem para um outro continente, as linguas se modificam."

Der Verfasser war mir, bis auf einige fragmentarische Übersetzungen des oben gleichfalls angeführten Herrn Fr. Sommer, bisher unbekannt; und ich weiß auch nicht, ob er zufällig Kenntnis hatte von einer vorhergehenden Kontroverse zwischen mir und einigen brasilianischen und deutsch-brasilianischen Sprachwissenschaftlern, zu der meine Lehrbücher der portugiesischen Sprache für Deutsche und ihre Adaptation für Englisch, Französich, Spanisch, Italienisch und Holländisch Anlaß und der 7. Band meiner „*Sammlung neuerer portugiesischer Schriftsteller*" den unmittelbaren Anstoß gegeben hatte, indem jene Herren die darin verwandte Reformorthographie und portugiesische Orthoepie teils heftig bekämpften, teils ihr eifrig zustimmten. Auch weiß ich nicht, welchen Standpunkt Herr Monteiro Lobato in dieser Frage vertritt, — nichts aber konnte mir gelegener kommen als diese Sendung. In einem Aufsatze, betitelt „O Diccionario Brasileiro", findet sich der oben zitierte Aphorismus, der die Ursache der sprachlichen Wandlungen ausdrückt: Übergang einer Sprache in einen anderen Erdteil. Da dieser neue Erdteil anderes Klima andere Fauna und Flora, andere Lebensbedingungen aufweist, die die Sprache zum Ausdruck bringen muß, wird sie neue Wörter, neue sprachliche Wendungen bilden, ganz abgesehen von den Fortschritten der Technik, die

zwangsläufig in *allen* Sprachen und Ländern Neubildungen in großem Maße heischt.

Für Brasilien kommt hinzu, daß infolge der starken Einwanderung die Bevölkerung ein Gemisch aufweist, von dem nicht nur jede Rasse, jede Nation, sondern selbst jede Region, ja, jedes Individuum eigene Ausdrücke hat, die mit den im Ansiedlungsgebiet vorgefundenen vermischt, wiederum besondere Vokabeln und, je nach Herkunft des Siedlers, besondere Aussprache ergeben, so daß brasilianische Akademiker (wie u. a. der frühere Präsident der Akademie Dr. Meirelles Albuquerque) — vielleicht mit einiger Übertreibung — behaupten, es gebe so viele verschiedene Aussprachen des Brasilianischen, wie es Regionen, ja, wie es Einzelmenschen gebe. Für jede Sonderaussprache eine deckende Lautschrift oder eine „*Recht*"-Schreibung, die diesen Namen verdient, zu geben, wäre ein aussichtsloses, ja undenkbares Beginnen. Denn heute, nach 400 Jahren der Entdeckung Brasiliens, ist (nach Monteiro Lobato) die Verschiedenartigkeit der Aussprache so akzentuiert, daß ein Landmann aus dem Minho von einem Jéca von São Paulo oder einem Gaúcho aus Rio Grande do Sul nicht verstanden wird, noch ihn versteht[1]).

Bei den kultivierten Klassen sind, wie Monteiro Lobato und andere Herren (Deutsche, die Gelegenheit hatten, es zu beobachten) mir bestätigen, die Unterschiede in der Aussprache und im Gebrauch der Neuschöpfungen geringer; man behauptet sogar: kaum oder gar nicht wahrnehmbar. Ich selbst hatte in Portugal, wo ich in brasilianischen Familien verkehrte und Brasilianer unter meine Schüler zählte, wie auch während des Krieges, wo ich im Hamburger Kolonialinstitut eine größere Anzahl Brasilianer in meinem portugiesischen Oberkursus sah, Gelegenheit, festzustellen, daß beim gegenseitigen Verständnis nicht mehr Schwierigkeiten zu überwinden waren als etwa einem Landsmann gegenüber, den wir zum ersten Male sprechen hören.

Fest zugreifend, ohne schönklingende Phrasen, aber geistvoll, *bestätigt* Monteiro Lobato nicht nur die Unterschiede zwischen dem Portugiesischen und dem Brasilianischen, sondern er *behandelt* sie auch, macht sie greifbar. Selbst da, wo er nichts Neues sagt oder sarkastisch wird, sagt er es mit Grazie. Die portugiesische Sprache, so führt er aus, ist aus dem Lateinischen entstanden durch eine volkstümliche *Korrumpierung* dieser Sprache; und das Brasilianische ist aus dem Portugiesischen entstanden. Der Bildungsprozeß ist derselbe: *Korrumpierung* der Muttersprache. „Die harmlose Naivetät der Grammatiker nennt ‚korrumpieren', was die Biologen mit ‚entwickeln' bezeichnen. Nehmen wir den Makel auf uns, um erhobenen Hauptes das lusitanische Idiom weiter zu korrumpieren, in der Gewißheit, uns verdient zu machen. *Neue Umgebung, neue Menschen, neue Dinge, neue Notwendigkeiten im Ausdruck, neue Sprache!*" Das ist logisch, ist einleuchtend, ist überzeugend, ist Lapidarstil ohne Sentimentalitäten, ohne unbewiesene Behauptungen.

In einem Kapitel, betitelt „Dialecto caipira"[2]), führt derselbe Verfasser aus, daß der große lateinische Stammbaum, der

---

[1]) In Deutschland und anderen Ländern haben wir ja die gleichen Erscheinungen.

[2]) Caipira heißt der aus einer Verbindung zwischen Portugiesen und Indianern stammende Mischling; im weiteren Sinne der Bewohner des Urwalds, der Bauer, der Unkultivierte.

unter den Brisen des Mittelmeers gedieh, nach ruhmreich beendetem biologischem Kreislauf gestorben ist, wie Bäume sterben: abgeborkt, von Wucherpflanzen erstickt, zersplittert und schließlich von dem unbewußt die Axt der Entwicklung schwingenden Barbaren niedergelegt. Seine Art aber pflanzte er fort in seinen Töchtern, diesen reichbelaubten Sprößlingen, die heut die neulateinische Familie ausmachen. „Schöne Schwesterschaft! Vier Schwestern, reich an literarischen Schätzen, wie die portugiesische, die italienische, die französische, die spanische und eine weitere, demütig in die Schluchten des Balkans eingekeilt: die rumänische. Und alle saftstrotzend, reich und ihrerseits fähig, in prachtvollem Nachwuchs, aus dem die Enkelinnen der lateinischen Sprache hervorgehen werden, aufs neue zu erblühen. Hier bei uns — so sagt Monteiro Lobato — haben wir schon die eifrig plappernde Enkelin Nr. 1, eine Subvarietät der portugiesischen Varietät. Es ist die Landessprache, die allgemeine Sprache dieser 25 Millionen Menschen, die wir sind[1]). Sie besteht in unserem Gebiet neben der Sprachenmutter, der amtlichen, der portugiesischen Sprache. Ein demütiges Mädchen vom Lande, im Schoß des Landvolks und in den Niederungen der Städte erwachsen, haben ihm die Höflinge und Magnaten, die um die metropolitanische Königin-Mutter herumscharmuzieren, Brot und Wasser verweigert. Trotzdem wächst das Mädchen heran, im Schoß des Volkes liebevoll genährt. Schon ist *sie* es, die Enkelin, und nicht die gelehrte Ahne, die den notwendigen geistigen Verkehr unter dem Landvolk, den niederen Stadtleuten und den Literaten vermittelt, die sich an die beiden Volksschichten und nicht an die oberen Zehntausend wendet. In ihr stammelt der Sertanejo[2]) seine Liebe, führt der Gaúcho[3]) das große Wort, weint der Einsame, singt der Kuhhirt und klagt der Seringuirer[4]). Schon machen Dichter ihr den Hof, verführt von ihrer knospenden Anmut, wie auch Prosaverehrer, denen ihre schmachtende, naive, ausdrucksvolle, bilder-, farben- und duftreiche Sprache, die voll der Herbe des brasilianischen Bodens ist, den Kopf verdrehte.

Dies Mädchen wird wachsen, wird zum Weibe werden und eines Tages sich auf den heut noch von seiner stolzen Mutter eingenommenen Thron setzen. Und sie wird herrschen in ganz Brasilien — nicht wie heut: heimlich und scheu, sondern öffentlich, von Rechts wegen; nicht nur in der gesprochenen Sprache, sondern in der gesprochenen, der geschriebenen und der gelehrten. Und die alte Königin-Mutter, die hier herrscht, aber nicht gedeiht, wird endgültig zum Besten der Bastardtochter abdanken, die sie heut verleugnet, nicht kennen will und die sie schmäht als Verfälscherin einstiger Reinheit. —

Das wird noch hundert Jahre dauern? Mag es doch! Hundert, zweihundert, fünfhundert — das bedeutet nichts im Leben eines Volkes!

Und die junge Brasilina hat keine Eile. Sie kümmert sich nicht um die Zeit, scherzt und lacht unbekümmert am Rande

---

[1]) Die Einwohnerzahl von Brasilien wurde für Ende 1926 mit 37,3 Mill. errechnet.

[2]) Bewohner des Sertão (= unkultiviertes Gebiet).

[3]) Bewohner des Staates Rio Grande do Sul.

[4]) Der den Gummibaum (zumeist im Amazonenstaat) ausbeutet, aus dessen Saft die Seringa (= Gummi) gemacht wird.

der Hohlwege und Chausseegräben, in den Schenken der Landstraße, in den ärmlichen Kartenhaus-Hütten, bei den Sombas[1]), den Catiras[1]), den Farras[1]), dem kindlichen Spiel auf der Straße. Sie haust nur beim niederen Volk und flieht scheu vor den Hohen, in deren strengem Blick sie nur Tadel und Nichtachtung gewahrt.

Sie hat ihre Verehrer. Cornélio Pires ist einer. Valdomiro Silveira ist ein anderer. Ihnen erschließt sie das Herz und läßt sie das darin verborgene Gold schauen.

Im übrigen aber bleibt die scheue Brasilina die „Roceira", das Mädchen vom Lande, und nur auf dem Lande herrscht sie, gleich einer Waldnymphe — nackt die Füße, die Locken im Winde flatternd und Sonnenschein auf den Wangen.

Heut aber ist Brasilina nachdenklich und kraust die Stirn. Ein fremder Mann hat ihren Frieden gestört, und sein Benehmen überrascht sie. *Amaden Amaral*[2]), statt ihr Liebesworte zuzuflüstern oder Ständchen auf der Viola zu bringen, beobachtet sie ernsthaft. Und Brasilina, zum ersten Male ernst genommen, unversehens von einem berufenen Künstler, der ihr treues Abbild geben will, zum Gegenstand seiner Studien gemacht, verhält scheu den Fuß und legt den Finger auf den Mund. „Und so skizziert sie Amadäus in einem Clair-obscur-Entwurf, der unter uns den Beginn einer neuen Phase sprachlicher Studien bezeichnen wird, und zwar einer überaus fruchtbaren, — ihr werdet schon sehen . . ."

Bisher beschränkte sich unsere Philologie darauf, die Auswüchse der Sprache im Mutterland zu „byzantinieren", indem wir Klassiker wälzten und wie Frischlinge verstaubte alte Schmöker des Ex-Königreichs durchschnüffelten. Es entstand die unfruchtbare Polemik. Candido de Figueiredo[3]) erschien mit dem Handschlägel[4]) auf dem Plan; die kleineren Grammatiker — denn deren gibt es im Innern wie die Zecken — wurden erbittert; und der umstrittene Punkt, statt geklärt zu werden, wurde zu einem Knäuel, mit dem die Katz' gespielt.

Das einzige Studium aber, das wir in punkto Philologie hätten machen sollen, das haben wir nicht gemacht: das der neuen Sprache, der Sprache, die das ganze Land interessiert: das Studium, das getreue Abbild der schüchternen Brasilina, die uns den Ausdrucksbedarf der 25 Millionen Jécas, die wir sind, schafft und bildet. Denn, sonderbarer Widerspruch: wir *sprechen* nach der Weise der jungen Brasilina, aber *schreiben* nach der der Donna Manuela[5]), aus Mangel an Mut oder aus Furcht vor den Handschmitzen des portugiesischen Handschlägels.

Dies Studium hat Amadeu Amaral glänzend verwirklicht. Sein *Dialecto Caipira* erschließt wie ein goldner Schlüssel die Tore einer noch nicht „aufgelegten" Welt. Er ist der Beginn der Grammatisierung einer neuen Sprache, einer Enkelin der Sprache des Horaz. Amadäus führt sie ehrbar an der Hand und stellt sie dem Lande vor:

---

[1]) Brasilianische Tänze.

[2]) *Amadeu Amaral* gab unter dem Titel „Dialecto Caipira" die erste Grammatik der *brasilianischen* Sprache heraus; so sagt Monteiro Lobato.

[3]) *C. de Figueiredo*, M. der Akademie von Lissabon und Verfasser eines umfangreichen Wörterbuchs.

[4]) Wahrzeichen eines strengen Schulmeisters.

[5]) Manuel, Manuela, in Portugal häufig vorkommende Namen:

„Hier ist der Tropfen noch ungebändigten Wassers, der morgen Diamant sein wird. Ich führe ihn euch hier vor die Augen, splitternackt, schamhaft in seiner Demut, so wie ich ihn auf der Landstraße eingefangen habe, wie andere Schmetterlinge einfangen, ohne ihre Flügel zu berühren, damit kein Spürchen ihrer schillernden Schönheit verloren gehe. Er ist rein und unberührt, wie eben aus dem Morgenbade im Bach hervorgegangen.“ Und Amaral hat ihn nach allen Seiten hin geprüft. Nach der *phonetischen* durch Hinweis auf die normalen Änderungen in den Phonemas und die Einzelwandlungen. Nach der *lexikologischen* durch Hervorhebung der lusitanischen Elemente, sowie der archaischen in Form oder Bedeutung, mit der die neue Sprache sich schmückt; der Elemente der Eingebornen-Sprache, die sie aufgesogen hat, sowie die der afrikanischen und der persönlichen Bildung — eine köstliche Schöpfung von feinstem Ausdruckswert. Nach der *morphologischen*, indem er die Bildung der Wörter angab, die teratologischen Verdrehtheiten, die Flexionen des Grades und des Verbums und die einzigartige Weise, die Fürwörterfrage zu lösen. Nach der *syntaktischen*, indem er ordnete, was zum Subjekt gehört, was zum Pronomen als Akkusativ-Objekt, was zu den Modalitäten der Verneinung und zu den Adverbien der Zeit, des Raums, der Art und Weise.

Darauf organisierte er ein Vokabularium, in dem er den ganzen Rosenkranz der Wörter, den die Sprache geschaffen, zu neuem Leben erweckt, versinnbildlicht und gewandelt hat, durch die Finger gleiten ließ — auch die *korrumpierten*, wie sie die Moralisten in der Philologenhaut nennen . . . Hier habt ihr nun meinen Beitrag. Ich schwöre bei der Treue des Entwurfs, daß ich sie so und nicht anders gespürt habe, die neue Sprache, die in der Gegend von São Paulo ihr kindliches Spiel treibt. Andere mögen ein Gleiches tun! Mögen sie mit Liebe und Geduld porträtieren, im Norden, im Süden, im Zentrum, treu und rechtschaffen, ohne Retuschierung.

Denn Brasilina ist beweglich. Sie kleidet sich als Gaúha in den Pampas, als Kuhhirtin im Zentrum, als Seringueira im Amazonenstaat, und wir werden sie erst dann gänzlich in ihren körperlichen und psychologischen Reizen kennen gelernt haben, wenn wir sie in allen ihren Varianten porträtiert haben. Nur solche Gesamtarbeit wird uns in den Besitz dieses ungeschliffenen Diamanten setzen, der durch die schwieligen Hände des eigentlichen Volkes rollt. Wenn das geschehen, möge die Schleifarbeit beginnen in den Diamantschleifereien von Reim und von Prosa; und wir werden eine neue Sprache geschaffen haben, die in näherer oder fernerer Zukunft 100 oder 200 Millionen Menschen reden werden.“

So etwa spricht zu uns das bescheidene Büchlein des Amadäus Amaral, des *Fernão Lopes*[1]) der brasilianischen Grammatik. Sein „Dialecto Caipira“ wird — so mutmaßt Montairo Lobato — die philologischen Schildkröten erbittern, als gottloses Werk, das der „Korruption“ Stadtrecht verleiht. Diese Holzwürmer in Menschengestalt gehören s. E. der Totengräberfauna an, denn sie fühlen sich nur wohl, wenn es sich um Autopsie handelt. Sollen sie aber einem jungen Mädchen aus warmem sonngebräuntem Fleisch Beachtung schenken, so bekreuzigen sie sich wie heuchlerische Pfaffen, weichen zurück und zetern: „Weiche von mir, Satanas!“

---

[1]) Hervorragender portugiesischer Grammatiker.

Und so skizziert Monteiro Lobato in seiner pittoresken Sprache die Wandlungen im Brasilianischen. Den Standpunkt der Brasilianer zu solchen Wandlungen und den daraus zu ziehenden Konsequenzen darzulegen, wird Aufgabe eines weiteren Aufsatzes sein.

Hamburg. Luise Ey.

MITTEILUNGEN DES DAUERVORSTANDES DES ADNV.

1. Das Amt des Geschäftsführers, der die Vorsitzenden nach den Hamburger Beschlüssen unterstützt, ist Herrn Stud.-Rat Dr. Erwin Güntsch, Berlin W 30, Barbarossa-Str. 52, übertragen worden.

2. Mit den französischen Neusprachlern ist ein Abkommen erzielt worden, das deutschen Kollegen, die eine Studienreise nach Frankreich unternehmen, die Anbahnung persönlicher Beziehungen ermöglicht; das Office des Universités, 96 Boulevard Raspail, Paris, hat eine Liste derjenigen französischen Kollegen (Paris und Provinz) aufgestellt, die bereit sind, mit deutschen Neusprachlern während ihrer Studienreise in persönliche Beziehung zu treten. Lebensalter und Sonderinteressen sollen bei Zuteilung der franz. Anschriften tunlichst berücksichtigt werden. Anfragen sind zu richten an Herrn Professor Denis, 96 Boulevard Raspail, Paris.

3. Es wäre sehr erfreulich, wenn es möglich wäre, auch in Deutschland für durchreisende französische und englische Kollegen eine ähnliche Einrichtung zu schaffen, und die Herrn Vorsitzenden der Ortsgruppen des ADNV werden hierdurch freundlich gebeten, eine Liste von Damen und Herren ihrer Ortsgruppen aufzustellen, die bereit wären, ausländische Kollegen mit Rat und Tat zu unterstützen. Um Einsendung einer Abschrift dieser Liste an den Geschäftsführer des Verbandes wird höflichst gebeten (Anschrift unter 1). Für Berlin ist solch eine Liste bereits aufgestellt worden.

I. A.
Schade,
1. Vorsitzender des ADNV.

SPANISCHER FERIENKURS.

Vom 1.—31. August findet in Santander ein spanischer Ferienkurs für Ausländer statt, veranstaltet von der Menéndez y Pelayo Gesellschaft. Morgens werden Sprachübungen, nachmittags Vorlesungen von Professoren spanischer Universitäten gehalten; in diesem Jahre u. a. Spanische Phonetik; Aus der spanischen Geschichte: Außenpolitik Philipps II., Kolonisatoren in Amerika; Aus der Literatur: Die mystische Literatur Spaniens, das Theater der spanischen Blütezeit, Quevedo und Góngora, Volksdichtung. Die Biblioteca Menéndez y Pelayo bietet zudem die reichhaltigste und bequemst zugängliche literarwissenschaftliche Bibliothek Spaniens.

Santander ist ein besuchter Badeort, das Klima recht gemäßigt. Die Leitung der Kurse erstrebt es besonders, die Teilnehmer dem spanischen Volksleben näher zu bringen, mit dem der Reisende meist nicht in Berührung kommt. Die Kosten des Kurses betragen 50 Peseten; für Unterkunft sorgt die Leitung nach Wunsch (volle Pension von 9 Peseten an). Anfangs September ist das Klima auch des Innern Spaniens wieder so gemäßigt, daß eine Reise in

die alten Städte Kastiliens, die modernen Madrid und Barcelona, und das maurisch-spanische Andalusien keine großen Strapazen mit sich bringt. Anmeldungen erbittet Miguel Artigas, Biblioteca Menéndez y Pelayo, Santander, Spanien.

AUSLANDSAUFENTHALT.

Ganz allgemein sei hingewiesen auf die Zusammenstellung „Akademische Ferienkurse in Europa 1928", herausgegeben vom Völkerbundsinstitut für geistige Zusammenarbeit, das durch Alfred Lorentz in Leipzig, Kurprinzstr. 10, zum Preise von 1.— M zu beziehen ist. Die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner hat daraus in dankenswerter Weise einen Auszug veröffentlicht in „Fachbücher für den Neuphilologen. Ein systematischer Katalog, Frühjahr 1928."

Von verschiedener Seite empfohlen wird „The City of London Vacation Course in Education", über den ein ausführlicher mit Bildern geschmückter Prospekt unterrichtet, der durch das Sekretariat, Montague House, Russell Square, London W. C. 1, zu beziehen ist.

Von einem Leser wird empfohlen als gutes Pensionshaus für Deutsche (auch Unterricht): Mr. William Wharton, Fernbank, Finchley Way, London N. 3.

Frl. Charlotte Luin, Mädchenlyzeum, Labenwolfschule Nürnberg, und Dr. Lehmeyer, Nürnberg, Realschule II, empfehlen die Pension (mit einer Stunde täglich Privatkonversation) des Pastors M. L. Bourguet, Les Lilas, in Perros Guirec (Côtes du Nord), einem malerischen Badeort der schönen Bretagne.

BESPRECHUNGEN.

EDUARD CASTLE, *In Goethes Geist.* Vorträge und Aufsätze. (Österreichischer Bundesverlag, Wien und Leipzig 1926.)

Ce livre de l'éminent professeur viennois, nous présente, réunies en un volume, des conférences faites entre 1903 et 1924 dans différentes sociétés littéraires et dont une partie a déjà paru imprimée dans de petites revues. Le titre indique d'ailleurs nettement que l'auteur ne prétend pas renouveler nos idées sur Goethe, ni définir une fois de plus la signification dernière de son œuvre; il veut simplement se pénétrer d'esprit goethéen pour mieux comprendre et juger certaines questions encore en suspens. Dans sa préface, il signale les dangers d'une critique trop préoccupée de biographie et de chronologie; en réaction contre le positivisme de Scherer et de son école, il veut accéder à la poésie pour ainsi dire de l'intérieur: «La critique goethéenne du passé s'occupait surtout de l'entourage du poète; celle de l'avenir devra tourner toute son attention vers son monde intérieur.» Et avec un exemple frappant, celui de Stella, il montre que retrouver des évènements vécus dans les imaginations d'un drame, ce n'est pas encore l'expliquer en tant qu'œuvre d'art. Une bonne interprétation réclame par dessus tout beaucoup de sentiment artistique, de psychologie et de fantaisie: «Goethe ne peut mieux s'expliquer que par lui-même; si nous connaissons abondamment son œuvre, nous avons toujours en main la clef qui nous donnera accès jusque chez les Mères.» Castle nous paraît

avoir très heureusement fourni l'exemple avec le précepte. Ses études apportent d'intéressants éléments à la solution de quelques problèmes encore obscurs: sur Pater Brey et Satyros, sur Dorothea et Nausikaa, sur le plan de fête funèbre en l'honneur de Schiller. L'auteur, remontant presque toujours aux documents originaux, donne des indications et des suggestions de nature à mettre au point les idées de bien des chercheurs. Il prend aussi parti dans des controverses où sans doute personne ne dira jamais le dernier mot: il admet que la conception de Faust n'a guère varié depuis le premier projet jusqu'à la rédaction définitive; à propos du dénouement de Torquato Tasso il se rallie à une opinion moyenne en déclarant qu'à la fin de la pièce le poète est sauvé, mais non pas guéri. Ces points de vue sont rendus très acceptables par une interprétation pénétrante des documents et un souci perpétuel de ne jamais faire violence à l'intention profonde du poète. Le volume n'est d'ailleurs pas consacré uniquement à Goethe: il contient d'intéressants articles sur Herder et le réveil de la poésie populaire en Allemagne, sur le Démétrius de Schiller, et quelques discours dont un particulièrement digne de remarque sur les idées pédagogiques de Goethe comparées aux principes actuels de l'enseignement secondaire. La note autrichienne ne fait pas défaut: nous apprenons des détails inédits et curieux sur les relations, fort peu suivies d'ailleurs, de Goethe avec Maximilian Löwenthal et avec Schubert. On voit que l'ouvrage est substantiel; et toutes ces questions sont traitées avec tant de science littéraire et de finesse psychologique qu'il sera bon pour en parler à l'avenir d'avoir recours au volume de Castle. C'est dire qu'il devra figurer en bonne place dans toute bibliothèque goethéenne à côté des grands ouvrages fondamentaux qu'il rectifie ou complète heureusement sur plusieurs points.

Wien André Robert.

Hans Rheinfelder, *Vergleichende Sprachbetrachtung im neusprachlichen Unterricht.* Max Huebers Verlag, München, 1926. 120 S.

Ein Buch, das unseren Lehrern für eine Vergeistigung des Sprachunterrichtes Anleitungen geben will, ist sehr zu begrüßen, und das vorliegende Werk wird sich im Unterrichte sicherlich bei vielen Anlässen nützlich erweisen. Es behandelt die Möglichkeiten der Vergleichung in Lautlehre und Sprachmelodie, Formenlehre, Syntax, Stilistik und Wortschatz und dehnt in einem Anhange die Vergleichung auch auf die Wahlsprachen Italienisch, Spanisch und Russisch aus. Indes möchte ich meinen, der Verfasser habe mit dieser Schrift "bitten off more than he could chew"; er greift gelegentlich kräftig daneben. So vermisse ich mit Verwunderung bei der Sprachmelodie die Namen Klinghardt und H. E. Palmer. Man mag dem Verfasser beistimmen oder nicht, wenn er meint, es sei eine „wertvolle Bereicherung allgemeiner sprachlicher Bildung, mit Wörtern wie Sanskrit oder Hebräisch eine kleine Vorstellung zu verbinden und zu wissen, worin etwa der *Charakter* dieser Sprachen von dem unserer Schulsprachen besonders abweicht" (16). Für einen Lehrer, dem das nicht zu hoch erscheint, wären aber unbedingt Fincks „Haupttypen" zu nennen; und für eine Einzelfrage, unindogermanische Einflüsse aufs Inselkeltische und damit aufs Angloirische ("I went with my wife to Dublin, *and she ill* all the way") und Englische (stärkerer Gebrauch des

Possessivums) jetzt J. Pokornys Aufsätze in der Zeitschrift für celtische Philologie XVI. R. Hildebrand, A. Marty (zur „inneren Sprachform“ S. 106), Waag und Bergmann, der die deutschen Beziehungen zum Englischen und Französischen sehr gut zusammenstellt, werden nicht erwähnt, auch die Bücherliste am Anfang sieht merkwürdig bunt aus, und doch ist gerade die Angabe von Literatur auf diesem Gebiete besonders wichtig. Auch methodisch ist manches kaum haltbar, was der Verfasser vorschlägt. So ist wohl der gelegentliche Blick auf den Wortschatz anderer Sprachen kein Mittel, die großen Schwierigkeiten der Aneignung der Vokabeln *am Anfange* zu überwinden (99), mindestens nicht, was man in methodischen Erörterungen immer übersieht, bei *jüngeren* Schülern. Aber der späteren Vergleichung muß vorgearbeitet werden durch entsprechende Behandlung der *Wortbildungslehre* in der Muttersprache und den Fremdsprachen, ferner durch Bildung etymologischer Gruppen in *einer* Sprache (wozu fürs Englische Regels „Englische Wortstämme“ gute Dienste leistet); dann erst ist vorsichtig von Sprache zu Sprache zu vergleichen. Es kann einem bei Erwähnung der Verwandtschaft von “sore” und „sehr“ passieren, daß die Schüler mit “I am sore afraid” zu archaisieren anfangen; daher wird man am besten mit *Fremd-* und *Lehnwörtern* beginnen, sie auch zur Erkenntnis von *Lautgesetzen* (“peacock, plant, pepper, pipe, imp, ape, palace, pound”) heranziehen und auch Stoff aus den *Mundarten* ausnützen; es ist auch lautlich lehrreich, wenn die Schüler in „schmafuh“ (wienerisch: er hat mich schmafuh behandelt) das frz. «je m'en fous», in pfälzisch Mullaffär den «homme de mille affaires» erkennen. Auch die von Rheinfelder nicht erwähnten *Lehnübersetzungen*, für die Sandfeld-Jensen, „Die Sprachwissenschaft“ einiges bietet, sind für den Unterricht wertvoll; am Christentum (“conscientia, Bible-the book” usw.) läßt sich diese sprachliche Erscheinung besonders gut erklären. Noch wichtiger aber sind, und das erwähnt Rheinfelder leider nicht, etymologische *Sachgruppen* für die Kulturgeschichte, schon auf der Unterstufe, da steht germanische gegen romanische Bauart mit “murus, porta, tegula” usw. und ihren Entsprechungen im E., Frz. und Deutschen, mit „Wand“ aus dem geflochtenen und “window” aus dem hölzernen Hause. Rittertum, Mode, Waffenwessen, Lesen, Schreiben, Drucken, Ackerbau und Namengebung bieten ganz ungezwungen solche Sachgruppen, bei denen man oft merkwürdig steife Schüler überraschend lebendig werden sieht. Und hiefür war insbesondere auf R. Meringers Arbeiten zu verweisen. Im ganzen scheint mir auch eine methodische Einstellung falsch, welche die „bestmögliche Vorbereitung der Schüler für sprachvergleichende Studien voraussetzt“ und annimmt, „es handle sich um Schüler, die sich bereits mit Lateinisch und Griechisch befaßt haben, bevor sie an die Erlernung einer modernen Sprache herantreten“ (Einleitung S. X.). Es ist ja zweifellos sehr schön, Gymnasiasten, die erst im fünften Jahre Englisch zu treiben anfangen, e. Fügungen wie “though always abusing him, when (while) sleeping” durch einen Hinweis auf griechisch *καίπερ* zu erläutern, aber ich meine, gegen die S. 17 vertretene Anschauung, daß hier, wo der modernen Sprache weniger Zeit gegeben ist, der *Altphilologe* die Hauptarbeit zu leisten hat; denn auch der Altphilologe kann ohne Kenntnis der modernen Sprachen nicht bestehen; auch wird es ihm für die Erklärung der Germania z. B. nur von Nutzen sein, wenn er manche Stellen aus dem Beowulf oder späteren englischen Entwicklungen belegen

kann. An J. B. Hoffmanns Buche über die lateinische Umgangssprache, die nur unter steter Vergleichung der *modernen* Umgangssprachen aus der dürftigen Überlieferung herzustellen ist, glaube ich zu erkennen, daß eine von de Saussure eingeführte, auch von H. E. Palmer übernommene Scheidung: "language-speech" hier sehr stark hereinspielt. Viel mehr als in den klassischen Sprachen ist in den modernen die *gesprochene* Sprache das Gebiet der Vergleichung, und darum ist es auch mit den „nötigen Abstrichen und Umkehrungen" (S. X) nicht getan, wie Rheinfelder meint. Je nachdem, ob eine alte oder neue Sprache im Lehrplane zuerst steht, ob Latein, Griechisch, Englisch oder Latein, Englisch, Französisch aufeinander folgen, ist ein ganz anderes Verfahren nötig.

In bezug auf sachliche Feststellungen möchte ich nur kurz bemerken, daß in der Stilistik im Vergleiche Englisch-Deutsch manches nicht stimmt. Beim Superlativ (30) wird man am besten die süddeutsche Ausdrucksweise „du bist mir doch der Allerliebere" mit dem Französischen vergleichen; beim Adverb (33) wird man auch den vulgären Gebrauch, des neue. "like", der den historischen Prozeß der Adverbbildung wiederholt, mit einer Textstelle vielleicht belegen können; ein lat. "acceptum habeo (teneo), laudaturus sum = accepi, laudabo" kommt gelegentlich schon bei klassischen Schriftstellern vor; zu „Nelke" (107) ist süddeutsch „Nagerl" zu stellen; und zu russisch «zakričatl» ist das deutsche „*auf*schreien" die richtige Entsprechung. Das „absolute Partizip" ist im Englischen in der Umgangssprache kaum üblich, hingegen scheint mir das sogenannte Participium conjunctum im Englischen häufiger als im Französischen. Ein Abschnitt fehlt ganz, das ist die verschiedene Bildlichkeit in den einzelnen Sprachen. Der Schüler wird hier mit großem Eifer herausarbeiten, daß Bilder entweder in allen Sprachen stimmen, daß sie in geringfügigen Einzelheiten von einander abweichen (arm wie eine Kirchenmaus — "rat d'église', bis an den Hals — "up to the eyes"), daß sie in der fremden Sprache einem ganz anderen Lebensgebiete entnommen sind ("she looks as if butter wouldn't melt in her mouth") oder daß ein sehr anschauliches, schlagendes Bild vorliegt, dem in einer anderen Sprache nichts Rechtes gegenüberzustellen ist („offene Türen einrennen"). Für die wirkliche Handhabung der fremden Sprache wie auch für das Verständnis ihrer Kultur scheint mir eine solche „Bildbetrachtung" unerläßlich.

Vielleicht kann dem recht nützlichen Buche bei einer Neuauflage ein Sach- und Wortverzeichnis beigegeben werden.

LORD BACON, *Von irdischen Dingen*. Übertragen von Jakob Stephan. Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen. 103 S. mit 1 Abb. 1926.

Von den 60 Essays Bacons ist hier eine Auswahl von 29 übertragen und mit einer knappen Einleitung versehen. Diese hätte wohl auf die deutschen Übersetzungen von Bacons Nova Atlantis (Walden, 1890) und Novum Organum (v. Kirchmann) verweisen können, denn auch dieses Büchlein hat den Zweck, Bacon zu seinem 300-jährigen Todestage in Deutschland bekannter zu machen. Die Übertragung ist im allgemeinen recht gut gelungen, insbesondere werden Bacons weitläufige Satzgebäude mit Geschick übersichtlicher und glatter gemacht. Manches weniger Wichtige oder Verständliche ist weggelassen, auffallenderweise auch manche klassische Anspielung ("a Diagoras, a Bion, a Lucian perhaps",

bei Plutarch 23), während Laodizäer 16 nicht erklärt wird. Einzelnes kommt etwas matt heraus, so "when the peace . . . is pieced up" — gewahrt wird 18 (*kümmerlich* gewahrt wird), "passages" geflügelte Worte 32 (es sind längere Zitate gemeint, die unnötig aufhalten); "there is no vice that doth so cover a man with shame" „nichts lastet schwerer auf einem Manne"; „keinen Hemmungen unterliegen" kann heute auch sehr arg, im Sinne von *hemmungslos*, mißverstanden werden. So ist manche Stelle, unnötigerweise, nicht ganz die Wiedergabe des Originals. Das Buch ist sehr hübsch gedruckt und mit dem Bilde Bacons in der Londoner Nationalgalerie geschmückt.

Graz. Fritz Karpf.

Edward A. Parker, *A Book of Longer Modern Verse.* Oxford 1926, Clarendon Press. 136 S. 2/— net.

Die schnell wachsende Zahl moderner Anthologien wird hier durch eine trotz schöner Ausstattung billige Sammlung vermehrt, die sich zu Studienzwecken besonders empfiehlt. Sie enthält eine glückliche Auslese aus der lyrisch-epischen Dichtung der Gegenwart, zu der der Herausgeber eine scharf umreißende Übersicht über die geistigen Strömungen von heute hinzufügt. Die sorgfältigen, aber für den Ausländer zuweilen etwas zu spärlichen Anmerkungen hat Charles Williams besorgt. Vertreten sind: J. E. Flecher, A. Noyes, J. C. Squire, J. Masefield, W. Gibson, H. Monro, T. Sturge Moore, Edw. Thomas, Chesterton, Francis Ledwidge, R. Kipling, A. Dobson, Rupert Brooke, Thom. Hardy.

Sinclair Lewis, *Our Mr. Wrenn.* Leipzig 1923, Tauchnitz Ed. No. 4617, 286 S. 1,80 M.

Der Erfolg von *Babbit* und *Mainstreet* erklärt die Neuauflage dieses im Jahre 1914 erschienenen Erstlingswerks. Es offenbart ein gesundes, vom zeitgenössischen englischen Roman noch abhängiges, Erzählertalent, das zwar noch nicht die satirische Wucht seiner späteren Kulturbilder besitzt, sich indessen sein Arbeitsfeld — den bildungs- und geistlosen niederen Bürgerstand Amerikas — bereits erobert hat. Die Geschichte des aus der Dumpfheit emporstrebenden Kommis, dem die Flucht aus seiner Durchschnittswelt mißlingt, entbehrt nicht einer leisen Tragik. Der "slang" erscheint bereits hier in völliger Beherrschung verwendet.

Sinclair Lewis, *Arrowsmith.* Leipzig 1925. Tauchnitz Ed. Nr. 4694. 392 S. Pr. 1,60 M.

Über die ungewöhnliche kulturkundliche Bedeutung dieses Romans wird es nur eine Meinung geben: der Dichter verläßt das von Vorurteilen und geistiger Enge erfüllte Kleinstadtmilieu seiner früheren Werke *Babbit* und *Main Street*; aus dem Genrebild ist ein Kolossalgemälde der Vereinigten Staaten geworden, die Satire auf einzelne Gesellschaftsschichten hat sich zur Anklage auf das gesamte Geistesleben Amerikas mit seinem groben Materialismus, seiner Heuchelei, seinem intellektuellen Tiefstand, seinen brutalen Masseninstinkten gesteigert, eine Anklage, welche um so wirksamer ist, als sie sich hinter der plaudernd in Episoden vorrückenden epischen Diktion, hinter dem Humor der Charakter- und Situationsmalerei zu verbergen sucht. Der Verfasser scheint anfangs mit seinen Anwürfen gegen den Ärztestand auf den Bahnen

B. Shaws zu wandeln, sehr bald aber dringt er bis zu den Wurzeln seines tragischen Motivs vor, das kein geringeres ist als die Auseinandersetzung zwischen Individuum und Allgemeinheit, im vorliegenden Falle also zwischen dem weltabgewandten Forscher und jenem sozialen Idealismus der Neuen Welt, der dem outsider gegenüber stets zur sozialen Tyrannei wird. Denn indem sich der Idealismus und das Tempo Amerikas auch auf rein geistigen Gebieten die Herrschaft anmaßt, den „rationellen Betrieb" auch der Wissenschaft aufzwingt, wird die fundamentale Unkultur der Gemeinschaft sichtbar, und das entsetzte Auge des Europäers gewahrt das leerlaufende Getriebe einer naiven Geschäftigkeit, die sich am meßbaren Rekord, an Scheinerfolg und Reklame, an organisierter Kraftentfaltung berauscht und dadurch vor den höchsten Fragen des Seins in grotesker Weise versagt. — Der Arzt Arrowsmith ist keineswegs ein Heros, sondern ein rechter Durchschnittsamerikaner und nur auf einem Gebiete von genialer Begabung und von fanatischem Wahrheitsdrang erfüllt: als Bakteriologe. Nun zeigt sich aber, daß alle materiellen und geistigen Lebensformen dem reinen Erkenntnisstreben feind sind; die kleine Praxis in der Provinzstadt, das Gesundheitsinspektorat in der Fabrikstadt — dessen Macht an den Interessen des Kapitals seine Grenze hat — das Versuchslaboratorium einer Arzneifabrik, das „vornehme" Sanatorium, ja sogar das (von einem Multimillionär erhaltene) Forschungsinstitut: sie alle wollen etwas anderes als Martin; sie wollen nicht die Wahrheit, sondern den Rekord. So zieht unser Forscher schließlich in den Urwald, um unter Verzicht auf Umgang und Behaglichkeit seiner Bestimmung zu dienen. Aus diesem düsteren Bilde leuchten nur zwei Sterne auf: Martins Lehrer Professor Gottlieb, der seinen auf deutschen Hochschulen empfangenen Forscherfanatismus an seinen Jünger weitergibt, und Martins Gattin, Leora, deren Kameradschaftlichkeit und großmütiges Verständnis für die seelischen Nöte des Gatten einen schlichten amerikanischen Frauentyp von seiner schönsten Seite zeigt. Die Gestalten Gottliebs und Leoras haften im Gedächtnis des Lesers und begründen unsere Hoffnung, Sinclair Lewis zu den ganz großen Meistern des Romans und der Menschengestaltung von heute aufrücken zu sehen. — Sprachlich ist die Lektüre des Werkes eine Anstrengung; das Überwiegen des slang macht ein umfangreiches Wort- und Sachregister notwendig.

G. K. Chesterton, *The Incredulity of Father Brown*. Leipzig 1926. Tauchnitz Ed. Nr. 4739. 288 S. 1,80 M.

Die vorliegende Sammlung von Detektiverzählungen fügt dem von Schirmer und Arns gezeichneten Charakterbild Chestertons keine neuen Züge hinzu. Sie ist eine nunmehr häufig in Amerika spielende Fortsetzung der *Innocence of Father Brown*, und verherrlicht wieder die Welt- und Seelenkenntnis des schlichten Priesters, der die dunkelsten Verbrechen enträtselt. Seine Überlegenheit über Polizei und Detektive liegt in der Instinktsicherheit, mit der er — unbeirrt durch die Schablone und den Aberglauben berufsmäßiger Routine — das Wesen und Denken eines Menschen erfaßt. Die leise katholische Propaganda ist unverkennbar: der Antirationalist Chesterton zeigt den Widerspruch unseres durch Logik und Wissenschaft verführten Denkens mit dem einer natürlichen — d. h. mittelalterlich-gläubigen — Menschheit, deren Weisheit gerade darin besteht, daß sie die erhabenste Metapher wört-

lich nimmt und in unseren abgebrauchtesten Wahrheiten ein Gleichnis erblickt. — Die Form der spannenden, von üppiger, oft launenhafter Phantasie eingegebenen Geschichten ist wieder die der Farce und Groteske. Zuweilen stört ein allzuwillkürliches Schalten mit psychologischen Tatsachen und eine gekünstelte Überspitzheit der Handlung, die nicht immer ernst genommen werden soll.

G. K. Cesterton, *Tales of the Long Bow*. Leipzig 1925. Tauchnitz Ed. Nr. 4692. 263 S. 1,80 M.

Das oben Gesagte gilt auch für diese Sammlung satirischer Erzählungen, in denen das Unerhörte dadurch Ereignis wird, daß sich englische Redensarten von grotesker Anschaulichkeit als buchstäblich wahr erweisen. "To eat one's hat", "to set fire to the Thames", "to make pigs fly", "to jump over the moon", "to build castles in the air" u. ä. sind also das verblüffende Endziel der tollen Geschichten, deren Drunter und Drüber nicht selten an Selbst-Persiflage grenzt. Die ernste Seite der Propaganda Chestertons — sein Kampf gegen Kapitalismus, Diplomaten, Vegetarier, sein Eintreten für die Aufteilung des Großgrundbesitzes — wird in diesen Possen durch unwiderstehliche Freude am geistreichen Ulk unterdrückt.

Joseph Conrad, *Suspense*. Leipzig 1925. Tauchnitz Ed. Nr. 4705. 286 S. 1,60 M.

Der durch den Tod des Meisters jäh unterbrochene Roman ist die Frucht langjähriger Studien über Napoleon und seine Zeit, die bereits in seinem *Rover* ihren Niederschlag gefunden hatten. Die Handlung spielt in Genua, i. J. 1814, nach der Restauration der Bourbonen und unmittelbar vor der Flucht des Korsen aus Elba. Die im Titel angedeutete Stimmung ist mit Conradscher Meisterschaft durchgeführt; es ist wieder jene Welt von Intrigen, Verschwörungen, Schmuggel, Treubruch, Entführung und Flucht, die Conrad so packend zu gestalten weiß, alles spricht und handelt in leiser, erwartungsvoller Beklemmung. Mit der gleichen Sorgfalt wie der Schauplatz der künftigen welthistorischen Ereignisse sind auch die Charaktere gezeichnet, scharf umrissene Gestalten, ungewöhnlich und bedeutsam genug, um das Schicksal des Einen, um dessentwillen sie ersonnen sind, im Guten oder Bösen zu beeinflussen. Daneben treten historische Persönlichkeiten wie Graf Bubna und Lady William Bentinck in die Handlung ein, und Talleyrand steht, vorläufig nur mittelbar, mit ihr im Zusammenhange. In dem Augenblicke jedoch, da Cosmo, ein junger, vornehmer Engländer, gegen seine Absicht in das Netz der Intrigen verstrickt und von Anhängern Napoleons nach Elba entführt wird, bricht der Faden der Erzählung ab. Über ihren weiteren Verlauf, über das eigentliche Thema, den Ausgang, die Hauptpersonen des Romans, ist trotz aller aufgewendeten Mühe bisher keine Klarheit gewonnen worden, hat doch der Meister selbst erklärt: "I see five or six different lines of treatment". Am glaubwürdigsten dürfte die Annahme J. C. Squires sein[1]), daß der Roman eine Liebesgeschichte mit historischem Hintergrund geworden und daß Napoleons Gestalt nur als drohender Schatten im Hintergrunde geblieben wäre, in derselben Art wie Nelson im *Rover* durch den

---

[1]) Im *Observer* vom 20. IX. 1925.

Roman geht; es ist ferner wahrscheinlich, daß Italien der Schauplatz geblieben wäre und daß uns Conrad nicht auf die Höhen historischer Aktionen, sondern in die niederen Sphären bescheidener Existenzen geführt hätte, die mit ihrem Gewebe alltäglicher Ereignisse, mit lichtscheuen Verschwörungen und Hintertreppenpolitik den Gang der Geschichte zu begleiten pflegen. — Das Fragmentarische des Romans hindert jedoch den Leser keineswegs, die Schönheiten des Werkes zu genießen; er wird die vorsichtige und meisterhafte Architektonik der Anlage bewundern, die sparsam-kühle, zielstrebige, bedeutungsschwere Diktion des Sprachkünstlers Conrad genießen und die so unnachahmlich lebendig geschilderte Märchenwelt geheimnisvoller Paläste, anrüchiger Kneipen, die Bilder vom Straßengewirr, dem Hafenleben und der Erhabenheit des Meeres nur mit einem Seufzer des Bedauerns verlassen[1]).

HUGH WALPOLE, *Portrait of a Man With Red Hair.* Leipzig 1925. Tauchnitz Ed. Nr. 4708. 271 S. 1,80 M.

Der Dichter bezeichnet selbst unseren E. T. A. Hoffmann als den „Paten“ seiner gruseligen Geschichte, in der gesellschaftlich physiologische und phantastische Elemente vereint sind. Der Held der Erzählung, der alte, reiche Crispin, ist ein sadistischer Irrsinniger, der seinen ihm hörigen Sohn und dessen Gattin in sklavischer Unterwürfigkeit erhält; die Flucht der unglücklichen Frau mit einem Jugendfreunde scheitert infolge Nebels; Crispin beschließt die Flüchtigen mit dem Tode zu bestrafen, wird aber selbst durch gewaltsamen Sturz aus dem Fenster gerichtet. — Spannung und Aufregung sind somit in Fülle vorhanden und auch die bei Walpole verständliche Routine und Leichtigkeit in der Darstellung des Stofflichen sind anzuerkennen; zu seinen bedeutenden Werken aber ist die vorliegende Erzählung sicher nicht zu zählen.

EDGAR WALLACE, *The Face in the Night.* Leipzig 1925. Tauchnitz Ed. Nr. 4675. 350 S. 1,60 M.

Diebstahl und Mord, teuflische Verbrecherstücke, ein unheimliches, durch die raffiniertesten technischen Mittel uneinnehmbar gemachtes Haus, atemloser Wettkampf zwischen Scotland Yard und Privatdetektiv um die Ergreifung des Verbrechers — das ist der Inhalt des flüssig geschriebenen, an Spannung und verblüffenden Wendungen überreichen Detektivromans, dessen psychologischer und künstlerischer Wert leider ein bescheidenes Durchschnittsmaß nicht überschreitet.

Prag. E. Rosenbach.

EDITH SITWELL, *Rustic Elegies.* London, Duckworth. 1927. 95 S.
SACHEVERELL SITWELL, *The Cydar Feast and other Poems.* London, Duckworth 1927. 93 S.

Die drei Sitwells, denen R. L. Mégroz jüngst eine biographische und kritische Studie gewidmet hat (Richards Press), sind nach Paul Selver (Literatur Okt. 1927, S. 42) unter den englischen Lyrikern die einzige Gruppe, die programmatisch auftritt. Das

---

[1]) Hinsichtlich der widerstreitenden Einschätzung des Werkes vgl. ferner den Aufsatz Leonhard Woolfs im *Athenæum* v. 3. X. 1925 und den M. Waldmans im *London Mercury* v. 25. XI. 1925.

Urteil dieses sehr kenntnisreichen, aber auch sehr scharfen Kritikers scheint etwas übertrieben zu sein, wenn man Gestalten wie Siegfried Sassoon oder Humbert Wolfe in Betracht zieht. Seit mehr als einem Jahrzehnt kämpfen die Sitwells bewußt gegen alles Epigonentum; sie kämpfen nicht nur, sie sind auch Neuschöpfer, formal wie stofflich: Sie suchen die Worte ihres herkömmlichen Wertes zu entkleiden und überraschen durch ihre originellen Bilder wie durch ihre kühnen Phantasiegebilde. So kommt es, daß ihre Farben oft zu grell, ihre Töne zu schrill, ihre Gestalten grotesk, ihre Gesichte verzerrt sind.

In ihrem neuen Bande legt uns Edith Sitwell drei längere Gedichte vor, von denen das erste "Elegy on Dead Fashion" das beachtenswerteste ist. Sie führt uns hier eine "bucolic comedy of subtle meaning" (S. 12) vor, geleitet uns in eine "sylvan wilderness" (S. 20), weckt das Echo von "elegances lost and fled" (S. 21). Ihre Figurinen tragen seltsame Namen: Fauna, Eupheme, Phaola, Ambrosia, Eudora, Panope, Eupompe, Flora und sind seltsam bekleidet mit "crinolines of plaided sarsanet, Scotch caps" (S. 11), "round straw-hats eep-brimmed, gowns of green mohair and high kid boots" (19), "straw-coloured crinolines of faille, shady bonnets made of paille" (S. 30). Die Landschaft ist gekünstelt, erdacht:

> Roucoulement of doves and veilèd belles
> Preening their cloaks of cashmere tourterelles.
> Only an Abyssinian wind dozes;
> Cloyed with late honey are his dark wings's sheens.

Aber unter der Hülle erkennt man die viktorianische Zeit; der elegische Ton, der das Ganze durchklingt und immer wieder ausklingt in die wehmütig zitternde Klage: "all the nymphs are dead", steht in merkwürdigem Gegensatze zu der auch hier ganz unkonventionellen Diktion, wie sie sich etwa äußert in Bildern wie: drake-plumaged waters (S. 11), gannet-plumaged flowers (S. 12), bird-breasted leaves (S. 13), castled trees (S. 30), swan-soft elegies (S. 21).

Das dritte Gedicht: "A Prelude to a Fairy Tale" berührt sich stofflich mit dem ersten, zunächst wird das angedeutet durch Anspielungen wie Good Prince Albert (S. 49), Charley Wagg (S. 52), Windsor Castle (S. 60), Balmoral (S. 61). Es ist aber nur ein "Reflecting Echo, but no sounds that wake" (S. 46). Einige Wendungen aus der "Elegy" kehren hier zudem wörtlich wieder: Der Wind und die wilden Blumen, die in der "Elegy" auftreten als "little Savoyard" und "wild flowers à la montagnard" (S. 26, 32), finden wir genau so in dem "Prelude" (S. 47) wieder. Das Beiwort "swanskin", das im ersten Gedichte nicht weniger als dreimal (S. 14, 24, 30) gebraucht wird, muß auch im dritten (S. 51, 55) herhalten. Auch manche anderen stereotypen Beiwörter klingen maniriert: bee-winged motes (S. 56, 88) the honey-wingèd little breeze (S. 86 88). Neben ungemein anschaulichen Bildern wie: a hare-quick dream (S. 49), doe-smooth hounds (S. 73), bird-glossy flowers (S. 73), pastel-placid water (S. 87) stehen groteske Gestaltungen wie:

> the blunderbuss's repercussions
> Fired out pears and apples furred as Russians (S. 54)

oder: The dog creates a god that still can scent
A quarry (S. 56)

oder: Like winter's wrinkled image, stone-bound grey,
The negro Death (S. 81).

Das kurze Mittelstück "The Hambone and the Heart" ist ebenso schwer zu deuten und zu genießen; im Hintergrund steht wohl eine tragische Geschichte; die gesuchte, im Titel angedeutete Symbolik erhellt aus Versen wie:

There by the waterfall we saw the Clown
As tall as Heaven's golden town,
And in his Hands, a Heart and a Hambone
Pursued by loving vermin (S. 37).

Trotz aller Verstiegenheiten ist Edith Sitwell eine ursprüngliche Dichterin, welche uns in ein eigenartiges Reich der Schönheit führt, wenn sie die sie bestürmenden Impressionen und Intuitionen zu prüfen und zu ordnen vermag, und ihrer durch und durch subjektiven Dichtung liegt doch etwas Weltanschauliches zugrunde, vielleicht die Schau des Weltgeschehens als einer tragischen Farce.

Ihr Bruder Sacheverell, der sonst wie der andere Osbert vornehmlich Satiriker ist, hat mit den 25 "New Poems for Hortus Conclusus", die den ersten Teil einer neuen Sammlung ausmachen und später in ein größeres Buch kurzer lyrischer Gedichte aufgenommen werden sollen, reine bildhafte, sinnvolle Poesie geschaffen. John Freeman (Bookman, Okt. 1927, S. 42) rühmt sie mit Recht als "exact yet not creeping, passionate yet not vague, formal yet not cold".

Durch die anspruchsvolleren größeren, in freien Versen geschriebenen Stücke der Sammlung kann man sich nur mit Mühe hindurchwinden. Das gilt selbst von den beiden "Pastoral Poems" trotz mancher anschaulicher Bilder wie: the moon, a whitened mill-stone (S. 41), the presses' stony lips (S. 41), night, that soft plain easy to the thread (S. 46). Wie klar gesehen und gestaltet sind auch die Verse:

The leaves were lean knives ready to cut,
The flowers with sleepless, staring faces were spread out
(Covent Thoughts in Cadiz, S. 61),

und wie unklar und verschwommen andererseits:

Such green shades, fast as any ragtime built,
Formed like bricks into the shapes they loved
(Doctor Donne and Gargantua, S. 50).

Am schwersten zu interpretieren sind die "Canons of Giant Art" (Three Torsos) trotz des Kommentars und trotz mancher Stellen von ragender dichterischer Schönheit:

He should be the sentinel on cyclopæan walls Guarding a megalithic rock-hewn town
And moved to ram's-horn trumpet blown At the tomb-mouth lintel of that city-gate (The Farnese Hercules, S. 70),
they were made A canon of proportion in their agonies,
To measure out harmony, to keep the scales Steady, never shaken down to one side or the other (The Laocoon, S. 77),

The gods have planted speech in all the ways of men,
Their path through the cornfield is alive with sound,
With running rumours through that golden host
Who stoop, now this, now that way, for the word,
While groves of tree, on sacred brows of hills,
Speak in simpler words than these (The Hermes, S. 84).

WILFRID GIBSON, *Collected Poems* (1905—1925). London, Macmillan and Co. Ltd, 1926. XXIV u. 791 S.

Auf nahezu 800 Seiten legt Wilfrid Wilson Gibson uns die dichterische Arbeit von zwei Jahrzehnten vor. Was vor 1905 liegt, ist mit Recht fortgelassen. Von dem frühen romantischen Gibson finden wir hier nur wenige Spuren. Lieber ist uns der Dichter der rauhen Wirklichkeit, der Verfasser der Sammlungen "Stonefolds", "Daily Bread", "Fires", "Thoroughfares", u. a. m., hier klagt er die moderne Zivilisation an, weiht er mit seiner Dichtung die durch sie gequälte Menschheit, die er besonders gern in den Gestalten seiner northumbrischen Heimat verkörpert; er weiß die Atmosphäre seiner Heimat sichtbar zu machen, leiht seinen Gestalten gern einen grimmen Lebenstrotz wider alles, was sie niederzwingen will; er läßt sie gern den heimischen Dialekt gebrauchen, wenn auch nicht in streng philologischem Sinne. Stil, Stimmung, Stoff dieser realistischen Lyrik steht in schroffem Gegensatz zu den konventionellen oder romantischen Stücken, von denen nur Teile aus "The Nets of Love" und "The Web of Life" aufgenommen sind. Romantik ist auch noch wach in Versen wie:

Beauty dies not though you blast and lay it waste,
Though you turn the whole earth to a cinder-heap,
From the ashes of your factories once again the ever-living
Shall awake one April morning out of sleep
(Beauty for Ashes S. 784),
But from our house of dreams
Everlasting light
Through the pitchy night
Pours in golden streams (Houses, S. 520),
These towns, rock-founded for eternity,
Glittered when Lancelot and Guinevere
One April morning came to Joyous Gard (Chambers, S. 466).

Im ganzen ist Gibsons Diktion oft etwas blaß und nüchtern; farbenreicher ist sie in den Sammlungen "In Khaki", "Travels", "Home" und besonders in "Chambers"; das erweisen häufiger wiederkehrende, etwas graziös anmutende Wendungen wie: a sapphire sky, a crystal sky, the crystal airs, Verse wie:

One sun-like sphere of still celestial hight (S. 463),
Of softly-glowing hues and exquisite line (S. 464),
Of phosphorescent cold moon-coloured light (S, 465),
Translucent porcelain and sea-green glass (S. 465),
Sheathed in scales of silver sequins (S. 486),
From the cold crystal into the furnace-glow,
Of ruby and amber lucencies (S, 481).

Aus den anderen Gedichtsammlungen "Friends", "Livelihood", "Neighbours" seien im einzelnen hervorgehoben der wundervolle wehmütige Nachruf auf Rupert Brooke (S. 332), das Wirklichkeit und Träumerei seltsam mischende Stück "The News" (376), die schlichten volksliedartigen Strophen von "Michael Dodd" (S. 449), die uns zeigen, daß Gibson nicht nur Realist ist.

Die Kriegsgedichte sind zusammengestellt in den Gruppen "In Khaki" und "Battle". Gibsons Ironie ist hier nicht so ätzend wie diejenige Sassoons, der den Krieg aus eigener Anschauung kennt, die Realistik ist auch nicht so brutal, aber das Menschheitsgefühl ist ebenso stark wie bei Sassoon. Charakteristisch

ist das Ineinanderfließen von Phantasie und Wirklichkeit, wie etwa in "Hit" und "The Dancers".

In die Form von Dramen oder dramatischen Dialogen gekleidet sind "Borderlands", "Krindlesyke", "Kestrel Edge". Aus den drei Stücken der ersten Sammlung heben Fehr (Engl. Lit. des 19./20. Jhdts., S. 470) und Mary C. Sturgeon (Studies of Contemporary Poets, S. 87f.) das mittlere „Bloodybush Edge" als das stärkste und packendste hervor; die Charaktere haben auch hier etwas Dämonisches an sich. Wilde, gesetzlose, rachsüchtige Kreaturen sind die Bauern in "Kestrel Edge and other Plays". Eine Gestalt in seinem dramatischen Epos "Krindlesyke", Bell Haggard, erinnert in ihrer dämonischen Getriebenheit sogar an Websters Vittoria Corombona. Krindesyke ist ein einsames Bauernhaus im kahlen Hügellande Northumbriens, es ist Schauplatz und Held zugleich; es hat etwas von dem persönlichen Leben der ungebärdigen Bewohner und trotzt den Zeiten kühner als sie.

Die soziale Note klingt sehr vernehmbar in Gibsons letzter Gedichtsammlung "I heard a Sailor and other Poems" (1925). Hier führt er uns wieder eine Reihe von Typen des modernen Sklaventums vor, den Seemann (Sea-called and chosen from his birth He keeps the way of salty strife, S. 747), den Bergmann (Black was his face With the dust of the pit, S. 738), den Landstreicher (A Bag-of-Bones with nodding head, S. 755), den Fabrikarbeiter (Suddenly the hiss of steam in the quiet of the night — And I wake to watch the gleam of the leaping furnace-light, S. 739); diesen Entrechteten und Enterbten gilt wieder sein tiefstes Mitleid; erschütternd ist seine Vision "Gallows Bank" S. 763); reihenweise sieht er die elende Schar vorbeiziehen:

"Horse-copers, tinkers, thieving herds,
And doxies flaunting fakish flerds,
And endless gang of gallows-birds,
I watched them wamble by—";

Hunderte von Augen derer, die an den Ufern des Tyne umkamen, starren in die seinigen, und als er sie wieder anschaut, wird er sehend und wissend; er starrte nur in seine eigenen entsetzten Augen; vom Schlafe auferwacht, steht er als Selbstankläger vor dem Spiegel.

Die Symbolik, welche Fehr an Gedichten wie "The Hare", "The Crane", "The Shop" rühmt, finden wir auch in dieser neuen Sammlung, wie etwa in "The Bat" (S. 743f.):

The flit-flit-flitter seemed to her
The flurry of her own heart's beat.

Wieder weiß er durch die Verwendung des vers libre ganz eigenartige Klang- und Gefühlseffekte zu erzielen:

A Skirling squeaky piping —
Tweedledee, tweedledee,
And the drubbing of a drum,
Tum . . . tum . . . (S. 735).

Und wenn man die dramatisch ungemein bewegten Verse des stimmungsvollen, düsteren Gedichtes "The Anniversary" (S. 727) liest:

The clicking of the latch,
Then the scratch
Of a match
In the darkness and a sudden spurt of flame,

dann wird man Harold Monro nicht ganz Unrecht geben, wenn er (Some Contemporary Poets, S. 122) behauptet: "It is probable that his talent is rather dramatic than lyrical or narrative, but it is doubtful whether his mind has the freedom and impartiality necessary for dramatic characterisation".

G. K. Chesterton, *Collected Poems.* London, Cecil Palmer 1927. 364 S.

Die umfangreiche Sammlung, die Chesterton uns dankenswerterweise vorlegt, ist leider nicht vollständig. Es fehlt darin sein letzter Gedichtband "The Queen of the Seven Swords". Die Sammlung ist gegliedert in sechs Bücher. Seine ersten Gedichte "The Wild Knight" sind merkwürdigerweise an das Ende gestellt; von ihnen seien hier nur hervorgehoben das allgemein bekannte "The Donkey", das zeigt, wie ein bescheiden kleiner Einfall zu einem ganz entzückenden Gedichtchen werden kann, und die mystisch weihevolle Hymne "The Holy of Holies", womit der Dichter allein in dem "Oxford Book of English Mystical Verse" vertreten ist. Den breitesten Raum als selbständiges Gedicht nimmt natürlich die "Ballad of the White Horse" ein, die nicht nur Shuster (The Catholic Spirit in Modern English Literature, S. 234) für das größte englische Epos des 20. Jhdts. hält, die in geschichtlichem Gewande eine "allegory of the everlasting faiths and doubts of man" ist. Als Sänger des Weines, den er liebt wie ein altes Volkslied und Märchen, stellt sich Chesterton uns erneut vor im vierten Buche "Wine, Water and Song", um uns freilich oft genug grotesk und absurd zu kommen; der "bard of boisterousness and beer" ist er z. B. in "Wine and Water", dem Gedichte vom "old Noah", der sein Ei aus einem eimergroßen Becher löffelt, dessen einzige Sorge auch angesichts des die höchsten Berge begrabenden Wolkenbruchs der Weinkeller ist, das Gedicht von "The Rolling English Road", der tollen Irrfahrt des englischen Vagabunden, der im Straßengraben unter der blühenden wilden Rose endet. Unter den zum dritten Buche vereinigten "Poems" begrüßen wir vor allem die „farbenschallende" berühmte Schlachtenballade "Lepanto", wo alles unter dem „symbolischen Banner" Don Juans d'Austria steht, ferner das schlichte, stimmungsvolle, religiös tiefempfundene Weihnachtsgedicht "The Nativity" und das eigenartige Loblied auf England "The Secret People". Eine Parallele zum "Lepanto" ist das Titelgedicht des zweiten Buches "Ballad of St. Barbara"; auch hier bricht sich des Dichters Kampfeseifer Bahn, wenn auch weniger laut als in jener Sturmglocke; ungeschlacht, extravagant, bombastisch mögen diese wie manche anderen Verse sein, aber blutleer sind sie niemals. Auch in anderen Gedichten dröhnt seine Stimme klar und kräftig, mit jubelndem Trotze, in den dann wieder ein weicherer Ton klingt von ausharrender christlicher Freude und Fröhlichkeit; dieser Glaube entflammt seinen Zorn gegen die kalte, nüchterne, berechnende Welt ("A Second Childhood"). Bitter satirisch wird er in der "Elegy in a Country Churchgard", vielleicht ist er hier am eindrucksvollsten. Am Schluß stehen u. a. einige leichte Satiren über Politik, Rassenveredler, Reformer u. dgl.

Der Satiriker hat die Oberhand in den im ersten Buch vereinigten "New Poems", die hier zum ersten Male gesammelt vorliegen. Den stärksten Eindruck hinterlassen von den kürzeren Gedichten das prophetisch warnende, bei aller Ironie ergreifende

Eingangsgedicht "The Judgment of England" und der Gruß an den unbekannten Soldaten (the unknown and undefeated warrior That did alone defeat Publicity); hier macht sich allerdings ein Wortwitz breit (Tender as San Francisco to St. Francis, Or all the Angels of Los Angeles), der auch an anderen Stellen etwas forciert anmutet:

No psycho-analyst has knocked The bottom out of Bottom's dream (S. 20),
And even Dayton has its day . . . By Tennyson and Tennessee (S. 30),
O the Swank of the Yank on the Prohibition Plank (S. 43).

Besser als der Wortwitz gelingt Chesterton zumeist die Schlußpointe:

And irony that glares like Judgment Day
Sees Men accumulate and Wealth decay (S. 1),
The way to love my fellow-man
And hate my next-door neighbour (S. 13),
Till the last brotherhood of men brings down
Us with the troglodites in their twilight town (S. 16).

Die „Kriegsgedichte" hätten ruhig ungedruckt bleiben dürfen, die hochtrabende "Battle of the Stories" nicht minder als das alberne, den „belgischen Einfall" verspottende "Alliterativism" und der ebenso frivole wie glatte Vierzeiler auf den „Kaiser" (Iix). Auch andere Gedichte sind zu sehr zeitgebunden, als daß sie mehr als ephemeren und wirklich künstlerischen Wert beanspruchen könnten, wie z. B. die beiden nur dem Eingeweihten verständlichen Strophen "The New Fiction". Eher lassen wir die satirischen Auseinandersetzungen mit bedeutenden Zeitgenossen gelten, mit "Dean Inge" und dem Verfasser der "Outline of History". Chesterton reitet seine alten Steckenpferde: wie besonders in seinen "Fancies versus Fad" greift er die Evolutionisten (Race-Memory), die Prohibitionisten (On a Prohibitionist Poem, A Ballad of Abreviations), die Verslibristen (To a Modern Poet) an, wie in "The Outline of Sanity" das amerikanische System und Ford (Americanisation, The Peace of Petrol, A Song of Moderation). Köstlich wie die Satire auf die Verslibristen, die er mit den eigenen Waffen schlägt, sind die literarischen treffsicheren Parodien auf Wordsworth, Byron, Swinburne, Kipling, Tennyson, Yeats, Browning, Whitman.

Von den „neuen Gedichten" müssen wir im allgemeinen sagen, daß sie eher Journalismus und Zeitsatire als wahrhaft große Dichtung sind. Den Dichter des "Lepanto" der "Ballad of the White House", der "Ballad of St. Barbara" deswegen nur zum „größten lebenden Satiriker" stempeln zu wollen, wäre ein Unrecht. Trotz seiner oft nachlässigen Technik und der „Monotonie" in der Stoffwahl ist er ein von innerem Feuer durchglühter, origineller Lyriker; in zweiter Linie ist er der mit den Stilmitteln des Paradoxons arbeitende und zum Nachdenken anregende Journalist, wenn er auch bei uns am bekanntesten ist als Verfasser „metaphysisch vertiefter" Detektivgeschichten.

Bochum. **Karl Arns.**

Julius Plaut, *Speeches by Prominent Men* (with the Use of the Gramophone). Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, Band 97, Frankfurt a. M., 1927.

Seinen für das Grammophon zusammengestellten Treasures and Trifles for Little Folk (ebenda Nr. 79) und Jewels of Poetry (ebenda Nr. 87) läßt der rührige Herausgeber jetzt als drittes Bändchen eine Sammlung Speeches by Prominent Men folgen. Mehr noch als bei den anderen Sammlungen ist das Neue und Wesentliche an diesem Bändchen vor allem dies, daß es sich nicht um für Lehrzwecke in den Schalltrichter gesprochene Texte handelt, sondern um Platten der Gramophone Company Ltd. London, die für englische Zuhörer berechnet und vom Herausgeber in sorgfältiger Arbeit von den Platten abgehört und für seine Sammlung fixiert sind.

Die Qualität der Platten ist sehr gut. Der Inhalt führt in alle mögliche interessante Probleme modernen englischen und amerikanischen Lebens ein; das Englische bietet Proben der verschiedenartigsten Färbung, neben dem oratorischen Englisch von Lloyd George hören wir das anspruchslose schlichte des Prinzen von Wales, neben dem gepflegten Universitäts-Englisch von Lord Oxford das helle aufreizende der Mrs. Pankhurst, neben dem typisch priesterhaften des Kardinals von Westminster das grundverschiedene nasale Amerikanisch von hervorragenden Vertretern der Vereinigten Staaten. Diese Möglichkeit des Vergleichens ist für Schüler der Oberklassen, ganz besonders aber auch für die Lehrer reizvoll und lehrreich. Einzelne Reden eignen sich in ihrer knappen Prägung in hervorragendem Maße zur Memorierung und genauesten Durcharbeitung, so daß dann die Schüler dadurch in die Lage versetzt werden, an diesen zu festem Besitz gewordenen und in Intonation und Aussprache fehlerlos erlernten Stücken einen Maßstab zu besitzen für alle anderen Ausspracheschwierigkeiten.

So ist denn das Bändchen meiner Ansicht nach auf der Oberstufe mit großem Nutzen zu verwerten, in Verbindung natürlich mit den Platten. Ich denke mir die Benutzung so, daß etwa die Hilfsbücherei eine Anzahl Bändchen und Platten, die durch Vermittlung des gleichen Verlages bezogen werden können, anschafft und daß dann in gelegentlichen Stunden, etwa nach Beendigung einer zusammenhängenden Lektüre und vor Beginn einer neuen, einzelne Stücke genau durchgearbeitet werden, und zwar zuerst ohne Benutzung der Platten. Erst wenn das Stück sicher gekonnt wird, benutzen wir alle die Hilfsmittel, die das Grammophon uns ermöglicht, und lassen vor allem einzelne Lautgruppen und Sätze bis zur sicheren Beherrschung wiederholen. Ich habe mich selbst davon überzeugt, bis zu welcher Vollkommenheit einzelne akustisch besonders begabte Schüler es darin bringen; aber auch die, denen die Aussprache und Intonation Schwierigkeiten macht, werden durch solche Schulung wesentlich gefördert. Und wenn ich auch weit davon entfernt bin, solche Fertigkeit zu überschätzen, sehe ich doch auf der anderen Seite ein, welch großer spracherzieherischer Wert in solchen mit Nachdruck betriebenen Übungen liegt. Daß das Grammophon noch nicht vollkommen ist, muß zugegeben werden, einige Konsonantenverbindungen, vor allem die Zischlaute genügen noch nicht, werden wohl auch nie tadellos erzielt werden. Aber die Intonation auf diesen Platten ist einwandfrei, und der Umstand, daß die Schüler Ausländer von ganz ver-

schiedener Art und Diktion zu hören bekommen, ist sicherlich ein sehr wertvolles Mittel, das Ohr an das gesprochene Wort zu gewöhnen.

Frankfurt a. M. G. H. Sander.

Paul Verlaine, *Gedichte.* Eine Auswahl der besten Übertragungen. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1927. 72 S. Mit einem Nachwort von Stefan Zweig. 1,— M.

Das vorliegende Bändchen ist eine Auswahl aus dem ersten Band des 1922 im gleichen Verlag erschienenen, von Stefan Zweig besorgten zweibändigen Insel-Verlaine. Von den 193 Gedichten dieser großen Ausgabe wurden 44 ausgewählt, die „liedhaftesten Gebilde und die schmerzvollsten von Verlaines Konfessionen", wie das Nachwort sich ausdrückt. Es ist absichtlich einer Vielheit von Dichtern das Wort erteilt, weil das unvermeidliche „individuelle Mitschwingen der Seelen der Übersetzer sich wechselseitig überschneiden soll, damit die ursprüngliche Melodie Verlaines in ihr Recht treten kann".

Wenn man die gegebenen Übertragungen liest, ohne sie mit den Verlaineschen Originalen zu vergleichen, so wird man sagen müssen, daß sie dem Leser vielfach einen hohen ästhetischen Genuß werden bereiten können. Sie sind natürlich von verschiedenem Wert, aber, im ganzen genommen, nicht schlecht. Die meisten bieten „Musik". Und da an Verlaines Gedichten das Musikalische das Charakteristische ist, so muß der Leser, der das Original nicht zur Hand hat oder der zu bequem ist, es vom Bücherbrett herunterzubemühen, mit dem in dieser Auswahl Gebotenen recht zufrieden sein. Anders wird derjenige urteilen müssen, der die Übersetzungen gewissenhaft, Stück für Stück, mit dem Original vergleicht. Er wird nicht umhin können, festzustellen, daß nur ihrer wenige den wirklichen Verlaine, dem Inhalt wie der Form nach, geben. Die Übertragungen bringen Musik, aber es ist nicht Verlaines Musik, und man fragt sich, ob es angängig ist, auf einem Konzertprogramm Lieder von Brahms anzukündigen und ohne Abänderung des Titels Lieder von Hugo Wolff zum Vortrag zu bringen.

Wenn der Herausgeber meint, daß durch eine Überschneidung der vielen „Nicht-Verlaine-Melodien" schließlich in summa doch Verlaine-Melodie herauskommt, so ist ihm das unbenommen. Man könnte aber auch wohl der Ansicht sein, daß ein Hintereinander von vielem Nicht-Verlaine als Gesamtsumme erst recht Nicht-Verlaine ergeben muß. Wer Einzelheiten darüber erfahren will, in wie starker Weise Nicht-Verlaine geboten wird, der vergleiche besonders die Übersetzungen Paul Zechs (und die von Richard Schaukal) mit den Originalen des armen Lelian. Ich verweise absichtlich auf die von Zech herrührenden Stücke, weil sie an sich, als Gedichte, ausgezeichnet sind. Eine prächtige Sprache umkleidet prächtige Gedanken. Aber weder Sprache noch, was schwerwiegender ist, Gedanken sind die Verlaines. Man vergleiche nur sein «Il faut, voyez-vous, nous pardonner les choses» (Vanier I, 157) mit Zechs (Auswahl 12): „Du, der Schmerz erdrückt uns, wenn wir weiter weinen". Es könnte schon diese erste Zeile zeigen, wie wenig sich Zech um das, was Verlaine sagt, kümmert. Aber man lese das Gedicht weiter: auf der einen Seite Verlaine mit seiner höchsten Schlichtheit, auf der anderen Zech mit seiner schwülen Pracht und Verbrämung. Und so ist Zech überall Zech,

selbst da, wo es scheint, daß er auch fähig ist, wirklichen Verlaine zu bieten; ich meine seine Übersetzung des Gedichts: «Un Veuf parle». (V. II, 30; A. 60.) Die erste Strophe Zechs ist Verlaine de la plus belle eau, aber die zweite bis zur Schlußstrophe ist wieder Zech mit Zusätzen, Abstrichen, Umänderungen. Ein anderes sehr charakterisches Beispiel für die — ist es zu unhöflich ausgedrückt? — Nichtachtung Verlainescher Inspiration ist Stefan Zweigs „Wie nun des Regens Gerinn" gegenüber dem bekannten «Il pleure dans mon cœur» (V. I, 155. A. 23). Es ist klar, daß die Wirkung dieses Verlaine-Gedichtes, das eins der schönsten ist, das Gott ihm eingegeben hat, darauf beruht, daß jede Strophe drei gereimte und eine wie im Ätherraum verschwingende, durch nichts gestützte ungereimte Zeile enthält. Das Reimschema ist a-b-a-a, und zwar ist das erste a stets dasselbe Wort wie das vierte a.

Il pleure dans mon cœur
Comme il pleut sur la ville,
Quelle est cette langueur
Qui pénètre mon cœur.

Und so geht es in der folgenden Strophe fort: pluie, toits, s'ennuie, pluie; immer endet die vierte Zeile mit dem Schlußwort der ersten Zeile. Stefan Zweig reimt a-b-a-b und kann nun nicht wegen dieser Reimänderung, dasselbe Wort, das die erste Zeile schließt, in der vierten als Echo wiedertönen zu lassen; denn in der ersten steht bei ihm Reim a, in der vierten Reim b.

Wie nun des Regens Gerinn
Rauschend die Stadt umsingt,
Fühl ich ein Trauern, das in
Meine schauernde Seele dringt.

Da ist alles anders als bei Verlaine, und zwar nicht nur der Form nach. Zuerst ein ganz anderer Regen. Verlaine sagt in der zweiten Strophe: «O bruit doux de la pluie». Der Regen ist doux, und muß doux sein. Nur so schließt er sich mit der Stimmung des Dichters zu einer Einheit zusammen. Bei Stefan Zweig, wie wir hörten, rauscht er und singt er, was er erst in der zweiten Strophe tun dürfte. In der ersten Strophe darf der Regen nur Regen ohne jeden Zusatz sein. So ist auch in der ersten Strophe Verlaines Herz nur cœur und keine „schaudernde" Seele. Und so geht es weiter.

Vielleicht würde in diesem Zusammenhange Zweig auf das verweisen, was er im Nachwort S. 69 über die Form Verlainescher Gedichte sagt: „Einzig unter den Franzosen begreift Verlaine das Gedicht wie wir als ein Fließendes, das nicht starr in plastisch zugemessenen Formen sich befriedet, sondern sie melodisch überflutet und rhythmisch erweitert." Dieser Satz ist richtig, wenn Zweig dadurch zum Ausdruck bringen will, daß Verlaine sich nicht darauf beschränkt, seine Vorwürfe, wie es Hérédia in seinen Trophées tat, in eine einzige Form, z. B. in die Form des aus Alexandrinern bestehenden Sonetts zu pressen, sondern daß er für jede Seelenregung eine andere, der jeweiligen Stimmung angepaßte Form fand. Der Satz ist falsch, wenn er damit etwa sagen wollte, daß Verlaine in der einmal gewählten Form innerhalb desselben Gedichts sich nicht in „plastisch zugemessenen Formen befriedet, sondern sie melodisch überflutet und rhythmisch erweitert". Im Gegenteil, keiner bleibt der einmal intuitiv erwählten Form mit all ihren Folgerungen so getreu wie Verlaine. Er geht aus der

selbst gewählten, dem Gedicht „plastisch zugemessenen“ Form mit keinem Tüttelchen heraus. Wenn z. B. seine innere Stimme ihm vorschrieb, nur männliche Reime mit ihrer Härte und Knorrigkeit zu verwenden, so zeigt das ganze Gedicht, und sollte es noch so lang sein, nur männliche Reime. Wenn diese Stimme ihm vorschrieb, in einem Gedicht Pair- und Impair-Zeilen zu mischen, etwa in einer Strophe die erste, dritte vierte Zeile mit gerader Silbenzahl, die zweite mit ungerader Silbenzahl zu versehen (Croquis parisien V. I, 19), so kann man darauf schwören, daß alle anderen Strophen ohne Ausnahme dieselbe Eigentümlichkeit zeigen. Die Genauigkeit, mit der Verlaine seine Verse baut, geht so weit, daß man im Vertrauen auf sie Textkritik treiben kann. Allerdings gibt es in den üblichen Verlaine-Ausgaben, in derjenigen von Fasquelle sowohl wie in der von Vanier an die 50 Verse, bei denen bald eine Silbe fehlt, bald eine oder zwei Silben zu viel vorhanden sind. Als aber 1925 die neue Messein-Ausgabe erschienen war, stellte es sich heraus, daß alle scheinbar unregelmäßigen Verse bei F. und V. nichts anderes als ungenaue Lesarten sind, die auf Grund der neuen Ausgabe verbessert werden können. Und wo nun Messein seinerseits falsche Verse brachte — denn ihm sind auch Druckfehler und andere Versehen unterlaufen —, da hatten F. und V. Verse, die peinlich genau gebaut waren. So muß man zu der Überzeugung kommen, daß Verlaine die einmal gewählte „plastische Form“ sehr „befriedet“.

Um nun auf die Übersetzer zurückzukommen, die in der vorliegenden Insel-Auswahl zu Worte kommen, so können sie sich stellenweise nicht genug tun im Bau von verschieden langen Zeilen in ein und demselben Gedicht, offenbar unter der Vorstellung von dem „melodischen Überwogen und den rhythmischen Erweiterungen“, die bei Verlaine gang und gäbe sein sollen. In dieser Beziehung ist es nicht einmal das Schlimmste, wenn Klabund bei dem Gedicht «Sur l'herbe» (V. I, 85; A, 12) sich die Reime ganz schenkt (wie übrigens auch Albrecht Schaeffer in «L'homme du cœur est-il si rare, en somme») und dann 10-Silbner statt der 8-Silbner Verlaines einführt. Denn er bleibt wenigstens (mit einer Ausnahme) bei seinen Zehnsilbnern und wahrt so dem Gedicht eine gleichmäßige, d. h. Verlainesche Form. Da ist Johannes Schlaf großzügiger in der «Promenade sentimentale» (V. 87; A. 13). An Stelle der 10-Silbner Verlaines bringt er 9, 10, 11, 12, 14-Silbner in diesem einen Gedicht. In gleicher Weise bringt Flaischlen eine Zickzackunruhe in Verlaines klassisches Lied «Le ciel est, pardessus le toit» (V. I, 272; A. 49). Verlaine läßt hier auf eine Zeile von 8 Silben jedesmal eine Zeile von 4 Silben in ganz ruhiger Abwechslung folgen. Was tut Flaischlen? Er bringt 11, 10, 9, 8, 7, 6, 5, 4-Silbner in buntester Mischung. Ob dabei die Musik Verlaines herauskommen kann, ist mir fraglich. Und in vielen, vielen der in der Auswahl gegebenen Gedichte ist es fast noch schlimmer. Man gewinnt den Eindruck, als ob die von Verlaine gewünschte Form etwas völlig Nebensächliches sei. Ich kann nicht alle Fälle hier anführen, möchte aber doch noch auf die Maltraitierung von Verlaines „Agnus Dei“ (V. II, 379; A. 67) durch keinen Geringeren als Rainer Maria Rilke hinweisen. Verlaine hat vier Strophen zu je 3 Zeilen, die denselben Reim haben. Das findet sich auch in der Rilkeschen Übersetzung, obgleich das letzte Reimwort „Einzigêr“ als Reim zu „Wehr, bescher“ vielleicht zu beanstanden ist. Das Charakteristische des Gedichtes aber, daß nämlich

von den durch den Reim zusammengekoppelten 3 Zeilen die erste jedesmal 9, die zweite 11, die dritte 13 Silben hat, daß hier also ein mit dem Wesen der Litanei verbundenes Anschwellen und Dringlichwerden der Sünderschreie zum Agnus Dei vorliegt, bringt er nicht in seine Übersetzung hinein. Seine Zeilen haben alle 10 Silben, mit Ausnahme einer Zeile, die 16 Silben hat.

So ließen sich bis zum Ermüden Beispiele vorbringen, daß die meisten Übertragungen keine Übertragungen, sondern im besten Falle Umdichtungen sind, Umdichtungen von einer z. T. so völligen Loslösung vom Original, daß von diesem nichts mehr überbleibt. Als Musterbeispiel für eine solche Umdichtung mag Schaukals Verdeutschung von Verlaines «Art poétique» (V. 311; A. 54) gelten.

Que ton vers soit la chose envolée
Und sei dein Vers die Seele,
Qu'on sent qui fuit d'une âme en allée
Die sich wie eines Vogels Kehle
Vers d'autres cieux et d'autres amours.
Tönend verbreitet im Azur.

Nun sollte, als eine Selbstverständlichkeit, die Frage, ob die Übersetzer den Verlaineschen Text überhaupt, rein sprachlich genommen, immer verstanden haben, keiner Behandlung bedürfen. Aber wir können auf diese Frage nur im allgemeinen mit Ja antworten. Es beruht natürlich nicht auf zu geringen Sprachkenntnissen, wenn man bei ihnen oft ein Verwässern antrifft: après bien des métempsycoses: aus langem Schlaf (Hasenclever); qu'on en croira mourir: daß man weint (idem); la mort n'a pas voulu de moi: der Hauptmann schickte mich nach Haus (Dehmel); je chanterai le Léthé de ton sein, puis le Styx de tes cheveux sombres: ich singe von selig vergessendem Traum in der Nacht schwarzwallender Locken (Flaischlen) usw. Aber an einigen Stellen ist doch ersichtlich, daß der Verlainesche Text für die Sprachkenntnisse der Übersetzer zu schwer war. Es tritt dies z. B. bei der Übersetzung Wolfensteins (A. 51) von Verlaines «d'échellonnement» zutage, wo la baie die Waldbeere mit la baie die Bucht verwechselt worden ist. Wie überhaupt diese Übertragung, deren völlige Unmöglichkeit ich schon an anderer Stelle nachgewiesen habe, in die Insel-Auswahl hineingekommen ist, ist mir fast ein Rätsel. Das Seltsame ist nämlich dies, daß, während die übrigen Gedichte der Auswahl alle samt und sonders in der gleichen Form und ohne jede Variante schon in dem großen Insel-Verlaine von 1922 stehen, diese Wolfensteinische Übersetzung als einziges Stück neu in die Auswahl gekommen ist und hier die Übertragung von Kalckreuth verdrängt hat, die allerdings dieselbe Verwechselung mit den beiden baies zeigt und an Mangelhaftigkeit diejenige Wolfensteins, wenn es möglich ist, noch übertrifft. Als Schnitzer ist auch zu werten die nette Wiedergabe Schaeffers von «la loi de la mater» (la=la chair). Mit dieser «loi de mater la chair» ist natürlich das Gebot Gottes gemeint, das Fleisch im Zaum zu halten und zu dämpfen. Schaeffer übersetzt aber „das Gesetz des Stoffes", indem er offenbar den unschuldigen Infinitiv mater für das Hauptwort la matière ansieht. Ganz böse aber ist auf Schritt und Tritt die Übersetzung Riegers von «Un Conte» (V. II, 12; A. 56). Un cœur à tous vents, ein unbeständges Herz, das sich jedem Einflusse hingibt, ist ihm ein „Herz im Sturm". In demselben Gedicht sagt Verlaine voll Reue über sein Laster- und Lotterleben, von sich selbst: «Ce fut

un amant dans toute la force du terme». Rieger meint: „Ein Liebender war's, den nichts besser benannte". Auch Hasenclever ist mit Vorsicht zu genießen. In dem von ihm übersetzten „Kaléidoscope" (V. I, 301; A. 52) läßt Verlaine visionär die Großstadt mit ihrer zusammengewürfelten Bevölkerung an uns in grauser Weise vorüberziehen. Schreie wie des Windes Heulen auf See durchfurchen den Raum, Stimmengeschwirre wie Blätterrauschen dringen an unser Ohr. «O ce cri sur la mer, cette voix dans les bois! ce sera comme quand on ignore les causes». Hasenclever meint: „Stimme vom Gehölz und Ruf vom Meer! wie ein Grund, auf dem du nicht erscheinst!" Und dann ziehen andere Bilder an uns vorbei: öffentliche Tanzlokale mit ihrem Lärm, und, wie etwas, was gar nicht in die Weltstadt hineinpaßt und sich hier inmitten der Dirnen höchst deplaciert vorkommen muß, Bäuerinnen in Heimatstracht «Des veuves avec du cuivre après leur front, des paysannes, fendront la foule des traînées». Das heißt bei Hasenclever: „Witwen drängen sich mit kupfernen Gesichtern, Bäuerinnen durch der Bummler Schwarm hinaus".

Zum Schluß muß ich aber doch wiederholen, was ich zu Anfang sagte: diese Insel-Auswahl enthält viel Musik, aber wenig Verlainesche Musik. Hat sie überhaupt welche aufzuweisen? Ganz gewiß! Aus den gebotenen 44 Gedichten ist völlig „Verlaine" ohne jeden Abstrich die «Promenade sentimentale» des Freiherrn von Taube (V. I, 29; A. 4) und die «Heure du berger», übersetzt von Wolf Graf Kalckreuth (V. I. 35. A. 11), wo nur auf Z. 7 „ungewissen" in „geisterhaften" (spectres) zu ändern wäre. Auch Max Fleischers Übertragung von «O mon Dieu, vous m'avez blessé d'amour» (V. I, 244; A. 35) ist, abgesehen von einer Zeile, deren Überlänge man beim Lesen sofort als etwas Störendes empfindet, Voll-Verlaine. 9/10-Verlaine ist Stefan Zweigs Wiedergabe von «Clair de lune» (V. I, 83; A. 11) und die «Chanson d'automne» Ernst Hardts (V. I, 33; A. 5), dem es nur nicht gelungen ist, die langen, schweren o der ersten Strophe ertönen zu lassen. Richard Schaukals „Mandolinen" (V. I, 102; A. 14) ist nicht übel, nur hat er in dieses Gedicht, das eine ganz leichte, graziös-oberflächliche Auffassung der Liebe schildert, viel zu viel wirkliche, tiefergehende Empfindung hineingebracht, so daß das Stück in der Schaukalschen Form kaum mehr in die Fêtes galantes hineinpaßt. 9/10-Verlaine ist auch Paul Wieglers «L'Amour par terre» (V. I, 111; A. 15); 1/10 fehlt, nämlich die für dieses Gedicht charakteristischen Wiederholungen der gleichen Wörter: «Le vent de l'autre nuit a jeté bas», Zeile 1 u. 5 und «C'est triste de voir», Z. 6; «C'est triste de voir», Z. 9; «C'est triste», Z. 13. Es ist doch wohl nötig, diese bei Verlaine nicht seltenen, von ihm sicherlich beabsichtigten Wortwiederholungen, wie sie sich z. B. in der «Promenade sentimentale» (les grands nénuphars sur les roseaux), im «Monsieur Prudhomme» (Et le printemps en fleurs brille sur ses pantoufles), in «le rossignol» (s'abattent, s'abattent, s'abattent) und in noch vielen anderen Gedichten vorfinden, nicht unter den Tisch fallen zu lassen. Fast Verlaine ist auch Leo Greiners «Colloque sentimental», das in der Greinerschen Formgebung aber deshalb nicht von Paul Verlaine sein könnte, weil dieser, wenn er einmal die alternation des rimes, die Abwechslung im Reimgeschlecht, in einem Gedicht begonnen hatte, sie auch konsequent bis zur letzten Zeile durchführt, was sich Greiner schenkt. Es ist dies, die Nichtbeachtung der franz. Regel von dem Wechsel im Reimgeschlecht, ein

Punkt, der den Übertragungen oft den Verlaineschen Ton nimmt. Ich habe schon in der Zeitschr. f. franz. Spr. u. Litt. 49 (1927) S. 374 darauf hingewiesen, wie die Verlainesche Technik unter dem Bann dieser Regel steht. Hier sei mir in Hinblick auf Dehmels bekannte und vielgerühmte Übersetzung des Sonettenzyklus: «Mon Dieu m'a dit: Mon fils, il faut m'aimer» (V. I, 251; A. 37) erlaubt, noch einmal auf diesen Punkt zurückzukommen. Dehmel kümmert sich um diese Regel natürlich nicht, destomehr Verlaine. Das erste Sonett des Zyklus schließt mit einem männlichen Reim ab. Folglich beginnt Sonett II mit einem weiblichen Reim. Es schließt weiblich. Folglich beginnt Sonett III männlich. Sonett III schließt weiblich. Folglich ist Sonett IV in erster Zeile männlich. Da es seinerseits weiblich schließt, ergibt sich für V der männliche Reim der ersten Zeile. Nun schließt V aber männlich. Folglich fängt VI weiblich an, und so geht es durch die 10 Sonette ausnahmslos hindurch. Daß die Dehmelsche Übersetzung, wenn man von der Souveränität absieht, mit der er sich über die von Verlaine gewünschte Form hinwegsetzt, nicht mit Unrecht berühmt ist, muß zugegeben werden, wenn sie auch inhaltlich nicht völlig einwandfrei ist. Wenn Verlaine z. B. im Sonett III von der göttlichen Liebe sagt, daß sie dich emporreißen wird comme un aigle vole un lièvre, und Dehmel meint, „sie wird dich emportragen zum Himmel wie ein Adler ein Rotkehlchen", so muß man sich doch über die Genügsamkeit des betreffenden Adlers wundern. Und wenn Dehmel im Sonett VII die katholisch-theologischen Begriffe «d'ignorance indécise, les bras ouverts de l'Eglise, l'humiliation» aus dem Gedicht entfernt, so schafft er ein protestantisches Gedicht, bei dem der bekehrte Verlaine sich bekreuzigt hätte, der im Punkte „Häresie," nicht mit sich spaßen ließ.

Doch genug. Alle Einzelheiten, die man sich bei einer genauen Vergleichung zwischen Übersetzung und Original angemerkt hat, aufzuzählen, wohin sollte das führen? Es genügt zum Schluß noch einmal zusammenzufassen, daß die Lektüre dieser Verlaine-Auswahl, die sich auch ihres billigen Preises wegen empfiehlt, einen hohen ästhetischen Genuß bereiten wird, wenn man nicht auf die fatale Idee kommt nachzuprüfen, was Verlaine in seinem Originaltext sagt. Diese Insel-Auswahl, ich bleibe dabei, enthält viel Musik, viel Musik, aber . . .

Charlottenburg. Franz Nobiling.

Frédéric Mistral, *Un Poète Bilingue, Adolphe Dumas.* 8°. 229 S. Paris 1927.

Mit diesem Buch tritt Frédéric Mistral, der Neffe des großen provenzalischen Dichters, vor die wissenschaftliche Öffentlichkeit. Nach einem wertvollen, die bisherigen Darstellungen reichlich ergänzenden Lebensabriß wendet sich der Verfasser den Frauenfreundschaften, dem Gefühlsleben des Dichters zu. Eine ausführliche Besprechung der Beziehungen Adolphe Dumas zu den bedeutendsten französischen Romantikern bedeutet den Höhepunkt des Buches. Nach Beleuchtung der Bedeutung Dumas' für das Felibrige endet das Werk mit einer Analyse der bisher unveröffentlichten französischen Gedichtsammlung „Les Iles d'Amour".

Es wäre zu erwarten, daß ein Buch, das den Titel «Un Poète Bilingue, Adolphe Dumas» führt, den Beziehungen des Dichters zu den Felibre einen mindestens ebenso weiten Raum bieten wird

wie jenen zu den französischen Romantikern. Trotzdem umfaßt dieser Abschnitt nicht mehr als 10 Seiten, denen mehr als 100 der französischen Romantik gewidmete gegenüberstehen. Gewiß ist vieles über Dumas als Förderer des Felibrige aus der Darstellung des Dichters Mistral in seinen «Memòri e Raconti» bekannt, gewiß mußte und hat auch tatsächlich manches in dem einleitenden Lebensabriß seinen Platz gefunden, aber eine ausreichende Erklärung für dieses auffällige Mißverhältnis bieten diese Tatsachen nicht.

Eine Bereicherung gegenüber dem aus der Geschichte des Felibrige allgemein Bekannten bietet der in Frage stehende Abschnitt insofern, als er den Nachweis erbringt, daß vor den im Jahre 1856 einsetzenden Beziehungen Adolphe Dumas' zu Mistral schon früher solche, allerdings weniger intensive, zu Roumanille bestanden haben müssen. Seit 1857 setzt eine eifrige Beschäftigung Dumas' mit der provenzalischen Sprache ein. Jetzt beginnt auch seine Mitarbeit am «Armana Provençau», und dieser Tätigkeit verdanken wir 19 provenzalische Gedichte, die mit zu dem Besten gehören, was die provenzalische Renaissance hervorgebracht hat. Sie sind kleine Kunstwerke in ihrer Art. Im Jahre 1865, vier Jahre nach Dumas' Tod, wurden sie von den dankbaren Felibre mit Gedichten von Reboul, Glaup, Castil-Blaze und T. Poussel im «Liame de Rasin» vereinigt. Lamartine hat Adolphe Dumas als père du Felibrige bezeichnet. Das ist gewiss zu weitgehend, trotzdem auch die Felibre selbst ihn ehrend Vater und Meister nannten. Andere wollten in ihm wenigstens einen Vorläufer des Felibrige sehen; dem gegenüber steht das Wort, daß er zu spät gekommen sei, um seine volle Entwicklung nehmen zu können. Sicher ist er ein Schüler und zwar ein sehr gelehriger und talentierter Schüler der Felibre, von dem die Lehrmeister selbst sehr viel lernten. Die Bedeutung Dumas' für das Felibrige hat am besten Emile Ripert — La Renaissance Provençale S. 499 — charakterisiert:

«On voit que Dumas n'eut sans doute pas une grande influence sur l'œuvre félibréenne, qui était commencée avant lui et qu'il ignorait avant 1856, mais qu' à tout le moins eut-il le grand mérite de la comprendre, si mal préparé qu'il y fût.»

Auch die provenzalischen Dichtungen Dumas' stellt Ripert nicht so hoch — er räumt ihnen höchstens literarischen Wert ein — wie Mistral Neveu. Überhaupt unterschätzt er ihn in gleichem Maße, wie Mistral ihn vielleicht stellenweise überschätzt. Da sich in ihm griechisches und römisches Altertum mit katholischem Christentum vereinigten, wie es die Felibre anstrebten, kann er auch geistig als einer ihrer Repräsentanten gelten. So sieht ihn auch Frédéric Mistral Neveu.

Sicher ist es ein Verdienst seines Buches, daß es aus den 200 bisher unveröffentlichten französischen Gedichten der «Iles d'Amour» eine Auswahl wiedergibt und analysiert. Um so empfindlicher ist aber der Mangel, daß der in provenzalischer Sprache dichtende Dumas des «Liame de Rasin» nicht behandelt wird, und um so beklagenswerter, als ja Mistral Neveu diese Seite seines Landsmannes viel höher stellt als die andere von ihm gewürdigte. Wer nicht aus einer persönlichen Besprechung mit dem Verfasser weiß, daß ein zweiter, eigentlich dem provenzalischen Dichter gewidmeter Teil vorliegt, dessen Veröffentlichung sich durch verschiedene Schwierigkeiten verzögert, kann sich diesen Widerspruch zwischen Titel und Inhalt nicht erklären. Auf diesen Umstand

sollte, wenigstens in einer neuen Auflage, aufmerksam gemacht werden.

Aber auch so wie das Buch vorliegt, hat es bedeutende Qualitäten. Die Darstellung ist überaus angenehm und fesselnd, die Erfassung des Materials erschöpfend. Mistral gibt nicht nur eine plastische Darstellung der Lebensschicksale sondern auch der äußern und innern menschlichen Erscheinung des Dichters. Manche Nebengestalt, wie z. B. die des Bruders des Dichters Charles, tritt hier weit schärfer hervor, als es bisher der Fall war. Das Kapitel über Gefühlsleben und Frauenfreundschaften bietet reiche Einblicke in das Leben bedeutender Schauspielerinnen der romantischen Zeit in Frankreich. Besonders wertvoll ist der ausführliche Abschnitt über Dumas' Beziehungen zu den bedeutendsten französischen Romantikern wie Chateaubriand, Victor Hugo, Lamartine, Alfred de Vigny, Sainte-Beuve, Jules Janin usw. Mit all diesen Geistesgrößen der französischen Romantik und noch vielen anderen stand Dumas in einem mehr oder minder lebhaften Briefverkehr, und mit zu den Verdiensten Mistrals gehört es, diesen Briefwechsel gesammelt und bei der Verfassung seines Buches verwertet zu haben.

Das Mistralsche Buch ist ein persönliches Bekenntnisbuch. Der Verfasser wird nicht müde, darauf hinzuweisen, daß die Persönlichkeit Adolphe Dumas', der doch eigentlich auf allen Gebieten scheiterte, für schwache, unzureichende Dichtertalente, besonders wenn sie im Schatten großer Namen stehen, eine Mahnung zur Selbstbesinnung auf die Tragweite ihrer Kräfte bedeutet. Die Eindringlichkeit, mit der diese Belehrung wiederholt hervorgehoben wird, läßt vermuten, daß Frédéric Mistral daran denkt, daß auch er im Schatten eines solchen großen Namens steht. Vielleicht wird er eines Tages diese Scheu überwinden, und wir werden von ihm auch als Dichter hören.

Prag. Walter Flusser.

FERDINAND BRUNOT, *Histoire de la Langue Française des Origines à* 1900, Tome IX: *La Révolution et l'Empire*, première partie: *Le français langue nationale.* Paris Colin, 1927, in 8° XV + 616 S.

Ferdinand Brunot arbeitet unermüdlich weiter an seinem großen Werk. Nachdem er sich in drei Bänden eingehend mit der klassischen Zeit befaßt hat, ist nun seine Forschung im 18. Jahrhundert angelangt. Bereits existiert über diese Epoche ein Band[1]), der uns die Ausbreitung des Französischen bis zum Ende des „Ancien Régime" vor Augen führt. In zwei weiteren Bänden gedenkt der Verfasser noch tiefer hineinzuleuchten in die Geschichte der Sprache im Zeitalter der Aufklärung.

Der letztes Jahr erschienene 9. Band hat nicht nur philologischen, sondern auch kulturhistorischen Wert und setzt gewisse geschichtliche Kenntnisse voraus. Brunot untersucht darin, wie das Schriftfranzösische zur Revolutionszeit sich im Lande ausgebreitet hat und zur Nationalsprache geworden ist. Denn man vergaß bis jetzt zu betonen, daß die damalige Nationalisierung der französischen Schriftsprache ein wichtiges Element zur Bildung der neuen Nation war. Zum erstenmal in der Geschichte Frankreichs können wir von einer offiziellen Sprach- und Schulpolitik reden.

---

[1]) *Tome VII: La propagation du français en France jusqu' à la fin de l'ancien régime.* Un volume in 8° de 360 pages, broché ou relié.

Brunot teilt die behandelte Epoche in vier verschiedene Phasen ein.

Die *erste Periode* (S. 3—133) geht von der Einberufung der «États Généraux» (5. Mai 1789) bis zum Zusammentritt des Nationalkonvents am 20. September 1792. Sofort stehen wir mitten im Hauptproblem drin. Es handelte sich darum, die neuen Ideen und Gesetze einem Volke zugänglich zu machen, das noch so viele Sprachen (idiomes) und Mundarten (patois, dialectes) sprach. Man versuchte es zuerst mit Übersetzungen. Im allgemeinen geschah in dieser ersten Revolutionsperiode nichts Positives.

Dagegen stand die *zweite Phase* (S. 135—280), diejenige des Terrors, im Zeichen größerer Initiative. Am 30. Vendémiaire 1793 wurde die Errichtung der «écoles primaires d'État» beschlossen. Um die letzten Reste des Feudalwesens und der Gegenrevolution auszurotten, zog man nun gegen die «patois» und «idiomes» zu Feld. Nach dem berühmten Dekret vom 8. Pluviôse 1794 mußten innerhalb von 10 Tagen in den Departementen, wo niederbretonisch, italienisch, baskisch und deutsch gesprochen wurde, Französischlehrer ernannt werden. Aber leider fehlte es an geeigneten Lehrkräften. Ferner verlangte das Dekret vom 2. Thermidor 1794 unter Androhung von harten Strafen, daß alle Akten französisch abgefaßt werden sollten. Brunot spricht geradezu von einer «Terreur linguistique en Alsace» (S. 205—214). Im Zentrum dieses Sprachenkampfes steht die überragende Gestalt des Abbé Grégoire. Mit dem Sturz Robespierres am 9. Thermidor 1794 schließt diese bewegte Periode der Gewalt.

In der *dritten Phase* (S. 281—421), die bis zum 18. Brumaire 1799 geht, tritt eine Entspannung ein. Man erwartete mehr von der Zeit als von den Gesetzen. Während der obligatorische Französischunterricht in den Primarschulen vernachlässigt wurde, so trat doch in den mittleren und höheren Lehranstalten an Stelle des Lateins das Französische als alleinige Unterrichtssprache, besonders in den «Écoles Centrales». Auf Grund von Beweismaterial aus zahlreichen Departementen (S. 412—418) stellt Brunot fest, daß im Laufe der zehn Revolutionsjahre die Zahl der Leute, welche das Schriftfranzösische beherrschen, stark zugenommen hat.

Die *vierte Phase* (S. 423—524), die Konsulats- und Kaiserzeit, verhilft dem Latein in der Mittel- und Hochschule wieder zur Macht. Das Niveau der Volksschule sank. Doch wurde die Ausbreitung des Französischen begünstigt durch die staatliche Zentralisation des napoleonischen Regime sowie durch die fortwährenden Kriege, wo Leute aus den verschiedensten Provinzen nebeneinander in das Heer eingereiht wurden. Im Anhang (S. 525 bis 599) illustriert der Verfasser an Hand von 20 Karten die französische Sprachgrenze zur Zeit des ersten Kaiserreiches.

Wir sehen also, daß Brunot sein Buch auf breiter Grundlage aufgebaut hat. Die Professoren *Aulard* in Paris und *Mathiez* in Dijon, zwei Autoritäten auf dem Gebiete der Revolutionsgeschichte, haben bereits den hohen geschichtlichen Wert seines Werkes anerkannt. Die klare und objektive Darstellung dieses neuen Kapitels der französischen Sprachgeschichte fußt auf einer vielseitigen Lektüre und einer soliden Dokumentierung. Mit großem Interesse dürfen Philologen und Historiker der Vollendung des 2. Teiles des 9. Bandes, betitelt: «*Mouvement interne de la langue*», entgegensehen.

Schaffhausen. **Max Frey.**



F. Le Bourgeois, *Wörterbuch der französischen und deutschen Handels- und Verkehrssprache.* Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, o. J. (1927). — 2 Teile (XXIV, 336 S. u. XII, 394 S.) 11 M.

Das Buch verspricht viel. Es soll, wie es im Vorwort heißt, nicht nur „alle" auf die laufenden Geschäfte bezüglichen Wörter und Ausdrücke bringen, sondern auch das Wirtschaftsleben im allgemeinen, das Bank-, Geld- und Börsenwesen, das Handelsrecht, die Verkehrsmittel usw. berücksichtigen und die gebräuchlichsten Wörter und Ausdrücke der Umgangssprache enthalten.

Etwas weniger wäre vielleicht mehr gewesen. — Eine sorgfältige Durchprüfung des französisch-deutschen sowohl als des deutsch-französischen Teils ergibt leider, daß auch dieses Wörterbuch noch weit davon entfernt ist, für die französische Handelssprache *das* zu leisten, was Eitzen in seinem unlängst in verbesserter Neuauflage erschienenen Werke für die englische Handelssprache geleistet hat.

Das im Buche Gebotene ist nicht immer richtig. Diese Bemerkung bezieht sich nicht nur auf handelstechnische Ausdrücke. — Balancer (un employé) heißt nicht „entlassen", sondern „hinauswerfen". Dasselbe gilt für «balayer» und die entsprechenden Substantiva «balancement» und «balayage». Derartige Wörter der Vulgärsprache müßten zum mindesten als solche gekennzeichnet werden. Ob sie überhaupt in ein Handelswörterbuch gehören, ist eine andere Frage. Diese und noch andere Beispiele machen den Eindruck, daß der Verfasser mit der deutschen Umgangssprache nicht hinlänglich vertraut sei, ein bedauerlicher Mangel bei einem Buch, das sich besonders an Lernende wendet.

Stichproben im französich-deutschen Teile geben zu vielen Ausstellungen Anlaß. — «Détaxe» ist nicht nur „Portoabsetzung (so!)", sondern auch „Steuererlaß, Gebührenherabsetzung, Frachtermäßigung, Frachterstattung, Rückvergütung". Man vermißt „par voie de détaxe = im Erstattungswege", „bureau oder agence de détaxe = Frachtenreklamations- oder Frachtenkontrollbureau", „demande en oder de détaxe = Frachterstattungsgesuch". — Bei «dédouanement» vermißt man „Verzollung", auch fehlt die Nebenform «dédouanage». — Bei «emmagasiner» und «entreposer» fehlt die einfachere Form „einlagern", bei «entrepôt de douane» = Zollniederlage", «vente à l'entrepôt oder en entrepôt» „Verkauf unverzollt", sowie die zahlreichen Redensarten, die mit «entrepôt» gebildet sind, wie mise en entrepôt, placer sous le régime de l'entrepôt, expédier sur un entrepôt, mutation d'entrepôt u. ä. — Bei «entreposeur» vermißt man die Bedeutung „Lagerhalter, Lagerhausbesitzer", bei «entrepositaire» wäre statt des schwerfälligen „j. der Waren in eine Niederlage bringt", „Niederleger" oder „Einlagerer" zu setzen. «Prélèvement» ist nicht nur „Vorwegnahme", sondern auch „Entnahme, Erhebung (z. B. d'une amende), Abhebung, Abgabe", wie «prélever» nicht nur „im voraus erheben", sondern auch „entnehmen (z. B. des échantillons), abziehen, erheben" bedeutet, wobei anzugeben wäre, daß es meistens in Verbindung mit «sur» vorkommt, dem deutsches „von" entspricht. Bei «remboursable» fehlen „fällig, tilgbar", bei «remboursement» = Einlösung (d'un emprunt)". — Des ferneren sucht man vergeblich „suite, sous suite des frais = unter Nachnahme der Kosten", „reprendre = zurückkartieren, zurückbelasten, nachnehmen", „livreur = Kutscher (Führer eines Rollwagens mit Frachtgut)"

während «camionneur» statt Rollfuhrmann mit „Rollkutscher und Spediteur (!)“ übersetzt ist. — Bei «feuille de route» fehlt „Frachtkarte“, bei „extourner = stornieren“; «contre-passation» fehlt völlig. — «demi-gros» wird mit „Groß- und Kleinhandel“ übersetzt, während es sich um einen Handel handelt, der darin besteht, en gros eingekaufte Waren «par quantités moindres aux commerçants en détail» weiterzuverkaufen (A. Dany, Manuel des Opérations Commerciales p. 2). — «Agent de change» entspricht auch unserem „Fonds- oder Effektenmakler“. — „aggloméré“ ist nicht nur „Konglomerat“, sondern auch „Brikett“, z. B. aggloméré de houille; ein «dispacheur» ist kein Schiedsrichter; arrhes bedeutet auch „Frachtvorschuß“. Bei «consignataire» vermißt man «consignataire de navire», während andererseits ein so häufiger Ausdruck wie „réclamateur = (Ladungs-)Empfänger“ überhaupt nicht mit aufgeführt ist. «Vente à livrer» wird mit „Bestellung auf Abruf“ übersetzt, statt „Verkauf auf Lieferung“; „vente de gré à gré“ = freihändiger Verkauf, vente à l'amiable = gütlicher Verkauf“ hätte man ebenfalls gern vorgefunden; — ebenso „vente en disponible = Lokoverkauf“, „le disponible = die Lokoware, franco domicile = frei Haus, franco (sur) wagon, franco quai, à quai oder sur quai, franco wagon départ, vente à l'acquitté oder en consommation (verzollt), vente à l'acquitté faculté d'entrepôt, vente avec vue dessus“ und verwandte Redensarten, die in der Praxis täglich vorkommen. — «Tarer» wird schwerfällig und falsch „vor der Füllung wiegen“ übersetzt, statt des üblichen und viel umfassenderen «tarieren». — Unter «tare» sucht man vergebens «tare écrite, tare réelle, tare d'usage, tare nette», wie man unter «tarif», Verbindungen wie «tarif exceptionnel, spécial préférentiel u. a. m.“ nicht findet. Gewisse Bezeichnungen für „Gutgewicht“ wie «trait, angle» fehlen ebenso wie «grabeau», «fourbaudage (Falschpackung [Baumwollhandel]), ramassis „Fegsel, Streubaumwolle“. — Die Ausdrücke des Bank- und Börsenwesens lassen genau soviel zu wünschen übrig. „faculté = Nochgeschäft“ mit seinen bekannten Zusammensetzungen „faculté à la hausse = Kauf mit Noch nach oben, mit Mehrnahmerecht, faculté à la baisse = Verkauf mit Noch nach unten“ sind ebensowenig aufgeführt wie „prime simple à la hausse = einfaches Prämiengeschäft mit Vorprämie“ oder „prime simple à la baisse = desgl. mit Rückprämie“ bei «filière» hätten „Andienungsschein‘ und „Kündigungsschein“ statt des ungenauen „Lieferungsschein“ nicht fehlen dürfen. — Bei «transitaire» durfte statt des aus irgendeinem Wörterbuch übernommenen „Transithändler“ die dem heutigen Sprachgebrauch allein entsprechende Bedeutung „(Seehafen-)Spediteur“ nicht ausgelassen werden.

Unentschuldbar ist das Fehlen der folgenden Wörter und Ausdrücke: aliment d'assurance, avenant de police, freinte de route, action en garantie, action récursoire, jugement déclaratif de faillite, concordat préventif, aliquote, commissaire d'avarie, répartiteur d'avaries, visa pour timbre, arrêté de courtier (Schlußnota!), être bord à quai, dégrouper, déroutement, aller en droiture (direkt fahren, L. B. kennt nur „Redlichkeit“), welche Liste sich noch beträchtlich verlängern ließe. — Gewiß kann ein Lexikon nicht alles bringen. Aber ein Fachwörterbuch soll mehr sein als ein bloßer Auszug aus größeren Handwörterbüchern. — Raummangel kann der Verfasser kaum vorschützen, da er eine Unzahl überflüssiger Wörter aufgenommen hat, wie truc = Beilkespiel (?), truant = Landstreicher,

turbiner oder gar «tripatouiller», das zum Überfluß mit „mogeln“ übersetzt wird, obgleich es in Wirklichkeit = tripoter oder faire des affaires malpropres bedeutet (vgl. Henri Bauche, Le langage populaire Paris 1920). — Mogeln ist = tricher.

Auch für den deutsch-französischen Teil habe ich eine Anzahl Stichproben gemacht und zahlreiche Mängel feststellen müssen. So findet sich für „Zollabfertigung“ das ungenaue «expédition en douane» statt «accomplissement des formalités douanières». Spediteur wird nur mit «expéditeur» übersetzt, was auch „Absender“ bedeutet und nur in solchen Fällen gebraucht werden kann, wo unbedingt klar ist, daß ein «commissionnaire-expéditeur» gemeint ist. — Sonst ist dafür, besonders in Seehäfen, «transitaire» üblich, auch «entrepreneur de transports, commissionnaire de transports», etc. — „Ablader“ heißt im Seehandel «chargeur» (= Verlader). Le Bourgeois führt nur «déchargeur» auf, was das Gegenteil bedeutet. — «Hapag» gibt er als «messageries maritimes hambourgeoises par actions», was etymologisch natürlich zur Hälfte richtig ist. Er hätte hinzufügen müssen, daß es üblich ist, dafür französisch «la Compagnie Hambourg-América» zu sagen. — „Standgeld“ wird nur mit «étalage, redevance» übersetzt. Die häufigste Bedeutung (Waggonstandgeld, Gleisbenutzungsgebühr) = frais de stationnement (de wagons) fehlt. Auslieferungsschein (recht ungenau statt = Empfangsbescheinigung, Empfangsschein) = «décharge de livraison faite»; üblicher ist = «bon de réception». Man versteht sonst unter Ausliefer(ungs)schein ein bon à délivrer, bon de livraison, bon à enlever, bon de marchandise, etc., lauter Ausdrücke die L. B. nicht erwähnt.

Als fehlend wären noch zu vermerken: Konkurrenzklausel (clause de non-concurrence), Versandgeschäft (maison de vente par correspondance, die von L. B. gegebene Übersetzung «maison d'expédition» bedeutet „Speditionsgeschäft“), Freizeichnungsklausel (clause d'exonération, clause de non-garantie, de non-responsabilité), Revers (contre-lettre, lettre de garantie, aber nicht «revers»), Postauftrag (mandat de recouvrement), abnehmen (Waren = enlever), Abnahme (enlèvement) (warum «action d'enlever»), (retrait, retiraison, retirement), Ansageverfahren, Zollvormerkschein, aufschießen (Waren = refuser), Vorrevision (= visite préalable), Regreß nehmen, Regreßnehmer, Regreßpflichtiger, Bankrembours, Raubbau, Konsulatsfaktura (facture consulaire, wofür B. Konsulatsrechnung = facture certifiée par le consul gibt), Konkursausverkauf (vente après faillite oder pour cause de faillite), Fakturist (facturier), fristlose Entlassung (= brusque renvoi, renvoi intempestif), Kündigung (déclaration de congé, de départ), kündigen (auch notifier la dénonciation, prévenir z. B. 3 mois d'avance, à l'avance), Kündigungsfrist (auch délai de prévenance, de dénonciation), Kühlraum (auf Schiffen magasin oder chambre frigorifique), Kesselwagen (wagon-citerne), Tankschiff (navire-citerne), Frachtdampfer (meistens cargo [-boat] soll, vapeur de charge) u. a. m. Auch „Abladung“ = embarquement fehlt, ebenso natürlich „Verkauf auf Abladung“ = vente sur embarquement, für Stückgüter wird «marchandises en petite vitesse» angeführt, was „Frachtgüter“ heißt. Richtiger wäre = marchandises de charge incomplète, marchandises en détail, colis de détail, marchandises en colis, im Schiffsverkehr = marchandises diverses. Paketkarte heißt nicht = déclaration de colis postal, sondern «bulletin d'expédition». — Bei „Prämiengeschäft“

hätte außer «marché à terme» auch «affaire, opération, contrat à terme» erwähnt werden sollen. — Im großen ganzen ist der deutsch-französische Teil besser gearbeitet als der französisch-deutsche, die Übersetzungen sind durchweg zuverlässiger; zu bemängeln ist in der Hauptsache das Fehlen gerade derjenigen Worte, die man auch in den landläufigen allgemeinen Wörterbüchern vergeblich sucht.

Der Verfasser hat anscheinend zu sehr mit Wörterbüchern gearbeitet und zu wenig aus Eigenem hinzugegeben. In seiner gegenwärtigen Form ist das Buch nicht unbrauchbar, aber ungenügend. — Eine Neuauflage bedarf gründlichster Durchsicht unter Zurateziehung eines deutschen Fachmanns und reichlicher Zusätze nach Ausscheidung des überflüssigen Ballasts.

Hamburg. John Libis.

Ph. Martinon. — *Comment on parle en français.* (Larousse, Paris).

On s'attend à une espèce de «stylistique pratique», à une étude des formes vivantes quoiqu' «irrégulières» de la langue française. Mais il n'en est rien et on est vite désabusé. A la question posée spécieusement par le titre, il n'y a guère que la préface et la conclusion qui répondent, trop brièvement et trop pauvrement, il est vrai. Le reste du livre n'est qu'une espèce de «grammaire empirique», utile, je le veux bien, pour combattre et remplacer le pédantisme des grammaires de l'ancienne école, écrite d'une plume alerte et souriante, féconde en aperçus nouveaux, en remarques ingénieuses quoique parfois contestables. M. Martinon est certes plus complet que M. Abel Hermant, dont le «*Xavier*» ou «*les entretiens sur la grammaire française*» simplificient par trop les difficultés grammaticales. Mais on regrette que l'auteur, n'étudiant que la lexicographie, néglige la syntaxe et n'ait pas fait une étude, ne fût-ce par simple observation, et constatation, sans aucune prétention d'édicter prescriptions ou interdictions, des formes du langage parlé, voire de leurs apparentes irrégularités, des anacoluthes, etc. ... qui, de nos jours, envahissent de plus en plus la langue même écrite. Les quelques remarques de l'auteur à ce sujet sont loin d'épuiser la matière.

Hamburg. Lucien Brulez.

Aevum. Rassegna di scienze storiche, linguistiche e filologiche. Società Editrice «Vita e Pensiero». Milano (108), Via S. Agnese. Vierteljährlich: Lire 50,30, Ausland 70,30.

Diese italienische Quartalschrift für Geschichte, Linguistik und Philologie liegt in ihrer ersten, vielverheißenden Doppelnummer vor (Januar-März 1927, 416 S.). Herausgeberin ist die katholische Universität Italiens in Mailand. Die Zeitschrift ist «l'organo ufficiale della Facoltà di Lettere per le discipline storiche, filosofiche e letterarie.» Den Hauptteil des ersten Bandes nehmen geschickte bibliographische Zusammenstellungen mit kurzen Besprechungen ein, und zwar zunächst von Werken über Indisches (A. Ballini, Mailand), Griechische Literatur I (C. Cessi, Mailand), Geschichte des Papsttums (G. Soranzo, Mailand). Ähnliche Überblicke, besonders auch über romanische Sprach- und Literaturwissenschaft, sind für die nächsten Nummern angekündigt. Der Präfekt der Ambrosiana (G. Galbiati) teilt etwa 80 Vergilverse mit, die sich in lateinischer und griechischer Form auf einem arabischen

Palimpsest gefunden haben. Lehrreich ist für uns vor allem ein Aufsatz von A. Gemelli, dem Rektor der Katholischen Universität, über die Studienordnungen in den philosophischen Fakultäten (1. Sektion) an den nichtitalienischen katholischen Universitäten. Der Artikel gewährt eine vortreffliche Übersicht über die Bildungspläne verschiedener Länder. Deutschland besitzt bekanntlich keine konfessionellen Universitäten. Wir haben unsere theologischen Fakultäten und wir sehen darin einen Vorzug. Gemelli spricht daher nicht von deutschen Universitätseinrichtungen. Die Darstellung der Lehrpläne der italienischen katholischen Universität verspart er sich für einen eigenen Artikel, in dem er gleichzeitig die Einrichtungen der italienischen Staatsuniversitäten einer Prüfung unterwerfen will. Nicht ohne Freude nimmt der deutsche Leser wahr, daß sich die Forderungen, die Gemelli am Schlusse seiner Betrachtung für eine ideale Universitätsverfassung aufstellt, zum großen Teil an unseren deutschen Universitäten verwirklicht finden. Andererseits aber läßt die Darstellung der Verhältnisse an fremden Hochschulen auch kleine Schwächen unseres Systems hervortreten.

BRUNO MIGLIORINI. *Dal nome proprio al nome comune.* Studi semantici sul mutamento dei nomi propri di persona in nomi comuni negl'idiomi romanzi. Biblioteca del «Archivum Romanicum», Serie II — Linguistica — Vol. 13. Genève, Leo S. Olschki, 1927. pp. 357. 75 Lire, Ausland 30 Schweizer Franken.

Wer die Rezensionen der Zeitschrift «La Cultura» von C. de Lollis verfolgte, dem fielen dabei die zahlreichen mit b. m. gezeichneten Besprechungen sprachwissenschaftlicher Neuerscheinungen auf, worin immer wertvolle Winke und Ergänzungen zu den verschiedenen Werken geboten wurden. Der Verfasser dieser Besprechungen, *Bruno Migliorini*, der als Lektor an der K. Universität Rom französische Sprache und Literatur lehrt und dessen Name auch schon in anderen Fachzeitschriften zu lesen war, tritt nun zum erstenmal mit einem größeren Werke vor die Öffentlichkeit. In Italien wird nicht so viel über sprachliche Erscheinungen geschrieben wie in Deutschland. Um so größere Beachtung verdient diese semantische Studie, welche das Ergebnis zehnjähriger Arbeit darstellt. Migliorini will in historischer Untersuchung zeigen, in welch verschiedener Weise die Personennamen ihren Namencharakter verloren haben und zu Bezeichnungen im weiteren Sinne geworden sind. Ähnliche Untersuchungen lagen für die germanischen Sprachen bereits vor in Arbeiten von W. Wackernagel, J. Reinius, O. Meisinger u. a. Für eine Untersuchung auf dem Gebiete der romanischen Sprachen konnte sich aber der Verf. nur auf kürzere Teilarbeiten stützen.

In einer 50 Seiten umfassenden Einleitung setzt sich Migliorini mit den allgemeinen Problemen des Eigennamens und der Namengebung auseinander, um zu einer Abgrenzung seiner Aufgabe zu gelangen. Nur die Personennamen sind Gegenstand seiner Untersuchung, die Ortsnamen sollen einer besonderen Darstellung vorbehalten bleiben. Unter den Personennamen werden ebenso die Vornamen wie die Familiennamen und die Beinamen (Spottnamen usw.) in Betracht gezogen. Die «Preliminari» bieten eine erschöpfende Erörterung der allgemeinen Probleme. In vorsichtiger Zurückhaltung verzichtet der Verf. darauf, die unauffindbaren

Grenzen zwischen den verschiedenen Namengruppen zu suchen, indem er jeweils eine weite Grenzzone bestehen läßt. Im Laufe der eigentlichen Arbeit richtet er das Augenmerk jedesmal auf den Ursprung des Wandels und auf seine späteren Schicksale, die ja erst den Ausschlag geben können, ob eine okkasionelle Bedeutung wirklich usuell wird.

Der Verf. sah sich einem endlosen Material gegenüber. In drei großen Gruppen sammelt er es zur genauen Verarbeitung. Er beginnt mit den «traslazioni», d. h. um die alten Ausdrücke zu gebrauchen, mit Metaphern und Metonymien. Hierher gehören Fragen wie: was geschah, wenn der Name «Penelope» in folgendem Satze gebraucht wurde: *tornando a casa ha trovato la sua Penelope*? oder: auf welchem Wege wird der Name des Atlas zur Bezeichnung einer Kartensammlung? Dieser übertragene Gebrauch von Eigennamen weist zahlreiche Übergänge und Schattierungen auf. Migliorini geht von den Namen aus und betrachtet der Reihe nach diejenigen des mondo cristiano, des mondo classico und des mondo profano. Eine zweite große Gruppe umfaßt «nominazioni e personificazioni», z. B. wie kommt es, daß der österreichische Soldat im Felde von den Italienern cecchino (Cecchino „Fränzchen") genannt wurde? oder: wie kommt es, daß das Zündholz im römischen Dialekt als *prospero* (der Name Prospero) bezeichnet wird? Auf Grund der eingehenden Untersuchung über Namengebung gelingt es Migliorini vier Typen der Benennung bzw. Personifizierung zu unterscheiden; man hat: A. Wörter, die auf eine bestimmte Persönlichkeit anspielen, B. Wörter, die die Erinnerung an ein bestimmtes Milieu erwecken sollen, C. Wörter, deren Klang einen gewissen symbolischen Wert hat, D. Wörter, die durchsichtig oder „sprechend" sind. Nach diesen vier Typen lassen sich die Benennungen und Personifizierungen einteilen (*giannino* „Wurm" in der Kirsche, nach Volksglauben dringt er in der Johannisnacht in die Kirsche ein; *grimaldello* „Dietrich", von Grimaldo; *cicerone* „Fremdenführer", Mitwirkung des schwatzhaften Klanges; *un Cimabue* „Tölpel", *cima bue*). Die dritte, letzte große Gruppe ist den «spostamenti di significato» gewidmet. Hier untersucht der Verf., wie Personennamen dadurch zu einfachen Bezeichnungen werden, daß der ursprüngliche Sinn abrückt, verloren geht, sei es innerhalb der gleichen Gruppe von Sprechenden, indem sich ihr Gedankenkreis ändert, oder durch Übertritt in eine andere Gruppe von Sprechenden (*un volcano*: *Vulcanus*, *Kaiser*: *Caesar*).

Man erkennt, daß in diesem Rahmen das ganze reiche Material untergebracht werden kann. In der Einteilung, wie sie sich äußerlich, in den Überschriften und im Inhaltsverzeichnis darbietet, möchte man vielleicht eine stärkere Zusammenfassung wünschen (Parte II, Parte III, Parte IV sind der Parte I untergeordnet, nicht gleichgeordnet! Dal nome proprio al nome comune ist ja der Titel der *ganzen* Arbeit). Daß der eine diese, der andere jene Erscheinung lieber in einer anderen der drei Gruppen unterbringen möchte, liegt in der Natur des Gegenstandes, der scharfe Grenzen nicht gestattet. Migliorini ist sich dessen wohl bewußt und versäumt es nicht, bei solchen Wörtern von einer Gruppe auf die andere zu verweisen. Es lohnt sich nicht, das riesige von dem Verf. gesammelte Material (Wortregister mit 33 Spalten!) noch um einige Erscheinungen vermehren zu wollen. Während des Druckes sind noch zwei Seiten Zusätze beigefügt worden, tatsächlich aber ist das Material des Gegenstandes unerschöpflich. Die meisten Beispiele

hat Migliorini aus dem Italienischen und Französischen gewählt, wobei er ganz besonders die Dialekte und die Sprachen der verschiedenen Schichten berücksichtigt hat. Doch finden sich auch zahlreiche Beispiele aus allen anderen romanischen Sprachen. Sie waren teils in Wörterbüchern und Zeitschriften verstreut, teils hat sie der Verf. im engen Anschluß an literarische und volkskundliche Studien neu entdeckt. Dabei beschränkt er sich nicht auf den umgewerteten Gebrauch der Namen als Substantive in gleicher Form, sondern berücksichtigt auch in weitem Umfang die verschiedensten Ableitungen. Deren Bildung und andere Erscheinungen, die in Zusammenhang mit der Grammatik stehen, hat Migliorini noch in einem Anhang beleuchtet.

Wie sich in den Fußnoten zeigt, ist eine unglaublich reiche Literatur herangezogen worden. Der Verf. hat das Weitverstreute mit Fleiß gesammelt, mit Scharfsinn durchdacht und in außerordentlich gefälliger Darstellung und mit Freude verarbeitet. Er hat nicht nur eine Reihe wertvollster Feststellungen für die Semantik zu verzeichnen, sondern es ergeben sich auch viele Nebenbeobachtungen, worin neue kleine und große Probleme angedeutet werden, welche die Wortforschung noch wird lösen müssen. Das ausgezeichnete Buch bereichert ganz entschieden die Ergebnisse der Romanistik, und man darf mit berechtigter Erwartung einem ähnlichen Werk des jungen Forschers über die Umwertung der Ortsnamen entgegensehen.

Giacomo Leopardi, *Canti*. Scelti, con introduzione e commento a cura di Emilio Santini. Napoli, Rondinella e Loffredo, 1927. pp. XXIII + 96. L. 5,00.

Diese Auswahl aus den Gedichten des Leopardi ist für die Schule bestimmt und erscheint in der «Collezione di testi» von A. Pagano und A. Maggi. In der klar gegliederten Einleitung verzichtet der Herausgeber auf biographische Angaben und entwirft dafür ein vorzügliches Bild von der dichterischen Welt Leopardis und von den sprachlichen Ausdrucksformen, in denen diese Welt sich darstellt. Hier wie auch in den Anmerkungen ist besonderes Gewicht auf die musikalischen Werte in der Dichtung Leopardis gelegt. Santini hat 15 Gedichte ausgewählt, wobei die patriotischen Gedichte aus Leopardis Frühzeit unberücksichtigt bleiben mußten. Die Auswahl beginnt mit «L'infinito» und ist derart getroffen, daß sie den weiteren Entwicklungsgang des Dichters aus seinem Werk erkennen läßt; wir begleiten ihn bis zur «Ginestra» und zum «Tramonto della luna». Freilich wird man sich fragen müssen, ob für zwei Gedichte wie «Aspasia» und «Sopra il ritratto die una bella donna», die Leopardis schmerzvollste Lebenskrise gestalten, bei einem Gymnasiasten das unerläßliche Verständnis vorausgesetzt werden kann. Wo es sich um so tiefgreifende Erlebnisse handelt, kann auch des feinsinnigsten Lehrers beste Erklärung den Schüler nicht zum warmen Verstehen bringen. Voraussetzung ist hier ein Maß persönlicher Erfahrung und Reife, das der junge Mensch nicht haben kann. Daher eignet sich die Auswahl weniger für Mittelschulen als zu Übungen an der Universität oder zum Selbststudium. Jedem Gedicht ist eine kritisch-ästhetische Einleitung nebst kurzen biographischen Hinweisen vorausgeschickt. Der Herausgeber stützt sich dabei auf die grundlegenden Werke von De Sanctis und Vossler, vermag daneben aber eine Reihe sehr feiner eigener Beobachtungen zu

verwerten. Auch die reichen Anmerkungen sind das Ergebnis dieser selbständigen und liebevollen Versenkung in das Schaffen des Dichters. Freilich hätte man manche der gegebenen Erklärungen sparen können, soweit sie dem Schüler gar zu wenig Verständnis des Textes zutrauen. — Italienische Schulbücher haben gewöhnlich schlechtes Papier und schlechten Druck. Um so mehr ist das Bemühen des Verlages anzuerkennen, der für das Bändchen ein gutes Papier und schöne, große Lettern verwendet hat. Von den wenigen Druckfehlern erwähne ich nur folgende, die den Sinn stören: S. 41 nach V. 136 fehlt der Vers «Più felice sarei, dolce mia greggia», S. 61 Z. 3 v. u. steht «meus» für «mens», S. 83 Z. 1 v. o. «dall'» für «dell'», S. 88 Z. 8 v. u. «frutto» für «flutto».

Rom. Hans Rheinfelder.

ALFREDO TORTORI, *Einführung in Modernes Italienisch* (mit Elementargrammatik), 110 S. und *Modernes Italienisch für Fortgeschrittene* (Satzlehre), 162 S., M. Kellerers Verlag, München 1925 bzw. 1928.

Der erste Band bietet eine sehr kurze und knappe Elementargrammatik (S. 61—110), der eine Reihe praktischer „Lektionen" vorausgeht. Jede dieser enthält ein kurzes Lesestück, das meistens nur die Realienkunde der Gegenwart berücksichtigt, darauf folgen einige „Fragen", wohl in der Absicht, Anleitung zu einem Gespräch zu geben, das freilich nur sehr kindisch ausfallen kann; dann ein kleines Lesestück und Verschiedenes, darunter oft, was ein netter Gedanke ist, ein kurzer Brief oder eine kleine Anekdote.

Gegen die Wahl der Lesestücke ist einzuwenden, daß sie meistens inhaltlich sehr trocken sind und auf die Dauer diese unerbittliche elementare Realienkunde unerträglich wird. Aus dieser Wahl ergibt sich auch die seltsame Folge, daß fast alle Stücke nur Präsensformen enthalten. Die Futur- und Konditionalformen sind spärlich vertreten, Vergangenheitsformen äußerst selten. Bekanntlich bieten aber gerade diese den Deutschen so viele fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Etwas besser in der Beziehung ist der zweite Band, der im Anhang (S. 59—71) auch einige Stücke von mehr oder weniger bekannten Autoren enthält, sonst aber nach demselben Schema und denselben Prinzipien aufgebaut ist.

Über die grammatischen Lehren des Verfassers ist zu bemerken, daß er nicht einmal den Versuch macht, sich von der veralteten Schulgrammatik loszusagen. Die Tabellen der Verbalformen z. B. sind viel zu umfangreich im Vergleich zur sonst dürftigen Anlage des Buches, und vieles darin ist vollständig überflüssig, ja vielleicht irreführend. Z. B. könnte der Anfänger den Tabellen Band I S. 82f. entnehmen, daß *lei* und *loro* nur als Anredeform (mit großem Anfangsbuchstaben) gebraucht werden, während in der Umgangssprache diese Formen die in den Tabellen allein angegebenen *ella, essi, esse* regelmäßig ersetzen. An ähnlichen Einzelheiten wäre natürlich sehr viel anzuführen, doch mag manches letzten Endes vom persönlichen Geschmack abhängen.

Der erste Band kann demjenigen ganz nützlich sein, der sich die ersten praktischen Kenntnisse erwerben will und bescheidene Ansprüche an ein Lehrbuch stellt. Für Neuphilologen, die sich mit Italienisch ernstlich beschäftigen wollen, ist er wohl nicht bestimmt.

Bedeutend besser aber ist der zweite Band, vor allem die „Satzlehre“ S. 72 ff., welche, besonders zum Nachschlagen, empfohlen werden kann.

Hamburg. P. Meriggi.

L. Ey, *Portugiesische Konversationsgrammatik.* Methode Gaspey-Sauer. Heidelberg, J. Groos, 1926. XIV u. 456 S. 6 M.

L. Ey legt nach verhältnismäßig kurzer Zeit die 4. Auflage ihrer zum ersten Mal im Jahre 1910 veröffentlichten Portugiesischen Konversationsgrammatik vor. Das ist ein gutes Zeichen. Auch die neueste Auflage ist mit der Sorgfalt und aus der Fülle der Kenntnisse heraus geschrieben, die wir an der verdienstvollen Förderin der portugiesischen Studien in Deutschland seit langen Jahren schätzen. Wenn ich mir gleichwohl einige Verbesserungsvorschläge an dem nun schon so lange Zeit erprobten Werke zu machen gestatte, so geschieht dies, weil ich weiß, daß die Verfasserin einer sachlichen Kritik gern ihr Ohr leiht und weil ich hoffe, daß ihr aus praktischer Erfahrung heraus gemachte Vorschläge besonders willkommen sein werden.

Der Lautlehre sind nahezu 60 Seiten der Grammatik eingeräumt. In der Tat verlangt die schwierige Aussprache des Portugiesischen eine ausführliche Darstellung, um so mehr, als sich die portugiesische Phonetik Vianas nicht leicht dem Leser erschließt. Eine Zusammenfassung des Wesentlichen ist also in einer Grammatik wie der vorliegenden durchaus am Platze. L. Ey führt die wichtigsten Erscheinungen vor, allerdings in einer Form, die mancherlei Verbesserungen verträgt. In der Terminologie („echte“ Diphthonge, S. 13, „unechte“ Diphthonge, S. 14, „Gaumenlaut“, S. 10, 25, 35, „stumme Buchstaben“, S. 22), in der Definition der Laute (§§ 5, 19, § 12 *l*, l', um nur drei besonders auffällige Beispiele herauszunehmen) und überhaupt in der Ausführung im einzelnen ließe sich vieles verbessern. Beispielsweise: S. 17 „*oi* (*boi* neben *oitavo*) kann in vielen Fällen mit *ou* vertauscht werden“. Umgekehrt! Wie S. 14 Anm. 1 richtig bemerkt ist. — S. 36 *e* fast stumm „im Inlaut zwischen stimmlosen (!) Mitlauten: *repetilo, interêsse*“. — Ganz unnötige Schwierigkeiten werden dem Leser bereitet, wenn S. 170 das Verhältnis von *fecho* mit betontem [ä] zu *fechar* mit ɨ [*fɨšár*] usw. so dargestellt wird, daß tonloses *e* sich zu [ă] verwandele. Ganz ähnlich an anderen Stellen. Auch hier liegen die Dinge phonetisch geradezu umgekehrt. Nicht weniger wichtig erscheint eine Revision des Gesamtaufbaus der Lautlehre. Ich fürchte, daß wenige Leser die Kraft aufbringen, um die Lautlehre in der gegenwärtigen Form von Anfang bis Ende durchzuarbeiten und noch mehr, daß sie selbst dann kein Gesamtbild von den Eigenheiten der portugiesischen Aussprache in sich aufgenommen haben werden. Unentbehrlich, ja wichtiger als alle Einzelheiten ist ein Abschnitt, in dem die charakteristischen Züge der portugiesischen Aussprache als da etwa sind Nasalierung der Vokale, Veränderungen der Vokale in vortoniger und nachtoniger Stellung, unter Einfluß benachbarter Konsonanten (a) bezüglich der Klangfarbe, b) bezüglich des Stimmtons) oder benachbarter Vokale (ein Ansatz ist im § 19 gemacht), in besonders schwachtoniger Stellung (*repeti-lo, intêresse*) usw., also unter einheitlich phonetischen Gesichtspunkten zusammengefaßt würden.

Zu der Formenlehre habe ich nichts zu bemerken. Wohl aber dürften zu der Darstellung der Syntax einige die Methode betreffenden Anmerkungen angezeigt sein. Eine „Konversationsgrammatik" ist die vorliegende Grammatik keinesfalls. Gerade diejenigen syntaktischen Züge, die der portugiesischen Umgangssprache (auch der gebildeten Kreise) im Gegensatz zur Literärsprache eigen sind, treten kaum hervor. Vielerlei bleibt unerwähnt, und das, was an Eigentümlichkeiten der Konversations- oder Umgangssprache behandelt wird, ist nicht immer mit der nötigen Schärfe herausgearbeitet. In der Fülle des ausgestreuten Materials gehen oft gerade diejenigen Züge unter, die jedenfalls die portugiesische Alltagssprache kennzeichnen.

Dazu gehören beispielsweise die verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten der Bedingung, von denen S. 180, 375, 378, 384 einige Fälle erwähnt werden, ohne daß allerdings ihre Gebrauchssphäre und Eigenart hinreichend deutlich beschrieben und umschrieben wären. Nicht nur „häufig" (S. 375), sondern überhaupt das Gewöhnliche ist in der Umgangssprache der Gebrauch des Imperfektums im „Nachsatz", so daß diesem in der Konversationsgrammatik ein entsprechender Nachdruck verliehen werden müßte[1]. Andererseits sollte die besondere Note (Gefühlssteigerung), die in dem Gebrauch des Konjunktivs in *Fale êle, tudo se calará* liegt und der man tagtäglich im Gespräch begegnet, hervorgekehrt werden. (Die Bezeichnung conj. concessivo, S. 384, ist ebenso irreführend wie die Charakteristik des Gebrauchs des Konj. „in zulassendem Sinne", ebendort.) Ein paar Beispiele, die aufs Geratewohl aus A. Ribeiro, Terras do Demo 1923, herausgegriffen sind, können die Mannigfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks der Bedingung in der Alltagssprache beleuchten: *Tivesse eu abonos — tornou o padre — e estavas servida* (S. 25). — *Tivesse eu posses, menina* ... (sic!) (S. 55). — *Tia Rosa, tivesse eu quarenta libras, que lhas dava já pelo migalho* (S. 27). — *Que os tivesse não tos emprestava* (S. 60: wenn, selbst wenn, obwohl). — *Se não fosse a professora, roíamos um chavelho* (S. 64, entsprechend dem von L. Ey S. 375 aufgeführten Beispiel). — *Se lhe não acode* (Präsens) *Florinda, levava-o* (Imperf.) *S. Pelicardo* (S. 40). — *Andei a limpar o caniço, que, se lhe pega uma fona, a casa voava pelos ares* (S. 98). Über andere Ausdrucksformen der Bedingung vergleiche man auch E. da Silva Dias, *Syntaxe historica portuguesa.* Lisboa, 1918, S. 260, 284, 326. Ganz ähnliche Bemerkungen ließen sich an die Ausführungen über den sprachlichen Ausdruck der Einräumung knüpfen (S. 384, 389), wo allein schon die Anmerkung „Manchmal können die einräumenden Nebensätze im Konjunktiv stehen, auch wenn sie eine Wirklichkeit ausdrücken" zu denken gibt; vergleiche auch das oben gegebene Beispiel.

Mit dem oben angedeuteten Gebrauch des Imperfektums in hypothetischen Gefügen steht die weitgehende Verwendung dieses Tempus in den Fällen, wo die Bedingung nicht eigentlich ausgesprochen ist, in Verbindung: *Jesus! Eu sumia-me ao chão abaixo!* „Ich würde (vor Scham) in den Boden versinken!"

[1]) Vgl. auch Moreira, *Estudos da lingua portuguesa.* 1a serie. 2a ed. Lisboa, 1922, S. 13: «Hoje na linguagem popular o condicional é quasi desconhecido.» Eine Bemerkung, die ganz allgemein für die Alltagssprache, also auch die der gebildeten Kreise gilt.

(C. Selvagem). *Se a Sra Augusta pudesse prestar-me um tacho, era melhor! Eu amanhã lh'o trazia!* (würde es bringen). *E escusava de ir agora* (und ich brauchte jetzt nicht zu gehen), *por este negrume* C. Selvagem). Ganz ebenso in den von L. Ey herausgegebenen Proben von Trindade Coelho (Neuere portugiesische Schriftsteller I, S. 53) *é porque tos tirava!*, wo ich an Stelle der von L. Ey gegebenen Übersetzung (S. 92) „Sie müßte sie dir ausreißen!" eher „Sie würde sie dir nämlich ausreißen" setzen möchte[1]). Auch des Imperfektums der Höflichkeit (*Eu vinha saber se vocemecê podia fazer-me um favor, Sr. Jacintho!* C. Selvagem) wäre zu gedenken[2]).

Auf den Gebrauch des einfachen Perfektums an Stelle des deutschen zusammengesetzten Perfekts ist S. 156 und auch S. 376 mit einigem Nachdruck hingewiesen. Dagegen könnte der Leser nach den Ausführungen auf S. 96 den Eindruck erhalten, das portugiesische Futurum werde im allgemeinen nach französicher Art (*terei*: vgl. *je tiendrai*) gebildet und nur „das Volk" bediene sich der „zusammengesetzten" Form *hei-de ter*. In Wirklichkeit liegen die Dinge so, daß in der Umgangssprache aller Klassen die letztgenannte Bildung ganz gewöhnlich ist, ja vor jener anderen oft bevorzugt wird.

Eingeschränkt wird auch der Gebrauch des *o quê* „was?" (S. 199) in der Frage durch den Zusatz, daß „dies nicht für korrekt gilt". Der Gebrauch hat sich soweit eingebürgert, daß für niemand ein Anlaß vorliegt, ihm nicht zu folgen. Das *o quê?* hört man nicht nur an der Feuerstätte der Tras os Montes (*Mas isto do pequeno faz-nos lembrar agora o que talvez não saibam ... — O quê? o quê? — perguntaram todos muito curiosos.* Trindade Coelho, Os meus amores, 250) oder unter den Hirten des Alto Minho (*Não que eu não vi! — O quê? — A tua estada com o Ruivo!* Fr. Lage, Os lobos, S. 55; ebenso S. 65, 74, 80 usw.), sondern auch in den akademischen Kreisen von Coimbra oder Lisboa.

Manche andere ganz gewöhnliche Erscheinung ist nur im Vorübergehen oder gar nicht erwähnt. Einen besonderen Abschnitt verdiente beispielsweise die Form der Antwort, auf die, wenn ich recht sehe, außer durch das irreführende *sim* (S. 255) bzw. *não* nur S. 96 anmerkungsweise im Abschnitt über das Futurum gelegentlich des typischen *hei-de* hingewiesen ist. Der Ausländer ist, wie man immer wieder beobachten kann, geneigt, rundweg *sim* in der bejahenden Antwort zu verwenden. Und wie selten hört man es aus dem Munde des Portugiesen! Ich zitiere aus dem Schriftsteller, den L. Ey in ihrer Grammatik mit Recht so oft zu Worte kommen läßt: *Casas-te commigo? — Caso! respondeu ella com energia* (Trindade Coelho, Os meus amores, S. 308). *Tu vaes p'ra Valdamadre? — Vou!* (ebd. 317). *Es tu minha amiga? — Sou. — Muito? — Muito. Não posso ser mais* (ebd. 304). *Houve alguma novidade, ó José? — Não houve, meu amo* (ebd. 238). Neben der Wiederaufnahme desselben Wortes kommt oft *é* (lat. est) vor, das auf dem besten Wege ist, zur Bejahungspartikel schlechthin zu werden. — Das formelhafte *é que* (*aquele é que sabe montar!* „der kann reiten"), das sich in der Tat sehr häufig findet, sollte aus der ihm fremden Umgebung der hinweisenden Fürwörter (S. 194)

---

[1]) Auch das *caiam* auf S. 54 derselben Sammlung ist durch das Präsens (S. 93) nicht sinngemäß wiedergegeben.

[2]) Die Dinge liegen, wie man sieht, ganz ebenso wie im Spanischen; vgl. N. Spr. XXX, 500.

herausgenommen und mit verwandten Erscheinungen in einem besonderen Kapitel behandelt werden. — Das Nomina verbindende *mais* „und noch dazu, und“ dürfte auch Erwähnung verdienen (vgl. meine vorläufigen Bemerkungen in Rev. de fil. esp. XIII, 74—75). Wir begegnen ihm oft bei Trindade Coelho, und L. Ey hat es selbst ganz treffend durch „und“ (S. 92 ihrer Coelhoausgabe), einmal sogar ebenso richtig durch „mit“ (S. 88) wiedergegeben. — Die „Interjektionen“ schließlich kommen wie gewöhnlich in den Grammatiken auch in dem vorliegenden Lehrbuch nicht zu der richtigen Geltung. Das kurze 91. Übungsstück (S. 269) kann die Ausdruckskraft dieser Partikeln nicht vermitteln.

Manches andere bliebe zu erwähnen. Doch dürften die ausgewählten Beispiele genügen, um zu zeigen, in welchem Sinne die Verfasserin in einer Neuauflage ihres Buches den deutschen Lesern entgegenkommen könnte. Ich wünschte eine möglichst tiefgehende Revision des phonetischen Teils und auch eine Umarbeitung der Syntax in der oben angegebenen Richtung. Andere Wünsche, die die Anlage des Ganzen betreffen, stelle ich zurück, da die Verfasserin in dieser Beziehung einer vorgeschriebenen Marschroute zu folgen scheint.

Hamburg. F. Krüger.

WILHELM STEINITZER, *Brasilianisches Bilderbuch.* München, Verlag von Ernst Reinhardt, 95 S. u. 96 Bilder. 1928.

Das Buch will, wie schon der Titel zeigt, nichts weiter sein als ein Bilderbuch, das, laut Vorwort, die Eindrücke schildert, die der Verfasser bei einem einjährigen Aufenthalt in Brasilien von diesem Lande empfangen hat. — Verfasser schildert zunächst die Abfahrt von Hamburg und die Reise über den Ozean, er plaudert dann weiter von Rio de Janeiro und São Paulo, den größten Städten Brasiliens, von einem Besuch in der deutschen Kolonie in den Südstaaten, von einem Ausflug zu den Wasserfällen des Ignazú. Er schildert ferner die nach den Gebirgen Brasiliens und nach dem Staat Minas Geraes unternommenen Ausflüge und beschließt endlich seine Aufzeichnungen mit Beschreibung einer brasilianischen „Fazenda“ (Gutshof).

Sein Hauptaugenmerk richtet der Verfasser bei seinen Schilderungen auf die Pflanzenwelt Brasiliens, die in ihrem Reichtum und ihrer Pracht den Charakter dieses Landes bestimmen. Gut beobachtet sind auch die Bevölkerung und die sozialen Verhältnisse. Jedoch wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Verfasser bei der Beurteilung der Lebensverhältnisse in Brasilien sich nicht lediglich durch seinen persönlichen Geschmack hätte leiten lassen, sondern auch die historisch gegebenen Tatsachen berücksichtigt hätte.

Hamburg. Y. Pino Saavedra.

A. HÄMEL, H. BÖHM und K. BOTZENMAYER, *Spanisches Lehr- und Uebungsbuch für höhere Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht, Oberstufe (Land und Volk in Südamerika).* 168 S. RM. 3,60. *Dasselbe, Syntax.* 119 S. RM. 3,00. Leipzig, G. Freytag 1927.

Diese beiden Bücher sind Fortsetzung und Schluß der beiden in Bd. 84 (S. 564) d. Zft. besprochenen Elementarbücher. Der Grund-

zug des Werkes, der für den ersten Teil aufgestellt war: „Das Buch ist für reifere Schüler, Studierende und Erwachsene bestimmt, welche schon Sprachstudien getrieben haben und im Laufe von ein bis zwei Jahren sich gründliche Kenntnisse des spanischen Idioms erwerben wollen; ... es soll den Lernenden möglichst rasch mitten in das fremde Leben hineinführen und mit der Kultur und Geisteswelt des spanischen Volkes bekannt machen", gilt auch für diesen 2. Teil, erhält aber dadurch eine wichtige Erweiterung, daß er „ein Bild der kulturellen, geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der latein-amerikanischen Staaten" gibt. Dadurch erhalten die spanischen Texte der 20 Lektionen in ihrer Gesamtheit eine imponierende Geschlossenheit, geben aber trotzdem eine gute Illustrierung der ihnen zuerteilten grammatischen Abschnitte. In beiden Beziehungen schließen sich ihnen die deutschen Texte, die sich vielfach als Wiedergaben spanischer Texte erweisen, ebenbürtig an.

Wegen seines ganz neuen Inhaltes wird das Buch vielseitigen Beifall finden; denn es macht uns mit einer Welt bekannt, der wir bis jetzt ganz fremd gegenüberstanden. Und doch wird in nicht ferner Zeit diese spanisch-amerikanische Welt für uns ebenso wichtig sein wie die peninsulare, und eine Beschäftigung mit ihr bereits auf der Schule wird unumgänglich nötig. Wenn nun auch bei der Auswahl der Texte noch nicht alles nach Wunsch ausgefallen ist (der Bericht über die Entdeckung Amerikas durch die Normannen ist vollkommen veraltet), so muß doch rühmend anerkannt werden, daß gleich beim ersten Wurf soviel Tüchtiges geleistet worden ist. Wer die Bücher durchgearbeitet hat, hat einen guten Einblick in dies weite überseeische Gebiet gewonnen und hat zugleich einen festen Grund zur Kenntnis der spanischen Sprache gelegt. Für unsere Schulen ist allerdings durch diese einseitige Textgestaltung die Brauchbarkeit des Werkes erschwert. Denn es bietet von dem weiten Bereich des spanischen Unterrichts nur e i n beschränktes Gebiet in solcher Ausführlichkeit, daß es mit den zur Verfügung stehenden Stunden nicht bewältigt werden kann. Wir sollen ja außerdem noch viel literarische und historische Lektüre betreiben. Dazu aber gibt das Werk wenig an die Hand; da wird die geschlossene Einseitigkeit der Texte zum Nachteil. Denn wenn auch die Verfasser mit Recht sagen können, daß sie einen sehr großen Wortvorrat verarbeitet haben, so ist es bei der angewandten Methode schwierig, diesen zu befestigen, wie denn auch die Sprechfähigkeit dabei zu kurz kommt. Und außerdem gehört zur literarischen Lektüre ein Wortschatz, der sich mit dem in diesen Büchern nur zum geringen Teil deckt. Dies gilt noch besonders von den Redewendungen, an denen das landläufige Spanisch so entmutigend reich ist.

Das Grammatikbuch bringt nur die Syntax, da die Formenlehre im ersten Teil behandelt worden ist. Es ist sehr zu begrüßen, daß einmal der spanischen Syntax in einem Schulbuch die gebührende Ausführlichkeit zuteil wird, damit wir endlich dem Französischen und dem Englischen nachkommen. Aber auch hier, fürchte ich, wird die Schule in diesem Werk nur mit gelegentlichen Ausblicken über den ersten Teil hinauskommen, der bereits die notwendigsten syntaktischen Regeln enthält. Deshalb halte ich die Trennung von Formenlehre und Syntax nicht für praktisch. Im Uebrigen ist diese Syntax sehr sorgfältig gearbeitet und bringt die grammatischen Erscheinungen in klarer Darstellung, mit guten Beispielen und typographischen Ausdrucksmitteln, die dem Lernenden die Erfassung

erleichtern. Und da sie das bis jetzt grammatisch Festgelegte zur Hauptsache und in geschickter Anordnung bringt, so ist sie uns ein sehr brauchbares Hilfsmittel, solange wir noch nicht eine eigentliche, soll ich sagen „idiomatische" Syntax haben. Denn es ist unabweislich notwendig, daß in der spanischen Syntax noch manche Kapitel (Partizip, Infinitiv, Verdoppelung des Objekts, Fürwörter, Rektion) umgeschrieben werden müssen, wenn erst die dazu nötigen Einzeluntersuchungen angestellt und veröffentlicht worden sind.

Soeben ist zu dem Werk auch ein Schlüssel (1,60 M.) erschienen.

Hamburg. L. Meyn.

Aus den Büchereingängen.

James Fitzmaurice-Kelly, *A New History of Spanisch Literature*, 8°, XVI + 551 S., Humphrey Milford, Oxford University Press 1926. Preis geb. 12/6— Völlig neue Bearbeitung der zuerst 1898 erschienenen *History of Spanish Literature*, von der unterdessen spanische, französische und deutsche Bearbeitungen und Uebersetzungen (deutsche Uebersetzung 1925 von E. Vischer unter Mitwirkung von A. Hämel) erschienen sind.

Max Victor Depta, *Lope de Vega*, 8° 344 S., Ostdeutsche Verlagsanstalt. Breslau 1927, geh. 8.50, Ganzleinen 10.—. Gibt nach kurzen, einleitenden Kapiteln über Lopes Leben, Persönlichkeit und Kunst Inhaltsangaben von etwa 230 Komödien des Dichters, in der gleichen trockenen Art, wie es der Verfasser schon in seinem Buche über Calderón unternommen hatte. Welchen Wert und welchen Nutzen haben solche Sammlungen von Inhaltsangaben? Benutzt sie der Fachgenosse, liest sie das gebildete Publikum? Nützlich ist das angefügte Literaturverzeichnis.

Freytags Sammlung fremdsprachlicher Schriftwerke, Spanisch, Heft 13: *Moderne spanische Prosa,* herausgegeben von E. Seifert (enthält Stücke aus Baroja, Unamuno, Valle-Inclán, Miró, Azorín, Fernández Flórez, einführende Bemerkungen über die Verfasser und Anmerkungen); Heft 14: Palacio Valdés, *Novelas cortas*, herausgeg. von L. Pfandl (enthält die Novellen *¡Solo! und Polifemo*, eine Einführung über die Entwicklung des spanischen Romans seit 1860, über den Erzähler, bibliographische Angaben und Anmerkungen).

Sammlung romanischer Uebungstexte, herausgeg. von A. Hilka und G. Rohlfs. Max Niemeyer Verlag. Halle/Saale 1926 ff. 1. Sechs altfranzösische Fablels (G. Rohlfs), 2. Vier Lais der Marie de France (K. Warnke), 3/4. Rolandsmaterialen I, Das altfr. Rolandslied nach der Oxforder Handschrift (A. Hilka), 5. Testi italiani antichi (S. Frascino), 6. Trobadorgedichte (A. Kolsen), 7. B. von Ventadorn, Ausgewählte Lieder (C. Appel), 8. Bruchstücke des provenz. Versromans Flameuca (K. Lewent), 9. Aus dem Esope der Marie de France (K. Warnke). 10. Gonzalo de Berceo, Los milagros de nuestra Señora I (A. Hämel). 11 Cervantes, Drei Zwischenspiele (L. Pfandl), 12. Jaufre, altprov. Abenteuerroman des 13. Jahrh. (H. Breuer).

W. K.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Mitteilung.

Gelegentlich des Neuphilologentages berührte Herr Oberschulrat Dr. Franzmeyer in Hannover in seinem mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag auch die Frage der Herausgabe von Lehrproben und Lehrgängen zum neusprachlichen Unterricht. Er erwähnte dabei, daß u. a. bereits Herr Oberstudienrat Dr. Moosmann in Halle vorbildliche Arbeiten in dieser Richtung veröffentlicht habe. Diese Arbeiten (s. Verzeichnis der „Beihefte") sind ja auch wohl den meisten Neuphilologen bekannt, und die fortgesetzt sich steigernde Nachfrage beweist am besten die praktische Verwendbarkeit und ihren Wert für den Unterricht.

Die „Beihefte" der „Neueren Sprachen" sind gerade aus der Erwägung heraus entstanden, daß Beiträge, die jederzeit dem Lehrer zur Hand sein sollen, vorteilhafter als Sonderhefte erscheinen, als wenn sie etwa in mehreren Heften der Zeitschrift verstreut sind. Vorwiegend enthalten daher die bisher erschienenen „Beihefte" praktische Anweisungen und Lehrproben für den Unterricht. Diesen praktischen Fragen werden die „Neueren Sprachen" in Zukunft sowohl in der Zeitschrift wie in den Beiheften erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden. Der Verlag glaubt aber, daß die „Neueren Sprachen" sich nicht auf praktische Unterrichtsbeispiele beschränken dürfen, zumal in Anbetracht der Tatsache, daß die Schulen meist nur eine neusprachliche Zeitschrift zu halten in der Lage sind. Die in zwangloser Folge erscheinenden „Beihefte der Neueren Sprachen" können, je nachdem der Inhalt für den einzelnen von Interesse ist, beliebig und ohne Verpflichtung auf das Ganze abgenommen werden, noch dazu mit dem Vorteil einer Preisermäßigung für alle Leser der „Neueren Sprachen". Verlag und Herausgeber der „Neueren Sprachen" glauben daher, auf dem bisher schon beschrittenen Weg der Anregung von Herrn Oberschulrat Dr. Franzmeyer Genüge leisten zu können. Sie bitten auch die Kollegen, sie in ihren Bestrebungen durch Einsendung einschlägiger Arbeiten, die aus dem Unterricht herausgewachsen sind, zu unterstützen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT
IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXVI. *September 1928.* *Heft 6*

SCHULE UND WISSENSCHAFT.

(Fortschrittliche Betrachtungen eines Rückständigen[1].)

Zunächst ein grundsätzliches Wort über die Stellung der Schule zur Wissenschaft. Die Wissenschaft liefert der Schule den Wissensstoff. Aber die Schule hat auszuwählen, welche Stoffe als Bildungswerte für sie geeignet sind, und hat sie dem Fassungsvermögen der jeweiligen Altersstufe ihrer Zöglinge anzupassen. Dieser pädagogischen Verarbeitung ist nur eine Grenze gesetzt: die Schule darf nichts lehren, was wissenschaftlich überholt oder gar falsch ist.

Die höhere Schule hat die Aufgabe, ihre Schüler hauptsächlich zu selbständiger, leitender Arbeit zu befähigen; sie sollen instand gesetzt werden, das Ganze ihres Arbeitsgebietes von seiner wissenschaftlichen Grundlegung bis zu seinen letzten Zielen zu überschauen und alle Einzelheiten ihrer Arbeit und der ihnen Untergeordneten in das große Ganze selbständig einzufügen. Für dieses Ziel der höheren Schule ist es gleichgültig, daß nur ein Teil ihrer Schüler, und auch dieser meist nur durch Weiterbildung auf Hochschule und Universität, es erreicht. Denn es ist eine unabweisbare Notwendigkeit für das Bestehen und den Weiterbau unserer Kultur und unseres Staates, daß alljährlich ungezählte Tausende von Menschen dieses Ziel wirklich erreichen, und da, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, der einzige Weg zu ihm durch die höhere Schule geht, so ist schon dadurch die Daseinsberechtigung und Unentbehrlichkeit

[1]) Da den Herausgebern der *Neueren Sprachen* von einigen Lesern nahegelegt worden ist, weniger wissenschaftliche Aufsätze und mehr praktische Schulfragen behandelnde Beiträge zu bringen, so haben sie den Verfasser gebeten zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Wir geben die dankenswerten Ausführungen in etwas gekürzter Form wieder.

der höheren Schule als Führerin zu wissenschaftlichen Zielen erwiesen.

Für den Lehrer der höheren Schule auch der unteren Klassen ist daher die gründlichste wissenschaftliche Vorbereitung womöglich noch eindringlicher als bisher zu fordern. Denn der höhere Schüler muß von der ersten Stunde an unmerklich zu wissenschaftlichem Denken hingeleitet werden. Auch bei den Anfangsgründen ist dieses letzte Ziel nie aus den Augen zu verlieren. Nach ihm bestimmt sich Auswahl und Wert des Wissensstoffes und das Verfahren, das zu ihm hinführt. Daraus folgt aber, daß der Lehrer, der in durchaus selbständiger Arbeit den Unterricht in seinem Fache zu leiten hat, jenen wissenschaftlichen Geist, jene Überschau über sein Gebiet, jene wissenschaftliche Grundlage und jene Kenntnis der letzten Ziele, zu denen er hinführen soll, in möglichst hohem Grade selbst besitzen muß, daß seine wissenschaftliche Durchbildung die beste, weiteste, gründlichste sein muß, die sich überhaupt erreichen läßt. Er muß auf der Universität seine Lungen so voll von wissenschaftlicher Luft pumpen, daß ihm das Weiteratmen darin zur Lebensnotwendigkeit wird. Denn eine halbwissenschaftliche Bildung ist gefährlich und schlimmer als gar keine.

Aber die im Verhältnis zur Unendlichkeit der Wissenschaft geringe Zeit selbst eines langjährigen Studiums reicht keinesfalls für ein ganzes Lehrerleben aus, abgesehen davon, daß schon der dauernde Fortschritt der Wissenschaft eine ununterbrochene Weiterarbeit des ihr Dienenden unbedingt erfordert. Will die höhere Schule ihrer hohen Aufgabe gerecht werden, so muß sie nicht nur nach wie vor auf die gründlichste wissenschaftliche Durchbildung ihrer Lehrer das allergrößte Gewicht legen, sondern sie muß auch, was sie bisher in Deutschland nicht getan hat und in steigendem Maße unterläßt, ihren Lehrern soviel Zeit und Kraft übrig lassen, daß sie neben der Arbeit für den Tag sich auf wissenschaftlicher Höhe zu halten imstande sind. Herabsetzung der in der Welt einzig dastehenden Stundenzahlen und Korrekturlasten des deutschen Studienrats und mindestens einmalige Beurlaubung an eine Universität des In- oder Auslandes auf ein Jahr sind daher unbedingt zu fordern.

Damit ist zugleich die Frage, die den Anlaß zu diesem Aufsatze gab, schon beantwortet. Wir müssen den Männern der Wissenschaft dankbar sein, die uns in wissenschaftlichen Zeitschriften von den Fortschritten der Wissenschaft Rechenschaft

geben, die uns instand setzen, uns trotz der Überfülle unserer Berufsarbeit wenigstens einigermaßen auf wissenschaftlicher Höhe zu halten und uns immer von neuem mit wissenschaftlichem Geiste zu durchdringen. Aber dazu gehört, daß wir nicht bloß, und nicht einmal in erster Linie, die in der Schule unmittelbar praktisch verwertbaren Ergebnisse der Wissenschaft von ihnen fordern, sondern daß wir uns durch immer erneute Beschäftigung mit reiner Wissenschaft jene Höhe und Freiheit des Geistes bewahren, die solche Tätigkeit verleiht. Die Anwendung ist unsere Aufgabe, die wir uns nicht abnehmen lassen sollten. Hier gerade liegt unsere schöpferische Leistung, hier können wir beweisen, ob die Wissenschaft uns zum lebendigen Erlebnis geworden ist und Früchte bringt. Das Verlangen nach bloßen schulmäßig verwendbaren Stoffen beweist einen bedenklichen Mangel an jener wissenschaftlichen Durchdringung der beruflichen Aufgabe, die den Akademiker vom Handwerker, den führenden Geist vom untergeordneten ausführenden Beamten wesentlich unterscheidet. Dieser verhält sich zu jenem wie der Sekretär zum Richter, wie der Heilgehilfe zum Arzt. In allen entscheidenden Fragen, bei allen umfassenden Aufgaben, überall da, wo es auf Wesen und Gehalt des betreffenden Gebietes hinausläuft, wird er versagen.

Und noch ein Zweites, das das Menschliche in uns angeht und daher vielleicht das Wichtigste ist. Unser Beruf bringt es mit sich, daß wir immer nur geben müssen, ohne in entsprechendem Maße auch wieder einzunehmen. Die Gefahr ist unvermeidlich, daß wir uns schließlich einmal ausgeben und nichts mehr zu geben haben. Wenn wir dem lebendigen Quell, den die Universität durch unseren Geist geleitet hat und aus dem all unser Wissen und Können gespeist wird, nicht immer wieder frischen Zufluß sichern, so muß er schließlich versiegen, so werden wir nicht imstande bleiben, immer neues geistiges Leben zu erzeugen und junge Seelen zu befruchten. Wer die erfrischende Wirkung, die jede neue Berührung mit reiner Wissenschaft mit sich bringt, in der eigenen Seele verspürt hat, der weiß auch, wie ungemein belebend sie auf den Unterricht und seinen Geist einwirkt, selbst wenn das betreffende Wissensgebiet nicht unmittelbar im Unterricht zu verwerten ist.

Darum wollen wir den „Neueren Sprachen“ dankbar sein, wenn sie uns in diesem Bestreben unterstützen. Wir wollen auch weiterhin nicht bloß unterrichtlich verwertbare Stoffe,

sondern reine Wissenschaft von ihnen fordern. Aber freilich: Sind wir unter den heutigen Umständen wirklich imstande, so hohe Forderungen zu erfüllen? Jener Wunsch nach schulmäßig verwertbaren Stoffen ist dem Eingeweihten leider nur zu verständlich. Es ist der Notschrei aus gequälten Lehrerseelen und Lehrergewissen, die, erdrückt von der Überfülle aufreibender Berufsarbeit und immer neuer Aufgaben, wie die Richtlinien und andere Reformen sie fordern, keine Möglichkeit mehr sehen, den höchsten Zielen ihres Standes zu genügen, und die sich daher in letzter Not an das noch irgend Erreichbare klammern. Und diese Not stößt gerade heute auf Zeitbestrebungen, die sie zur Tugend zu machen scheinen. Um das zu verstehen, müssen wir einen kurzen Blick auf die augenblicklichen Zustände werfen.

Die Nachkriegszeit hat besonders allen unterlegenen Ländern eine mehr oder weniger große Umschichtung ihrer Gesellschaftsklassen gebracht. In Deutschland sind Volksschichten zu maßgebendem Einfluß gelangt, die auf höhere geistige Kultur keinen Anspruch erheben können. Der gebildete Mittelstand ist zum Teil zugrunde gegangen, zum anderen Teil auf eine Stufe herabgedrückt worden, die der äußeren und inneren Verelendung nahe kommt und es ihm unmöglich macht, seine hohe geistige Kultur und seine guten Erbanlagen, auf denen zu 80 % die Kulturhöhe des deutschen Volkes beruht, an eine zureichende Nachkommenschaft weiterzugeben. Diese Tatsache eröffnet die schwärzesten Aussichten für die Zukunft unseres Volkes. Wird die Unterschätzung der höchsten Bildung und die ungenügende Entlohnung der Geistesarbeit, die allein zu ihrer Vorbereitung ein halbes Menschenleben verlangt, durch die Masse der Mindergebildeten und die Kreise der Wirtschaft noch einige Jahrzehnte so weitergetrieben wie bisher, so ist es mit der geistigen Überlegenheit des deutschen Volkes endgültig vorbei: die Begabten und Hochbegabten bleiben ungeboren, ihre Erbmasse erlischt, wie es bei den Griechen und Römern so überraschend schnell geschehen ist, und nur die große Masse der Mittel- und Unbegabten pflanzt sich unter immer mehr erleichterten Bedingungen fort. Auch der Wirtschaft wird es an wissenschaftlichen Köpfen fehlen, die ihr die Möglichkeit des Fortschreitens und damit des Gewinns überhaupt erst schaffen. Und das deutsche Volk wird in den allgemeinen Völkerbrei versinken, den alle untergegangenen großen Kulturen darstellen,

und aus dem keine Schöpfer und Gestalter neuen Lebens mehr hervorgehen können, weil sie schon im Keime erstickt wurden.

Zu diesen Folgerungen führen einmütig drei Wissenschaften, Geschichte, Rassenhygiene und Vererbungslehre. Aber die Wissenschaft steht heute leider nicht hoch im Kurse. Die Wirtschaft beherrscht unser öffentliches Leben, und neben ihr die Halbwissenschaft der Halbgebildeten, die gefährlicher ist als Unwissenheit. Es ist nun ein Zeichen der Zeit, daß der unwissenschaftliche Geist der Halbgebildeten auch in wissenschaftlich gebildete Kreise einzudringen beginnt. Die augenblickliche, zeitgebundene Richtung der meisten Geisteswissenschaften fördert diesen Übergang. Nach Wundts „Gesetz der Entwicklung in Gegensätzen“ ist auf die positivistische Zeit der klaren Verständigkeit, die auf wissenschaftlichem Gebiete strengsten logischen Aufbau von unten her ohne Überspringen einzelner Glieder forderte, eine Zeit der Neuromantik gefolgt, die nach Wundts „Gesetz der historischen Relationen“ [1]) nach und nach alle Gebiete des geistigen Lebens und damit auch die Wissenschaft erfassen muß. Auf dem Gebiete der Kunst hat sie um die Wende des Jahrhunderts begonnen, auf demselben Gebiete wird wohl auch zuerst die Umkehr erfolgen: die „neue Sachlichkeit“ ist das erste Anzeichen dafür.

In der Wissenschaft pflegen vor allem die Philosophie und ihre Grenzgebiete den empfindlichsten Gradmesser für neue Richtungen des Zeitgeistes abzugeben. Das romantische Streben ins Unbegrenzte, Unbewußte, tief Geheimnisvolle, Fließende zeigt sich deutlich in der heute herrschenden „Lebensphilosophie“, die nicht mehr auf „exakten“ wissenschaftlichen Tatsachen, sondern auf „genialer Intuition“ aufbaut. Ähnliche Bestrebungen fanden sich schon im Sturm und Drang und in der Romantik und wurden vom klassischen Zeitalter und von dem des Posi-

---

[1]) Diese in dem Riesenwerk der „Logik“ Wundts, und zwar in der Methodenlehre (Logik, 2. Aufl., II, 2. Abteilung, S. 413 ff.) versteckten Gesetze und ihre Begründungen sind bisher von den Einzelwissenschaften so gut wie gar nicht beachtet worden, obwohl sie mehr Licht auf die Entwicklung des menschlichen Geistes zu werfen geeignet sind als alle jetzt üblichen Strukturlehren. Ich habe in Ilbergs „Neuen Jahrbüchern“ (Teubner), 26. Jahrgang (1923), Heft 2, S. 107—126, versucht, ihre geschichtliche Entstehung aufzuzeigen und sie auf das Sondergebiet der Literaturwissenschaft anzuwenden. („Entwicklungsgesetze in der Geschichte des Schrifttums“).

tivismus und Realismus abgelöst. Die heutige Lebensphilosophie, die sich an die Namen Simmel, Dilthey, Troeltsch, Eucken, Husserl, Keyserling, Bergson u. a. knüpft, sucht die wahre Erkenntnis nicht in den fest umpfählten Verstandesbegriffen der vorangegangenen Zeit, sondern in einer schöpferischen Tat des Bewußtseins, das allein die unendliche Bewegung des Lebens erfassen könne. Nicht mehr das starre, ewige Sein, das der Idealismus hinter der Erscheinungen Flucht suchte, sondern das in ewigem Flusse befindliche Leben, die unendliche Bewegung selbst soll erkannt werden. Die Psychologie redet heute nur noch wegwerfend von Wundts „exakter" Psychologie und Psychophysik; sie baut nicht mehr von unten her aus Elementen auf, sondern beginnt mit den verwickeltesten Untersuchungen der „Struktur" der menschlichen Seele. Die Parapsychologie bezieht auch die bisher okkult genannten Vorgänge in ihr Gebiet ein. Die Geschichte, wenigstens soweit sie sich „modern" gebärdet, verachtet die Tatsachen und baut wie Spengler auf dem mystisch-irrationalen Begriff des Schicksals weltumspannende Theorien auf, die der strengen Tatsachenforschung nicht überall standhalten. Die Sprachwissenschaft sucht mit Voßler und seiner Schule durch die trockenen Tatsachen der sprachlichen Entwicklung auf Geist und Seele des sprechenden Volkes durchzustoßen, und die Kunst- und Literaturwissenschaft verfolgt mit Wölfflin, Gundolf, Strich, Walzel und anderen ähnliche Ziele. Gemeinsam ist allen das Streben nach Ganzheit, Überblick, Lebens- und Wesensschau und die Ablehnung alles Teilwissens und aller zergliedernden Analyse.

Diese wenigen Andeutungen, die sich auf allen Gebieten ins Unendliche vermehren ließen, genügen vielleicht schon, um zu zeigen, daß der neuromantische Geist unserer Zeit überall über die trockene Tatsachenwissenschaft des vorangegangenen Menschenalters hinaus in geheimnisvolle dunkle Tiefen vorzudringen sucht, wo keine „exakte" Sicherheit mehr zu gewinnen ist. Große Überblicke, umfassende Synthesen, geistreiche Theorien, für die bündige Beweise naturgemäß fehlen, haben den streng logischen, kritischen, fest gegründeten Aufbau der Wissenschaft des vorhergehenden Zeitalters abgelöst, die sich freilich oft auch in engstirnigem Kleinkram verlor. Es liegt im Wesen solcher sich bekämpfender gegensätzlicher Richtungen, daß sie beide einseitig sind. Das nächste, nun bald herangewachsene Geschlecht wird nach dem „Gesetz der Entwicklung in Gegen-

sätzen" den Großvätern wieder mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, auf ihrem Werk weiterbauen und dabei nach Wundts „Gesetz des geistigen Wachstums" die Lehren der Väter zu nutzen wissen.

Das heutige Unterrichtswesen ist nicht mehr weltabgewandt wie früher, sondern ganz auf der Höhe der Zeit: Lebensnähe ist das Stichwort im Kampfe um die Schulreform. Im 19. Jahrhundert drangen die Errungenschaften der Wissenschaft frühestens nach einem Menschenalter in die Schule ein. Heute steht die Erziehungslehre an der Spitze der Zeitbestrebungen. Sie verachtet das Tatsachenwissen, die „Lernschule", sie will nicht mehr lehren, sondern Kräfte bilden und erziehen, sie will nicht mehr den Verstand, sondern den ganzen Menschen und zwar einen neuen Menschen entwickeln. Der Lehrer soll nicht mehr Lehrer, sondern nur noch Freund und Führer der Jugend sein. In den neueren Sprachen, die uns an dieser Stelle zumeist angehen, soll der Nachdruck nicht auf Kenntnisse und feste grammatische Grundlagen, sondern auf das Können verlegt werden. Keine Realien, keine Literaturgeschichte mehr, sondern selbsterarbeitete Einblicke in die Kultur und Seele des fremden Volkes. Arbeitsunterricht, Arbeitsschule statt Lernschule, Deutschkunde, Kulturkunde sind die Schlagworte im Kampfe um die neue Schule.

In alledem steckt zweifellos ein guter und berechtigter Kern, den die wenigen Führer jener Bewegung vor allem im Auge hatten, zugleich aber auch eine starke Einseitigkeit und Übertreibung, die bei den vielen Nachläufern deutlich zu erkennen ist. Die Sehnsucht unseres Zeitalters nach Gesamtschau begünstigt die Herrschaft verderblicher Schlagwörter, zu denen halbverstandene wissenschaftliche Begriffe herabgewürdigt werden. So ist die „Struktur" der Seele bei Eduard Spranger u. a. zweifellos ein wissenschaftlich begründeter Begriff, wenn er auch, weil er ungreifbare und verwickelte seelische Verhältnisse umfaßt, nicht scharf zu bestimmen sein kann. Spranger versteht „unter Struktur einen Leistungszusammenhang, unter Leistung die Verwirklichung von objektiv Wertgemäßem", (Lebensformen 2. Aufl. S. 18). Es ist begreiflich, daß ein so wenig deutlicher Begriff, wenn er erst einmal zum Modewort geworden ist, viel Unheil anrichten kann. Da soll der Erzieher die seelische Struktur seiner Zöglinge erfassen, um sie als Ganzes aufbauen zu helfen. Demjenigen, der weiß, wie schwer

und nur bis zu einem gewissen, recht geringen Grade lösbar die Aufgabe ist, den vielfältig verwickelten seelischen und geistigen Bau eines einzelnen Menschen begrifflich zu erfassen, kann diese Forderung nur ein Lächeln abnötigen. Wie soll der Durchschnittspädagoge, der fünf Klassen von dreißig bis fünfzig Schülern wöchentlich durchschnittlich je drei bis sechs Stunden vor sich hat, diese Aufgabe an jedem einzelnen seiner Schüler erfüllen? Nur Leute, die von der Schwierigkeit einer solchen Strukturanalyse und den aus ihr in jedem Augenblick zu folgernden Mitteln keinen Begriff haben, können eine derartige Forderung stellen. Der geborene Erzieher, der durch Psychologie und Jugendkunde geschult ist, erkennt durch Einfühlung und täglich sich mehrende Erfahrung im Augenblick — und darauf kommt es in der Hetze des Massenunterrichts an — die Hebel, an denen er jeden einzelnen anpacken muß; der unberufene aber wird trotz aller Methoden ein schlechter Handwerker bleiben und durch Strukturanalysen nur in Verwirrung gebracht werden. Doch selbst für den berufenen Erzieher ist in Klassen von dreißig bis fünfzig Schülern ein mehr als oberflächliches Eingehen auf die einzelne Schülerpersönlichkeit ein Unding. In den sächsischen Volksschulen ist die kluge Forderung, daß Fremdsprachklassen nicht mehr als 25 Schüler aufweisen dürfen, — eine Zahl, die meist nicht erreicht wird — längst durchgesetzt, obwohl das elementare Ziel, das man hier ja nur zu erreichen versuchen kann, eine gewisse Gleichförmigkeit der Aufgaben und ihrer Lösungen bedingt, die sich auch mit einer größeren Anzahl noch bewältigen ließe. In der höheren Schule aber, wo mit den höheren Zielen, dem reiferen Lebensalter und neuerdings dem Kultur- und Arbeitsunterricht die Verschiedenartigkeit der Aufgaben und der möglichen Lösungen ins Ungemessene wächst, müssen wir mit einer erheblich höheren Schülerzahl rechnen. Die Herabsetzung der Klassenstärken ist demnach eine unabweisbare Forderung. Hier wäre der Ort, wo statt des Geredes von Strukturpädagogik eine wirkliche Reform, ja die Vorbedingung jeder Reform einzusetzen hätte.

Aber der Strukturbegriff dringt mehr und mehr auch in den Unterricht selbst ein, er soll auch dem Schüler lebendig gemacht werden. Große Überblicke, Synthesen sollen erarbeitet werden, die Erkenntnis der Struktur der Seele eines Volkes, ja ganzer Kulturen soll das Hauptziel des deutschen und fremd-

sprachlichen Unterrichts sein. Kulturkunde, Kulturunterricht sind die Schlagworte der neuzeitlichsten Methode. Auch hier stehen sich die unmittelbar vergangene Zeit und die Gegenwart nach dem Gesetz der Entwicklung in Gegensätzen schroff gegenüber. Die positivistische Zeit verlangte zunächst strenge grammatische Schulung und grammatisches Wissen und beschränkte die Kenntnis der Kulturen auf Literaturgeschichte und die sogenannten Realien, d. h. den Kleinkram des Alltags in Sitten und Gebräuchen. Dann setzte die neusprachliche Reformbewegung ein, die den Nachdruck nicht auf das Wissen, sondern auf das Können, nämlich das Sprechenkönnen, verlegte. Der Schüler sollte die fremde Sprache lernen, wie das Kind seine Muttersprache lernt: durch Hören und Sprechen, möglichst ohne den „öden Grammatikbetrieb“ und unter grundsätzlichem Ausschluß der Muttersprache. Es braucht in dieser Zeitschrift, der die wesentlichsten Verdienste um das Durchdringen der Reform zukommen, auf die großen Vorzüge des neuen Verfahrens nicht hingewiesen zu werden. Manche Verknöcherung wurde durch Leben, viel totes Wissen durch lebendige Sprechfertigkeit verdrängt. Aber Lehre und Leben hielten sich nicht frei von Übertreibungen und Einseitigkeiten, die einen Mangel an psychologischer Durchbildung verrieten. Das Kind braucht mehr als ein Jahrzehnt täglich durchschnittlich zehnstündigen Hörens und Sprechens und Lesens, ehe es seine Muttersprache auch nur mit einiger Sicherheit und in einem nennenswerten Umfange beherrscht. Und man wollte vierzig Schüler in wenigen Jahren und in vier bis sechs Wochenstunden, in denen auf selbständiges Sprechen des einzelnen Schülers höchstens je eine Minute kommt, also vier bis sechs Minuten wöchentlich, durch diese „natürliche Methode“ eine fremde Sprache sprechen, lesen und verstehen lehren. Man vergaß, daß die Grammatik weiter nichts ist als ein abgekürztes Verfahren, das tausend Beispiele in ein einziges zusammenfassen lehrt und das Denken an die Stelle bloßen technischen Übens setzt, daß der „Umweg“ über die Muttersprache ein denkendes Erfassen des Wesensunterschiedes beider Sprachen bedeutet, daß Chorsprechen — das einzige Aushilfsmittel bei großen Klassenstärken — ein geistloses Papageienplärren werden kann. Ein einigermaßen sicheres Beherrschen des sprachlichen Ausdrucks konnte aus Mangel an Zeit und an grammatischem Verständnis nur bei einigen wenigen besonders intuitiv Sprachbegabten erzielt werden.

Die zahlreichen mehr logisch Begabten, die sehr wohl fähig sind, der Sprache auf grammatischem Wege beizukommen und gerade dadurch zu einem vertieften Sprachverständnis zu gelangen, kamen nicht auf ihre Kosten. Verständnis, Sicherheit und Dauer der Kenntnisse hängen bei den meisten und gerade bei den wissenschaftlich wertvollsten Begabungen vom logischen Erfassen ab und sind auf dem Wege bloß mechanischen Einübens nicht in ausreichendem Maße zu erzielen. Oft trat oberflächlicher Drill an die Stelle des Denkens. Aber gerade da, wo die meisten Begabungen ein mechanisches Einüben nicht entbehren können, beim Lernen von Wörtern und Ausdrücken, lehnte man es grundsätzlich ab, weil man sich der Selbsttäuschung hingab, die Muttersprache vollständig ausgeschaltet zu haben, wenn man sie nicht laut gebrauchte. Es ist ein psychologischer Irrtum, zu glauben, daß das gewaltige Netz von Millionen tagtäglich ausgefahrener Vorstellungs- und Gefühlsverbindungen, durch die die Muttersprache den gesamten Geist geformt hat, in wenigen Wochenstunden tatsächlich ausgeschaltet werden könnte. Im Unterbewußtsein bleibt es immer wirksam.

Freilich, diese Auswüchse sind längst beseitigt. Man treibt wieder Grammatik und schließt auch die Muttersprache für manche Übungen nicht mehr grundsätzlich aus. Auch in Frankreich ist man denselben Weg gegangen. Als dauernder Gewinn, den die Reformbewegung gebracht hat, ist die stärkere Betonung des sprachlichen Könnens, der freien Bewegung in der fremden Sprache wohl jetzt allgemein in den Unterricht übergegangen. Aber es sind auch noch viele Mängel übrig geblieben. Die meisten jetzt in Gebrauch befindlichen Reformlehrbücher machen es dem Lehrer schwer, ja fast unmöglich, einen gründlichen systematischen Aufbau des sprachlichen Wissens und Könnens zu erzielen. Ein weiterer Nachteil liegt in der Veräußerlichung, der Entgeistigung des Unterrichts. Wo das Hauptgewicht auf das Sprechen verlegt wird, muß naturgemäß der Gehalt leiden. Denn das unvollkommene Verständnis und sprachliche Können des Schülers kann selbst in höheren Klassen nur einfache Dinge in der fremden Sprache auffassen und ausdrücken. Der Deutschlehrer weiß, wie schwer der Durchschnittsschüler selbst in der Muttersprache zum Verständnis und gar zum mündlichen Ausdruck eines bedeutenden und schwierigen geistigen Inhalts zu bringen ist. Wie unendlich viel schwerer, ja unmöglich ist es, ein bedeutendes, tiefgründiges fremdsprach-

liches Werk ohne die Hilfe der Muttersprache wirklich zum Verständnis zu bringen. So artete die „natürliche Methode" vielfach in ein Parlieren aus, das den Geist der fremden Sprache, des fremden Volkes, der fremden Kultur, des fremden Kunstwerkes schon deshalb nicht erfassen konnte, weil die strenge Forderung, nur in der fremden Sprache zu reden, es schon dem Lehrer, der sich dem eng begrenzten Sprachschatz der Schüler anpassen mußte, in unendlich höherem Maße aber dem Schüler unmöglich machte, so feine und schwierige Dinge mit einer dem Gegenstand angemessenen Tiefgründigkeit zu verhandeln. Schwierige abstrakte Gedankengänge drangen nur ins Ohr, nicht in die Seele des Schülers, der dann leicht die gefährliche Gewohnheit annahm, sich mit halbem oder Viertelsverständnis zu begnügen.

Diesem Mangel soll nun der „Kulturunterricht" abhelfen. Er will in die „Struktur der Seele" des fremden Volkes einführen, er will in jeder Einzelheit das große Allgemeine der Kultur, der Wesensart eines Volkes erkennen lehren. Das sind hohe und erstrebenswerte Ziele, die, wo man sich ihnen im Geiste ihrer ersten und bedeutenden Verkünder vorsichtig zu nähern sucht, im Kampf gegen die geschilderte Entgeistigung des Unterrichts ihre volle Berechtigung haben. Was wird aber in der Übung des täglichen Schullebens daraus? Wie schon der frühere öde Grammatikbetrieb, dann die Realienjagd und später das Parlieren, so wird jetzt die „Kulturkunde" auf das einseitigste übertrieben. Aus jedem kleinen Bruchstück will man nicht bloß den Geist des Schöpfers, sondern auch gleich noch die „Struktur" des Geistes eines ganzen Volkes, ja ganzer Kulturen erschließen oder, noch schlimmer, erschließen lassen, denn die „Arbeitsschule", die sich mit der „Kulturkunde" und „Strukturpädagogik" zu schönem Verein verbindet, verlangt ja, daß der Schüler sich das alles selbst „erarbeitet". Man bedenke nur, welche unerhörte Riesenleistung hier Unmündigen zugemutet wird. Es sind Aufgaben, an die der reife Mann, der Forscher, der Fachgelehrte auf dem eigensten Gebiete seiner Lebensarbeit sich nur vorsichtig und nach jahrzehntelanger ernster Einzelarbeit heranwagt, ohne sie im Laufe eines langen Gelehrtenlebens auch nur zu einem kleinen Teile endgültig lösen zu können; Fragen, deren Lösung volles Beherrschen mehrerer Kulturen und ihrer Äußerungen, philosophischen Geist, Vertrautheit mit allem Menschlichen, Überblick

über Wesen und Art aller Künste und Wissenschaften notwendig voraussetzt. Und alles das sollen unreife Jünglinge aus lächerlich geringen Bruchstücken mit einer notwendig höchst anfängerhaften Sach- und Sprachkenntnis, womöglich noch unter Ausschluß der Muttersprache, sich selbständig „erarbeiten"! Ich kann hier nur eine maßlose Überschätzung werdender Geister und eine noch maßlosere Unterschätzung der Schwierigkeit der zu lösenden Aufgaben erkennen. Es ist derselbe Mangel an wissenschaftlicher Einsicht, der es verlangte, daß in der „Arbeitsschule" der Schüler in Physik und Chemie nur das lernen solle, was er sich durch eigene Versuche selbst erarbeiten könne, indem er die Entdeckungen der Jahrtausende selbst noch einmal wiederholte. Das Ergebnis würde sein, daß er selbst bei hervorragendster Begabung und Anleitung von dem gewaltigen Gebäude der Naturwissenschaft noch kein Millionstel höchst fragwürdiger Kenntnisse erwerben könnte.

In Wirklichkeit bleibt dieses gepriesene Selbsterarbeiten meist ein schöner Selbstbetrug. Und hier liegt die gefährlichste Folge dieses unwissenschaftlichen Verfahrens, die noch schlimmer ist als der Mangel an Kenntnissen. Der jugendliche Geist muß durch ein solches Verfahren notwendig verbildet, zu innerer Unwahrhaftigkeit, zur Unterschätzung der Tiefen und Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Arbeit und zu einer gefährlichen Überschätzung der eigenen Leistungsfähigkeit erzogen werden. Er gewöhnt sich an vorschnelles, oberflächliches Urteil, an falsche Verallgemeinerurg zufälliger Einzelheiten, an mühelose „geniale" Synthesen, die ohne den Untergrund sicherer und gewiß nur durch ernste Arbeit erwerbbarer Einzelkenntnisse haltlos und nebelhaft in der Luft schweben.

Daß diese Folgen der neuesten Erzieherweisheit nicht übertrieben sind, beweisen die übereinstimmenden Urteile der Hochschulen und Universitäten. Erfahrungen, wie sie in der Denkschrift der Tübinger Universitätsprofessoren (1926) niedergelegt wurden, sind ohne Zweifel zu einem guten Teile aus dem zerrüttenden Einfluß unserer zerfahrenen, gärenden und zugleich — auch in der Wissenschaft, wie oben dargetan — nach Gesamtschau strebenden Zeit zu erklären. Zum anderen Teil aber fallen sie sicher auch den geschilderten Einseitigkeiten des neuen Schulbetriebs, der ebenfalls jenen Zeiteinflüssen mehr als billig erlegen ist, zur Last. Das zersplitternde Vielerlei der Bildungsstoffe, das z. B. am Realgymnasium die notwendige Vertiefung

in einzelnes unmöglich macht, die übertriebene Sportsucht, die das schlechte Deutsch der Sportberichte zur Hauptlektüre vieler werden läßt, erziehen zu Oberflächlichkeit und Entgeistigung. Ein einseitig betriebener Kulturunterricht, das „Erarbeiten der Struktur der Zeiten und Volksseelen“, der voreiligen großen Gesamtüberschau können derartigen bedauerlichen Erscheinungen nur im bedenklichsten Maße Vorschub leisten. Der nicht geniale Mensch, auf den wir uns doch einstellen müssen, kann nach wie vor eine Überschau nur durch fleißiges Bewältigen großer Stoffmassen, durch gründlichste Kleinarbeit gewinnen, ohne die alle Synthese nichts als oberflächliches Gerede, unverstandene Wortkünstelei, gedankenloses Schlagwort bleibt. „Struktur“ ist nachgerade eins von jenen greulichen Modefremdwörtern geworden, die man mit geschnurrtem r und einem starken Gemütston auf der Endsilbe aussprechen muß, um zu verstehen, wie sich kleine Seelen daran aufrichten und aufregen und wunder wie groß vorkommen können. Das deutsche Wort „Gestalt“ ist zwar viel schöner, aber es ist nur deutsch und darum klarer; es läßt sich nicht so viel hineingeheimnissen; man kann nicht so großtun damit. Die Großtuerei ist ja der wesentlichste Grund der deutschen Fremdwortsucht. Und zu Großtuern und Großsprechern erziehen wir unsere Jugend durch einseitigen Strukturunterricht. Struktur ist Gestalt, „geprägte Form, die lebend sich entwickelt“. Diese Gestaltlehre, um die sich Goethe bemühte, steht noch ganz in den Anfängen, ist noch heiß umstritten; sie ist also keine Aufgabe für Schuljungen, die erst etwas lernen müssen, ehe sie um die tiefsten wissenschaftlichen Fragen, um die Krönung einer Weltanschauungslehre als Mitstreiter auftreten.

Große Überblicke sind notwendig oberflächlich, wenn sie nicht aus der Fülle anschaulicher Einzelheiten stammen. Nur in den blutvollen Einzeltatsachen steckt Anschauung und Leben, nur durch sie ist Vertiefung möglich. „Begriffe ohne Anschauungen sind leer“, sagt Kant. Zur Bildung solcher leeren Begriffe aber führt es, wenn man die große Überschau, die Struktur- und Kulturkunde als vorzeitiges Ziel aufstellt und ohne genügende Massen von Anschauungen zu erreichen sucht. Nur unmerklich und vorsichtig, nur durch die geisterfüllte Anordnung der Einzelanschauungen dürfen und müssen wir allmählich zur Gesamtschau anleiten. Denn „Anschauungen ohne Begriffe sind blind“, fügt Kant hinzu. Aber die Anschauungen sind und

bleiben das erste, die unumgängliche Voraussetzung, und es ist verderblich, das Hauptgewicht von vorn herein auf die Synthese zu legen. Wir haben an unserem Realgymnasium im allgemeinen Schüler mit viel häuslicher Kultur und guten Erbanlagen. Manche von ihnen haben neuere Sprachen studiert und von ihren Hochschullehrern das Lob eingeheimst, sie unterschieden sich von vielen anderen vor allem dadurch, daß sie wirklich Französisch und Englisch könnten. Sie hatten eben eine gründliche Schulung mitbekommen, auf der sich auch kulturpsychologisch weiterbauen läßt. Aber solche unjugendlichen Klugschwätzer, wie sie in den Lehrproben unserer Kulturstrukturpädagogen gleich rudelweise aufzutreten pflegen, um frei nach Spranger, Spengler und Wölfflin mit Kulturstrukturen und kunstgeschichtlichen Grundbegriffen nur so um sich zu werfen, Jungen, die mit den Geistern aller Zeiten auf du und du stehen und alle Genies der Jahrhunderte in der Hosentasche tragen, um sie einem nach Bedarf an den Kopf zu werfen, solche unausstehlichen Erscheinnngen haben wir, Gott sei Dank, doch nur ganz ausnahmsweise erlebt.

„Barock und Rokoko in Tertia" lautete, wenn ich nicht irre, die Überschrift einer solchen Lehrprobe. Das erscheint mir ebenso unangemessen wie die Kleistfeier, die 1927 in Sachsen allen Schulen, auch den Volksschulen, verordnet wurde. Wer dieses gewaltigste dramatische Genie der Deutschen wirklich kennt, der weiß auch, daß seine krankhafte Problematik, die Hochspannung seiner Gefühlsverwirrung, seine geiststrotzende dämonische Sprache reifen Männern Rätsel aufgibt, und daß man ihn selbst Primanern nur vorsichtig und in Auswahl verständlich zu machen versuchen kann. Was aber sollen Volksschüler oder höhere Schüler von Sexta bis Tertia mit ihm anfangen? Sie werden höchstens über Unverstandenes und Unverständliches klugschwatzen lernen. Wir halten es für unsere Pflicht, davor zu warnen, daß man auf diese Weise den jugendlichen Geist, der gesunde, kräftige, bodenwüchsige Kost braucht, überfüttert und übersteigert, daß man einen Oberbau, der nur wenigen Bevorzugten in reiferem Alter zugänglich ist, errichtet, bevor ein fester Grund in der Erde gelegt ist. Wir wollen die klugrednerische Halbbildung unserer Tage, die ohne gründliche Kenntnisse die schwierigsten Fragen aus dem Handgelenk entscheidet, nicht auch noch in den altbewährten Bildungsstätten unseres Volkes großziehen.

Der Neusprachler, der das deutsche und ausländische Schrifttum kennt, der mit offenen Augen im Ausland war, der Verständnis für das Wesen kultureller Erscheinungen, künstlerischer Erzeugnisse hat, der hat schon längst im fremdsprachlichen und deutschen Unterricht in Sprache und Dichtung seine Schüler Wesenszüge fremder Geistesart erfühlen lassen; der hat die Realienjagd vergangener Tage nicht mitgemacht, sondern Realien nur erwähnt, wo sie bezeichnend für das fremde Wesen waren; der hat nie einen Schriftsteller lesen lassen, ohne ihn in seine Zeit, in sein Volk, in seine Kultur hineinzustellen, der hat also den einzig vernünftigen Kulturunterricht schon längst betrieben; er hat durch Vergleich verwandter Dichter, wie etwa Dickens und Raabe, im Engländer das Englische, im Deutschen das Deutsche erschauen lassen; er wird aber die Seelenfängerei unserer neuesten Mode nicht mitmachen, die, wie mit Scheuklappen versehen, überall nur noch Kulturdokumente aufspüren und die Seele des fremden Volkes in jedem Räuspern und Spucken erkennen will. Denn er weiß, daß diese Seele ein unendlich feines und vielfältiges, nie völlig zu erfassendes Ding ist, das man nicht auf eine Formel bringen kann, ohne es zu ertöten, sondern das mehr mit dem Gefühl erahnt, als mit dem Verstande bestimmt werden muß. Dieses Gefühl aber kann man sich nur nach und nach durch eine reiche Kenntnis zahlloser Kulturäußerungen des fremden Volkes in nie ermüdender Arbeit erwerben. Der Kulturunterricht kann also nie als Selbst- oder Hauptzweck im Mittelpunkte stehen, sondern er ist ein Nebenerzeugnis eines mit kulturgeschichtlicher Weite des Gesichtskreises gegebenen, von philosophischem Geiste durchtränkten Unterrichts, genau so, wie die Erziehung ein Nebenerzeugnis eines von offenem Blick für alles Menschliche geleiteten Unterrichts ist. Beides kann nicht eigner Unterrichtsgegenstand sein, sondern offenbart sich nur in dem Geiste, in dem der Unterricht gegeben wird. Die einseitig überspannte Forderung des Kulturunterrichts als Hauptziel bringt die große Gefahr mit sich, daß die vielen, oft sehr wertvollen Lehrer, deren zyklothymen, auf liebevolle Versenkung in lebendige Anschauung gerichteten Anlagen das Schwelgen in großen Allgemeinheiten ebenso wenig liegt wie den meisten ihrer Schüler, auf ein Gebiet gedrängt werden, auf dem sie sich nicht zu Hause fühlen können. Man lasse ihnen so gut wie den begeisterten Kulturpädagogen die Freiheit, sich auf dem Lehrgebiete auszuleben, auf dem sie ihre

besten Werte zu bieten haben. Wenn man sich dazu verstehen könnte, die von den preußischen Richtlinien erstrebte Freiheit bis zu diesem Punkte auszudehnen, so wäre das m. E. die praktisch einzig mögliche Überbrückung des Zwiespalts, der sich zwischen den Vertretern des sprachlichen Könnens und denen der Kulturkunde auch auf der Hamburger Tagung immer wieder auftat.

Der tüchtige Neusprachler wird sich von allen jenen Übertreibungen und Einseitigkeiten fernhalten. Er wird gründliches grammatisches Wissen mit sprachlichem Können und maßvoller Einführung in die fremde Kultur zu verbinden wissen. Dazu gehört aber, daß er all dieses Wissen und Können und diese Erkenntnis selbst besitzt, daß er sie sich durch eingehendes Studium der Sprache, der Literatur, der Kunst und des Lebens im In- und Auslande selbst erworben hat und instandgesetzt wird, sie durch dauerndes weiteres Studium immer mehr zu vertiefen, weiter zu entwickeln und lebendig zu erhalten. Dazu gehört mit einem Worte die Zeit, Kraft und Muße zu dauernder wissenschaftlicher Weiterarbeit. Wie es damit bestellt ist, werden wir später sehen.

Mit dem Schlagwort vom Kulturunterricht hängt eine andere Gruppe von Schlagwörtern zusammen, die sich auf die Formel bringen läßt: Arbeitsschule statt Lernschule, Kraftbildung statt Gedächtnisübung. Auch in diesen Grundsätzen steckt sicher ein berechtigter Kern: Die Selbsttätigkeit des Schülers hat durch sie zweifellos gewonnen. Aber er hat auch zu einseitigsten Übertreibungen und Spielereien geführt. Bewährtes altes Gut ist leichtfertig über Bord geworfen worden. War es denn keine Arbeit und keine Kraftbildung, wenn die Jugend lernte, sich in fremden Sprachen auszudrücken, schwierige griechische, lateinische, französische, englische Schriftsteller zu übersetzen, zu verstehen und zu erklären, freie deutsche und fremdsprachliche Arbeiten zu schreiben, mathematische Aufgaben zu lösen, physikalische Gesetze abzuleiten? Gewiß werden wir überall, wo es ohne Gewaltsamkeit möglich ist, immer noch größere Selbständigkeit der Schülerarbeit anstreben. Aber wir wehren uns ganz entschieden gegen die Willkür, die die Wahl des Stoffes möglichst ganz dem Lernenden überläßt, gegen die Spielerei, in die die „Arbeit“ der Arbeitsschule häufig ausartet, gegen die gefährliche Vernachlässigung alles Gedächtniswissens. Es ist ein Unfug, die Weltgeschichte von Schülern aus den Quellen

erarbeiten lassen zu wollen. Wer die unerhörte Schwierigkeit des wirklichen Quellenstudiums kennt, bei dem der Fachgelehrte oft Jahre zur Entscheidung einer einzigen geschichtlichen Frage braucht, der kann in diesem Verlangen nur eine unwissenschaftliche und schädliche Spiegelfechterei erblicken, durch die der Schüler wieder zu Oberflächlichkeit und innerer Unwahrhaftigkeit verführt wird. In den Anfängen artete die Arbeit der Arbeitsschule oft in kindisches Spiel aus. Mögen auch diese lächerlichen Verirrungen jetzt beseitigt sein, so spukt doch noch mancher grundsätzliche Irrtum in der neueren Arbeitsschule nach. Es heißt Pestalozzi gröblich mißverstehen, wenn man meint, er habe Kraftbildung ohne stoffliches Wissen gefordert. Aber natürlich war das, was die damalige Zeit an Wissen vom Schulkinde verlangen durfte, ein Kinderspott gegen das, was heute ein Volksschüler an tatsächlichem Wissen ins Leben mitnehmen muß, ganz zu schweigen von dem, was Beruf und Hochschule von dem mit dem Zeugnis der Reife Versehenen fordern müssen. Wir haben auf der alten „Lernschule" in einem Maße arbeiten gelernt, von dem die heutige „Arbeitsschule" (lucus a non lucendo) gar keinen blassen Begriff mehr hat. Kraftbildung ohne Wissensstoff ist eine Unmöglichkeit. Niemand kann wissenschaftlich arbeiten, der nicht reichliche und gründliche Kenntnisse von der Schule mitbringt. Die einstimmigen Klagen aller Hochschulen über mangelhaftes Wissen und geringen Arbeitswillen der jungen Studenten reden eine eindringliche Sprache.

Wie immer, so offenbart sich auch hier der Mangel an wissenschaftlichem Geiste dadurch, daß man kritiklos Einseitigkeiten verfällt. Vor wenigen Jahren noch herrschte das Schlagwort vom Erlebnisunterricht, dem geraden Gegensatz des jetzigen Arbeitsunterrichts. Wehe der Jugend, an der solche haltlos aus einem Widerspruch in den anderen taumelnden Zeitschlagworte ihre vernichtende Wirkung üben. Erlebnisunterricht und Arbeitsunterricht haben nur miteinander verbunden und in maßvollster Weise angewandt ihre Berechtigung. Sie, wie es heute gebieterisch gefordert wird, einseitig und ausschließlich anzuwenden, heißt den Sinn des Unterrichts und das Wesen des jugendlichen Geistes, ja des menschlichen Geistes überhaupt verkennen. Unterricht bedeutet für den Lernenden wesentlich Aneignung, Aufnahme eines Gegebenen. Der rechte Arbeitsunterricht erstrebt ein denkendes Verarbeiten dieses Gegebenen.

Das Gedächtnis der Jugend verlangt geradezu inbrünstig nach Stoffen, die es sich aneignen kann. Diese Fähigkeit und dieses Streben werden in der einseitig eingestellten Arbeitsschule gröblich vernachlässigt. Dafür verlangt sie von jedem Schüler etwas, was selbst das größte Genie nicht leisten kann: dauernde schöpferische Tätigkeit. Wo mit dieser überspannten Forderung der sog. „spontanen Aktivität“ wirklich Ernst gemacht wird, würden die unausbleiblichen Folgen nur innere Unwahrheit, Oberflächlichkeit, überhebliche Frühreife und, besonders bei den wenigen wirklich schöpferisch Begabten, Nervenzerrüttung sein.

Wie wenig sich in unserer gärenden Zeit die Meinungen geklärt haben, zeigt sich auch darin, daß man die widerstreitendsten Grundsätze gleichzeitig durchzusetzen sucht. Auf der einen Seite verlangt man Kraftbildung statt Gedächtnisbildung, Arbeitsschule statt Lernschule, vertritt also in dem in der Pädagogik von jeher üblichen Kampfe zwischen zwei Einseitigkeiten den Grundsatz der formalen gegenüber der materialen Bildung. Damit ist es aber unvereinbar, daß man vielfach in Preußen und überall in Sachsen das Englische statt des Französischen als neuere Anfangssprache eingeführt hat. Denn für diese meiner Ansicht nach verfehlte Maßnahme ist lediglich ein rein materialer Grund maßgebend gewesen: die größere und immer zunehmende Nützlichkeit der Kenntnis des Englischen[1]. Vom formalen Standpunkte aus ist das Französische unbedingt vorzuziehen, besonders an Reformanstalten, die nicht Latein als erste Fremdsprache lehren. Die strenge Grammatik des Französischen ist wenigstens einigermaßen geeignet, die kraftbildende geistige Gymnastik zu ersetzen, die das Lateinische in so hervorragendem Maße zur Anfangssprache befähigt. Geordnete geistige Kraft kann nur an schwierigen, aber streng geregelten Stoffen entwickelt und gebildet werden. Auch daß Latein und Französisch ganz anders geartete Sprachen sind als die deutsche, und daher weniger gefühlsmäßig erlernt werden können, sondern eine vollständige geistige Umstellung verlangen, macht sie schwierig und zu geistiger Kraftentfaltung geeignet. Das Englische dagegen ist eine in ihrem Wesen trotz der romanischen Beimischung germanische Sprache, in Wortschatz und Satzbau eng verwandt mit der deutschen. Wenn unmündige Kinder Englisch als erste Fremdsprache lernen, so läuft das

---

[1]) Dem kann ich nicht zustimmen. Th. Z.

auf ein gefühlsmäßiges Plappern hinaus, das mit Kraftbildung sehr wenig zu tun hat[1]). Die englische Formenlehre ist viel zu einfach, als daß sie harte Nüsse zu knacken gäbe, an denen sich die jungen Zähne kräftigen könnten. Freilich bietet auch das Englische große Schwierigkeiten, ja weit größere als das Französische; aber sie liegen in der Syntax und in Stilfragen, in feinen Abschattungen des Ausdrucks und der Synonymik, in einer höchstens noch dem Deutschen und Griechischen eigenen Mannigfaltigkeit durchgeistigten Ausdrucksvermögens, alles Dinge, die zwar vom ersten Augenblick der englischen Satzbildung an notwendig sind, die aber in diesem Alter keineswegs begriffen werden können. Was an der englischen Sprache wirklich und in hohem Maße bildend ist, kann erst einem reiferen Verständnis klar werden und ist daher einem reiferen Alter vorzubehalten[2]).

Ein Schlagwort, das vor klarem wissenschaftlichen Denken nicht bestehen kann, das sich aber die höhere Lehrerschaft von den Volksschullehrern im Kampfe um die neue Schule hat aufdrängen lassen, ist die Forderung, daß wir in erster Linie nicht Lehrer, sondern Erzieher sein sollen. Was Goethe und Schopenhauer längst wußten, hat die neuere Forschung bestätigt: Wir können wohl vorhandene Anlagen entwickeln oder eindämmen, aber wir können sie nicht umwandeln oder gar fehlende schaffen. Und auch dem Entwickeln ererbter Eigenschaften sind enge Grenzen gesetzt. Die Begabungsforschung beweist zwingend, daß die von Eltern und Voreltern ererbten Begabungen für den Werdegang in Schule und Leben entscheidend sind. Dasselbe gilt für die Charakteranlagen. Genotypus und Phänotypus differieren nur innerhalb einer geringen Variationsbreite, lautet ein Erfahrungssatz der Charakterforschung. Das heißt auf deutsch: Das angeborene Gesamtbild eines menschlichen Charakters läßt sich durch Erziehung und Umwelt nur wenig abändern. Diese Weisheit ist jedem denkenden Beobachter von vornherein selbstverständlich. Was heißt denn das: Erzieher, nicht Lehrer sein? Sollen wir etwa 25 Wochenstunden durch Erziehertätigkeit ausfüllen? Ist nicht die Gewöhnung an Arbeit, an Kameradschaft, an Wahrhaftigkeit, die tätige

---

[1]) Dafür hat der Unterricht zu sorgen, daß es nicht geschieht. Th. Z.

[2]) Ich meine mit Vossler, daß gerade das Französische dem reiferen Menschen erst seine Werte erschließe. Th. Z.

Mithilfe bei der Aufrechterhaltung der Ordnung und bei der Verwaltung der Schulangelegenheiten in einem geordneten Unterrichtsbetrieb ohne weiteres inbegriffen, ohne daß sie mehr als kurze Augenblicke der Unterrichtszeit in Anspruch nähme? Die Formel „Erzieher, nicht Lehrer“ ist also weiter nichts als ein gedankenloses Schlagwort.

Nein, wir wollen in erster Linie das sein, was wir wirklich sein können und zu sein die Pflicht haben: Lehrer, die den vorhandenen Anlagen den Stoff zu ihrer Entfaltung geben und kommenden Geschlechtern die Grundlagen unserer immer unübersehbarer sich ausbreitenden Kultur übermitteln. Diese Aufgabe ist groß, schwierig und verantwortungsvoll genug, um ein Menschenleben zu erfüllen. Das Erzieherische versteht sich dabei von selbst. Es kann nach dem Gesagten nur in dem Entwickeln und Eindämmen ererbter Anlagen und in deren Anpassung an die Gemeinschaft, in der sie wirken sollen, bestehen. Dabei fällt ein überwiegender Anteil dem Elternhaus und der Umgebung des jungen Menschen zu. Aber es heißt den sittlichen Einfluß der Erziehung zu ernster Arbeit gröblich verkennen, wenn man ohne sie oder neben ihr die Erziehung an sich als Haupt- und Selbstzweck der Schule bezeichnen will. Das Beispiel des tüchtigen, pflichtbewußten und gerechten Lehrers steht dabei an erster Stelle. Der wissenschaftliche Geist, in den der Schüler der höheren Schule eingeführt werden soll, ist der andere große Erzieher. Er bedeutet nicht nur ein größeres Maß von Wissen, sondern vor allem einen sittlichen Wert; er bedeutet Erziehung zu Wahrheit und Aufrichtigkeit, zu Gewissenhaftigkeit und strenger Selbstkritik, zu Sachlichkeit und entsagungsvoller Arbeit, zu Vorsicht im Urteil und Achtung vor fremder Meinung, zu Bescheidenheit und Ehrfurcht vor den Rätseln des Daseins, zu gemeinsamem Streben mit allen Mitstrebenden, zu Ausdauer und selbstloser Hingabe an Menschheitswerte und Menschheitsaufgaben — kurz, es gibt gar keine persönliche und gesellschaftliche Tugend, die wahrer wissenschaftlicher Geist nicht forderte und förderte, wenn er von tüchtigen Lehrern vermittelt wird.

Tüchtige Lehrer, darauf kommt alles an. Gerade hier jedoch versagt unsere deutsche amtliche und außeramtliche Schulpolitik und Reformpädagogik völlig. Sie macht es auch dem geborenen Lehrer schwer, ja fast unmöglich, seiner großen und schweren Aufgabe in dem zu erstrebenden Höchstmaße gerecht zu werden.

Wer ist denn ein tüchtiger Lehrer? Einer, der ein vorbildlicher Mensch mit weitem Gesichtskreis ist und sich nicht auf seine Tagesaufgabe beschränkt; einer, der in seiner Wissenschaft so zu Hause ist, daß er immer und überall aus dem Vollen schöpfen kann und jede Einzelheit unter dem Gesichtspunkt des großen Ganzen betrachten gelernt hat; einer, der Tag für Tag die Frische aufbringt, seine Begeisterung für hohe sachliche Ziele, für seine Wissenschaft, in künstlerisch gestaltender Arbeit auf seine Schüler zu übertragen.

Mehr als je muß heute der Lehrer mit dem Leben, der Kunst, dem Schrifttum, der Technik, mit allen Kulturäußerungen seiner Zeit vertraut sein. Denn mit der klösterlichen Abgeschiedenheit der Schule ist es schon seit Jahrzehnten endgültig vorbei. Besonders die Großstadtjugend ist hierin soweit fortgeschritten, daß die notwendige Überlegenheit des Lehrers als ihres Führers unrettbar verlorengehen würde, wenn er nicht auch in den tausend Fragen des Lebens, des Wissens, der Literatur und Kunst, die in und außerhalb der Schule auftauchen, ihr Führer und Berater sein könnte. Den weiten Gesichtskreis muß er freilich mitbringen, aber die anderen Erfordernisse muß er sich durch dauernde Weiterarbeit immer neu erwerben und erhalten. Dazu gehört Zeit, Kraft und Freiheit von den Alltagssorgen des Daseins. Und gerade diese notwendigen Voraussetzungen versagt ihm die deutsche Schulpolitik. Sie spannt ihn in ein Joch, das ihn Werktags und Sonntags bis in die Nachtstunden hinein bedrückt, und weist ihm eine so dürftige soziale Stellung zu, daß die lähmende Sorge des Tages ihm keinen freieren Aufschwung der Seele möglich macht.

Mit dieser ersten ist auch zugleich schon die dritte der oben genannten Forderungen behandelt, die an den tüchtigen Lehrer zu stellen sind. Wo soll unter diesen Umständen die körperliche und geistige Spannkraft herkommen, die Frische und Lebendigkeit, die zum Verkehr mit der Jugend und zu künstlerisch gestaltender Arbeit an ihr unerläßliche Voraussetzungen sind? Freiheit des Geistes und schöpferische Arbeit jeden Morgen um 7 Uhr, wenn man tagtäglich bis spät in die Nacht über nervenzerrüttenden Korrekturen gesessen hat!

Und das Wichtigste zuletzt: die Wissenschaftlichkeit, die zweite jener oben aufgestellten Forderungen. Sie steht, wie gesagt, heute nicht hoch im Kurs. Man muß leider heute die wissenschaftliche Grundlage der höheren Schule sogar noch

gegen einzelne ihrer Angehörigen verteidigen. Und damit komme ich zum Ausgangspunkte und ersten Anlaß dieses Aufsatzes zurück.

Friedrich Paulsen hat sich dadurch ein unsterbliches Verdienst um die höhere Schule erworben, daß er die wissenschaftliche Grundlage und Weiterbildung des höheren Lehrers auf das irgend erreichbare Höchstmaß zu bringen suchte. Dafür hat er sein Leben lang mit schönem Erfolg gekämpft. Die wissenschaftliche Durchbildung des deutschen höheren Lehrers stand bisher in der Welt unerreicht da. Trotz seiner Arbeitsbelastung, die das Doppelte gegenüber Frankreich, und mindestens ein Mehr von einem Drittel gegenüber allen anderen Ländern darstellt, trotz der im Vergleich mit anderen Ländern größeren Zahl der Wissenschaften, in denen er sich auf der Höhe der Zeit halten muß, hat er in seiner überwiegenden Mehrheit diese seine Aufgabe mit Aufopferung erfüllt. Man kann keine wissenschaftliche Zeitschrift irgendeines Gebietes öffnen, ohne daß einem neben Namen der Fachvertreter der Universitäten und Hochschulen die von höheren Lehrern begegnen, die Ergebnisse ihrer selbständigen wissenschaftlichen Arbeit veröffentlichen, ganz zu schweigen von den Büchern, in denen wissenschaftlich bedeutende Leistungen von höheren Lehrern in erstaunlich großer Zahl zu finden sind.

Angesichts dieser Tatsachen ist es kaum verständlich, wie es vor einigen Jahren ein Universitätslehrer fertig bringen konnte, an dieser Stelle zu behaupten, die höheren Lehrer seien der einzige akademisch gebildete Stand, der nach Beendigung des Studiums glaube, fertig zu sein und nicht weiter arbeiten zu müssen. Es kann sich hier nur um eine unzulässige Verallgemeinerung zufälliger Einzelerfahrungen handeln, die wenig wirklich wissenschaftlichen Geist verrät. Die Behauptung wurde damals schon von einem der Herausgeber dieser Zeitschrift sehr vornehm und zurückhaltend widerlegt. Selbstverständlich ist die große Mehrzahl der höheren Lehrer nicht imstande, selbständige wissenschaftliche Leistungen hervorzubringen. Das ist auch gar nicht ihre Aufgabe. Selbstverständlich werden die Kräfte der meisten durch die in der Welt ohne Beispiel dastehende berufliche Belastung des deutschen Studienrats vollkommen verbraucht. Die verhältnismäßig vielen von ihnen, die trotzdem wissenschaftliche Leistungen zu verzeichnen haben, sind Menschen von außergewöhnlicher Arbeitskraft, die

ihre wenigen freien Abende und ihre Ferien in den Dienst der Wissenschaft stellen, weil ihre ungewöhnliche Spannkraft der den meisten Menschen notwendigen Erholung nicht unbedingt bedarf, weil der Trieb und die heiße Liebe zur Wissenschaft ihnen wunderbare Kräfte verleihen.

Aber auch gegenüber der überwältigenden Mehrzahl der weniger Begnadeten ist jener Vorwurf vollkommen unberechtigt. Man bedenke doch, welche Leistungen ihnen zugemutet werden. 24—26 Unterrichtsstunden wöchentlich, deren jede wesentlich anstrengender ist als etwa eine Vorlesung vor Studenten. Denn neben der sachlichen Beherrschung des Stoffes und seiner Gestaltung, neben der täglich vielstündigen Redeleistung geht hier die verantwortungsvolle Aufgabe einher, jeden der 30—50 reifenden Menschen dauernd im Auge zu behalten, jeden zur tätigen Mitarbeit zu bringen, jeden auf die ihm zukommende Art anzupacken und jedem, auch dem ungeeigneten und dem widerstrebenden (und solche sitzen in jeder Klasse), den Gegenstand ins Gehirn zu zwingen. Psychologische Versuche haben ergeben, daß diese *Teilung der Aufmerksamkeit* auffällige Ermüdungserscheinungen im Gefolge hat. Diese betragen mehr als das Doppelte derjenigen, die eine bei ungeteilter Aufmerksamkeit durchgeführte, sonst aber gleichartige Tätigkeit hervorruft. Wir wissen ja alle aus Erfahrung, daß vier lebendige Schulstunden mehr anstrengen als acht Stunden am Schreibtisch. Dazu kommt beim Neusprachler die Erschwerung, daß er in fremden Zungen reden und sich dabei in Wortschatz und Satzausdruck dem jeweiligen Können der verschiedenen Klassen anpassen, und daß er oft an einem Vormittag mehrmals aus einer fremden Sprache in die andere überspringen muß. Die kurzen Pausen zwischen den Stunden bringen keine Erholung, sondern werden durch Klassenlehrerarbeit, Verwaltungsgeschäfte, Schülerbücherei, dienstliche Besprechungen, Listenführung, Aufsicht in Haus und Hof, Anliegen der Schüler usw. usw. fast alle ausgefüllt, ja zu einer Hetze gemacht. Nach einem solchen Vormittag von 4 bis 5 Stunden sind die meisten bis zum Zusammenbrechen erschöpft. Dazu kommen regelmäßige Sprechstunden für Eltern, Gesamt- und Fachkonferenzen, Elternabende und Klassenelternabende, Verwaltung von Sammlungen und Büchereien, Vertretungen erkrankter Amtsgenossen — bei der heutigen Überlastung fast jede Woche — usw. usw. Die Nachmittage und Abende gehören, soweit sie dienstfrei sind, der Vorbereitung für den Unter-

richt des nächsten Tages und der nächsten Wochen. Wo es sich, wie in den Oberklassen meist, um große Zusammenfassungen (Kulturkunde!), verschiedene Arbeitsgebiete der einzelnen Schüler (Arbeitsunterricht!), schwierige Lesestoffe (Faust, Taine, Shakespeare, Ruskin, Carlyle usw.), um Auswahl aus großen Stoffgebieten, um Vorbereitung von Klassenarbeiten handelt, nimmt diese Vorbereitung an Zeit meist ein Vielfaches der vorzubereitenden Unterrichtsstunde in Anspruch. Besondere Übungen, Aufgaben, Themen sind zusammenzustellen, meist sogar für den besonderen Fall neu zu erfinden, um zwischen Lehrstoff und Schülerpersönlichkeit die Brücke zu schlagen. Der Möglichkeiten gibt es unendlich viele. Ihre Auswahl ist durch die stets verschiedene Geistesart der Klasse und zugleich auch durch die Wesensart des Lehrers und seine Wirkungsfähigkeit bedingt. Denn allein seligmachende Methoden gibt es nicht. Der Lehrer muß in jeder Klasse ein anderer sein, eine unerschöpfliche geistige Beweglichkeit haben. Wer dieselbe Methode unterschiedslos anwendet, ist ein Holzhacker, kein Lehrer.

Und die Korrekturen! Mit ihnen ist der Neusprachler am meisten gesegnet, weil die verhältnismäßig geringe Stundenzahl, die den neueren Sprachen und dem Deutschen zugestanden wird, ihm den Unterricht von 5–7 Fächern mit je einer Korrektur auferlegt[1]). Wer so viele Korrekturen in Oberklassen zu erledigen hat, braucht mindestens dieselbe Zeit allein dafür, wie für den Unterricht selbst. Ich spreche hier aus jahrzehntelanger eigenster Erfahrung. So verlangt die Durchsicht eines einzigen deutschen Aufsatzes einer überfüllten und schreibfreudigen Prima (durchschnittlich 300 Seiten) etwa 50—70 Stunden[2]). Wenn die freien fremdsprachlichen Arbeiten auch kürzer sind, so verlangen sie doch eine um so eindringlichere Korrektur. Soll sie einen wirklichen Wert haben, so muß sie eine neugestaltende Umarbeit sein, für die in der Klasse keine Zeit ist. Welche geisttötende und nervenzerrüttende Arbeit eine solche Überfülle von Korrekturen bedeutet, das kann nur der ermessen, der es am eigenen Leibe erfahren hat. Und es ist tief bedauerlich, daß diejenigen, die über die Stunden- und Korrekturenzahlen zu entscheiden haben, über diese Erfahrung offenbar nicht verfügen; sonst wäre diesen unmöglichen Zuständen längst ein

---

[1]) Dafür muß die *Zahl* der Arbeiten unbedingt geringer sein. Th. Z.

[2]) Das darf nicht sein. Th. Z.

Ende gemacht. Die Unterrichtsvorbereitung, die z. B. der korrekturlose Naturwissenschaftler als Gegengewicht anzuführen pflegt, ist beim Neusprachler mindestens ebenso zeitraubend. Aber sie ist eine angenehme und fördernde Arbeit, verglichen mit den Korrekturen, deren Wert in keiner Weise der aufgewendeten Mühe und Nervenkraft entspricht. Erfahrungsgemäß lernt der Schüler nur wenig aus der Korrektur; ihm kommt es hauptsächlich auf die Zensur an. Am meisten lernt daraus der Korrigierende selbst; hier wäre einmal der Grundsatz des Arbeitsunterrichts wirklich angebracht. Aber zu einer so großzügigen Umwälzung wird sich deutscher Bürokratismus wohl nie entschließen. Es bleibt also wie bisher: Abend für Abend bis tief in die Nacht hinein, Sonntag für Sonntag kämpft der Neusprachler in der Stille seines Arbeitszimmers den aussichtslosen Verzweiflungskampf gegen die immer wieder nachwachsenden Hydraköpfe von Heftstößen. Zahllose Neusprachler, die als begeisterte Opferer in ihren Beruf eintraten, wurden in einem oder zwei Jahrzehnten von dieser Papiermühle zu saftlosen Opfern ihres Berufes zermergelt. Sie zermürbt auch die Künstler ihres Amtes zu bloßen Handwerkern. Schon vor dem Kriege, unter unvergleichlich besseren Lebensbedingungen, bei geringerer Pflichtstundenzahl, wies der höhere Lehrerstand bei weitem die frühste Berufsinvalidität unter allen akademischen Berufen auf. In einer Zeit, die eine 48-Stundenwoche als Normalmaß ansieht, mutet man dem Neusprachler z. B. am Realgymnasium eine 72-Stundenwoche von größtenteils, wie oben dargetan, geistiger Schwerarbeit zu, die er nur unter Zuhilfenahme seiner Nächte und Sonntage bewältigen kann. Ich weiß sehr wohl, daß sich unsere Arbeit ihrer Art nach einer solchen schematischen Rechnung entzieht, und daß die unserem Stande eigene opferwillige Hingabe ein Geizen mit Stunden und Arbeitskräften ablehnt. Wogegen wir kämpfen, ist nur das Übermaß an kleinlicher Tagesarbeit, das Zeit und Kraft für bessere und wichtigere Dinge zum Nachteil unserer Jugend ertötet.

Denn alle diese, hier nur unvollständig und flüchtig geschilderte Tätigkeit ist ja nur die Arbeit für den Tag. Dazu kommt die schöpferische, wissenschaftlich-pädagogische Durchdringung des Lehrstoffs auf weite Sicht, das Einteilen und Planen auf Jahre hinaus. Dazu kommt weiter die Durcharbeitung der in der Zeit der Reformsucht fast wöchentlich erscheinenden neuen Lehrpläne und Lehrbücher und der immer mehr an-

schwellenden pädagogischen Literatur. Dazu kommt schließlich die m. E. wichtigste Forderung, sich in drei bis vier Fachwissenschaften und in der Pädagogik auf dem Laufenden zu erhalten. Denn dies ist und bleibt die notwendige, die ganz unentbehrliche Grundlage für jede wirklich großzügige, von umfassenden Gedanken getragene, zielsichere Tagesarbeit. Es ist klar, daß die Erfüllung aller dieser, hier nur in wenigen Hauptzügen geschilderten Forderungen über Menschenkraft hinausgeht, auch wenn man die Ferien zu Hilfe nimmt, die doch den meisten zur Erholung für ihre zerrütteten Nerven dienen müssen. Irgendwo muß es fehlen, und da die Tagesarbeit unaufschiebbar ist, fehlt es meist an der wissenschaftlichen Weiterbildung. So erklären sich die Klagen über zuviel Wissenschaft in den „Neueren Sprachen“, so erklärt sich auch die Herrschaft des wissenschaftlich unhaltbaren Schlagwortes in den Kreisen vieler Reformfanatiker.

Daß ich nicht übertreibe, kann man an einem lehrreichen Beleg aus Frankreich ersehen. Der Lehrer an französischen höheren Schulen hat 14, wenn er in Oberklassen unterrichtet, 12 Wochenstunden, also etwa halb soviel wie der deutsche. Er vertritt meistens nur ein Fach, in dem er sich leichter auf dem Laufenden erhalten kann. Er hat mehr Ferien, $2^1/_2$ Monate allein im Sommer, und von den Schülerarbeiten, die außerdem geringer an Zahl sind, wird immer nur ein Teil, etwa sechs in beliebiger Abwechslung, vom Lehrer selbst durchgesehen. Die Belastung des französischen Lehrers an höheren Schulen stellt also etwa ein Drittel von der des deutschen dar. Und trotzdem konnte der berühmte französische Schriftsteller Francisque Sarcey, der eine Zeitlang Lehrer am Lycée in Grenoble war, folgendes schreiben (Vgl. Korrespondenz-Blatt f. d. Phil.-Vereine Preußens 1899, Heft 11, S. 107; und „Die höhere Schule im Freistaat Sachsen“ 1924, Heft 4, S. 39):

„Die Lehrer gaben in Wirklichkeit nur noch 14—16 Stunden, und man muß sagen, daß dies schon eine bedeutende Arbeitsleistung ist. Die Angehörigen unserer gebildeten Gesellschaft ahnen nicht, welche Ermüdung die Unterrichtsarbeit erzeugt, wenn man sich ihr mit Leib und Seele hingibt. Ich habe in meinem Leben zwei Berufe ausgeübt, den des Lehrers und den des Zeitungsschreibers und Veranstalters von Vorlesungen. Gott weiß, daß das Handwerk eines Zeitungsschreibers, an den die Forderung, Artikel über die Tagesereignisse zu schreiben, un-

aufhörlich wieder herantritt, Geist und Hand erschöpft. Ich besitze heute nicht mehr den unglaublichen Kraftüberschuß, den ich in jener Zeit ausgab, ohne damit zu rechnen, und doch fühle ich mich, nachdem ich eine 35jährige Journalistentätigkeit ohne irgendwelchen Urlaub hinter mir habe, aufgelegter, munterer und frischer, als ich es nach einjähriger Lehrtätigkeit war. Wenn der Monat Juli herankam (Ende des Schuljahres in Frankreich), übermannte mich eine Abspannung, eine Art Zusammenbruch aller körperlichen und geistigen Kräfte. Ich brach an der Schwelle der Ferien zusammen wie ein Pferd nach einem Dauerritte."

Die Folgerungen aus alledem springen in die Augen. Hier sei nur die eine erwähnt: Man lasse dem Lehrer der höheren Schule Zeit und Kraft für seine wissenschaftliche Weiterbildung. Das „Nur Zeit! Nur Zeit!" des Dehmelschen Arbeitsmannes klang auch auf der Hamburger Tagung immer wieder. Daß die große Mehrheit sich trotz ihrer Überlastung bisher noch immer auf einer beachtlichen wissenschaftlichen Höhe gehalten hat, wie schon die zahlreichen Fachzeitschriften, die auch der höheren Schule Raum geben, immer wieder beweisen, läßt aussichtsreiche Schlüsse für die Zeit zu, in der man den wissenschaftlichen Nöten und Bedürfnissen der höheren Lehrer auch in Deutschland wieder mehr entgegen kommt. Jede wirkliche Reform muß vom Menschen, von der Lehrerpersönlichkeit ausgehen. Die Reform des Verfahrens steht erst in zweiter Linie. Denn der Wert einer Methode ist immer abhängig von dem, der sie handhabt. Daher entlaste man den Lehrer von unfruchtbarer papierener Massenarbeit. Diese Entlastung ist nach dem Gesagten die unbedingte Voraussetzung jedes Erfolgs einer jeden Reform. Sie wird — die bisherigen Leistungen und Bestrebungen des höheren Lehrerstandes lassen darüber keinen Zweifel — nicht zu geringerer Leistung führen, sondern sie wird infolge gehobener Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit zu lebendigerer Förderung der reifenden Jugend und zu wissenschaftlicher Weiterbildung nutzbar gemacht werden. Dann erst kann die höhere Schule ihrer hohen Aufgabe gerecht werden, die Wissenschaft für das Leben unseres Volkes fruchtbar zu machen, auch denen wissenschaftlichen Geist einzupflanzen, die nicht zur Hochschule übergehen, sie instand zu setzen, alle Dinge, auch den Alltag ihres späteren Berufs, von hoher Warte aus zu überschauen und sich eine feste Weltanschauung zu bilden, die den Anstürmen unserer schlagwortfreudigen Zeit trotzt.

Es ist das Schicksal der meisten Reformen in Deutschland, daß sie in Papier und Tinte ersticken. Es wird auch das Schicksal der jetzt überall mit besten Absichten begonnenen Neuordnung der höheren Schule sein, wenn nicht die folgenden vier Mindestforderungen als ihre unerläßliche Vorbedingung erfüllt werden. Der deutsche Philologenverein sollte sie sich in allen seinen Zweigen zu eigen machen und sie an die Ministerien aller Länder richten. Die Annahme dieser Mindestforderungen würde der großen und nach untrüglichen Erfahrungen immer zunehmenden Gefahr vorbeugen, die übermüdete, verbitterte und in ihrer wissenschaftlichen Fortbildung behinderte Lehrer für die Jugend bilden.

1. Die Pflichtstundenzahl der vollakademisch gebildeten Lehrer an höheren Schulen ist auf höchsten 20, bei mindestens 8 Stunden in Oberklassen auf 18 Wochenstunden festzusetzen.

(Dieser Zustand war vor dem Kriege an vielen Anstalten tatsächlich erreicht und geht noch immer weit über das in anderen Ländern Übliche hinaus.)

2. Für jede Korrektur in Unter- und Mittelklassen ist eine Wochenstunde zu kürzen, für jede in Oberklassen zwei Stunden.

(Dadurch wird das unerträgliche Übermaß von 5—7 Korrekturen in Oberklassen unmöglich gemacht.)

3. Jedem vollakademisch gebildeten Lehrer ist nach mindestens zehnjähriger ständiger Tätigkeit ein einjähriger Urlaub an eine in- oder ausländische Universität zu bewilligen.

4. Die Klassenstärke ist in Unter- und Mittelklassen auf höchstens 30, in den drei Oberklassen auf höchstens 20 festzusetzen.

Die Kosten, die eine Erfüllung dieser Forderungen verursachen würde, können gegenüber dem unermeßlichen Nutzen für die Zukunft unseres Volkes und unseres Staates gar nicht in Betracht kommen. Die Jugend wird von frischen, unverkümmerten, auf voller wissenschaftlicher Höhe stehenden Lehrern gebildet werden. Die überwältigende Fülle von geistiger Lebendigkeit, von opferfreudiger Schaffenskraft, von blutvollen Persönlichkeiten, die durch die nervenzerschrotende Überspannung der Kräfte in einem Wust von Papier erstickt und durch nutzlose Kleinarbeit gehemmt und vorzeitig verbraucht worden sind, wird in vollem Maße der Jugend und damit dem Volke und Staate zugute kommen. Was in England Gemeingut des Volksbewußtseins ist, sollte auch dem deutschen Volke zur

fruchtbaren Erkenntnis werden: Der Staat, der auf Kosten der Schaffenskraft seiner Lehrer spart, spart auf Kosten seiner Jugend und seiner Zukunft.

Dresden Wolfgang Martini.

DIE INDUKTIVE BEHANDLUNG DES GERUNDIUMS IM ENGLISCHEN AUF DER MITTELSTUFE.

Die schon von Viëtor erhobene Forderung nach induktiver Behandlung der Grammatik der Fremdsprachen mußte in ihrer *Zielsetzung* bestimmt sein von dem jeweiligen Stand der Sprachwissenschaft. Das induktive Verfahren im Grammatikunterricht konnte so lange nicht befriedigen, als die Zielsetzung darauf hinauslief, die Schüler mit häufig unzulänglichen Mitteln und Methoden einzelne „Regeln" der Grammatik finden zu lassen. Erst die durch die Entwicklung der Sprachwissenschaft und die psychologische Grammatik vorbereitete *neue Zielsetzung* der Richtlinien weist der induktiven Behandlung der Grammatik auf der Schule den neuen besseren *Weg der gemeinschaftlichen Erkenntnisarbeit.* Das Ziel des induktiven Grammatikunterrichts ist nunmehr, wie allgemein bekannt: 1. das innere Wesen der fremdsprachlichen Erscheinungen aufzuklären und 2. aus der Fülle gleichartiger Erscheinungen das *Prinzip* klar herauszuarbeiten.

Diese Forderung bedeutet die Einführung der psychologischen Grammatik und der ihr eigentümlichen Betrachtungsweise in die Schule, setzt für den Lehrer die Kenntnis dieser Grammatik und ihrer Prinzipien voraus und durchbricht die altgewohnte Form des Grammatikunterrichts. Jeder Lehrer, der in Zukunft ein Teilkapitel der Grammatik zur Behandlung bringen will, muß sich zu allererst klar darüber sein, welches Prinzip er bei dieser Erscheinung herausarbeiten will, anders ausgedrückt, wie er die Fülle der Erscheinungen eindeutig bestimmen kann. Für den wissenschaftlichen Lehrer sind die von der Sprachwissenschaft erarbeiteten Ergebnisse der notwendige Ausgangspunkt und dauernder Zielpunkt jeder grammatischen Betrachtung in der Schule. Nur so kann er die Arbeit der Klasse in die rechte Bahn leiten. Für den *Schüler* ist das allmähliche Hinführen zu diesem Ziele das spezifisch bildende Moment der neuzeitlichen Betrachtungsweise.

Womit wird diese Führung beginnen? Die Richtlinien geben die Antwort, wenn sie verlangen, daß die induktive Behandlung

einer grammatischen Erscheinung möglichst auf Grund des erworbenen sprachlichen Anschauungmaterials erfolgen soll. Und wenn ich mir nunmehr die Aufgabe setze, die grammatische Erscheinung *des Gerundiums im Englischen* nach den angedeuteten Prinzipien zu veranschaulichen, so wird der erste Schritt auf diesem Wege die *Materialsammlung* sein. Aus der Lektüre, die die Schüler bisher kennengelernt haben, sind die Beispiele für diese Erscheinung beizubringen (R. L.). Es liegt ohne weiteres auf der Hand, daß eine solche Materialsammlung aus den verschiedensten Stücken weder vom Lehrer, noch von einem einzelnen Schüler geleistet werden kann, und die Forderung der Richtlinien und der Methodiker (z. B. Krüper) nach arbeitsteiliger Sammlung ist selbstverständlich. Weniger selbstverständlich ist das *Wie* der Ausführung. Ich habe in meinem Unterricht sie so bewerkstelligt, daß ich die den Schülern bekannten Stücke aus den Lesebüchern (unter Umständen auch auf anderen Klassen behandelte Stücke) sowie gelesene Seiten der Lektüre an die einzelnen verteilte, so daß jeder 1—2 Seiten nach Beispielen zu durchsuchen hatte. Das ergibt dann in der Regel das nötige Untersuchungsmaterial. (Bei der von Münch empfohlenen ausgezeichneten Organisation der Klasse in „Divisions" mit „prefects", erspart man die Mühe und Zeit der Verteilung, wenn man größere Textstücke an die Prefects verteilt und diese für die einzelne Verteilung Sorge tragen läßt.)

Es muß sich nun im weiteren darum handeln, dies verstreut in den Händen einzelner Schüler befindliche *Material der gesamten Klasse* zugänglich zu machen. Das geschah bei mir dadurch, daß ich die einzelnen Beispiele ohne jede Ordnung von den Schülern *diktieren* ließ oder selbst diktierte. Zur Kontrolle für die anderen hatte einer sie an die Tafel zu schreiben. Die Sache wurde so angelegt, daß im gewöhnlichen Quartheft eine Seite gebrochen wurde und dann links der englische Text, die einzelnen Beispiele nummeriert, hingesetzt wurden. Dasselbe geschah auch an der Tafel. Um die Aufmerksamkeit sofort auf die zu untersuchende Erscheinung zu lenken, wurde diese dann besonders *unterstrichen.*

Der nächste Schritt war die *Übertragung in bestes Deutsch* durch gemeinsame Arbeit der ganzen Klasse. Auch hier wurden die entsprechenden Erscheinungen im Text wieder durch Unterstreichen herausgehoben. Es ergab sich dann folgendes Bild:

1. that I am tired *of ticking* (Eckerm. XI). .. daß ich müde bin *zu ticken* (genug habe *vom Ticken*).

2/3 *Upon hearing* this, the old clock became so enraged that it was on the very point *of striking*. *Als* sie das *hörte* (Beim *Anhören* dieser Bemerkung) . . . daß sie nahe *daran war zu schlagen*.

4. to amuse yourself *with watching all*. euch damit zu vergnügen, *alles zu beobachten*.

In der angeführten Weise wurden 20—30 Beispiele diktiert und übersetzt, wobei dem Lehrer allerdings die Aufgabe zufällt, die von den Jungen gesammelten Beispiele gleich etwas zu sichten, vor allem ähnliche, schon mehrfach vorgekommene Sachen auszuscheiden und dafür zu sorgen, daß möglichst alle verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten des Gerundiums auch in den Beispielen vorkommen.

Wenn auf diese Weise die Schüler genügend Beispiele in ihren Grammatikheften hatten, kam die Frage: Was ist nun zu tun? Eine Klasse, die an solche Betrachtung schon gewöhnt ist, weiß, daß der nächste Schritt die *Materialordnung* ist, und sucht sofort nach Prinzipien, die dieser Ordnung etwa zugrunde gelegt werden können. Um diese Arbeit von vornherein fruchtbarer zu gestalten, erscheint es zweckmäßig, die Jungen zu veranlassen, die Sammlung zu Hause schon einmal daraufhin durchzuarbeiten und solche Prinzipien ausfindig zu machen. In der Regel aber macht es keine Schwierigkeiten, die *ähnlichen Fälle* zu erkennen. Wir haben also diese ähnlichen Fälle so geordnet, daß wir nun die Beispiele einzeln durchgingen und unter einer Rubrik dadurch einreihten, das nur die Nummern hingesetzt wurden auf die linke Seite des Hefts. Zur Erläuterung wurde ein einziger Fall dort eingetragen. Auf die rechte Seite kam dann eine Erläuterung: (nach Präpositionen of, upon, with).

Ein solches Vorgehen führte schließlich zur systematisch geordneten Übersicht, über alle irgend möglichen Verwendungsarten des Gerundiums. Am Schlusse dieser gemeinsamen Arbeit bot dann das Heft folgendes Bild:

A) 1, 2, 3, of ticking, without having — nach Präpositionen.

B) 4, 8, 7, the hunting of the tiger, the beheading of Charles I, a good beginning. — *Substantiv mit Artikel.* Die Enthaupt*ung*: Verbalsubstantiv.

C) 13, 15, 18 usw. denied my having seen him; constant dropping.	Verbunden mit: 1. Possessiv-Pronomen oder 2. sächsischem Genetiv. 3. Adjektiv.
D) 5, 12, beheading Charles I.	Den Kasus des Verbs hinter sich habend, als Subjekt und Objekt stehend.
E) Grenzfälle: Verschmelzung mit Partizipialkonstruktionen	oder Acc. c. ger. (Deutschbein).
He was very angry at him not making any effort.	Er war sehr ärgerlich *über ihn, weil* er keine Anstr. machte.
statt: at his not making any effort. Grund-Schwabe § 81, 4.	... ärgerlich, *daß er* keine Anstrengung machte.

Nachdem so das gesammelte Material geordnet war, konnte der Versuch gemacht werden, zur Erkenntnis des *Prinzips* vorzudringen, das allen diesen Einzelerscheinungen zugrunde liegt.

Bekanntlich wird das Gerundium meist verwechselt mit dem Partizipium. An diese Tatsache knüpfte sich die Betrachtung zumeist an, etwa so: alles, was wir nun links haben, „ticking, hunting usw." sieht doch aus wie Partizipium, warum nennen wir es denn Gerundium und nicht Partizipium? Worin liegen denn die Unterschiede? Da es meines Erachtens sehr wesentlich ist, daß die Schüler das grammatische Problem zunächst scharf erfassen, griff ich weiter aus und schrieb etwa folgendes an die Tafel:

the hunt*ing* tiger was killed	the hunt*ing* of the tiger
the tiger was hunt*ing* ...	He was tired of hunt*ing*.

Die Übersetzung dieser Ausdrücke ins Deutsche führte die Schüler am ehesten zur Erkenntnis der hier vorliegenden Unterschiede. Aus den partizipialen Beispielen ist leicht zu erkennen, daß hier der *Tätigkeitsbegriff* überwiegt, das Partizip also verbalen Charakter hat. Die gegenübergestellten Beispiele aber lassen nicht die Tätigkeit hervortreten, sondern fassen den Begriff *gegenständlich*, sie haben nominalen Charakter.

Es ist sehr wesentlich, daß die Schüler zu voller Klarheit kommen über die Begriffe „gegenständlich" und „zuständlich". Am besten wird diese Klarheit durch die beigebrachten Beispiele erworben. Warum soll man aber nicht auch, um die Begriffe des Seins und Werdens zu klären, einmal von Parmenides und Heraklit reden? Das Wichtigste ist eben, daß die Schüler begreifen, daß jede sprachliche Erscheinung der Ausdruck für eine bestimmte Vorstellung ist. Die Gegenstandsvorstellung und die

Zustandsvorstellung, als die Grundtypen sprachlichen Denkens, müssen zunächst klar erfaßt sein. Erst dann werden die Schüler begreifen, daß der Gegenstandsvorstellung das Nomen (vor allem Substantiv), der Zustandsvorstellung das Verb entspricht.

Ist das nun klargestellt und das Gerundium als Ausdrucksform einer Gegenstandsvorstellung, d. h. als Nomen aus den obigen Beispielen erkannt, so wird die nächste Frage die sein, ob aus den beigebrachten Fällen weitere Beweise für diese Auffassung gefunden werden können.

Ich habe bei der Untersuchung zunächst angeknüpft an das Beispiel: "the behead*ing* of Charles I" das im Deutschen am besten wiedergegeben wird durch: Die Enthaupt*ung* Karls I. Es wurde dann unterstrichen behead*ing* = Enthaupt*ung*, und die Jungen fanden unschwer die Gleichheit beider Formen heraus. Das führt selbstverständlich zu einer Betrachtung des Deutschen. Vom Verb enthaupten ist also durch die Endsilbe *ung* ein Verbalsubstantiv gebildet worden. Weitere Beispiele werden von der Klasse gesucht. Ich schreibe sie an die Tafel und lasse sie in gleicher Weise in das grammatische Heft eintragen.

Meinung ... meaning, Landung ... landing, Sendung ... sending, ? ... giving, ? ... stealing.

Nach Eintragung dieser Beispiele lautet die erste Frage: Welcher Schluß ergibt sich aus dieser Zusammenstellung?

Die Schüler werden selbständig finden, daß ung = ing ist und ein Verbalsubstantiv bildet. Dabei kann man die althochdeutschen und angelsächsischen Verhältnisse meines Erachtens ruhig mal streifen, um den Schülern die Verwandtschaft des Deutschen und Englischen zu zeigen. Man mag nun gegen eine solche Betrachtung vielleicht den Einwand erheben, sie sei zu weitgehend, besonders für die Mittelstufe, bedeute Zeitverlust, der dem „Pensum" abträglich sei. Gewiß ist das letztere richtig, ebenso richtig ist aber auch, daß diese Gelegenheit zur Aufdeckung grade dieser Beziehungen nicht wiederkehrt im Unterricht und daß sie versäumen bedeutet, eine Gelegenheit zur Schärfung des sprachlichen Bewußtseins und sprachlicher Abhängigkeiten nicht wahrnehmen. Es scheint mir immerhin von Wert, wenn die Schüler sehen, daß das Deutsche und Englische sich auch in dieser Erscheinung berühren, und die Macht der Analogie an der weiteren Ausdehnung des Gerundiums im Englischen auf alle Verben, auch die starken, erkennen.

Es war somit die eine prinzipielle Erkenntnis: das Gerundium ist ein Nomen, erarbeitet. Äußerlich zeigt sich das an dem Vorantritt des Artikels, daß es reines Verbalsubstantiv sein kann.

Wesentlich und erleichternd für den weiteren Gang der Untersuchung ist es nun, die ähnlichen Fälle zuerst untersuchen zu lassen. Wir prüften nunmehr die unter C verzeichneten Erscheinungen:

my hav*ing* seen him, my father's having seen him, constant dropping.

Die Schüler erkennen ja leicht, daß hier das Gerundium noch ein Wort vor sich hat und zwar einmal ein Adjektiv, dann einen sächsischen Genetiv und weiter ein Possessiv-Pronomen.

Die Problemstellung wird auch hierbei am besten ganz scharf gegeben, etwa: Kann die *ing*-Form in diesem Falle wohl ein Partizipium sein, ist die zugrunde liegende Vorstellung Zustands-(Tätigkeits)vorstellung oder Gegenstandsvorstellung?

Abstraktes Deutsch ist für die Schüler dieser Stufe immer sehr schwer. Ich gebe ihnen deswegen konkrete Fälle und schreibe an die Tafel:

my . . . ? my father's . . . ? a good . . . ?

und verlange dazu eine Ergänzung, aber nicht in ing-Form. Nunmehr findet man,

my . . . hat, cap, pen usw., my father's . . . hat, boy, a good . . . book, dress.

Der Schluß ist leicht. Alle diese Worte erscheinen nur vor Substantiven. Daher muß auch das *Gerundium* ein *Substantivum*, eine Nominalform sein. Das erste Prinzip ist herausgearbeitet: das Gerundium hat nominalen Charakter.

Nach Erledigung dieser Rubrik C schritten wir zur Untersuchung über A

of ticking, without having.

Natürlich hatte sich die Meinung bei uns schon ziemlich gefestigt, das Gerundium ist ein Substantiv (ein Nomen). Man wird nun bei solchen Fällen fragen: Ist es das hier auch und woraus geht das hervor?

Auch hier läßt sich rein äußerlich zunächst zeigen, daß nach Präpositionen (außer anscheinend to) immer ein Substantiv oder ein Ersatzwort (Pronomen) steht: tired of *the walk*, without my sister (her), after dinner. Es war dann leicht zu schließen, daß das voranstehende Gerundium ebenfalls nominalen Charakter haben muß.

Indessen war mir dieser Schluß zu äußerlich, und ich habe darum, um diese Betrachtung zu vertiefen, auf die Bedeutung der Präpositionen und ihre Funktion als Beziehungsmittel im Sinn der psychologischen Grammatik bei dieser Gelegenheit stets hingewiesen. Etwa so: An die Wandtafel kamen die Worte:

1. die Bäume . . . der Garten, 2. die Bäume . . . des Gartens.

Die Jungen erkennen natürlich ohne Schwierigkeit, daß bei 1. die beiden Vorstellungen, Bäume und Garten, ohne Beziehung zueinander stehen. Bei 2. ist eine Beziehung hergestellt. Ich habe jedesmal ein wirkliches Interesse konstatiert, wenn der Klasse diese Funktionen der Flexion als eines Beziehungsmittels offenbar zum ersten Male aufging. Die Übersetzung ins Englische läßt sofort erkennen, daß in "the trees of the garden" diese Funktion, zwei getrennte Vorstellungen in Beziehung zu bringen, der Präposition *of* zufällt. An dem Beispiel kann man grundlegende Unterschiede des Deutschen und Englischen, den synthetischen, resp. analytischen Charakter verständlich machen. Bei Untersuchungen weiterer Fälle wird die Erkenntnis von der Klasse erreicht, daß die Präpositionen die Aufgabe haben, zwei Vorstellungen miteinander zu verknüpfen, von denen die zweite stets eine Gegenstandsvorstellung ist (Nomen, Pronomen).
Die Verbindungen:

after dining, without having seen, for coming

müssen also nominal sein. Also auch die *Formen unter A zeigen die nominale Natur des Gerundiums.*
(Um diese Erkenntnis für die praktische Sprachbeherrschung sofort wirksam zu machen, habe ich an dieser Stelle eine Übersetzungsübung eingeschoben, etwa: ohne zu wissen; er wurde bestraft, weil er zu spät kam; nachdem er angekommen war, nach seiner Ankunft.

In Anlehnung an das Deutsche kam in der Regel zuerst einmal: without to know. Wirft man aber die Frage auf: was kann sich nur mit der Präposition verbinden? so kam sofort die Antwort: das Substantiv, und als nächster Schritt die Frage: wie heißt das Substantiv von to know? = knowing, also: without knowing.

Beim zweiten Beispiel soll weil mit "for" ausgedrückt werden, woraus sich nach obiger Erkenntnis einfach ergibt: . . . for his being late).
Wenn die Schüler so die nominale Natur des Gerundiums erkannt haben, brauchen besondere Übersetzungsregeln, wie der Subjektsbegriff auszudrücken ist, (Dubisl.-Boek 113,) nicht gegeben zu

werden; aus dem einmal erkannten Prinzip war das ohne weiteres verständlich.

Ein weiterer Beweis für die nominale Natur lieferten auch die unter D rubrizierten Fälle, wo das Gerundium als Subjekt und als direktes Objekt auftritt (eigentlich ja allerdings in Verbindung mit dem abhängigen Kasus). Ich glaube auch hier lediglich im Sinne der Richtlinien gehandelt zu haben, wenn ich mich nicht mit der Feststellung dieser Tatsache begnügte, die an sich betrachtet gleichgültig ist. Interessant wurde diese Tatsache erst dadurch, daß sie uns den nominalen Charakter der Erscheinung bestätigte, d. h. die Auffassung des Gerundiums als des *Satzgegenstandes*, der entweder der *Träger* einer Handlung ist oder auf den sie sich erstreckt. Gerade hierbei kommt den Schülern sehr gut zum Bewußtsein, was die Begriffe, Nomen und nominal, besagen wollen.

Gleichzeitig aber zeigen die Fälle unter D auch deutlich die Doppelnatur der Erscheinung. Sie war den Jungen sofort klar, wenn ich gegenüberstellte:

1. Beheading Charles I was ... 2. the beheading of Charles I.

Die äußerliche Feststellung des Verhältnisses macht ja keine Schwierigkeiten. Daß das Gerundium hier den Kasus des Verbs hinter sich hat, war bald festgestellt und mit dieser Feststellung: *Das Gerundium ist ein Nomen, das wie jedes andere Substantiv behandelt wird (Artikel, Adjektiv, Possessiv-Pronomen, sächsischen Genetiv, Präposition vor sich hat) aber auch noch verbalen Charakter hat,* wäre der Forderung der Richtlinien, hinsichtlich des Gerundiums, nach Herausarbeitung des Prinzips genüge getan worden. Aber hinter diesem Prinzip liegt noch ein anderes, tieferes, und es war hier die Gelegenheit, dieses Prinzip ebenfalls aufzudecken. Es kann den Schülern gezeigt werden, wie durch die Substantivierung durch den Artikel in dem Beispiel "the beheading of Charles I" *zwei gegenständliche* Vorstellungen 1. the beheading und 2. Charles I durch das Beziehungsmittel der Präposition miteinander verbunden sind. In dem Ausdruck "beheading Charles I" jedoch ist nur *eine Gegenstandsvorstellung* vorhanden. Es liegt daher in dieser verbalen Verwendungsmöglichkeit des Gerundiums die Möglichkeit zu größerer Vereinfachung des Satzes. Die einzelnen Vorstellungskomplexe werden enger miteinander verbunden, werden als *gesamte gegenständlicher*. Dieser verbale Gebrauch des Gerundiums *erhöht* soweit noch, obwohl es paradox

klingt, den in vielen anderen Erscheinungen ausgeprägten bekannten Charakter des Englischen als einer dem Gegenständlichen, nicht so sehr dem Zuständlichen, zugeneigten Sprache. Dieses Grundprinzip des Englischen, abweichend vom Deutschen, müssen die Schüler bei dieser Erscheinung kennenlernen, weil es sich hier am besten zeigt, und bei dieser Gelegenheit wird man gut tun, noch einmal auf die gegenübergestellte Übersetzung zurückzugreifen und darauf hinzuweisen, wie das Deutsche, dem Englischen gegenüber, das zuständliche Denken anwendet. Die klare Erkenntnis dieser abweichenden Prinzipien führt, so schwierig sie für die Schüler sein mag, doch am schnellsten in das wirkliche Verständnis und den rechten Gebrauch der Fremdsprachen ein.

Bei Besprechung dieser Beispiele wird man darauf hinweisen können, daß anstatt des Gerundiums auch das Infinitiv in gewissen Fällen stehen kann.

Als letzten Punkt unserer Materialsammlung haben wir dann die unter E eingereihten Grenzfälle untersucht. Es sind das die Fälle, die Deutschbein „System der ne. Syntax" S. 153 als Ac. c. Ger. bezeichnet. Hingewiesen habe ich in diesen Fällen zuerst auf die Möglichkeit, auch die wirkliche Gerundivform anwenden zu können:

He was angry at (his) not making ...

Der Vergleich mit dem Deutschen und seinen ebenfalls zwei Ausdrucksmöglichkeiten zeigt, daß es sich hier um eine andere Gliederung der Vorstellung handelt. Der Satz: "he was angry *at him* not making any effort" scheint sich so am natürlichsten zu gliedern, daß der 1. Sprechtakt hinter him endet; damit ist bewiesen, daß das Gerundium in die Partizipialkonstruktion übergeht. Ob die intonatorische Gliederung in dem von Deutschbein S. 154 gegebenen Beispiel "you don't mind me smoking a cigar", etwa ähnlich sein kann, die Sprechpause also hinter me gemacht wird, wage ich nicht zu entscheiden. Deutschbeins Auffassung dürfte richtig sein, wenn die Pause tatsächlich hinter "mind" liegt. Für den hier zur Diskussion stehenden Fall aber kann sie nicht gelten.

Die Schüler sollen an diesem Grenzfalle erkennen, daß die Gliederung der Vorstellung, durch den *Sprechtakt* angedeutet, dazu führt, daß das Gerundium und die Partizipialkonstruktion miteinander verschmelzen können.

Die induktive Erkenntnis der den Sprachgebrauch regelnden Prinzipien, die die Richtlinien, gottlob, mit Recht verlangen, ist

natürlich keine leichte Aufgabe, weder für den Lehrer noch für die Klasse. Daß diese Arbeit Zeit kostet, ist natürlich, aber ein Zeitverlust ist sie auf keinen Fall. Ich will hier ganz absehen von dem hohen Bildungswert solcher induktiven Erkenntnisarbeit und nur darauf hinweisen, daß mit der einmaligen gründlichen Erarbeitung der Grundprinzipien, die in allen Sprachen nur wenige sind, das Verständnis für eine Reihe weiterer Erscheinungen erschlossen wird und dem baldigen Erwerb eines sicheren Sprachgefühls wesentlich die Wege geebnet werden. Ich habe aus diesem Grunde, und weil ich weiß, wie wenig eine solche Betrachtungsweise auch früher schon behandelter Erscheinungen der Grammatik üblich gewesen ist, bei Behandlung des grammatischen Stoffes der U II oder O III auch direkt nicht zur Sache gehörige grammatische Erscheinungen eingehender behandelt. Und was die Schüler angeht, habe ich stets gefunden, daß Durchschnittsbegabte sich für diese Grammatikstunden lebhaft interessieren. Dabei versteht es sich von selbst, daß nach der Erkenntnis die praktische Beherrschung angestrebt werden muß. Übungen zum Gerundium, Übertragung deutscher Sätze ins Englische bilden den Schluß der Behandlung.

Wenn ich nun noch einmal den hier geschilderten Gang des induktiven Verfahrens zusammenfassend überblicke und die damit verbundenen Vorteile herauszuheben versuche, so möchte ich folgendes sagen: Die von den Schülern geforderte *Materialsammlung* erzieht zum *Geist der gemeinschaftlichen Arbeit*, und die Gelegenheit, die Schüler in diesem Geist zu erziehen, bietet sich anfangs manchmal. Wenn es aber heißt: Ja, nun können wir nicht arbeiten, weil wir kein Material haben, beginnen sie zu begreifen, und ich habe späterhin nie erlebt, daß die Jungen die verlangte Sammlung unterlassen hatten. Ganz abgesehen davon, lernen die einzelnen auf bestimmte Erscheinungen im Text zu achten. Die Materialsammlung erzieht somit auch zur wissenschaftlichen *Beobachtung*. Bei der Nutzbarmachung des von den einzelnen gesammelten Materials, d. h. dem *Diktat*, ergibt sich eine günstige Gelegenheit, um diese von den Richtlinien geforderte Übung organisch in den Unterricht einzuflechten. Da die Beispiele häufig lange zurückliegen, sind sie den Schülern nicht mehr ganz frisch in der Erinnerung. Dem Diktieren des Textes geht meist eine kleine fremdsprachliche Einführung voraus, die dann früher gelernte Worte uud Ausdrücke noch einmal auffrischt, indem sie zur Erscheinung führt. Es ver-

knüpft sich damit also gleichzeitig eine *Wiederholung des Wortschatzes.* Die dann folgende *Übersetzung*, verbunden mit dem Unterstreichen der grammatischen Erscheinung im Englischen und Deutschen, läßt die Unterschiede der beiden Sprachen im Zusammenhang klar hervortreten und zeigt vor allem den nominalen Charakter des englischen Denkens (Gerundium als adverbiale Bestimmung des Hauptsatzes; *Nebenordnung*, wo im Deutschen *Unterordnung*). Außerdem ist sie eine ausgezeichnete *stilistische Übung* im deutschen Ausdruck.

Im übrigen kann auch das noch hervorgehoben werden, daß eine solche Materialsammlung und Ergänzung im grammatischen Heft der Schüler eine gute Unterlage bildet für statistische Untersuchungen über die Häufigkeit der Verwendung dieser grammatischen Erscheinung. Ich habe gerade bei einer solchen Behandlung der Partizipialkonstruktionen den Schülern am besten dadurch die außerordentliche Häufigkeit dieser Konstruktionen gegenüber der Unterordnung durch Nebensätze zum Bewußtsein gebracht. Alle diese Möglichkeiten rechtfertigen den rauhen, dornigen Weg und zeigen den hohen Bildungswert der induktiven Methode bei der Grammatikbehandlung.

Osnabrück. Walther Braun.

BERICHT ÜBER DEN ERSTEN INTERNATIONALEN LINGUISTENKONGRESS IM HAAG (10.—15. April 1928).

In dem aus dem 13. Jh. stammenden Ritter- oder Thronsaal, in dem die holländische Königin das Parlament zu eröffnen pflegt, einem kirchenartig-weihevollen Gebäude mit mächtigem, von innen sichtbarem, offenem Dachstuhl versammelte sich in der Woche nach Ostern ein buntgemischtes Weltparlament von Linguisten aus allen Kulturländern; am zahlreichsten vertreten waren wohl Frankreich und Deutschland, aber es fehlten auch nicht Sowjetrussen (deren Vorträge allerdings auf Befehl ihrer Regierung nicht stattfinden durften), Japaner, Malaien usw.; selbstverständlich hatten sich auch romanische Romanisten (weniger die englischen Anglisten) eingestellt. Die Anreger und Veranstalter des Kongresses, die holländischen Gelehrten Uhlenbeck und Schrijnen, verstanden es, als taktvolle Gastgeber ihre Anwesenheit überall spürbar zu machen, ohne sie aufzudrängen: eine Fülle monatelanger Vorarbeit war notwendig gewesen, um den Kongreß so vorzubereiten, daß er reibungslos verlief (wie er tatsächlich verlaufen ist). Zum ersten Male seit dem Kriege trafen sich auf neutralem Boden die Linguisten der ehemals kriegführenden Länder — und siehe da, die Verständigung „funktionierte", vielleicht vor allem deshalb weil man nicht um ihretwillen, sondern um der Besprechung wissenschaftlicher Fragen willen gekommen war. Und vor allem weil es auf den gemeinsamen Ausflügen so viel Gegenständliches zu sehen gab, über das man nur einer Ansicht sein konnte: was

konnte man anderes als die Blumenfelder bei Haarlem in ihrer blauen, roten, gelben Frühlingsfarbe, den Hafen von Rotterdam, die Grachten und alten Paläste Amsterdams, die Höflichkeit und Urbanität der Bevölkerung dem Fremden gegenüber, die Großzügigkeit der holländischen Regierung und der Stadtparlamente bei der Bewirtung von so abseitigen Wissenschaftlern, wie es Linguisten nun einmal sind, bewundern?

Der Kongreß war gedacht als allgemeiner Linguistenkongreß, d. h. er war aufgebaut, wie Meillet richtig hervorhob, auf dem Gedanken der Emanzipation der Linguistik von der Philologie, der ja seit den Junggrammatikern die Sprachwissenschaftler zusammengeschlossen hat. Wer wie ich die Rückkehr der Linguistik in den Schoß der Philologie (oder der Einzelphilologien) anstrebt, wird für spätere Zeiten einen allgemeinen Philologenkongreß herbeiwünschen, bei dem die integralen Einzelphilologien ihre Betrachtungsweisen vergesellschaften: schließlich ist Sprache losgelöst von den Sprechern und ihrer Kultur eine Verdinglichung dieses Geistigen, der Sprache, die wir nicht verewigen möchten. Aber als Vorstufe des allgemeinen Philologenkongresses sei der allgemeine Linguistenkongreß mit Freuden begrüßt!

Die sachliche Arbeit des Kongresses zerfiel in zwei Teile: Vorträge und Lösung gemeinsamer Aufgaben. Aus letzteren sei vor allem der von den französischen Forschern Meillet, O. Bloch, M. Cohen befürwortete Plan einer Aufnahme der Sprachen der ganzen Welt hervorgehoben, mit dem der Linguistenkongreß an die dem Völkerbund angehörigen Nationalregierungen herantreten solle; während der Kongreß diesen Plan natürlich ohne weiteres billigte, so waren die Meinungen über das Wie der Durchführung geteilt: sollten die Sprachen der Welt in sprachgeographischen Atlanten dargestellt werden, wie der französische Vorschlag wollte, oder sollten auch Texte (besonders phonographisch aufgenommene) hinzutreten, wie Uhlenbeck und mehrere deutsche Linguisten beantragten? Die definitive Entschließung des Kongresses einigte sich auf ein Sowohl-Als auch: der holländisch-deutsche Standpunkt wurde also mitberücksichtigt. Es fiel auch auf Antrag des Schreibers dieses Berichts das Wort „rigoureusement comparables“, das Meillet ursprünglich für die Aufnahmen als unerläßlich bezeichnet hatte: ich wies daraufhin, daß die „Vergleichbarkeit“, praktisch sehr zweifelhaft, auch bei dem Musteratlas, dem französischen, nur künstlich hergestellt, übrigens bei dem Weltatlas gar nicht zu wünschen sei, da wir das Rohmaterial nicht durch „Hineinträufeln“ der komparatistischen Sprachbetrachtung (die vielleicht nicht die Sprachbetrachtung späterer Äonen sein würde) entstellen sollten[1]). Eine andere Forderung war die nach Klarstellung der linguistischen Termini technici, wobei deutsche, an Brugmann (Plan eines Wörterbuchs der Fachsprache der Linguisten) anknüpfende Bestrebungen (von Debrunner rekapituliert) mit einem über die ganze Welt sich erstreckenden Organisationsplan, den Meillet vorlegte, sich kombinieren konnten. Ob die Darstellung der Terminologie einzelner großer Forscher, die Mathesius fordert, sehr viel Erfolg verspricht? (Wäre nicht besser die Darstellung von deren Lehre, in der die Termini von selbst ihren Platz finden?) Ein Detailvorschlag war der des Fürsten Trubetzkoj, der den von ihm geprägten Ausdruck

---

[1]) Vgl. seine diesbezüglichen Darlegungen in der Revue basque 1928 S. 169ff.

Sprachbünde von Sprachfamilien unterscheiden will: für erstere, die geeint sind durch gemeinsame Züge im Lexikon und in der Syntax, aber nicht durch regelmäßige Lautentsprechungen, dienten als Beispiel die Balkansprachen, für letztere, die konstante Lautentsprechungen neben morphologisch-syntaktischen Übereinstimmungen besitzen, die slavischen Sprachen. Schrijnen wies auf Schwyzers Termini, kulturelle und genealogische Verwandtschaft, hin, die sich mit denen Trubetzkojs: Sprachbund und Sprachfamilie sachlich decken. In phonetischer Hinsicht lag Jespersens Bericht über die Entschließungen der Kopenhagener Konferenz maßgeblicher Phonetiker vor, die sich auf ein System der phonetischen Transskriptionen und der Translitteration (Umsetzung eines Fremdalphabets in das lateinische) geeinigt hatten und deren Resultate von Forchhammer einer herben Kritik unterzogen wurden.

Wenn zu dieser im ganzen organisatorischen Tätigkeit des Kongresses ein kritisches Wort bemerkt werden darf, so ist zu sagen, daß sie notwendig ist, um der Öffentlichkeit und den Kongreßteilnehmern selbst die Illusion zu geben, daß etwas „gearbeitet" wurde — man kann diese Beruhigung des eigenen Gewissens richtig finden, ohne sich darüber einer Täuschung hinzugeben, daß etwa das Weltunternehmen der Fixierung der Sprachen der Erde tatsächlich durch eine schön gleichmäßige und parallele Initiative der verschiedenen Staaten praktisch kaum möglich scheint. Eher noch hätte ein Vorschlag wie der Puşcarius („la fiche internationale", Propositions S. 70) Aussicht auf Erfolg — weil er durchführbar ist wie etwa eine Einigung des Weltpostvereins. Aber kaum können die interessanten Vorschläge der französischen Schweizer und Russen (Bally, Sechehaye, Karcevski, Trubetzkoj, Jakobson), die im ganzen auf die Erfassung des Systematischen und Synchronischen an der Sprache in Saussureschem Sinn („en matière de langage tout se tient") hinauslaufen, und auch in einer der Phonetik gegenübergestellten „Phonologie" das „système d'oppositions phoniques" fassen wollen[1]) von einem Kongreß „votiert" werden: wie der ihnen trotz seiner eigenen historischen Einstellung zustimmende Vorsitzende Meyer-Lübke bemerkte, können sie eigentlich nur zur Beachtung „empfohlen" werden. Der deutsche Standpunkt, der in der Sprache doch vorwiegend das Schöpferische, die Energeia sieht, kam dieser französisch-russischen Betrachtung des Systemhaften an der Sprache gegenüber, wenigstens öffentlich, nicht zu Wort (in privaten Diskussionen vertraten die Russen immer wieder den Standpunkt, daß das wissenschaftlich Belanglose nur das Überindividuelle, das Systematische sei — die Sprache eines großen Individuums, z. B. Goethes, ist allerdings für sie auch wissenschaftswürdig, weil Goethe „ein System" sei). Es scheint mir, daß die Betonung des Systematischen an der Sprache, der Auffassung des Sprachsystems als einer Schachpartie für die Genesis der einzelnen Steinchen, ja für den sprachschöpferischen Akt, der dem „Zeichen" linguistisches Leben gab, wenig Interesse aufbringen kann: das linguistische Zeichen ist ja nach Saussure „willkürlich" und, wenn ein Zeichen

---

[1]) Interessant und neu war mir der Versuch Ballys, zwischen einem Syntagma wie *Pierre bat Paul* und dem Lautnexus *nt* Beziehungen herzustellen, indem das *n* das *t* bedinge und begrenze und umgekehrt.

„motiviert" ist, d. h. seinem Uisprung nach kenntlich (wie etwa bei den Onomatopöien), so fällt es aus dem Rahmen des Systems heraus: „plus ... un signe est motivé, plus il tend à ‚faire bande à part', il ne demande ni n'apporte rien au système" (Bally in „Propositions" S. 51). Daher ist für Bally das grammatische Geschlecht unserer Sprachen „une sorte de mythologie puérile" (ebd. S. 51).

Der Hörer hätte sich verdreifachen müssen, um die gleichzeitigen, a) allgemeinen Themen, b) der indogermanistischen und c) außer-indogermanistischen Forschung gewidmeten Vorträge samt und sonders zu hören. So kann ich nur über das wirklich Gehörte berichten (einen Ersatz geben einzelne zusammenfassende Skizzen der Forschungsart einzelner Gelehrter in dem Heft der „Propositions", so z. B. S. 59 der glänzende Essay von Vilem Mathesius „On Linguistic Characterology with Illustrations from Modern English", der im Neuenglischen eine Tendenz zum Ausdruck des psychologischen Subjekts auch als grammatisches Subjekt in ihren vielfältigen Verästelungen darstellt).

Der Italiener Trombetti bemühte sich, die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Sprachvergleichung anzuwenden, natürlich im Hinblick auf seine bekannte Theorie der „unità del linguaggio": man hatte das Gefühl eines tragischen Zwiespalts zwischen dem Objekt der Forschung, der „matière fuyante" der Sprache, und einer auf Mathematizität eingestellten Forscherpsyche — die natürlich um so weniger überzeugen kann, je mehr sie das Mathematische forciert. Bartoli sprach über die Folgen des Faktums, daß ähnliche Sprachen einander mehr beeinflussen als unähnliche, für die Sprachmischung: es wurde ihm von Trubetzkoj entgegengehalten, daß Morphologisch-Syntaktisches leichter der Beeinflussung unterliegt als Lautliches — eine Beobachtung, die Ref. für die Kindersprache stützen konnte. Debrunner behandelte „den Verallgemeinerungstrieb in der Sprache", also Fälle wie *wir haben in der letzten Stunde gesehen* (*gesagt* usw.), Durchdringen von ὅστις statt Relativum ὅς usw. — allerdings blieb die Frage, warum nun diese Tendenz in der einen Sprache und in der einen Erscheinung gerade durchdringt, in den anderen gerade nicht, unbeantwortet, obwohl ein so illustres Beispiel wie der aus spezifisch-orientalischen Voraussetzungen erklärliche Majestätsplural das kulturelle Warum hätte zeigen können. G. Neckel ritt eine schneidige Attacke gegen die Sprachgeographie Wredes und Frings, die angeblich die Sprachgeschichte nicht genügend berücksichtige: er unterschied reine und gemischte Dialekte, jene in den alten Denkmälern erhalten, diese in den neuen Sprachatlasaufnahmen sichtbar, und wollte Schluß von diesen Sprachzuständen auf jene nicht gelten lassen. Von Kloeke, van Dam und dem Ref. wurde ihm entgegengehalten, daß die alten Texte künstlich von den Herausgebern unifiziert seien und man aus den künstlich gereinigten Texten nicht auf natürliche Reinheit schließen dürfe, vor allem aber daß der Lautwandel bei Neckels Auffassung einfach selbst zum nicht weiter erklärungsbedürftigen Mythologen werde, indem über die Kraft, die in ihm wirke, uns nichts gesagt werde (Neckel: „Die Gesetzmäßigkeit des Lautwandels ist Erklärung genug"!). Neckel wollte die „statistische Erklärung" der „dynamischen" gegenüberstellen und verwies seinerseits die dynamischen Erklärungen in das Reich des primitiven Glaubens — aber ist eine „statistische Erklärung" nicht etwas wie ein „viereckiges Quadrat"?

Kretschmer sprach über eine Helminschrift aus Negau (Steiermark) des 1. bis 2. Jahrhunderts, die wahrscheinlich das älteste germanische Sprachdenkmal darstelle: jedes Wort des Vortragenden resumierte eine lange Überlegungsreihe, der ganze Vortrag war ein Triumph sorgsam vorschreitender, alle Möglichkeiten abtastender Interpretationskunst. J. Pokorny wollte Hamitisches im Sprachbau (er setzte irrtümlich „Syntax" und „innere Sprachform" gleich) des Irischen erkennen, wobei für ihn Syntax und Sprachmelodie relativ getreuer das Substrat wiederspiegeln sollen als die Phonetik — letzteres eine Behauptung, die der Romanist nicht unterschreiben wird. Aber auch bei den Parallelen des Sprachbaus zwischen Hamitisch und Irisch hatte man das Gefühl, daß ebensogut andere Substrattheorien statt der Pokornyschen eintreten könnten: solche Zusammenstellungen könnten nur dann beweisend wirken, wenn ihnen ebenso liebevoll zusammengestellte Listen von Übereinstimmungen des Irischen mit anderen Sprachfamilien (z. B. der ugrofinnischen, semitischen usw.) gegenüberträten und dann das Hamitische den Rekord schlüge. Mit Eleganz und Bonhomie legte Ernout die Folgen des Zusammenfalls der Perfektformen von lat. *cernere* und *crescere* in *-crevi -cretum* dar und übertrug so die Forschungsweise Gilliérons auf eine alte Sprache.

Den größten Erfolg errang zweifellos Meillet, so oft er das Wort nahm, sowohl zur Begründung von Vorschlägen als zur Darstellung eigener Forschungsergebnisse; eine gewisse sparsame, aber elegante Ausnützung der in der französischen Sprache gegebenen sprachlichen Mittel, eine lapidare Gestikulation bei geringer Stimmdynamik, die kompensiert wird durch deutliches Artikulieren, dabei die Fähigkeit, durch Weglassen von Nebensächlichem die Hauptlinien klar herauszustellen, die Begabung zur Prägung allgemein einleuchtender Formeln, eine kokette Bescheidenheit, die den Vortragenden um die Seele seines Publikums diskret werben läßt, — all diese Gaben eines erlesenen Vortragskünstlers machten jede noch so „trockene" Sache zu einem sprachlichen Leckerbissen für den Hörer. Überdenkt man zu Hause dann die Tragweite der angerührten Probleme, so entdeckt man vielleicht, daß man, besonders als deutscher Zuhörer, vom Gebotenen nicht so ganz gesättigt ist: die sauber herauspräparierte Feststellung, daß die Endung der 3. Sing. im Indogerm. ein *-t-* als ursprüngliches Element enthält, an das *-e/o*, *-ai*, *-i* usw. sekundär antraten, denkt man sich unwillkürlich zur Frage erweitert, wie sich denn die Spezialisierung der Bedeutung von *-tai*, *-ti*, *-to* erklären mögen; oder die Meilletsche etwas allzu lineare Darlegung, daß, wie im türkischen schematischen Sprachbau der schematisierende Geist des Türken sich äußert, so im Griechischen die individualistische, aber ordnungliebende Geistesart des Griechen, kann nicht ohne weiteres vergessen machen, daß Meillet bisher zu den eifrigsten Bekämpfern Vosslers gehört hat, wenn dieser Ähnliches mit sehr viel weitergehendem Eindringen ins Detail für Meillets Muttersprache nachzuweisen sich schon vor Jahren bemüht hatte. Es war mir persönlich etwas unheimlich anzusehen, wie eine Versammlung in praktischer Sprachforschung erprobter Gelehrter mit lautem Beifall eine stark intuitionelle Betrachtungsart quittierte, die dieselben Männer direkt von Vossler nicht so einstimmig angenommen hätten. Man sieht hier, wie sehr der Franzose als Franzose, der Französischsprechende als Französischsprechender das Ohr der Welt besitzt

und wie sehr die Anerkennung wissenschaftlicher Ansichten von der Art der Formulierung, vom Stilistischen, also letztlich Künstlerischen abhängt: das alte deutsche Versagen, aus „formalen Gründen", wie ein Hegel versagt hat, bis Cousin und Croce sich seiner erbarmten!

Und hier drängt sich mir eine Mahnung an die deutschen Sprachforscher auf, dahingehend, 1. solche internationale Kongresse in möglichst großer Zahl zu besuchen (viele große Namen der deutschen Linguistik fehlten, vor allem waren die neueren Richtungen fast gar nicht vertreten), 2. die internationale Atmosphäre solcher Kongresse gut zu studieren und die deutsche Sprache so „verhandlungsfähig" zu machen, wie sie es verdient: ich möchte hier nicht verschweigen, daß noch immer mancher deutsche Redner bei noch so gutem Willen dynamisch zu stark, zu klobig, zu rechthaberisch-pedantisch-eigenbrödelig, zu sehr auf deutsche Wissenschaft pochend auftritt und daß dem deutschen Zuhörer beim Ertönen der Rede seines Landsmanns schmerzlich bewußt wird, wie „binnenländisch" wir in unseren Ausdrucksmitteln noch sind (oder in den letzten Dezennien geworden sind) — wie wir im Gegensatz zu den in der Repräsentation so gewandten Franzosen doch immer noch etwas vom dem *paysan du Danube* La Fontaines an uns haben und wie wir den Zugang zur Seele um den Preis des Nichtverstandenwerdens erkaufen müssen. Daß die deutsche Sprache geschaffen ist, Seelisches zu traktieren, zeigte sich an einem entzückenden Detail: bei einem der zahlreichen Empfänge, die holländische Gastfreundlichkeit uns gewährte, nämlich auf dem Rathaus von Amsterdam, baute der Bürgermeister seine Ansprache in drei Teilen auf, einem französisch-, englisch- und deutschsprachigen: während die ersten zwei Idiome für die offiziellen Teile am Anfang und Schluß aufgespart wurden, war der Mittelteil deutsch, indem der Bürgermeister nun, offenbar aus eigenem Erleben schöpfend, von der Sprache als Gegenstand der Beobachtung aller Menschen sprach, nämlich im Schoß der Familie. an dem Kinde gewonnen; dieser wackere Mann mußte also das Gefühl gehabt haben, daß Sprache als Naturlaut und Schöpfung doch vor allem von Deutschen belauscht worden sei. Eine solche Ehrung Deutschlands durch das instinktive Gefühl ist schließlich noch mehr als die erlesene diplomatische Courtoisie, mit der der Kongreßpräsident Uhlenbeck als ersten Vertreter der versammelten Nationen (vor dem Belgiens) den deutschen zu Worte kommen ließ. Den edlen holländischen Verfechtern des Haager Gedankens (pax et justitia) auch auf dem Boden der Linguistik sei mit diesen Zeilen ein Blatt der Erinnerung an schöne Tage des Weilens in einer weltweiten, meerweiten Atmosphäre dankbar zugeeignet.

Marburg. Leo Spitzer.

BERICHT ÜBER DIE 21. TAGUNG DES ALLGEMEINEN DEUTSCHEN NEUPHILOLOGENVERBANDES IN HAMBURG PFINGSTEN 1928.

Die Hamburger Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes hatte sich ein dreifaches Ziel gesteckt: 1. Vorträge über die kulturelle Bedeutung Nord- und Südamerikas, 2. Vorträge und Besprechungen über die Bedingungen für die Durchführbarkeit der preußischen Richtlinien, 3. weitere Klärung der auf der XX. Tagung erörterten Fragen über Inhalt und Aufgabe der Kulturkunde in ihrem Verhältnis zur sprachlichen Bildung

(vgl. die „Hauptzüge" des Programms S. 57 und die „vorläufige Tagesordnung" S. 212ff. dieser Zeitschrift).

Dadurch, daß die Hamburger mehrere Vorträge über die kulturelle Bedeutung Nord- und Südamerikas boten, wollten sie der Tagung eine gewisse hamburgische Prägung geben: die Welthandelsstadt und der größte Hafen des Reiches wollte die Neuphilologen aus dem Binnenland auf die gewaltigen mehr und mehr vordringenden Probleme der Amerikakunde hinweisen, die dem stets über die See schauenden Blick der Hamburger naturgemäß zuerst erscheinen und die in Hamburg leicht den Druck praktischer Notwendigkeiten annehmen.

Dieser Teil des Programms bedeutet indessen nur eine Erweiterung des Sachgebietes neuphilologischer Arbeit; eine Erweiterung, die man begrüßen wird, wenn man der befruchtenden Wirkung sich neu eröffnender Studien gedenkt, die aber zu denken gibt, wenn man der damit wieder vermehrten Schwierigkeiten echter erzieherischer Bildung inne wird. Aus der erweiterten Tatsachenkenntnis soll immer wieder die Substanz innerer Bildung werden, und das wird schwerer und schwerer, je breiter die Fülle der Tatsachen wird, die das Leben der Gegenwart der Schule als lebenswichtig aufnötigen möchte.

Was den zweiten Teil des Gesamtprogramms betrifft, die Vorträge und Besprechungen über die Bedingungen für die Durchführbarkeit der preußischen Richtlinien, so waren von der Hamburger Tagungsleitung Berichte praktischer Schulmänner erwartet worden über die ganz bestimmten Erfahrungen, die dieser oder jener auf diesem oder jenem Arbeitsgebiet mit der Durchführung der preußischen Richtlinien gemacht hatte. Oberschulrat Franzmeyer und Studiendirektor Rasmussen machten da einen erfreulichen und für die Zukunft vielversprechenden Anfang. Deskriptive Pädagogik neben normativer haben Schulmänner immer wieder gefordert; wie es wirklich in den Schulstuben aussieht und was bei all den Hemmungen der harten Wirklichkeit herauskommen kann, darüber ehrlich vor Fachkollegen zu berichten, das dürfte die Aufgabe sein, die nicht nur in das Hamburger Programm gehörte, sondern auch auf die Programme der nächsten Tagungen gehören wird. Der Dauervorstand, der auf Direktor Zeigers Anregung auf der Hamburger Tagung gewählt wurde, wird es hoffentlich möglich machen, daß auch die nächsten Tagungen uns Berichte „deskriptiver" Pädagogik bescheren.

Der dritte Teil des Programms brachte Erörterungen über die Kulturkunde. Damit nahm der Hamburger Kongreß die Arbeit seines Vorgängers, des Düsseldorfer, wieder auf. Die meisten Vorträge, auch die, deren Titel das nicht andeutete, galten irgendwie den Kern- oder Teilproblemen der Kulturkunde. Professor Vosslers Vortrag indessen wollen wir nicht die Gewalt antun, ihn unter den Oberbegriff Kulturkunde unterzuordnen, obwohl sich auch hier Beziehungen ergeben würden. Die Leser dieser Zeitschrift sind in der glücklichen Lage, ihn zu lesen. Die Hamburger Kollegen hatten außerdem die Freude, in der gleichen Pfingstwoche noch zwei andere höchst bedeutsame Vorträge Vosslers über das Drama der Romanen (in der Bibliothek Warburg und in der Philosophischen Gesellschaft) anzuhören, deren Studium, sobald sie gedruckt vorliegen, sich kein Romanist entgehen lassen sollte.

Wer die kulturkundlichen Vorträge als Ganzes überblickt, dem wird vielleicht als ihr sinnfälliges Zeichen die *Idee der Humani-*

tät ins Auge fallen. In der Tat, über der Hamburger Tagung stand wie ein Symbol der Humanitätsgedanke. Der Präses der hamburgischen Oberschulbehörde, Senator Krause, sprach davon, daß das Studium der fremden Kulturen der Menschheitsidee der Völkerverständigung dienen müsse; der Hamburger Anglist, Professor Wolff sprach von dem echten, reinen und tiefen Menschentum, dem ewigen Problem der Bildung im alten großen Sinne; der Berliner Studienrat Hartig führte in seinem Vortrag aus, wie zu dem Studium des Andersseins der Völker, wozu Kulturkunde in ihrem ersten Stadium aufgerufen habe, das Studium der gemeinsamen Arbeit der Völker an den großen gemeinsamen Aufgaben der Menschheit hinzuzufügen sei; besonders aber sprach sich der Bonner Professor Platz in einem Vortrag, dessen gedrängte Fülle und philosophischer Tiefgang den Hörern harte Arbeit zumutete, über die letzten und schwersten Probleme des Verstehens fremder Völker aus, dem Aufspüren des Andersseins in der fremden Kultur eine „realistisch-solidaristische" Methode entgegensetzend, die das „An sich" der fremden Kulturleistung für erfaßbar hält. Auch Platz will von der Wesensverschiedenheit der Völker hinweg führen zu einem universalen Denken, dem die Ideen Abendland und Menschheit wieder vertrauter werden sollen.

Die Kulturkunde arbeitet letzten Endes mit Begriffen, die der gesamten geisteswissenschaftlichen Forschung der Gegenwart eigentümlich sind: Erlebnis, Verstehen, Sinn, Wert. Über „Erlebnis" hat die Düsseldorfer Tagung einige Ausführungen, freilich noch unzulängliche, gebracht. Verstehen, Sinn und Wert waren Begriffe, die in den Vorträgen von Professor Deutschbein und Professor Otto Deutung, Klärung, Reinigung fanden. Die Irrungen der Kulturkunde wurden deutlich als solche gekennzeichnet: Kulturkunde ist nicht bloße Sachkunde, Realienkunde (Deutschbein). Kulturkunde greift das Allerschwerste als ihre Aufgabe auf: das Erfassen der letzten Tiefen eines Volkes; sie läuft damit in der Schule Gefahr, in Formeln zu erstarren. Sie will Ganzheit, Einheit des Volkstums erfassen; sie kann darüber das einzelne leicht vernachlässigen. Sie will die Besonderheit einer fremden Volksart ergründen; sie übersieht dabei leicht die unzähligen Wechselwirkungen von Volk zu Volk. Sie will zur bewußten Deutschheit erziehen; es kann ihr da leicht geschehen, daß sie das eine Fach ganz in den Dienst eines anderen Faches stellt (Otto). Diesen Bedenken gegenüber, die natürlich auch dem Freund der Kulturkunde, ja gerade dem Freund der Kulturkunde, durchaus vertraut sind, wiesen beide Redner auf die wahre Bedeutung der Kulturkunde hin: sie ist ein Streben zur Verinnerlichung und Vertiefung unserer Bildungsarbeit, sie will aus dem etwas technisierten Lehrbetrieb und der stofflich und praktisch orientierten Bildungsauffassung wieder zur Philologie im tiefen und echten, alten Sinne führen; sie will Sinn und Wert der fremden Kultur zu erfassen suchen, weil des eigenen Lebens Sinn- und Wertgehalt eine höchst wichtige, wieder neu zu bestimmende Aufgabe geworden ist. Die strenge Sachlichkeit soll nicht verloren gehen, aber die Liebe zum Studiengegenstand soll dadurch geweckt werden, daß Kultur wieder als eine „Sinngebung des Daseins durch den logos" (Deutschbein) erscheint. Wie eine solche auf Sinn und Wert der fremden Kultur gerichtete Kulturkunde aussehen kann, das führte Deutschbein in überzeugender Weise aus. Freilich, die Höhenlage, in der er sich bewegte, kann nicht

die des Schuunterrichts sein. Und alle Schwierigkeiten beginnen gerade dann, wenn wir aus dieser Höhenlage herabsteigen und doch etwas prinzipiell Gleiches in der Schule erreichen wollen. Aber das hat Professor Deutschbein, das haben Professor Wolff und Professor Otto in Hamburg, jeder auf seine Weise, bekundet, daß dem wahren Wesen nach Bildung gleich sei für die Universität wie für die Schule. Es kommt, auch in der Schule, auf den Bildungsgehalt einer Kultur an, und nicht auf die bloßen Kenntnisse von Sachverhalten. In dem Streben nach wahrer und fruchtbarer Bildung liegt die Rechtfertigung der Kulturkunde, in dem Suchen schulgemäßer Wege zu dieser Bildung ihre neue und große Aufgabe. Es ist nicht so, daß die wesentliche Aufgabe der Schule die Kenntnisübermittlung und die wesentliche Aufgabe der Universität die Deutung sei. Beiderlei durchdringt sich auch schon in der Schule, das Aufweisen von Sachverhalten und ihr Deuten, Werten, Fruchtbarmachen. Somit hat auch die Schule mit einem Verfahren zu tun, das als „Verstehen" die Grundlage aller Kulturwissenschaften bildet. Prof. Otto widmete dem Begriff „Verstehen" wertvolle Ausführungen. In der Wendung zum „Verstehen" erblickte er eine wesentliche Tendenz der Kulturkunde, der er damit ihren Platz innerhalb der Gesamtlage der geisteswissenschaftlichen Methodik anwies. Immer wieder vor Gefahren warnend, entwickelte er die für die gegenwärtige geisteswissenschaftliche Arbeitsweise bedeutsamen Begriffe: Ganzheit, Gestalt, Sinn, Typen, Grundhaltung, Wert.

Auf dem Hamburger Kongreß wurde also zur Kulturkunde „Ja" gesagt, nicht das „Ja" einer ersten stürmischen Begeisterung, sondern das „Ja", dem Prüfen und Besinnen vorausging, dem alle Vorsicht aber erst seinen vollen Wert gibt. Ein erstes Stadium der Entwicklung der Kulturkunde liegt hinter uns. Manche Klärung hat es gebracht, keinesfalls aber die volle Klarheit im Grundsätzlichen. Nach dieser gedanklichen Durchdringung der ersten Voraussetzungen unseres Unterrichts zu streben, wird weiterhin die Aufgabe der Neuphilologentagungen sein. Schon jetzt hört man das Wort, es sei genug des Theoretisierens, die Grundgedanken der kulturkundlichen Bewegung seien klar, alles käme auf deren Durchführung in der Praxis an. Gewiß wird die Praxis und immer wieder die Praxis die wahren Möglichkeiten der Kulturkunde zeigen, aber bis in die letzten Handgriffe des Alltags hinein wird die Praxis bestimmt von allgemeinen Bildungsgedanken. Und über diese herrscht weder bei uns Neuphilologen noch bei unseren Kollegen, die Altphilologen, Historiker, Germanisten und Religionslehrer sind, die wünschenswerte Klarheit. Wer z. B. seine Praxis auf die in den Leitgedanken von Professor Platz steckenden Bildungsziele hin orientiert, wird gerade in den entscheidenden Fragen des Wertens einer Fremdkultur eine ganz andere Haltung einnehmen als derjenige, der in Wechsslers „Esprit und Geist" Aufklärung gesucht hat über die letzten Bildungsaufgaben und -ziele, die ihm als Neuphilologen obliegen. Klarheit im Grundsätzlichen tut ebenso not wie auf der anderen Seite die deskriptive Pädagogik. Klarheit im Grundsätzlichen bedeutet aber heute Klarheit in kulturphilosophischen Grundfragen. Die Krisis des neuphilologischen Unterrichts ist die gemeinsame Krisis aller kulturwissenschaftlichen Fächer. Ihre Lösung kann nirgendwo anders liegen als in der tiefen Besinnung auf die Grundfragen des Verstehens und Wertens der Kulturen. Mit der hierin steckenden

sehr komplizierten Problematik werden wir uns auch weiterhin zu beschäftigen haben.

Seit langen Jahren zum ersten Male wieder nahmen an der Hamburger Tagung die offiziellen Vertreter englischer und französischer Neuphilologenverbände teil. Professor Breul-Cambridge und Professor Godart-Paris überbrachten die Grüße und Wünsche ihrer Korporationen. Sie sprachen an dem Festabend in warmherziger, taktvoller und kluger Weise, Professor Godart gab außerdem eine wertvolle sachliche Förderung, indem er die „preußischen Richtlinien" und die letzten „Instructions" der französischen Neuphilologen verglich. Der Vortrag ist in den Langues Modernes (Juli 1928) abgedruckt und wird nun auch in Beiheft 15 dieser Zeitschrift zu lesen sein. Er wird ein weiteres Mittel sein, über Grundgedanken der „Richtlinien", besonders auch über die Kulturkunde Klärung zu schaffen. In dem besonnen wägenden Urteil Godarts begrüßen wir ein erfreuliches Zeichen der Anteilnahme unserer ausländischen Kollegen an unserer pädagogischen Arbeit. Wir hoffen bestimmt, auf den kommenden Tagungen unsere ausländischen Kollegen regelmäßig wiederzusehen, wie wir auch unsererseits bereitwillig uns allem eröffnen wollen, was an fruchtbaren pädagogischen Gedanken jenseits der Landesgrenzen entsteht und wirksam wird. Wenn wirklich Philologie den Weg jetzt geht von der Bereitstellung eines enzyklopädisch geordneten Sachwissens zu dem Verstehen von innen heraus und dem Fruchtbarmachen für ein Innen, dann ist die Fühlungnahme der Personen wichtiger als je, dann sind die Philologen wieder, was sie eigentlich sein sollten, die wahren „Mittler" der Kulturen.

Hamburg. Eduard Schön.

Vorträge aus der Anglistik.

Karl Wildhagen-Kiel: Die englische Sprache ein Spiegelbild englischen Wesens.

Die englische Sprache, wie sie uns heute entgegentritt, ist das Ergebnis eines allmählichen und natürlichen Entwicklungsprozesses; die Kräfte, die im Verlauf dieses Prozesses formend auf das Werden und den Charakter der Sprache eingewirkt haben, sind dieselben, die auch den englischen Menschen beherrschen. Die in der Entwicklung anderer Sprachen zu beobachtende geistig-logische Arbeit tritt im Aufbau des Englischen zurück; gedanklich-logische Sicherheit ist kein Kennzeichen der englischen Sprache, wie auch der Engländer selbst eher beherrscht ist von einer Logik des *Handelns*. Wie im englischen staatlichen und gesellschaftlichen Leben, so sehen wir auch in der Sprache die treibenden Kräfte in jener seltsamen Weise in zwei polar entgegengesetzten Richtungen wirken; ihr Ziel ist einmal Schonung und Erhaltung, konservatives Festhalten an dem, was durch Tradition geheiligt ist (in der Sprache eine vor Jahrhunderten geschaffene Rechtschreibung, Fortleben von Formeln und Zitaten, Spitz- und Beinamen), andererseits Fortschrittlichkeit, Anpassung an neu auftretende Notwendigkeiten und Bedürfnisse (in der Sprache Abschleifen, Beschneiden der Wörter bis zur Einsilbigkeit, Neuschöpfungen, Streben nach Zweckmäßigkeit). So deutlich diese beiden Grundrichtungen im Charakter des Engländers und in seiner Sprache zutage treten, so schwierig ist es auf der anderen Seite, die Wesenszüge des englischen Menschen im einzelnen in der Sprache nachzuweisen. Der

Vortragende glaubt folgende große Komplexe englischer Wesenseigentümlichkeiten in der Sprache zu erkennen: Trägheits- und Beharrungsvermögen — Wirklichkeitssinn — spezifisch männliche Eigenschaften (Streben nach Bewegung, Handlung, individueller, freiheitlicher Drang) — auf Zweckmäßigkeit eingestellten praktischen Sinn — soziale Disposition, worunter auch der Humor eingeordnet werden könnte.

Bernhard Fehr-Zürich: Die englische Lyrik in ihren Beziehungen zur englischen Kultur.

Der Vortragende geht aus von dem einfachen Ausdruck des vaterländischen Gedankens, wie er in Thomsons "Rule Britannia" begegnet. Alles, was an nationalen Bewußtseinswerten in der Psyche des damaligen Engländers (1740) lag, ist hier ausgesprochen. Das Lied wirkt bis heute mit ungeschwächter Kraft weiter und weckt, so oft es gesungen wird, die schlummernden Gefühle in der Brust des einzelnen. Etwa 160 Jahre später spricht Kipling in seinem Gedicht "Recessional" zu einem Britannien, das mehr verwirklicht hatte, als Thomson je zu hoffen gewagt hätte. Der Grundton des Gedichtes ist derselbe, den Thomson anschlägt, es ist die Stimme des Puritaners, die daraus hervorklingt und die auf die Masse der Volksgenossen wirken will. Im Wesen der Lyrik aber liegt es, daß sie, zu höchster Vollendung strebend, das Völkische überwinde und auf die höhere Ebene emporsteige, wo der Mensch sich dem Kosmos gegenüber sieht. In dieser Richtung liegt die Kunst eines Traherne, eines Blake, Francis Thompson, Yeats. Als größter englischer Lyriker gilt vielen Engländern Wordsworth, der, zunächst im englischen Puritanismus und in der englischen Philosophie des 18. Jahrhunderts wurzelnd, von da aus in seiner Lyrik den Weg zur Alleinheit findet (etwa in Tintern Abbey).

Heinrich Mutschmann-Dorpat: Die Bedeutung des Amerikastudiums.

In der angelsächsischen Welt hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte eine erhebliche Verschiebung des Schwergewichts vollzogen: die Vereinigten Staaten sind mehr und mehr in den Vordergrund gerückt; ihr Einfluß — nicht nur der wirtschaftliche — macht sich immer mehr geltend. Damit kommt der Englandkunde nicht mehr ihre überragende Bedeutung zu, und der Neuphilologe muß den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen und in Forschung und Unterricht dem nordamerikanischen Kulturkreis die seiner Bedeutung entsprechende Stellung einräumen. Für den an und mit der Sprache als seinem wesentlichen Material arbeitenden Philologen bedeutet das, daß er seine Aufmerksamkeit mehr als bisher auf das nordamerikanische Schrifttum zu richten hat. Aus den Werken der großen amerikanischen Schriftsteller der Gegenwart tritt ihm das Bild des amerikanischen Menschen der Gegenwart und seiner Kultur entgegen; zu nennen sind etwa Sherwood Anderson, der jüngste amerikanische Schriftsteller größten Ausmaßes, Theodore Dreiser, der naturalistische Schilderer amerikanischen Lebens, Sinclair Lewis, der Typ des geistig hochstehenden, selbständig denkenden Amerikaners, Upton Sinclair, J. Hergesheimer. Von besonderem Wert für das Studium der Amerikakunde ist weiterhin die Lektüre der periodischen Literatur, der amerikanischen Zeitung, vor allem der Wochen- und Monatsschriften. (Sehr empfohlen wird von dem Vortragenden der reichhaltige und vielseitige American Mercury.)

Walter Fischer-Gießen: Amerikakunde und die Schule.
Der Vortragende gibt einleitend einen Überblick über die Entwicklung des Amerikastudiums, um sich dann mit der Frage auseinanderzusetzen, wieweit sich die in den Richtlinien aufgestellten drei Hauptforderungen des kulturkundlichen Unterrichts auf die Amerikakunde im Rahmen der Schule anwenden lassen.

Das dynamische Prinzip bzw. die Auffassung Schöns von der Kontinuierlichkeit der Volksseele hat vom Standpunkt der Amerikakunde aus betrachtet nur in beschränktem Umfange Geltung. Das Problem wird hier vielmehr auf die Frage zugespitzt: Wieweit ist der englische Charakter der ersten Einwanderer durch später kommende Nichtengländer beeinflußt bzw. verändert worden?

Die Frage der Erkenntnis des eigenen Wesens am Gegenbeispiel des fremden wird für Amerika erschwert durch das nicht leicht zu fassende Problem des Deutschamerikanertums. Schwierigkeiten begegnet endlich auch die Anwendung der Strukturidee. Auf der einen Seite erscheint der Amerikanismus eines Ford, Carnegie, auf der anderen der Idealismus Emersons, auf der einen das Evangelium der Arbeit und des Erfolgs, auf der anderen doch auch wieder die Idee des Dienstes am Volke — also anscheinend widerspruchsvolle Züge.

Für die Schule kann nur eine auf geschichtlicher Grundlage ruhende Amerikakunde in Frage kommen.

Kurt Heller-Berkeley (Kalifornien): Die neueren Sprachen an den nordamerikanischen Universitäten.
Während in Europa die Einführung in die lebenden Fremdsprachen Sache der Schule ist und die Hochschule allein im Dienste der Wissenschaft steht, laufen auf den amerikanischen Universitäten schulmäßiger fremdsprachlicher Elementarunterricht und wissenschaftliches Studium der Sprachen nebeneinander her. In dem Betrieb des Sprachunterrichts machen sich seit einer Reihe von Jahren, besonders aber seit dem Kriege, starke Strömungen geltend, die auf eine Verbesserung der Lehrmethoden hinauslaufen; besonders aktuell ist die Frage, wie in den beiden ersten Studienjahren der neusprachliche Unterrichtsbetrieb zu verbessern sei. Behördliche Vorschriften und Eingriffe sind auf diesem Gebiete unbekannt; der Initiative des einzelnen bleibt es überlassen, Besseres an die Stelle des bisherigen Brauchs zu setzen. Die Fachausbildung der Neuphilologen beginnt in den beiden letzten Jahren des Universitätsstudiums und erhält ihren Abschluß in dem daran anschließenden einjährigen Kursus der Graduate School. Dabei wird besonderer Wert auf die mündliche und schriftliche Beherrschung der lebenden Fremdsprache gelegt, während das Studium der historischen Grammatik weniger intensiv betrieben wird. Unter den Fremdsprachen werden von den Studierenden in erster Linie Französisch und Spanisch gewählt, das Deutsche kommt erst an dritter Stelle. Für das Studium der Medizin ist Kenntnis des Deutschen vorgeschrieben, den Studierenden der Chemie wird dringend empfohlen Deutsch zu lernen.

Frankfurt a. M. Berthold Cron.

Vorträge aus der Romanistik.

Hanns Heiß, Molières Kunst.

Entwicklungsgeschichtlich ist die große Tat Molières Nationalisierung, Humanisierung und Aktualisierung des Theaters. Das

Fundament seiner Weltanschauung ist eine Naturgläubigkeit, die gleich weit vom Christentum wie von der Renaissance entfernt ist. Die Naturgefolgschaft ist bei ihm kein Triumph, eher ein Verzicht. Er glaubt an den Wert der menschlichen Gemeinschaft, in der die Haltung der einzelnen durch Maßhalten zwischen zwei Extremen bestimmt werde. Sein Ideal ist eine relative, für menschliche Gebrechen am ehesten erreichbare Tugend, Tüchtigkeit, vertu. Es schwebt ihm eine Humanität vor, die mit einem Minimum an sittlichen Imperativen zu erreichen wäre. Verkrüppelte, angefaulte Menschen sind zum Schaden der Gesellschaft. Sie sind Objekte seines Angriffs. Er entdeckt unter dem Schein das Sein und reißt ihm die Pfauenfedern herunter wie bei Mascarille, Jodelet usw. Die Höhepunkte von Molières Komödien sind Entlarvung und Bestrafung. Heiß erläutert diese Technik an dem Beispiel der Précieuses ridicules. Die Weltanschauung Molières birgt zwei Gefahren in sich: die Wendung zur Tragik und die Entgleisung in die Tendenz- und Thesendramatik. Beide werden glücklich vermieden. Die gedankliche Substanz löst er auf in Komik. Jede Dramatisierung ist bei ihm zugleich Komisierung. Die antipathische Erscheinung schrumpft durch ihre Lächerlichkeit zusammen: ihre Erfolglosigkeit wird daher zur Gefahrlosigkeit. Molières Gabe besteht also darin, wesenhaften Gehalt in Komik zu schmelzen. Durch diese Spannung zwischen Wirklichkeitsnähe und Wirklichkeitsferne werden die ganz großen Wirkungen hervorgebracht.

Eduard von Jan: Französische und deutsche Aufklärung.

Jan geht von dem Begriff der Aufklärung aus, dessen Definition heute so allgemein und locker ist, daß sie für pädagogische Zwecke immer unbrauchbarer wird. Es ist eine Erscheinung, die ganz Europa als einer Kulturgemeinschaft zukommt. Seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts steht Deutschlands Kultur mit der Frankreichs und Englands in engster Berührung, während die übrige Romania etwas abgerückt erscheint. Es ist ein Überwiegen des germanischen Geistes, der besonders durch die Englandreisen Voltaires und Montesquieus vermittelt wird. Der esprit philosophique des 18. Jahrhunderts ist nicht nur eine Beschäftigung mit abstrakten philosophischen Fragen, sondern vor allem praktische Anwendung auf das Leben. Diese praktische Richtung kommt aus England. In den Salons ist englische Philosophie Mode. Rokokohafte Anmut verbindet sich mit wissenschaftlicher Schärfe. Sowohl Naturreligion, Deismus, als auch demokratische und Humanitätsgedanken werden an England orientiert. Frankreich stellt das alles auf eine breitere Basis und gibt allem die Form, die für Europa vorbildlich werden sollte. Erstens die Lebensform: Bewußtsein der europäischen Kulturgemeinschaft, mildere Sitten des Verkehrs, soziale Pflichten des einzelnen und Jugenderziehung. Zweitens die Kunstform: Tendenz im Dienste des Aufklärungsgedankens. Die Form ist hier die der kritischen Auseinandersetzung, Essay und Lehrgedicht. Die Tendenz ist auch im Theater, vor allem aber im Roman. In Deutschland ist nicht die Gesellschaft, sondern der gelehrte Stand führend. Die Wissenschaft wird neu organisiert. Friedrich der Große entwirft den Lehrplan der Universität auf Grund von übernationalen, souveränen, verstandesmäßigen Ideen. Mit Lessing, Kant, Herder und Schiller geht aber die deutsche Aufklärung weit über die französische hinaus.

Kulturkundlich ist das 18. Jahrhundert sehr wichtig. Seine Tendenzen sind von überzeitlicher Geltung.

J. F. Montesinos sprach in spanischer Sprache über einige Probleme der modernen spanischen Literaturgeschichte. Es ist jetzt wieder ein allgemeines Interesse an der spanischen Literatur zu konstatieren, das hoffentlich manche falsche Auffassung beseitigen wird. Die spanischen Probleme sind als fremdartig empfunden worden; jedoch statt ihren eigenen Wert zu sehen, bezeichnete man das Unverstandene als Unzulänglichkeit. Nur als Quellen für die anderen Literaturen wurden auch spanische Werke herangezogen. Die Unkenntnis wurde der Grund der Vorurteile. Nur Menéndez Pelayo und Menéndez Pidal sind auszunehmen von einer auch in Spanien selbst ganz unfruchtbaren Literaturbetrachtung. Man begnügte sich sonst damit, Daten und Anekdoten zu sammeln, und das wichtigste Buch über Calderón ist bis jetzt eine Sammlung von Rechtsdokumenten. Gewiß war gerade in Spanien die Kleinarbeit notwendig. Aber hier wurde über alle wichtigen Probleme hinweggesehen, und das literarische Urteil wurde in (nach Cervantes): cosas soñadas y bien escritas zusammengefaßt. Wurde aber ein schwacher Versuch gemacht, die Probleme literarisch zu sehen, so wurde sofort alles in Begriffe wie Idealismus und Realismus oder populär und gelehrt in sinnloser Weise eingeschachtelt. Der Redner führte sodann aus, wie die spanische Renaissance aus Unkenntnis einfach negiert wurde, ohne Rücksicht auf Werke wie Castros: Cervantes und Bells: Fray Luís de León, die das Gegenteil beweisen. Von Nebrija über Valdés zu Fray Luís de León ist die Entwicklung ganz klar. Die Akzeptation des Mittelalters spricht nicht gegen die spanische Renaissance, sondern erweitert nur noch ihren Sinn. Gerade die Vereinigung von Kontrasten entspricht dem spanischen Conceptismo, so auch die gleichlaufenden populären und gelehrten Tendenzen bei Góngora und Lope. Vor allem sind aber auch Begriffe wie Realismus zu revidieren, wenn man mit ihnen an Cervantes herangeht. Lope de Vega, Calderón u. a. bieten der heutigen Literaturwissenschaft noch eine Reihe unbeachteter Probleme. Der Redner schloß mit dem Wunsch, die deutsche Wissenschaft möge sich bei der Arbeit an diesen Problemen beteiligen.

A. Griera, Barcelona, sprach über das baskische Problem. Entgegen den Anschauungen anderer Forscher, steht Griera auf dem Standpunkt, daß die baskische Sprache vollkommen aus dem Romanischen zu erklären sei. Seine auf Grund langjähriger Forschungen erwachsene Überzeugung von diesen Zusammenhängen stützt er durch zahlreiche Beispiele. In übersichtlicher Weise hatte der Vortragende seine Beispiele geordnet, die er aus sämtlichen Gebieten der Sprache wählte. Von der Namenforschung kam er zu den Gegenstandsbezeichnungen, dann zum Verb und zum Pronomen.

Hamburg. Elena Dabcovich.

Die Vorträge der Herren Otto, Fehr, Hartig, Franzmeyer, Godart erscheinen gesammelt in Beiheft 15 der Neueren Sprachen.

CONGRÈS INTERNATIONAL DE LINGUISTIQUE ROMANE.

Der vom 28. bis 30. Mai 1928 in Dijon tagende internationale Kongreß für romanische Linguistik war der erste seiner Art. Mit-

glieder der „Société de linguistique romane“ und Lehrer der Universitäten waren dazu eingeladen. Jeder Teilnehmer fand ein Zimmer vorausbestellt zu mäßigem Preis im besten Hotel von Dijon und erhielt auf den französischen Eisenbahnen 50% Ermäßigung. Zu Ehren der Kongressisten war in der Stadtbibliothek eine Ausstellung alter Handschriften veranstaltet, die Akademie hieß sie in ihren Räumen durch ihren ausgezeichneten Präsidenten, den Dichter Estaunié, willkommen.

Der Kongreß war gedacht als ein Ausbau der jährlichen Sitzung der „Société de linguistique romane“, die 1924 auf internationaler Basis gegründet wurde und deren Organ, die *Revue de linguistique romane*, seit 1925 erscheint und die Tendenzen und das Arbeitsprogramm der 1914 eingegangenen *Revue de dialectologie romane* wieder aufnimmt.

Dijon in der weinreichen Bourgogne erwies sich als außerordentlich geeignet sowohl als wissenschaftliches Zentrum wie auch als unerschöpfliche und heitere Gastgeberin. Das war in der Hauptsache zu danken der unermüdlichen Umsicht und Zuvorkommenheit des Rektors der Universität, Herrn Terracher, und seiner liebenswürdigen Gattin; Herrn Poisot, dem Organisator des vergnüglichen Teils, und Herrn Merciers interessanten kunstgeschichtlichen Darlegungen.

Der Kongreß war gedacht als eine Zusammenkunft von Gelehrten zu neuer wissenschaftlicher Fühlungnahme: er gestaltete sich aus zu einer glänzenden Kundgebung für die von allen Nationen gemeinsam zu leistende friedliche Arbeit an der Romania und für das gemeinsame Ideal einer neuen Welt, wie es Herr Ferd. Brunot aus Paris, der Vorsitzende des Kongresses, in seiner Rede zum Schlußbankett aussprach.

Fast alle Staaten von Europa waren vertreten; sogar von Amerika war eine stattliche Anzahl von Delegierten erschienen. Deutschland stellte nur drei Mitglieder, keines in offiziellem Auftrag.

Der erste und dritte Tag waren wissenschaftlichen Mitteilungen gewidmet. P. Skok aus Zagreb sprach von *l'importance des listes toponomastiques de Procope pour la connaissance de la latinité balkanique*, indem er den griechischen Einfluß auf Lautung und Geschlecht gewisser Namen wahrscheinlich machte; V. Bertoldi aus Bonn über *Innovazioni marginali nel gallico e nel latino sopravissute nel romanzo*, d. h. über den Zusammenhang dokumentarisch belegter und dialektischer Formen mit toponomastischen; G. Gougenheim aus Amiens über *Parus „mésange“ en galloroman*, wobei er auf die Aussprache des *s* in *soustraire* nach *extraire* und in *lorsque* nach *parce que* zu sprechen kam; G. Millardet aus Montpellier über *le traitement vulgaire de latin oe*; *quelques formes aberrantes du vocalisme portugais* (*só, nó, pó, fé*); *français janti*, d. h. über den Ausfall des *e* in dem Namen *Jeannety*; A. Eckhardt aus Budapest über *H initial anorganique* (*Hongrois, herse*) *en français*, er suchte den Ursprung des *h* in östlichen und nordöstlichen Dialekten; H. Vandaele aus Besançon über *le traitement de -mj-; l'origine du suffixe verbal -ons, du futur serai, du verbe aller*; C. de Boer aus Leyden über *facteurs troublants dans les études de syntaxe française*, indem er *que* in Fällen wie *qui que* als *mot vide* ansah und nicht auf *quisquis* zurückführen wollte; C. Pult aus Sankt Gallen über *l'état des travaux du Glossaire des parlers rhétiques occidentaux*; C. Battisti aus Florenz über *l'Atlante toponomastico alto-atesino*; W. v. Wartburg aus Aarau über *le français littéraire dans*

„*Französisches Etymologisches Wörterbuch*“, d. h. über die Grenzen und Schwierigkeiten eines gewissenhaften Herausgebers; Ch. Bruneau aus Nancy über *l'imparfait lorrain en -or*, das er auf ein altes adverbielles *or* zurückführte, das an den Imperativ angehängt wurde und gestützt auf die Imperfektform des Verbums *esse* als Imperfektendung im allgemeinen aufgefaßt wurde; A. Griera aus Barcelona über *les rapports de l'atlas linguistic de Catalunya et du dictionnaire des parlers catalans*; J. Jud aus Zürich über *Quelle confiance peut-on accorder aux données des atlas linguistiques en matière de lexicologie ?* (avec projections), wobei er auf ein keltisches Wort *benna* zu sprechen kam, das ein Korbgeflecht bezeichnet und bald in Form eines Wagens oder Schlittens oder als Hütte des Flurwächters auftritt; A. Counson aus Gent über *les mots migrateurs: Amérique, artiste, Bonaparte, galbe, napoléon*; E. Muret aus Genf über *les noms de lieu germaniques en -ens ou-ans, -enges ou -anges dans les pays de domination burgonde*; F. Brunot aus Paris über *l'histoire dans les mots*, eine geistreiche Plauderei über den zweifelhaften Inhalt und die zündende Kraft gewisser Worte wie *aristocratie, égalité, la nation* u. a. während der französischen Revolution.

Der zweite Tag zeigte den Teilnehmern so recht was burgundische Gastlichkeit bedeutet. Die über 100 Kongressisten waren zu einem Ausflug nach dem Kloster Cîteaux und dem Weinstädtchen Beaune (von etwa 14000 Einwohnern) eingeladen, dessen unvergeßlichste Persönlichkeit, der Bürgermeister Herr Dubois, den fremden Gästen herzlich zurief: „Dank, daß Ihr hierher gekommen seid!“ Die Stadt forderte sie auf zum Besuch ihrer Kathedrale mit den kostbaren Tapisserien, des einzigartigen Hôtel-Dieu, des Museums und zu Darbietungen burgundischer Lieder, sie speiste sie an einer reichgedeckten fröhlichen Bankettafel. Weitere „vins d'honneur“ spendeten Nuits Saint-Georges und Vougeot auf der Rückfahrt nach Dijon, wo die Kongressisten abermals als Gäste im Theater der ausgezeichneten Aufführung zweier Molièrescher Komödien von Meister Copeau aus Paris beiwohnten. Zum Schlußbankett waren sie die Gäste der Universität der Stadt unter dem Vorsitz des Herrn Cavalier. Und hier hatten sie noch einmal Gelegenheit F. Brunots geistreiche heitere Eloquenz zu bewundern, der bei allen Empfängen in feiner improvisierter Erwiderung den rechten Ton zu treffen wußte. So kann der Kongreß wissenschaftlich, künstlerisch und gesellschaftlich als sehr gelungenes Unternehmen angesehen werden, von dem alle Teilnehmer mit dankbarem Gefühle gegen seine Veranstalter schieden.

Berlin. Eva Seifert.

BERICHT ÜBER DIE SITZUNGEN DES WIENER NEUPHILOLOGISCHEN VEREINS.

In der Sitzung vom 28. Oktober 1927 sprach Prof. Robert F. Arnold über das deutsche Kunsträtsel, d. h. die Rätseldichtung von Gebildeten für Gebildete oder deren Kinder und mit literarischen Ansprüchen, die sich mindestens — seit der Neuzeit — in der Benanntheit dieser Gedichte und Gedichtchen bekunden; im Gegensatz zum Volksrätsel, einem Liebling der internationalen, übernationalen Volkskunde hat das Kunsträtsel bisher noch kaum Beachtung von seiten der Wissenschaft gefunden. Arnold erörterte zunächst das Wesen des Rätsels, an dem er eine logische, eine

tropische und eine optisch-akustische Tendenz unterscheidet, streifte die Urgeschichte der Gattung und gab sodann die Grundzüge einer Geschichte des kunstmäßigen Rätsels auf deutschem Boden vom Mittelalter bis zur Gegenwart und erläutert diese Darstellung durch Proben aus seiner soeben veröffentlichten Anthologie „Der Irrgarten" (Österreichischer Bundesverlag, Wien), in welcher sich mit vielen anderen Franz Brentano, Fechner, Geibel, Goethe, Grillparzer, Hebbel, Hebel, Wilhelm von Humboldt, Immermann, Kügelgen, Matthisson, Möricke, Platen, Rückert, Schiller, Schleiermacher, Schopenhauer, Spitteler, Uhland, Vischer, Marianne v. Willemer zusammenfinden und das durch lange Sammeltätigkeit gewonnene ältere Material durch bisher ungedruckte Beiträge von Zeitgenossen ergänzt.

In der Sitzung am 25. November 1927 berichtete Professor Dr. Rudolf Standenat (Bundeserziehungsanstalt, Wien XIII) über die Germanistentagung, die vom 3. bis 8. Oktober in der Technischen Hochschule zu Danzig abgehalten wurde. Nach einer kurzen Einleitung — Schilderung der Reise von Wien nach Danzig, die über acht Staatsgrenzen führt, und der derzeitigen politischen Verhältnisse der „Freistadt" — sprach der Vortragende ausführlich über die reichen Eindrücke und unvergeßlichen Erlebnisse der Tagung. Die zahlreichen aufschlußreichen Vorträge über die Geschichte und das Geistesleben der „Königin der Ostsee" und Ostpreußens wurden vertieft durch Besichtigung berühmter Bau- und Kunstdenkmäler Danzigs und der nächsten Umgebung. Den Kernpunkt der Tagung vom rein fachlichen Standpunkt bildete der Kampf um die Kulturkunde im Deutschunterricht. Studienrat Dr. Schwartz aus Altona suchte in seinem Vortrage „Deutschkunde und Geschichte" zwischen den beiden feindlichen Parteien zu vermitteln, die besonders seit Erscheinen der „Preußischen Richtlinien" in scharfer Weise einander bekämpfen. Der eindrucksvolle Höhepunkt der Tagung war der Festabend im altehrwürdigen Artushof, den der Senat der Freistadt Danzig der Gesellschaft für deutsche Bildung gab. — Anschließend an den Bericht lieferte der Vortragende einen Beitrag zur Wortgeographie. Durch Besprechen einer Fülle „erwanderter" Beispiele entwarf er nicht nur ein farbiges Bild landschaftlicher Bezeichnungen, sondern gab auch lebendigen Anschauungsunterricht über den verschiedenen Gefühlswert deutscher Ausdrücke. Zum Schluß betonte der Vortragende, daß die geradezu beschämend zahlreichen fremdsprachigen Aufschriften im Straßenbild deutscher Städte zur Betätigung deutschen Kulturwillens auffordern.

Sitzung vom 16. Dezember 1927. — Prof. Dr. K. Luick, Über einige Grundfragen des englischen Versbaus.

Der Vortragende leitete zunächst rein empirisch aus Beispielen den Unterschied zwischen Vers und Prosa ab: entscheidend für ersteren ist die in wesentlich gleichen Zeitabständen erfolgende Wiederkehr gleichgebauter Teilstücke der Rede. Der Zeitfaktor ist von großer Wichtigkeit: es ist eine verhängnisvolle Einseitigkeit zu sagen, der englische Vers sei akzentuierend (im Gegensatz zum quantitierenden Vers der Alten). Die Quantität spielt im englischen Vers eine große Rolle, allerdings nicht die der Silbe, sondern die des Versfußes. Dies äußert sich z. B. beim Wechsel von drei- und zweigliedrigen Füßen. Hierauf wurden die innere Gliederung des Fußes und Fälle wie Miltons *Better to reign in Hell than serve*

in Heaven erörtert. Die Erscheinung zu Anfang dieses Verses wird von den Engländern als „inversion of feet“, im Deutschen vielfach als „Taktumstellung“ bezeichnet. Es wird nun dargetan, daß tatsächliche Umstellung des Taktes den Rhythmus zerreißen würde und jeder, der überhaupt Verse zu sprechen weiß, das anwendet, was wir schwebende Betonung nennen, deren Wesen erörtert wird. Manche Dichter wissen gerade durch sie außerordentliche Wirkungen zu erzielen. Zum Schluß wird die innere Bindung des Fußes besprochen. Die Silbenfolge wie sie im Blankvers vorliegt, wird mit Notwendigkeit entweder als, xx́|xx́|xx́|xx́|xx́(x) oder als x|x́x|x́x|x́x|x́x|x́(x) gesprochen; es wird entwickelt, wie sich dies phonetisch äußert.

Sitzung vom 27. Januar 1928. E. W. Scripture, Neues aus dem Gebiet der philologischen Experimentalphonetik. Der Vortragende besprach folgende Themen.

1. Registrierung der Molekular- und Massenbewegungen der Luft beim Sprechen. Die Errungenschaften der graphischen Methode und des verbesserten Sprachzeichners. Der Sprachstrom wird in Sprachatome zerlegt und gemessen.

2. Die Analyse des russischen Lautes (schtsch). Eine Arbeit aus der Station für Slavistik des phonetischen Laborarorium. Der Laut wurde mehrmals registriert. Langsam gesprochen besteht er aus sieben Atomen, welche als die Verschmelzung von zwei Hauchlauten mit einem dazwischenliegenden Verschlußlaut aufgefaßt werden können. Bei steigender Geschwindigkeit zeigt sich der zweite Hauchlaut als sehr widerstandsfähig, während der Verschlußlaut am meisten nachgibt. Mit anlautendem und auslautendem Vokal wie in a a verbindet sich das erste Atom des ersten Hauchlauts mit dem Körper des Vokals; dies geht oft so weit, daß Hauchlaut und Vokal *gleichzeitig* beginnen. Der zweite Hauchlaut wird kurz und ziemlich schwach; was vorhanden ist, wird oft *zum ersten Teil des Vokals*. Die Kurven liefern aufs neue den Beweis, daß die Sprache nicht aus getrennten Lauten, sondern aus zusammengewachsenen Strukturen besteht.

3. Sprechrhythmus und Gedankenrhythmus in Galsworthys Devon to Me. Der merkwürdige Gedankenryhthmus besteht aus: Personenrhythmus, Landrhythmus, Empfindungsrhythmus und Tätigkeitsrhythmus. Unter den rhythmischen Formen ist ein genau nach griechischer Art gebauter *Adoneus* zu nennen.

4. Die Metrik in Beowulf. Auf Grund graphischer und historischer Untersuchungen werden folgende Prinzipien festgestellt: 1. Für die Betonung gilt das Prosaprinzip; 2. die Zahl der Betonungen in einer Zeile ist 4 (ausnahmsweise 5 oder 6); 3. die Zahl und Verteilung der Zwischenvokale ist frei; 4. eine Einteilung in Halbzeilen hat keine Berechtigung; 5. die Zeit zwischen den Zentroiden (Schwerpunkten der Betonung) ist annähernd konstant, die Zeilen sind also rhythmisch. Die Resultate dürfen als eine Bestätigung der früheren Theorie von *Sievers* unter Einführung des neulich von *Sievers* verlangten rhythmischen Prinzips angesehen werden — also gewissermaßen ein Ausgleich in dem Fall *Sievers gegen Sievers.*

BERICHT DES NEUPHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BREMEN ÜBER DAS 31. VEREINSJAHR 1926/1927.

Der Verein zählt jetzt 58 Mitglieder. Im Vereinsjahr fanden vier ordentliche Sitzungen, die 180. bis 183., statt.

In der 180. Sitzung am 5. November 1926 wurden der Jahres- und Kassenbericht erstattet und der bisherige Vorstand wiedergewählt. Er bestand damit wieder aus den Herren Prof. Dr. Gärtner, erster Vorsitzender, Dr. Otto, zweiter Vorsitzender, Dr. Deßken, Kassenwart, Prof. Dr. Blume, Schriftführer.

Herr Dr. Rübens gab einen eingehenden Bericht über seinen „Ferienaufenthalt in Spanien", währenddessen er hauptsächlich an den spanischen Kursen in Madrid teilnahm. Der Vortragende war von dem Ergebnis seiner Reise, die ihm großen sprachlichen Nutzen, aber auch persönliche Kenntnis von Land und Leuten eintrug, voll befriedigt.

In der 181. Sitzung am 28. Januar 1927 sprach Herr Dr. Deßken über das Thema „Kulturkunde" und im Zusammenhange damit über neuere kulturkundliche Werke und kulturkundlichen Unterricht in der Schule. An den Vertrag schloß sich eine längere Besprechung.

In der 182. Sitzung am 4. März hielt Herr Dr. Büchtemann einen inhaltsreichen und anregenden Vortrag über „Frankreich, wie ich es gesehen habe", und legte die Eindrücke und Erfahrungen während eines dreimonatigen Studienaufenthalts in Paris und Umgebung im Sommer 1926 dar, wobei er besonders im persönlichen Verkehr in einer feingebildeten französischen Familie schätzenswerte Einblicke in französisches Wesen und französische Denkart erhielt.

Die 183. Sitzung am 6. Mai brachte einen Vortrag von Prof. Dr. Weichberger über „Das Rolandslied und der Bremer Roland", in dem er an der Hand älterer und neuerer Literatur eigenartige Beziehungen in bezug auf Vers- und Strophenbau herzustellen versuchte. Blume.

BESPRECHUNGEN.

Paul Hankamer. *Die Sprache.* Ihr Begriff und ihre Deutung im 16. und 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Frage der literarhistorischen Gliederung des Zeitraums. Verlag von Friedrich Cohen in Bonn. — Preis geb. 11 M.

Es ist ein seltsames und spannendes Schauspiel, die deutsche Sprache vom 16. zum 17. Jahrhundert aus der ihr längst wieder eigenen und darum scheinbar eigentümlichen Derbheit, ihrer Unbewußtheit und ihrer dienenden Haltung gegenüber dem Stoff zur Fähigkeit wirklichen Ausdrucks verschiedenster Seelenbereiche heranwachsen und sich weiter wandeln zu sehen zur Bewußtheit ihrer selbst, zur Gestalt- und Schmuckfreude, zur forschenden oder eitlen Selbstbespiegelung und zu feilen Künsten. Wo sich solcher Wandel der Sprache, Zeichen eines Wandels des Geistes, vollzieht, da müssen auch die Ansichten über die Sprache selbst ihn mitmachen, obwohl Sprachübung und Sprachdeutung nicht immer zusammenstimmen, weder nach Richtung, noch nach Tiefe, noch nach Gewandtheit.

Hankamer sammelt die Äußerungen der deutschen Dichter, Grammatiker und Sprachphilosophen des im Titel genannten Zeitraums, erläutert sie und sucht ihren geistesgeschichtlichen Zusammenhang darzustellen. Vom Frühhumanismus ausgehend, berichtet er von den Ansichten des Erasmus und Reuchlins, von ihrem infolge des unabänderlichen „klassischen" Vorbilds toten Schriftsprachebegriff, von den Übersetzungen, die immerhin das Sprachgefühl erwachen ließen. Die grundverschiedenen Übersetzungsweisen Wyles, Albrechts von Eyb, Steinhöwels werden gewürdigt und hier wie später die Sprachübung auch solcher Männer betrachtet, von denen wir keine Aussage über die Sprache selbst haben, wie Brants und Murners, eine Betrachtungsweise, der wir mit grundsätzlichen Einwänden gegenüberstehen. Bei der Schilderung der Bedeutung der Sprache für die Reformation und ihre Gegner, der Tätigkeit und des Sprachbegriffs Luthers findet der Verfasser wie oft auch sonst wissende, klare und schöne Worte über Luthers und mancher anderer Reformatoren, Humanisten und Religiöser Verhalten zur Sprache. Nach der Darstellung der bald humanistischen, bald mystischen Lehren und Methoden der Grammatiker jener Zeit schließt eine Würdigung der Sprachtat Huttens den I. Teil „Die Renaissance".

In Fischarts verspielter, das eigene Sprechen belauschender Schreibweise sieht Hankamer mit vielem Recht den Übergang zum sprachlichen Barock; mit vielem Recht, wenn es uns auch zu weit gegangen erscheint, bei ihm und anderen, die einfach einem bestimmten Sprachtypus angehören, die Mikrokosmusidee wirken zu sehen, der der Verfasser bei der Abgrenzung des „Barock" große Wichtigkeit beimißt. Das seltsam zeitlose und berühmte „Drunckenheits"-Gedicht Weckherlins, das aber sehr aus seinem sonstigen Werk herausfällt, gibt Anlaß, seine sprachliche Art als Fortschreiten der Sprachauffassung Fischarts zu den gegensätzlichen Opitzens und Spees zu sehen. In den Gedichten Flemings, Dachs, Gerhardts, Gryphius' wird den Anzeichen für das Erwachen des Gedankens der „Natursprache", der bewußten Auseinandersetzung mit der Sprache und ihrer Fähigkeit, Seelisches, Geistiges auszusagen und zu gestalten, nachgespürt. Des Gryphius Not der Maßlosigkeit wird bei den zweiten Schlesiern zur Wortschwelgerei, den zum Gehalt und zur seelischen Bewegung in losester Beziehung stehenden, oberflächlich-sinnlichen Reizen der Sprache wendet man nun seine Aufmerksamkeit zu, die Sprache scheint sich dem vom Spiel mit ihr entfachten Literaten ganz preiszugeben und läßt ihn doch ihr Letztes und Tiefstes nicht ahnen.

Die von Hankamer getreu, mit scharfer Beobachtung und ursprünglichem Sinn für sprachliche Werte und Unwerte dargestellten Lehren der Literaten und Philologen, der Grammatiker und der sonst über die Sprache Philosophierenden spiegeln die Vielfalt der Sprachübung im 17. Jahrhundert wieder, bieten die tiefsten Einsichten und die oberflächlichsten Ansichten vom Sinn und Wert der Sprache, der „deutschen Hauptsprache" im besondern, von ihrer Geschichte und ihrer Fähigkeit, ihrem Rang und ihrer Zukunft.

Zesen und die Nürnberger Poetik werden hier gewürdigt, Schottels imponierendes Werk, das die verschiedenartigsten Anregungen der Zeit sammelt und sie an Leibniz weitergibt, wo sie mit dem Verstand des Rationalisten geklärt und dem Wissen des

Polyhistors korrigiert werden, ohne daß sich ihre letzten Geheimnisse erschlössen. Ganz dem erschütternden Sprachgeheimnis hingegeben ist dann wieder Böhme, mittelbar Schüler des Grammatikers und Methodikers des Sprachunterrichts Ickelsamer; Stoff für seine ursprüngliche Sprachauffassung liefert ihm die Logoslehre, die verstanden und unverstanden, überspitzt und veräußerlicht, wie Hankamers Buch zeigt, immer wieder im Sprach- und Religionsstreit auftaucht, vorläufig das letzte Mal bei Angelus Silesius, pointiert und mechanisiert im Sinne der Nürnberger.

Hankamer begnügt sich nicht mit der Darstellung von „Begriff und Deutung der Sprache im 16. und 17. Jahrhundert“, er erweitert sie nach zwei Richtungen: Einmal, indem ihm die Darstellung nicht Selbstzweck ist: er will sie als „Beitrag zur Frage der literarhistorischen Gliederung des Zeitraums“ gewertet wissen, wodurch sie natürlich beeinflußt wird; zweitens dadurch, daß nicht nur Begriff und Deutung der Sprache gegeben werden, sondern auch ausführliche Stilcharakteristiken, ohne daß sich aus ihnen immer ein Zugang zum Begriff ergäbe. Dem Vorwort nach ist die sprachliche Tat der Dichter „nur soweit berücksichtigt, als von ihr aus zum Begriff der Sprache ein Weg zu führen scheint, wobei naturgemäß Begriff und Gebrauch oft sich nicht decken, oft geradezu Widersprüche ergeben“ (S. XI). Hebt da der Nachsatz den Vordersatz nicht auf? Warum ist dann in vielen Fällen bloß die Sprachübung geschildert, obwohl in der Untersuchung „der Begriff und die Deutung der Sprache, nicht ihre Übung und Form als Mitte gesetzt ist“ (ebda.), ohne daß wir ein Wort über des Dichters Sprachbegriff erführen? Warum muß für diesen oft seine Ansicht über „Dichtung“ im allgemeinen eintreten, die doch keineswegs jedem von ihnen als identisch mit „Sprache“ erscheint? So überwiegen häufig die Stilcharakteristiken, die dem Wesen jeder Stiluntersuchung gemäß Seelenbildnisse der Dichter mit grundsätzlichen Worten über Sprachliches vereinen, oft glänzende Charakteristiken, aber doch mehr — und als ihr würdiger Gegenstand — in eine „philologisch-dichtungsgeschichtliche Untersuchung“ passend als in eine, die sich ausdrücklich hiervon fernhalten will. Ein Weniger an Inhalt wäre hier ein Mehr an Straffheit gewesen, denn etwas zwiespältig Unklares gerät so in die Untersuchung hinein, bis in die Verwendung so entscheidender Wörter wie „Begriff der Sprache“. So (S. 35) über Murner: „Ein anderer Begriff der Sprache ist hier mächtig, eben der, daß die Sprache und ihre Formeln nur Zweckmittel, nicht Ausdruck sind.“ Über Murners „Begriff der Sprache“ — „Begriff“ als Art des Begreifens — wissen wir nach den vorliegenden Äußerungen gar nichts, und was der Verfasser hier mit „Begriff“ meint, ist eine andere Betätigungsart, ein anderer Typus der Sprache. Und der „Begriff der Sprache“ an sich, zu finden gesucht von uns, bleibt überzeitlich, wenn auch noch so vielgestaltig in den verschiedenen Zeiten und noch so reich an bald hervor-, bald zurücktretenden Merkmalen, ein Reichtum, der allerdings für die Erkennung der Stilepochen ausgezeichnet zu verwerten ist. So kommt es zu den Stilbeschreibungen, welche die jeweils sich offenbarenden Seiten der Sprache erkennen lassen, während das Ziel des Buches ist zu zeigen, was jeweils unter Sprache verstanden wird.

Die Abhandlung bezweckt, eine schärfere Gliederung des behandelten Zeitraums vorzubereiten, „losgelöst von kunsthisto-

rischen Grundbegriffen und formalen Kategorien", und doch gliedert sie ihn in Renaissance und — Barock, wie es ja berechtigter Brauch geworden ist. Nachdem aber nun einmal dieser anfangs kunsthistorische Begriff in die Literaturgeschichte getragen wurde, allerdings da wie dort über das bloß Formale hinaus erweitert, erscheint es uns unangebracht, ihm nun abermals einen neuen, vom ursprünglichen recht entfernten Sinn zu geben. Was versteht nämlich Hankamer unter „Barock"? Es „erschiene . . . als die Epoche, in der das mystisch-naturphilosophische Element . . . in inniger Verbindung mit dem Humanismus und dem Luthertum . . . ein eigenartiges, allerdings noch fragmentarisches Weltbild schafft, das auch für die Zukunft über die Aufklärung hinaus in das 18. Jahrhundert, in Klassik und Romantik anregend wirkte" (S. XIVf.). Und so geht er in allem Sprachlichen den Spuren eines so verstandenen Barock nach: der Lobpreisung der Natur als klingender und singender Schöpfung Gottes, in die oft auch der Dichter eingeordnet ist, der selbst wie das sprechende Wesen Mensch überhaupt als „Kleine Welt" gesehen wird. Von hier aus, den Lehren von der Deckung von Wort und Welt, humanistischen, naturphilosophischen Traditionen aus wird der für die Untersuchung entscheidende vieldeutige Begriff „Natursprache" aufgebaut. Die feinfühlige Durchmusterung der Sprachäußerungen nach diesem einen Gesichtspunkt kann Gewaltsamkeiten wohl nicht vermeiden, aber die Ergebnisse sind sehr anregend.

Auf Einzelheiten einzugehen müssen wir uns versagen, und so sei bloß noch von der Darstellung erwähnt, daß sie dank dem ausgebildeten Sprachgefühl des Verfassers, das auch inhaltlich die Untersuchung hebt, eine sichtliche Abneigung gegen das Sprachklischee dartut und bestrebt ist, die Wörter als sinnliche, ihrem Ursprung nahe Gebilde zu verwenden; allerdings werden dadurch mitunter sachlich ganz einfache Tatbestände sprachlich verdunkelt und überhöht.

EVA FIESEL, *Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik.* Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1927. 259 S.

Diese Schrift unterrichtet in vorzüglicher Weise darüber, welche sprachphilosophischen Fragen der Früh- und Spätromantik und dem Jungen Deutschland sich ergaben und wie gesucht wurde, sie zu lösen. Für Ziel und Methode fühlt sie sich Strichs Klassik und Romantik-Buch verpflichtet. Auf breiten Studien beruhend, stellt sie, sinngemäß nach den drei genannten Zeitabschnitten gegliedert, deren Gedanken über Wesen und Ursprung, Bedeutung, Form und Formen der Sprache dar. — Die Arbeit ragt durch Bedeutung der Aufgabe, ergiebigen Fleiß, Verwendbarkeit und methodische Tüchtigkeit über den Durchschnitt der Doktordissertationen weit hinaus, nicht aber an innerer Teilhabe an ihren Problemen, die doch gerade bei einer sprachphilosophischen Arbeit so nötig ist. Nicht daß wir eigene Stellungnahme zu den Lösungen der Probleme für unbedingt erforderlich hielten; doch müßte irgendwo die Erkenntnis ihrer grundsätzlichen, über das Fachwissenschaftliche weit hinausgehenden Bedeutung wenigstens durchschimmern; oder müßte die Wahrnehmung tieferer philologisch-philosophischer Bildung Gewähr dafür bieten, daß der Sinngehalt der klug und kenntnisreich gewählten Zitate voll erfaßt wurde. — Als Feststellung des Gedankenbestandes, als ordnender Überblick bietet die Arbeit Vortreffliches. Um so sonderbarer berührt die Methode

des Zitierens durch bloße Namen- und ungefähre Titelnennung und das Verschweigen der gesamten vorausgegangenen Forschung. „Deutung" mit Verzicht auf wissenschaftliche Tradition ist *ein* Typus von Darstellung und Erörterung; geschichtliche Forschung mit Wahrung der Kontinuität ein anderer. *Diesen* Weg einzuschlagen mit den Gesten *jenes*, ist nicht gut.

Wien. Franz Heinrich Mautner.

OTTO FUNKE. *Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie.* Verlag A. Franke A.-G. 1927. 140 S. 4,80 Fr. (= Neujahrsblätter der literarischen Gesellschaft, Bern. Neue Folge, VI. Heft.)

Cassirer hat in seiner Philosophie der symbolischen Formen einen Abriß der Geschichte der Sprachphilosophie gegeben, in dem man *am meisten* eine Darstellung der neueren Strömungen in der Sprachphilosophie vermißt. Ist es doch so, daß sich einzelne Richtungen bloß in Rezensionen oder in Anmerkungen ausleben. Dabei ist der Widerstreit der Meinungen, bei erschütterndem Aneinandervorbeireden, stärker denn je. Erst das vorliegende Buch bringt Ordnung in die verwirrende Fülle der Meinungen, einen Überblick über die Richtungen und das bisher Geleistete, aber nicht etwa in farbloser Darstellung, sondern, was viel wertvoller ist, mit kritischer Durchleuchtung. Drei Strömungen kann man unterscheiden: die romantische Gruppe glaubt, daß die jeder Sprache zugrunde liegende eigentümliche Ordnung durch ein geheimnisvolles Agens bewirkt sei; die ästhetische Richtung will von allen Wirkungen und Leistungen der Sprache nur die literarisch bedeutsame gelten lassen; die empirisch-psychologisch eingestellten Forscher versuchen, ihre Erkenntnisse durch stärkste Beachtung der Tatsachen und deren genaue Analyse zu gewinnen, wobei die seelische Seite der Sprache in den Vordergrund rückt. Ist es da ein Zufall, daß die Theoretiker, die von der Philosophie herkommen und daher durch den konstruktiven Bau ihrer Systeme vorbelastet sind, nun auch die Sprache in diese Zwangsjacke stecken wollen, während die praktische Sprachforscher, mögen ihre Ansichten auch weit auseinander gehen, in der *Methode* einig sind? Diese Methode aber ist die empirische!

Diesen letzteren Standpunkt vermag nun der Verfasser gegenüber den vielfältigen Meinungen und Sub-Meinungen der spekulativen Theorie in glücklichster und erfolgreichster Weise zur Geltung zu bringen. Es ist darum auch kein Zufall, daß der kleinere erste Teil der Schrift einen bisher wohl unbekannten englischen Sprachphilosophen des 18. Jahrh. behandelt, nämlich J. Harris und seinen „Hermes". Denn die empirische Methode dieses Forschers und seine Ansichten in den einzelnen Problemen unterscheiden sich sehr wohltuend von den gleichzeitigen oder wenig späteren deutschen sprachphilosophischen Meinungen: ich denke da z. B. an H. C. W. Siegwart, bei dem sogar die einzelnen Buchstaben (!) im Wort eine begriffliche Bedeutung haben.

Zum Schlusse seien noch zwei Wünsche geäußert, damit sie für die sicher bald nötige 2. Auflage berücksichtigt werden: 1. Ich halte den Zusatz „psychologisch" (in „empirisch-psychologisch") für schädlich, da er nur zu Voreingenommenheiten Anlaß gibt. Wohl hat die Sprachphilosophie auch gewisse psychische Phänomene zu untersuchen; aber für gewöhnlich betrachten wir nur

jene, die *rechtmäßig* mit den sprachlichen Symbolen verbunden werden und für diese Verbindung erst durch den „Sprachgebrauch" konzessioniert worden sind. Eine solche Auswahl ist aber in der Psychologie nicht zulässig; daher wäre das Wort „psychologisch" zu vermeiden.

2. In O. Spenglers „Untergang des Abendlandes" ist ein langes Kapitel über die Sprache zu finden. Auch dieses verdiente behandelt zu werden, nicht weil es so bedeutsam ist — Spengler hat absatzweise von B. Croce abgeschrieben —, sondern weil er große Verbreitung und starken Einfluß hat.

Abschließend kann gesagt werden: ein sicherer und unentbehrlicher Führer durch den Irrgarten der Sprachphilosophie.

Wien. Wilhelm Brandenstein.

M. J. van der Meer, *Historische Grammatik der niederländischen Sprache.* 1. Band: Einleitung und Lautlehre. (Germanische Bibliothek. Herausgegeben von Wilhelm Streitberg †. 1. Abt., 1. Reihe, 16). Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1927. — CLIII und 353 S. 8°. — Geh. 16 M, geb. 18 M.

Das Studium des Niederländischen hat bei den deutschen Germanisten lange im Hintergrund gestanden. Die Arbeiten Ernst Martins und Johannes Francks fanden wenig Nachfolge. Mehr Beachtung ward der Literatur des 17. Jahrh. zuteil; ist sie doch auch von der größten Bedeutung für die deutsche Dichtung jener Zeit. Immerhin könnte auch da mehr geschehen. Jetzt bahnt sich ein Wandel an; ein begrüßenswertes Zeugnis ist u. a. die Aufnahme einer historischen Grammatik des Niederländischen in die „Germanische Bibliothek". Sie ist nicht die erste Darstellung in deutscher Sprache; Te Winkels Geschichte der niederländischen Sprache in Pauls Grundriß verdanke ich sehr viel Belehrung und Anregung. Seither sind viele Jahre vergangen, manches hat sich geändert, und so ist Raum für eine neue Arbeit. Leider hat die unerhörte Steigerung der Druckkosten die Ansetzung eines hohen Preises notwendig gemacht. Wieviel Gelehrte können ihn zahlen? In Österreich wenigstens sind sie an den Fingern zu zählen.

Die Stoffverteilung befremdet auf den ersten Blick: 96 Seiten Einleitung, dazu 29 Seiten Literaturangaben und Nachträge; der Lautlehre der ererbten germanischen Bestandteile sind 133 Seiten gewidmet, nicht weniger als 102 den Lehnwörtern, dazu kommen 65 Seiten Literatur und Nachträge. Aber der Verfasser betont, daß das Niederländische durch die innige Einschmelzung französischer Bestandteile besonders in der ältesten Periode sein Gepräge erhält. Und die Einleitung bietet des allgemein Interessanten die Fülle.

So der Abschnitt über die „heterochthonen Mundarten", d. h. die Kolonialdialekte. Von diesen hat bei uns zur Zeit der Burenschwärmerei das Kapholländische die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. (Das Büchlein von Heinrich Meyer, Die Sprache der Buren, 1901, hätte wohl eine Erwähnung verdient.) Inzwischen ist es neben dem Englischen Amtssprache in Südafrika geworden[1].

---

[1]) Der Verfasser sagt S. XL, das Kapholländische sei 1924 als offizielle Schriftsprache angenommen worden. Ein junger Bure, der im Sommer 1922 die Wiener Universität bezog, sagte mir schon damals, es sei Amtssprache; jedenfalls waren seine Zeugnisse in dieser Sprache abgefaßt.

Einen Beitrag zur Geschichte menschlicher Torheit liefert die Mitteilung, daß seitdem in manchen Gegenden ein fanatischer Kampf gegen das „Hooghollands" entbrannt sei; „niederländische Bücher wurden zu Tausenden verbrannt." — Was für wunderliche Wege die Sprachgeschichte wandeln kann, lehrt das Schicksal des „Djoe-Tongo" in Westindien. Portugiesische Juden aus Amsterdam wanderten im 17. Jahrh. in Guyana ein. Sie redeten mit ihren Sklaven in einer portugiesisch-niederländischen Mischsprache. Ihre Nachkommen sprachen später holländisch, aber die — kreolisierte — Mischsprache wird jetzt von einem Stamm freier Buschneger gesprochen. — Oder: Holländer, die in Ostindien gelebt haben, bringen eine Menge malaiischer Ausdrücke ins Mutterland zurück, und diese dringen in die Sprache anderer Gebildeten ein. Ja, es scheint, daß auch ihre in Indien erworbene Lautgebung im Haag als elegant nachgeahmt wird.

Reizvoll ist es, die Entwicklung des Niederländischen im Mutterlande zu verfolgen und mit den deutschen Verhältnissen zu vergleichen. Was uns zunächst auffällt, ist, daß es seit längerer Zeit in Holland eine bis zu einem gewissen Grad einheitliche Umgangssprache der Gebildeten, das *Algemeen beschaafd*, gibt, die sich in elementaren Dingen von der Schriftsprache, wie sie die Grammatiker des 18. Jahrh. festgestellt haben, unterscheidet. Ich nenne nur zwei Punkte: das Ansprachepronomen *gij* ist der Umgangssprache fremd (man gebraucht dafür *U* oder *jij, je*), und die Scheidung nicht neutraler Sachnamen in Maskulina und Feminina hat in ihr keine Stütze[1]). Ähnliche Erscheinungen zeigen die germanischen Sprachen des Nordens. Bei uns liegen die Dinge anders. Ganz abgesehen davon, daß in Teilen des deutschen Sprachgebietes (Schweiz, Elsaß, Luxemburg, Ostfriesland — in der Diaspora bei den Siebenbürger Sachsen) die Gebildeten im Umgang Dialekt sprechen oder, wie in Württemberg, eine Gebildetensprache deutlich provinzieller Färbung besteht: wer durch Reisen aus dem Stand sprachlicher Unschuld herausgetreten ist, wird unsicher, ob das, was er für feinste Umgangssprache gehalten hat, anderwärts auch dafür gilt. Daher die Neigung, im Verkehr mit Fremden sich der Literatursprache anzunähern. — Seit den achtziger Jahren ist in den Niederlanden eine Bewegung im Gange, die die Spannung zwischen den zwei Sprachformen zugunsten des Algemeen beschaafd ausgleichen will. Eine gewisse Ähnlichkeit hatte bei uns der Kampf gegen den papiernen Stil. Aber da handelte es sich doch in der Hauptsache nur um die Zurückdrängung gewisser „papierner" Wörter u. dgl. zugunsten von solchen, die daneben immer auch geschrieben worden waren (z. B. *welcher — der*). Um eine genaue Parallele zu finden, muß man bis ins 18. Jahrh. zurückgehen. Da mühten sich viele — nicht immer mit Erfolg — ab, die Scheidung von *zween, zwo, zwei* auf dem Papier durchzuführen, bis Adelung das erlösende Wort sprach.

[1]) Nach Talen, Kollewijn en Buitenrust Hettema, Nederlande taal § 74 werden die männlichen und die weiblichen pronominalen Bezugswörter mitunter von demselben Sprecher durcheinander gebraucht. Ein hübsches Beispiel, das auf Deutsch so lauten würde: „Der Wein ist gut, nicht wahr? Ja, und *er* ist auch gar nicht teuer; ich lasse *sie* immer per Faß kommen." — Nach De Vooys, Verzamelde taalkundige opstellen S. 112 ist das normale Bezugswort das maskuline *hij*.

Dann das Verhältnis des Südens zum Norden. Nach der Einnahme von Antwerpen 1585 war das Band zwischen den nunmehr bei der Krone von Spanien verbleibenden Provinzen und den nördlichen Niederlanden zerrissen. Protestanten flüchteten in Menge aus dem Süden in die Republik. Durch sie wurde die Umgangssprache des Nordens in einigen wichtigen Punkten bestimmt. Auch im Schrifttum spielten sie eine bedeutende Rolle. Während dann im 17. Jahrh. die niederländische Literatur in der Republik zu hoher Blüte gedieh, verkümmerte sie im Süden. Die Gebildeten sprachen französisch. Als durch den Wiener Kongreß das Königreich der Niederlande geschaffen wurde, widersetzten sich die verwelschten Flämen der Einführung des Niederländischen. Und auch diejenigen, die der Muttersprache treu blieben, wollten von der damaligen niederländischen Orthographie nichts wissen. Aber nach der Trennung Belgiens vom Norden setzte die sog. flämische Bewegung ein. 1864 wurde von Amtswegen in Belgien die von den Niederländern Te Winkel und De Vries festgesetzte modernere Orthographie eingeführt. Im eigentlichen Sprachgebrauch bestehen noch immer nicht unbeträchtliche Unterschiede zwischen Nord und Süd. Zur Ausbildung einer gesprochenen Gemeinsprache ist es in Belgien noch nicht gekommen. Man sieht, politische und religiöse Verhältnisse haben Einfluß auf die Sprachgeschichte, sind aber nicht die einzigen Faktoren. Daß im Süden das Französische eine herrschende Stellung errang, war durch die staatliche Trennung vom Norden ermöglicht, aber nicht hervorgerufen. Es verstärkten sich da nur kulturelle Einflüsse, die seit langem bestanden hatten. Im Interesse des habsburgischen Herrscherhauses lag dies gewiß nicht[1]). Und die Vereinigung Belgiens mit Holland hat dem germanischen Idiom eher geschadet, die spätere Trennung vielleicht nur genützt. Ähnlich hat auf deutschem Sprachgebiet die Schweiz gerade zu der Zeit, wo die Trennung vom Reich endgültig geworden war, bewußt den Anschluß an die Gemeinsprache gesucht; vgl. Socin, Schriftsprache und Dialekte S. 319. Auch sonst böte die deutsche Sprachgeschichte interessante Parallelen; aber es ist hier nicht der Raum dies auszuführen.

Auf Einzelheiten des Hauptteils, der Lautlehre, gehe ich nicht ein. Nur eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken: es ist offenbar schwer, die lebende Sprache zu fixieren. Vor Jahren hat H. Kern behauptet, daß niederländisches *d* je nach der Herkunft verschieden artikuliert werde. Der Verfasser sagt darüber (S. 80): „Auch hier scheint teilweise noch im jetzigen Niederländischen ein Unterschied in der Aussprache zu bestehen zwischen urspr. *þ* und urspr. *đ* . . . *d* vor *r* scheint immer wie das *d* aus *þ* gesprochen zu werden.“ Scheint?

Wien. M. H. Jellinek.

Klaudius Bojunga, *Mittelalterliche Nibelungensage und Nibelungendichtung* im Unterricht auf der Obersekunda höherer Schulen (= Deutschunterricht und Deutschkunde, Hsg. Bojunga, Heft 12). Otto Salle. Berlin 1928. 196 S. Geh. 6.— M.

Das ist ein wahrhaft erfrischendes und erfreuliches Buch! Begeistert für seinen Stoff, von umfassender wissenschaftlicher

---

[1]) Maria Theresia erkannte das und suchte in den inzwischen an Österreich gefallenen Provinzen die Verbreitung des Flämischen zu fördern, indem sie es zur Unterrichtssprache der höheren Schulen in den flämischen Landesteilen bestimmte.

Erkenntnis, mit feinstem Fingerspitzengefühl für die künstlerischen Werte (wie ein Leitmotiv klingt häufig das Wort auf: „Der Dichter hat immer recht, der Kritiker unrecht!“), leistet es für das Nibelungenlied die längst erwünschte, längst nötige Arbeit einer nach jeder Richtung vertiefteren Schulbehandlung auf Grund der neuesten Forschungsergebnisse (und der „Richtlinien“) wie auf Grund lebendigsten Nachfühlens der Dichtung und ihrer Gestalten.

Nachdem Bojunga sich einleitend mit Fragen der Schulbehandlung von (besonders mittelalterlichen) Schriftwerken auseinandergesetzt hat (Auswahl, Mitwirkung anderer Fächer, Lehrweg!), erörtert er im Hauptteil die Entstehung der Sage aus dem Zusammenwachsen von geschichtlichen und Märchengrundlagen, behandelt eingehend den Geist der Eddalieder und der älteren deutschen Quellen, geht auf die Zeit- und Ortgebundenheit des N. L. ein, erweist dessen Einheitlichkeit und kunstvolle Menschengestaltung (ein glänzender Beweis für die tiefdringende Seelendeutung des Verfassers!), bietet reiche Sammlungen zum Sprach- und Wortgebrauch, verfolgt Entstehung, Entwicklung und Fortleben der Nibelungenstrophe (und ihrer Umgestaltungen) und fügt noch etliche Vorschläge über Einbeziehung von Bildwerken in den Unterricht und Warnungen über weitergreifende Behandlung von „Nibelungenfrage“ und Quellen an. Das alles wird nun nicht „an sich“, sondern stets in engster Beziehung auf unterrichtliche Auswertung vorgetragen. Und Bojunga bietet wirklich in meisterhafter Darstellung und vorbildlicher Anordnung alles, was ein tüchtiger Lehrer mit einer tüchtigen O II in, sagen wir 120 Stunden, durchnehmen k ö n n t e, erstens, wenn diese nur dafür da wären, zweitens, wenn andere tüchtige Lehrer ihm vorgearbeitet haben: denn gar nicht selten heißt es: „Die Schüler sind imstande . . .“ „mögen sich erinnern . . .“ „müssen Bescheid wissen . . .“ „den sie ja kennen . . .“ Ja, ja! Nun warnt der Verfasser freilich selbst mehrfach vor zweierlei: 1. sein Büchlein als Gesetz und Regel oder Nürnberger Trichter auffassen zu wollen, 2. die Schüler mit Stoff zu überhäufen. Er ist viel zu sehr Künstler (S. 89: „aber ein anderer sollte sich auch nicht an Kunstwerke wagen“!!), um nicht zu wissen, daß nur tiefstes Erleben des Lehrers Lebenswerte im Schüler entfalten und (S. 193) „in unserer Jugend schweigende Ehrfurcht vor dem Großen und innige Liebe zu deutscher Art wecken und stärken“ kann. Aber er ist doch zugleich so sehr Wissenschaftler (und was für ein sattelfester!), daß er nun doch nach meinem Empfinden eine überreiche Stoffülle ausbreitet, die nur eine zerplitterungbannende Meisterhand zusammenhalten kann. Einzelheiten versag ich mir: mancher kundige Schulmann wird hier und da den Kopf geschüttelt oder entsagend geseufzt haben. Und allzuleicht — so kommt es mir vor — nimmt Bojunga doch das Einlesen in das „fremdartige Werk“ (S. 70): Sprachform, Wortgebrauch, Tonfall, Gedankenwelt sind nach meinen Erfahrungen schon manchem Sechzehnjährigen kaum ersteigbare Mauern gewesen. So gern man daher mit dem Verfasser dem Simrock-Freyeschen Gesamttext „unseres größten deutschen Heldenstoffs annähernd die gleiche Arbeit widmen möchte wie das Gymnasium dem Homer“ (S. 13): einstweilen, fürcht ich, wird diese Forderung frommer Wunsch bleiben müssen; daß man sie nicht für „verstiegen“ zu halten braucht, hat Bojunga selbst durch seine in die Tiefe gehende, liebevolle Erfassung des großen Dichtwerks, seines

Dichters und seiner Menschen erwiesen. Das ist — ich wiederhole mich — das Erfrischende und Erfreuliche an diesem wahrhaft begeisterten und begeisternden Buch.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

MOOSMANN, E., *Englische Literaturstunden auf der Oberstufe.* Marburg 1927. 58 Seiten. 2,50 RM.

Moosmann schildert in diesem Heft seinen Literaturunterricht in englischer Sprache über *Spenser*, das Theater der Elisabeth-Zeit, *Marlowe*, *Shakespeare*, *Bacon*, *Milton* und *Bunyan*. Er gibt einen einleitenden Vortrag über das betreffende Thema, druckt die von ihm im Anschluß an seinen Vortrag gestellten Fragen ab und gibt schließlich eine Zusammenfassung, — alles unter Verteilung auf die einzelnen Unterrichtsstunden. Das ist freilich kein Arbeitsunterricht, aber man kann daraus doch lernen, wie man über die genannten Themen sprechen und wie man Fragen an sie anschließen kann. Der Lehrer muß dies ja zunächst selber können, wenn er die Schüler zu größerer Selbständigkeit führen und sie etwa *Moosmanns* Fragen selber finden und bilden lassen will.

Moosmanns Stunden sind in der Prima eines preußischen Reformrealgymnasiums gegeben worden, und wer diesen Unterricht einmal hat geben müssen, weiß, welche fast unüberwindlichen Schwierigkeiten sich aus dem Gegensatz zwischen der Sprache jener frühneuenglischen Autoren und dem heutigen Englisch ergeben. *Moosmanns* Büchlein zeigt einen — wenn auch nicht den einzigen — Weg, wie man dieser Schwierigkeit Herr werden kann. Für grundsätzliche Fragen, wie die, welche Rolle das freie Nacherzählen im neusprachlichen Arbeitsunterricht spielt, und ob die hier behandelten Autoren, deren Sprache einer längst vergangenen Epoche des Englischen angehört, überhaupt noch mit ihren eigenen Texten im englischen Unterricht deutscher Schulen des 20. Jahrhunderts zu Wort kommen sollen, verweise ich auf meine „Methodik des neusprachlichen Arbeitsunterrichts" (Berlin, Herbig, 1928), besonders S. 65—67 und S. 36.

In *Moosmanns* Shakespeare-Stunden vermisse ich jede Beeinflussung durch *Gundolfs* „Shakespeare und der deutsche Geist". Die Shakespeare-Philologie der Vorkriegszeit ist heute *pädagogisch* wertlos. (Ihren *wissenschaftlichen* Wert für die Sicherstellung der nur als *Mittel* wertvollen „Tatsachenbiographie" erkennt auch *Gundolf* a. a. O. S. 355 an.) Darum dürfen wir uns mit unseren Schülern über die von *Moosmann* selbst S. 32 zitierten Verse freuen:

> I dreamt last night that Shakespeare's ghost
> Sat for a Civil Service Post:
> The English paper for that year
> Chanced to be taken from "King Lear" —
> Which Shakespeare answered very badly,
> Because he had not studied Bradley.

Wir dürfen aber bei der Ablehnung des Alten nicht stehenbleiben; denn wenn es nicht wahr wäre, daß, wie *S. Engelmann* („Methodik des deutschen Unterrichts", 1927, S. 149) sagt, das Bildungserlebnis das Urerlebnis befreien kann, so wäre jede Besprechung von Dichtungen, jeder Literaturunterricht sinnlos. Darum müssen wir etwas Besseres an die Stelle der alten Shakespeare-Philologie setzen. Nur auf *Gundolfs* Spuren können wir die heutige deutsche Jugend zum Erlebnis *Shakespeares* hin-

leiten; denn Gundolfs Shakespeare ist der Shakespeare unseres Jahrhunderts. Die ungeheure geistige Kraftquelle, die Gundolfs Buch ist, sollte auf jede Weise in den Dienst unseres Shakespeare-Unterrichts gestellt werden.

Englische Lesebücher.

MACK-WALKER, *Angelsächsische Kultur im Spiegel der Literatur.* Ein Lesebuch für Oberklassen. *Heft 6—10.* Teubner 1927. — Je 48—58 Seiten. — Je 1,— RM oder 1,20 RM.

Mack-Walker bringen den im Vorwort des 1. Teiles ihres Lesebuches angekündigten 2. Teil in fünf Einzelheften. Ein Wörterverzeichnis, das in ein Oberklassenlesebuch in der Tat nicht hineingehört, fehlt in diesen Heften im Gegensatz zum ersten Teil. Die Anmerkungen stehen jetzt am Fuß der einzelnen Seiten. Sie bringen nur das unbedingt Notwendige, gehen aber keiner wirklichen Schwierigkeit aus dem Wege und sind darum sehr zu begrüßen. Im übrigen sind die Hefte in derselben vortrefflichen Weise eingeleitet und ausgewählt und angeordnet wie die Kapitel des 1. Teiles (vgl. meine Besprechung desselben in den „Neueren Sprachen" XXXV [1927], S. 212—213) und verdienen uneingeschränkte Anerkennung. Das 6. Heft behandelt das englische Gentleman-Ideal in Zusammenhang mit Erziehung und Sport, das 7. die englische Aristokratie, das 8. die Naturverbundenheit der Engländer, das 9. das religiöse und kirchliche Leben und das 10. die englische Philosophie.

MACK-WALKER, *Angelsächsische Kultur* im *Spiegel der Literatur. Kurzausgabe.* Teubner 1928. 288 Seiten.

Diese Kurzausgabe von *Mack-Walker* enthält 9 von den 10 Kapiteln des Gesamtwerkes. Es fehlt das 5. Kapitel von Teil I: "Gift of Humour and Satire". Die beibehaltenen Kapitel sind gegenüber der Voll(-Heft)ausgabe gekürzt. Außer den Texten enthält die Kurzausgabe das Inhaltsverzeichnis, eine sehr nützliche Liste der vertretenen Verfasser und Werke in jetzt *geschichtlich* geordneter Reihenfolge und ein Namenregister mit Aussprachebezeichnung. Für eine Reihe von Namen, selbst einen so bekannten wie *Bulawayo*, erbitten die Verfasser die Bekanntgabe der Aussprachebezeichnung, da in diesen Fällen selbst die Hilfsmittel des phonetischen Instituts in London versagt haben. Die Anmerkungen stehen unter dem Strich. Für das Vorwort wird auf das „Begleitwort für die Unterrichtenden", für die deutschen Einführungen in die Kapitel auf das Sonderheft der Verfasser „Züge des Angelsachsentums in Volksleben und Literatur" verwiesen. Beigegeben ist endlich eine synchronistische Tabelle zur englisch-amerikanischen Geschichte und Literatur und sonstigen abendländischen Kulturgeschichte. Wenn hier in der letzten Spalte („Staat und Wirtschaft") für 1918 eine „Sozialistisch-kommunistische Revolution in Deutschland" verzeichnet wird, so hätte den Verfassern nicht entgehen sollen, daß im Jahre 1919, für das sie nichts Deutschland allein Betreffendes zu berichten wissen, die Weimarer Verfassung in Kraft getreten ist. Diese Tatsache ist doch nicht nur für die deutsche Geschichte, sondern, wie so hervorragende Anglisten wie *Mack-Walker* wissen sollten, auch für den Zusammenhang zwischen deutschem und angelsächsischem Geistesleben von recht erheblicher Wichtigkeit.

A. und F. Schwieker, *England and the English.* Hamburg 1928. 130 S. 3,90 RM.

Die Verfasser dieses Lesebuches, das nicht nur für die Mittelklassen höherer Schulen, sondern auch für die entsprechenden Klassen der Mittelschulen und gehobenen Volksschulen bestimmt ist, verteilen ihre Texte auf die 3 Kapitel "The Land the English live in", 'Traits of English Character" und "English Customs". Sie bringen Verse und Prosa, schmücken ihr Buch mit 11 Bildern und fügen 4 Kartenskizzen bei. Den Schluß des Buches bildet ein ausführliches, nach den einzelnen Stücken geordnetes Wörterverzeichnis (48 S.) mit Aussprachebezeichnung nach *Jones*. Die Verfasser legen Wert darauf, daß sie Irland entsprechend seiner wachsenden Bedeutung für die deutsche Wirtschaft verhältnismäßig stark berücksichtigt haben. Man möchte etwas weniger Beschreibung und dafür mehr Handlung in den Texten finden, sonst aber ist das Buch eine recht ansprechende Leistung. Man merkt, daß die Verfasser daran, wie sie im Vorwort sagen, „mit besonderer Freude gearbeitet haben".

C. Knap og H. Eitrem, *Engelsk Litteratur.* Iutvalg for Gymnasiet. *Engelsklinjen I.* 287 S.

C. Knap og H. Eitrem, *Engelsk Litteratur.* Iutvalg for Gymnasiet. *Real-og Latinlinjen I.* 153 S. — Beide Oslo 1927.

Das längere der beiden Lesebücher ist für die Prima des neusprachlichen, das kürzere für die Prima des realen und des altsprachlichen Zweiges des norwegischen höheren Schulwesens bestimmt. Das kürzere Buch ist im wesentlichen mit den ersten 150 Seiten des längeren identisch. Eine Auswahl und Gliederung des Stoffes in geschichtlicher Reihenfolge der Autoren oder nach sachlichen Gesichtspunkten, wie wir dies von unseren „Kulturlesebüchern" her gewohnt sind, ist nicht vorgenommen. Vielmehr bringen die Bücher in buntem Wechsel allerlei Gutes in Vers und Prosa aus der englischen Literatur, und zwar fast ausschließlich aus derjenigen des 19. Jahrhunderts. Ich nenne einige repräsentative Namen aus der Liste der ca. 40 in den Büchern vertretenen Autoren, und zwar in der Reihenfolge, in der sie in den Büchern erstmalig vorkommen: Captain *Marryat*, Robert *Browning*, *Tennyson*, *Ruskin*, William *Morris*, Joseph *Conrad*, *Dickens*, Jerome K. *Jerome*, Ch. *Kingsley*; *Macaulay*, *A*. Conan *Doyle*, Matthew *Arnold*, Th. *Hardy*, D. G. *Rossetti*, Mark *Twain*, Ch. *Lamb*, R. L. *Stevenson*, Lord *Rosebery*, *Kipling*, *Longfellow*. Von *Macaulay* an sind die genannten Namen nur in dem längeren Buch vertreten.

Die Dichtung in Prosa und Versen überwiegt durchaus. Wir finden aber auch einige „Realien" (2 Stücke über London und "His Majesty's Mail"), und an einer Stelle nehmen die Bücher sogar einen Anlauf zu historischer Anordnung des Stoffes, indem aufeinanderfolgen: F. *Hemans* "The Landing of the Pilgrim Fathers in New England"; H. L. *Marshall* "Cromwell (I)"; R. *Browning* "Marching along"; H. E. *Marshall* "Cromwell (II)"; "Letter written by *Cromwell* after the Battle of Marston Moor; *Macaulay* "Travelling in Stuart England". Wir lesen auch "Captain *Scott's* Last Message", es ist aber auffallend, eine wie bescheidene Rolle das offene Meer und die Schiffahrt in diesen Texten spielen, die die Jugend des meerverbundenen norwegischen Volkes in die Sprache und Literatur

der seegewaltigen Engländer einführen sollen. (Auch die Stücke von *Marryat* und *Conrad* spielen auf dem Lande, letzteres auf einer Südseeinsel.) Es ist ferner auffallend, wie sehr U. S. America an Autoren und im Inhalt der gewählten Texte hinter England zurücktritt. Die überseeischen Teile des britischen Reiches endlich kommen — von Indien *(Kipling)* abgesehen — kaum vor. Auch die beiden dem Buch beigegebenen Karten sind in diesem Zusammenhang bemerkenswert: Die eine zeigt England mit Wales (also ohne Schottland und ohne Irland), die andere (die auch die Ortsangaben auf englisch gibt) nicht etwa das Britische Reich, sondern ganz Europa vom Nordkap bis zum Mittelmeer und von Irland bis zum Ural. Wenn die Verfasser aber nach den britischen Gliedstaaten blicken wollten, so würden sie in den dortigen Literaturen prachtvolle Stücke für ihre norwegischen Lesebücher des Englischen finden. Ich erinnere an Kanadier wie *Sangster*, John *Reade*, Wilfred *Campbell*, die das "craggy home" des "Dane" besingen und

> "the Northman's sinew and heart and brain,
> And the Northman's courage for blessing or bane",

die schon die alte englische Heimat haben bauen helfen[1]). Ich weise ferner auf den Australier norwegischer Herkunft E. S. *Sorenson* hin und auf jenen anderen Australier, der nach dem Willen seines Vaters Henrik Hertzberg Larsen heißen sollte, aber durch die Schwerhörigkeit des ihn taufenden Geistlichen ein Henry Archibald *Lawson* wurde und in Vers und Prosa zu den bedeutendsten australischen Dichtern der Gegenwart zählt (Langenfelt, a. a. O. S. 277—278). Es läßt sich von Deutschland aus nicht beurteilen, ob die Verfasser zu ihrer Zurückhaltung in allem, was über die Grenzen Englands in die weite Welt hinausweist, etwa dadurch kommen, daß sie mit ihren Büchern nicht ungewollt die norwegische Auswanderung fördern wollen. Macht diese es doch möglich, daß selbst in französischer Sprache ein Kanadier, Emile *Nelligan*, singen kann:

> Je suis la nouvelle Norvège
> D'où les blonds ciels s'en sont allés[2]).

Was aber auch der Grund für die von *Knap* und *Eitrem* getroffene Auswahl sein mag, — jedenfalls würden ihre guten, aber etwas „klein-englischen" Bücher an pädagogischer Kraft als *englische* Lesebücher noch gewinnen, wenn sie das Tor zu ihnen für die große überseeische Kulturwelt englischer Zunge und nordeuropäischen Geistes weiter öffnen wollten.

Außer den Texten und Karten enthalten die Bücher nur ein Vorwort, zahlreiche Porträts und Bilder und kurze biographische Notizen über die bedeutenderen der darin vertretenen Autoren. Die Anmerkungen stehen in besonderen Heften von 44 bzw. 21 Seiten. Sie sind fast ganz in englischer Sprache abgefaßt. Zu fast allen Texten sind am Schluß der Anmerkungen einige "Exercises" vorgeschlagen.

---

[1]) Vgl. *Langenfelt* in den „Englischen Studien" Bd. 61 (1927), S. 242. — Das Ausrufungszeichen (!) hinter obigem "craggy", das *Langenfelt* dem Dichter *Reade* ankreidet, ist unberechtigt; denn die "Danes" der altenglischen Zeit waren nicht Leute, die im Gebiet des heutigen Dänemark wohnten, sondern Skandinavier.

[2]) *Langenfelt*, a. a. O. S. 243.

Boek-Zorn, *England and the United States of America.* Kulturkundliches Lesebuch zu den englischen Lehrgängen von Dubislav und Boek. Teil II. Oberstufe. Berlin 1928. 215 S. Text, 34 S. "Notes". 4,60 RM.

Die Verfasser verteilen ihre Texte auf die 6 Kapitel: Social Structure of the British People; Character of the British People; Education; Religion; Expansion of England into the British Commonwealth of Nations; The United States of America.

Während die Texte recht geschickt ausgewählt sind, sind die "Notes" ganz unzulänglich. Sie geben z. B. nicht einmal das Lebens- bzw. Geburtsdatum der Autoren an. Auch bei den bekanntesten Autoren wie H. G. *Wells* (5 Proben), Price *Collier* (4 Proben), *Milton, Masterman* und Sinclair *Lewis* (je 3 Proben), John Stuart *Mill* und *Galsworthy* (je 2 Proben) sollten diese Dinge angegeben sein, und zwar in auffallender Weise am Kopf der Texte, — nicht damit die Schüler diese Daten auswendig lernen, sondern damit sie unwillkürlich eine gewisse Vorstellung davon bekommen, wann diese Männer gelebt haben. Gerade in einem Kulturlesebuch, in dem ein Stück von *Wells* einem solchen von *Macaulay* und eins von Price *Collier* einem solchen von *Milton* vorangeht, ist dies unbedingt nötig. Es genügt nicht, daß in den meisten Fällen das Werk, dem eine Probe entnommen ist, und das Erscheinungsjahr des Werkes am Schluß der Probe angegeben sind. Mitunter fehlen selbst diese Angaben, z. B. bei den zwei Stücken von T. F. *Tout.* Über die Angabe des Lebensdatums des Verfassers hinaus müssen die einzelnen Proben mit ein paar Sätzen in einen größeren Zusammenhang hineingestellt werden. Bei weniger bekannten Autoren braucht selbst der Lehrer solche Angaben für seine Vorbereitung. Das Mindeste, das man verlangen muß, sind Angaben, wie sie ein einziges Mal am Schluß von Stück 19 stehen, wo es heißt: „C. E. *Jerningham* (1854—1921), The Maxims of Marmaduke, 1909. Cf. *Spies* ‚Kultur und Sprache im neuen England, 1925'." Dieser Hinweis auf *Spies*' Buch könnte und sollte auch bei Cuthbert *Spurling* (Stück 16) stehen. Wer ist aber z. B. Dr. George C. *Williamson* (Stück 10), wer W. H. *Schofield* (Stück 17)? Muß jeder Lehrer des Englischen sie kennen?

In den Texten finden wir zahlreiche Sterne, die offenbar auf eine Anmerkung hinweisen sollen. Die Anmerkungen geben uns aber sehr oft keine oder nur eine unzulängliche Auskunft. Da die Anmerkungen am Schluß des Buches stehen, die Textseiten aber nicht die Zeilen zählen, ist es schwer, das Zusammengehörige zu finden. Oft verweisen die Anmerkungen auf die "Sketches", den ersten der zwei Teile von *Boek-Zorns* Arbeit. Was aber tun die Schüler, die den ersten Teil nicht kennen und nicht besitzen?

Übrigens bieten die "Notes" nur verhältnismäßig wenige Anmerkungen der üblichen Art. Sie bestehen zu einem großen Teil aus langen, mit dem Thema des betreffenden Stückes in Zusammenhang stehenden Zitaten aus den wohlbekannten Werken bedeutender deutscher Gelehrter. Nun müssen diese Werke sicherlich für unseren Unterricht fruchtbar gemacht werden, aber *Boek-Zorn* haben sich ihre Arbeit doch gar zu leicht gemacht. Direkte Zitate aus diesen Werken haben in den Büchern, die den Schülern in die Hand gegeben werden, nur dann einen Sinn, wenn eine *bestimmte* Textstelle durch ein bestimmtes *kurzes* Zitat aus jenen Werken geklärt werden kann, im übrigen genügt die Angabe der Stelle, wo man in dem wissenschaftlichen Werk Ergänzungen zu dem im eng-

lischen Text Stehenden findet. Aber selbst diese Hinweise sollten immer an eine *bestimmte* Stelle des Textes und nicht an seinen Gesamtinhalt anknüpfen.

Außer den Texten und "Notes" enthält *Boek-Zorns* Oberklassenlesebuch nur ein kurzes Vorwort und das Inhaltsverzeichnis, dafür ist aber laut Vorwort für beide Teile ihres Werkes als Sonderheft ein alphabetisches Wörterverzeichnis erschienen, das mir nicht vorliegt.

Hartig-Krüper, *Lehrerheft zu England and the English.* Frankfurt a. M., 1928. 40 S. 0,80 RM.

Hartig-Krüger machen zunächst „Bemerkungen zur Stellung und Behandlung des Kulturlesebuches 'England and the English' im englischen Unterricht", wobei sie sich auf ihre eigenen Unterrichtserfahrungen mit dem Buch stützen. Im zweiten bis fünften Abschnitt ihres Heftes zeigen sie dann, wie einige große Themen unter Benutzung ihres Lesebuches (vgl. meine Besprechung desselben in den „Neueren Sprachen", 1928, S. 137—139) behandelt werden können. Diese Themen sind „Der britische Imperialismus", „Der Puritanismus", „Englische Lebensart in ihrem Verhältnis zur Natur" und „Innere Widersprüchlichkeit im englischen Wesen". (Das Wort „Widersprüchlichkeit" ist keine wertvolle Bereicherung der deutschen Sprache.)

In dem Abschnitt über den Puritanismus schreiben sie (S. 13): „Während der Puritanismus in Schottland unter Knox sein Ziel schnell . . . erreichte, verlief die Entwicklung in England wesentlich langsamer und in ganz anderen Bahnen[1] . . . Viele Puritaner wanderten damals nach Holland aus. Dies waren namentlich solche, die in ihren religiösen Forderungen so weit gingen, daß sie für völlige Freiheit und Unabhängigkeit der einzelnen Gemeinden eintraten und mit der Ablehnung der Presbyterialverfassung[1]) eine Spaltung innerhalb des Puritanismus selbst hervorriefen." Damit halte man zusammen, was *Schücking* in seinem Aufsatz „Zum puritanischen Persönlichkeitsideal"[2]) schreibt: „Die Verschiedenartigkeit[1]) der religiösen Glaubensformen, die damit [mit dem Wort ‚puritanisch'] seit dem Beginn der antianglikanischen Bewegung bezeichnet werden, ist überaus groß[1])." Man sieht, daß der epochemachende Aufsatz von Th. C. *Hall* in *Roeder* „Englischer Kulturunterricht" (S. 40—45), den wenigstens *Schücking* (a. a. O. S. 187) auch zitiert, Früchte zu tragen beginnt. *Hall* erblickt in dem nicht-anglikanischen und nicht-presbyterianischen Zweige des englischen Protestantismus die alte, wahrscheinlich noch hinter das 12. Jahrhundert zurückreichende und eigentlich volkstümliche Form der englischen Religiosität und will den Ausdruck „Puritanismus" ausschließlich für den Presbyterianismus (der in *England* nur von 1558—1660 eine nennenswerte Rolle gespielt hat) verwendet wissen. Da es aber auf absehbare Zeit unmöglich sein dürfte, diese einschränkende Definition des „Puritanismus" im allgemeinen Sprachgebrauch durchzusetzen, so sollte man in wissenschaftlichen Arbeiten auf den Ausdruck „Puritanismus" ganz verzichten und statt dessen nur vom *Presbyterianismus* einerseits und vom *demokratischen englischen Pro-*

---

[1]) Von mir gesperrt.

[2]) „Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung", 1928. S. 181.

testantismus andererseits sprechen. Letzterem rechnet *Hall* alles zu, was vom Geiste eines *Wycliff, William Penn, Bunyan,* Roger *Williams, Wesley* oder William *Booth* ist.

Auch wenn man das Wort „puritanisch" in dem alten unbestimmten Sinn nimmt, kann man nach den Ergebnissen der neueren Milton-Forschung nicht mehr sagen, wie es *Hartig-Krüper* (S. 14) tun, daß sich puritanische Frömmigkeit „in ihrer Größe und ihrer Einseitigkeit"[1]) am besten u. a. an den Werken *Miltons* verdeutlichen läßt. (Vgl. den oben genannten Aufsatz von *Schücking.*)

Auf S. 9 bezeichnen die Verfasser den "common sense" als „diese seltsamste Ausgeburt des englischen Wesens". Ist dieser überaus starke Ausdruck berechtigt? Ist es wirklich so „unendlich schwer", wie *Hartig-Krüper* S. 33 meinen, sich eine genaue Vorstellung vom Wesen des "common sense" zu machen? Ich glaube nicht. Lesen wir doch in *Hartig-Krüpers* Lesebuch, das dem "common sense" einen eignen Abschnitt von 13 Seiten widmet, u. a. "common sense is the name of ... unassuming but practical wisdom"[1]) (S. 136) und "Common sense is only a judge of things that fall under common observation, or immediately come home to the business and bosoms of men ... It rests upon the simple process of feeling, it anchors in experience"[1]). Was in Wirklichkeit wohl *Hartig-Krüper* und mit ihnen viele andere Nicht-Engländer in Erstaunen setzt, ist der Umstand, daß die allgemein-menschliche Eigenschaft des "common sense" bei den Engländern so besonders gut entwickelt ist, aber auch hier gibt das Lesebuch S. 147 die Antwort. Sie lautet: "because long-rooted experience in the past has matured, without specializing, our power of vision." In der Tat: Ein Volk lernt "common sense" nur in der Schule der Selbstverwaltung und der Selbstregierung.

Die beiden letzten Abschnitte des Lehrerheftes behandeln den literarisch-ästhetischen Wert des Lesebuches und die Konzentrationsmöglichkeiten zwischen Deutsch und Englisch. Das Heft ist für Lehrer, die nach *Hartig-Krüpers* "England and the English" unterrichten wollen, sehr nützlich.

Berlin-Zehlendorf. Karl Ehrke.

PHIL. AUG. BECKER, *Aus Frankreichs Frührenaissance, kritische Skizzen.* Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig, Forschungsinstitut für neuere Philologie. IV. Romanistische Abteilung. M. Kellerers Verlag, München 1927. 208 S.

Einer der deutschen Altmeister der französischen Literaturgeschichtsforschung, einer der ganz wenigen im Europa der Gegenwart, die über Fragen der Frührenaissance entscheidend mitreden dürfen, druckt eine Anzahl kritischer Skizzen über diese interessante Zeit ab. B. sieht ohne Sentimentalität im Vorworte die Gemeinde als wohl nicht groß voraus, die seinem Büchlein Beachtung schenken werde. Die Befürchtung ist in der Tat trotz des Namens des Verfassers nicht unbegründet, zumal in einer Zeit, in der „das unabweisbare Bedürfnis nach letzter kritischer Klarlegung und Erkenntnis der historischen Wahrheit" in weiten Kreisen der Philologen sich sehr verringert hat.

---

[1]) Von mir gesperrt.

B. benutzt das Vorwort, um einmal in aller Kürze zu der Methodenfrage, die in der Neuphilologie z. Zt. so scharf wie selten die Gemüter bewegt, seine Meinung zu äußern. Der „Idealismus-Positivismus"-Streit scheint ihm — meiner Meinung nach mit Recht — unerheblich. Seine Abwehr richtet sich vielmehr gegen den historischen Roman und seine „anmaßliche Vordringlichkeit", nämlich hinein in den Bereich der wissenschaftlichen Arbeit, für deren „eigenartige Würde" B. entschiedene und warme Worte findet.

Sechs von den Aufsätzen geben — oft bis ins Kleine und Kleinste — kritische Sichtung von Leben und Werk mehr oder weniger bekannter Autoren des 16. Jahrhunderts: E. Dolet, Ch. de Sainte-Marthe, Eustorg de Beaulieu, Ch. Fontaine, N. Denisot, J. Peletier du Mans. Wir können uns freuen, daß ein so scharfsinniger und ausgezeichneter Kenner aller einschlägigen Hilfsmittel wie B. sich der Mühe unterzogen hat, die Publikationen der letzten 20 Jahre über die genannten Männer durchzuarbeiten. Kaum je in ausgesprochener Polemik, meist nur dem genauen Kenner der neuen Fachliteratur erkennbar, werden hier Berichtigungen und Beiträge gegeben, immer zugleich mit dem Versuche verbunden, eine knappe Gesamtwürdigung des einzelnen Humanisten, Gelehrten und Dichters zu verschaffen. Die enge Ineinanderflechtung historischen, kulturhistorischen und literaturhistorischen Materials macht die Aufsätze für jedweden, der sich mit Frankreichs Kultur- und Geistesleben im 16. Jahrh. beschäftigt, zu einer höchst anregenden und förderlichen Lektüre.

Eine Art Nachtrag zu dem Longueil-Buche Beckers bildet der Abdruck eines lat. Briefes, den der bekannte Ciceronianer Christoffle de Longueil an Pierre Brisson über ein Reiseabenteuer in der Schweiz (1513) geschrieben hat. B. fügt ihm die deutsche Übersetzung mit sehr knappen Bemerkungen in Fußnoten bei. Wie dieser phantastische und etwas fragwürdige Brief mit der sonderbaren Begegnung zwischen Longueil und dem Stadtpfarrer Zwingli von Glarus aus einem seltenen Exemplar der Wiener Nat.-Bibl. (Christophori Longolii de suis infortuniis epistulae . . . Biturigibus 1533) hervorgeholt ist, so „Dolets Briefwechsel aus Toulouse" (S. 111ff.) anscheinend aus einem Exemplar von Stephani Doleti Orationes duae in Tholosam (1534), das in Leipzig vorhanden ist. Und wie es bei der Ausgabe der Humanistenkorrespondenz auch sonst, z. B. in Beckers Longueil-Buche geschehen ist, findet sich in knapper Inhaltsangabe stets der wesentliche Ertrag jedes einzelnen lat. Briefes angegeben, und sie sind ihrer biographischen Bedeutung entsprechend in dem vorangestellten, zusammenhängenden Doletaufsatze bereits von B. verwendet worden. — Endlich enthält der zweite der abgedruckten Aufsätze: „Die Versepistel vor Cl. Marot" (S. 47ff.) eine Art Referat (natürlich mit mancher eigenen Zutat) über die Leipziger Dissertation eines Schülers (Walter Ernst, ungedruckt, 1925). In der streng sachlichen, summarischen Art, die wir als B.sche Eigenart an seinen Veröffentlichungen schätzen, wird hier berichtet, wie die Epistel vom Altertum her sich, nicht ohne Brüche, entwickelt hat. Es ist ein wertvoller Grundriß, der unstreitig, ausführlicher ausgelegt, einen guten Kommentar zur Entwicklung der Frührenaissance abgibt. An einer charakteristischen Gattung lassen sich hier die engen Zusammenhänge G. de Machauts, E. Deschamps' und Chr. de Pisans (d. h. also des 14. und beginnenden 15. Jahrhs.) mit der „Frührenaissance" Frankreichs, d. h. der Marotzeit, ablesen, aber auch nur mit ihr,

da die Hochrenaissance die Epistel als veraltet aufgibt. Als Einzelheit ist der Hervorhebung wert die Neuorientierung der Epistel in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., wo „das höfische Spiel aufhört und dafür der Briefaustausch von Schriftsteller zu Schriftsteller in den Vordergrund tritt“ (S. 61) — m. E. ein besonders wichtiges Ergebnis des Aufsatzes (bzw. der Diss.)., e n Symptom für den neuen Geist, der damals in Frankreich einzieht und der dem neumodischen Humanismus und der Frührenaissance mit ihrem stärkeren Selbstbewußtsein der Schaffenden zuzurechnen ist.

Wer für den in Frage kommenden Zeitraum Interesse hat, wird in der Erarbeitung der inhaltreichen Aufsatzsammlung außerordentliche Belehrung finden. Sie ist eine willkommene Beigabe zu Beckers vielseitiger und umfangreicher Publikationstätigkeit der letzten Jahre über die Literatur Frankreichs im 16. Jahrh.

Danzig. Werner Mulertt.

Lafontaine: 50 Fabeln in deutschen Versen von Kurt Koch, Scherenschnitte von Alfred Thon. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle 1927. Preis geh. 4,50 M., geb. 5,50 M.

Zahlreiche Versuche, französische Dichtungen ins Deutsche zu übertragen, haben immer wieder gezeigt, wie außerordentlich schwer eine kongeniale Wiedergabe zu erreichen ist; und von dieser kann doch nur die Rede sein, wenn mit richtiger Erfassung des Sinnes auch die entsprechende sprachlich-rhythmische Gestaltung verbunden ist. Man braucht nur an die zahlreichen Verdeutschungen moderner französischer Dichtungen, die wir jetzt besitzen, zu erinnern, um festzustellen, wie wenige eine befriedigende Lösung des Problems bieten.

Kaum minder schwierig gestaltet sich die Aufgabe bei Dichtungen der klassischen Zeit, in diesem Falle bei den Fabeln Lafontaines, der die strengen Regeln der Poetik seiner Zeit auf so überraschend moderne Weise handhabte, indem er Lang- und Kurzverse in willkürlichem Wechsel aufeinander folgen ließ.

Den Versuch Kurt Kochs, 50 ausgewählte Fabeln in deutsche Verse zu übertragen, darf man als eine durchaus positive Leistung bewerten. Die französischen Alexandriner wurden, mit wenigen Ausnahmen, in fünffüßige Jamben übertragen, und wenn Lafontaine freie Versmaße verwendet, so versucht Koch, sie auf analoge Weise wiederzugeben, trotz der Schwierigkeiten, die ihm die tiefgreifenden Unterschiede zwischen deutscher und französischer Wortbildung und Syntax bereiten. Um nur zwei Beispiele zu geben:

La cigale ayant chanté
Tout l'été . . .
Grille hatte mit Gesang
Sommerlang
Sich ergötzt . . . (S. 5)

Diese ganze Fabel zeigt besonders gut die glückliche Wiedergabe des Rhythmus.

Oder: Apprendre une plus douce et meilleure nouvelle
Que celle
De cette paix . . .
Denn bessre Botschaft hört ich nie
Als die
Von diesem Frieden. (S. 13).

Das Lafontainesche Reimschema wurde ebenfalls nach Möglichkeit beibehalten, seine ungezwungene Wortstellung wirkt im Deutschen ebenso; kurz, die deutschen Verse fließen in anmutigem Rhythmus leicht und gewandt dahin.

Diese Vorzüge der Kochschen Übertragungen erscheinen um so deutlicher bei einem Vergleich etwa mit denen von J. Wege (Reclam). Prüft man irgendeine Fabel, z. B. „Le Corbeau et le Renard", so stellt sich heraus, daß Wege all die oben erwähnten Schwierigkeiten nicht zu überwinden vermochte. Bei folgender dem Vergleich dienender Probe setze ich den französischen Text voraus. Die Übertragungen lauten:

Wege: Auf einem hohen Baum sitzt Meister Rabe,
Hält einen Käs im Schnabel fest,
Doch riechet unten Meister Fuchs die Labe,
Weshalb er so sich hören läßt:

Koch: Meister Rab', auf einen Baum gehockt,
Hielt im Schnabel einen Käse.
Meister Fuchs, von seinem Duft gelockt,
Rief, was er an Lob zusammenläse:

Koch ist es gelungen, die Wortstellung Lafontaines im wesentlichen beizubehalten, so, wie sie für den symmetrischen Bau der ersten vier Verse bestimmend ist.

Zu Z. 9: Vous êtes le phénix des hôtes de ces bois
Wege: So seid Ihr wert, daß man als Phönix Euch begrüßte.
Koch: Seid Ihr der Phönix von des Waldes Gästen.

Zu Z. 12: Il ouvre un large bec, laisse tomber sa proie.
Wege: Tut er den Schnabel auf und läßt die Beute fallen.
Koch: Er reißt den Schnabel auf: es fällt die Beute.

In der Wegeschen Formulierung, durch das die beiden Halbzeilen zusammenfassende *und*, geht die Pointe, nämlich das für den Raben völlig unerwartete Herabfallen des Käses, verloren. Zu ähnlichen Ergebnissen würde man bei genauerer Untersuchung anderer Übertragungen Weges gelangen.

Als Ungenauigkeit in der Übersetzung ist mir lediglich aufgefallen in der Fabel: Die Färse, die Ziege und das Schaf im Bund mit dem Löwen, S. 14, Z. 15: Dagegen fand man nichts zu sagen, ist nicht eine eingeschobene Bemerkung, sondern gehört zur Rede des Löwen.

Folgende Beispiele ergeben ein kleines Problem. S. 71, in der Fabel von den beiden Töpfen, wird „clopin-clopant" wiedergegeben mit „klipp-klapp". Dies entspricht nun nicht ganz dem Sinn, denn „clopin-clopant" bedeutet in erster Linie „humpelnd, hinkend" einherkommen. Der Übersetzer hat aber wohl „klipp-klapp" gewählt, weil es lautlich dem französischen Ausdruck am besten entspricht (sich auch dem Rhythmus gut einfügt), lautlich auch der Gehörsempfindung, die der schwankende und klappernde Gang der beiden Töpfe hervorrufen würde. Ähnlich verhält es sich mit der Übertragung von „parbleu" durch „potzblitz" einerseits (S. 68), welches lautlich besser ist, und durch „Gottsschock", andererseits (S. 75), welches dem Sinn besser entspricht. Die Frage ist nun, ob einer sinngemäßen oder einer laut- und klanggemäßen Übertragung der Vorzug zu geben ist. Es muß hier wohl von Fall zu Fall entschieden werden, nach dem Gesichtspunkt, ob der Dichter von vornherein auf den klang- oder sinngemäßen Ausdruckswert eines Wortes oder einer Wendung mehr Gewicht legt.

Anschließend an die Übertragungen gibt Koch einen Überblick über Ursprung und Wesen der Fabel überhaupt, über Lafontaines Quellen, sein Leben und Schaffen, über die Stellung seiner Fabeln in der Gesellschaftskultur und Literatur seiner Zeit, verbunden mit einer kurzen Charakterisierung ihrer Eigentümlichkeiten sowie der Gesichtspunkte, die ihn bei seinem Versuch einer Verdeutschung geleitet haben.

Die Scherenschnitte, die Alfred Thon dem Buche beigefügt hat, verbildlichen in ihrer witzigen und zierlichen Weise den Charakter der Fabeln sehr glücklich. Zum Schluß eine kurze Bemerkung: Ein Kritiker, A. Littmann, Das junge Deutschland, Mai 1927, findet, daß Lafontaines Fabeln „ein wenig zu espritgesättigt" seien. Aber damit verkennt er ja gerade ihren eigentümlichen Reiz. Wären sie nicht mit so viel Esprit geschrieben, so wären sie eben nicht die Kunstwerke, die sie sind, so würde vielleicht nur die didaktische Tendenz der Fabel hervortreten, ungemildert durch künstlerische Gestaltung.

Hamburg. Elisabeth Küchler.

Albert Sechehaye, *Abrégé de grammaire française.*

Der als Leitfaden zu Hoeslis Cours pratique de langue française bestimmte Abriß der französischen Grammatik von Sechehaye zeichnet sich vor allem durch einen planmäßigen Aufbau aus. Die ihm zugrunde gelegte, folgestreng durchgeführte «*méthode constructive*» geht von den einfachsten syntaktischen Verbindungen aus und steigt allmählich zu den komplizierteren Gebilden auf. Neu ist die Anwendung der der grammatischen Erläuterung vorangestellten, der Sprache des Alltags entnommenen «*énoncés types*», die die zu betrachtende sprachliche Erscheinung veranschaulichen sollen. Der 1. Teil (groupe substantif) umfaßt die elementarsten Verbindungen des Determinanden (Artikel, adjekt. Possessiv — Demonstrativ — Indefinit — Determinativ, Zahlwort) und seine Formen (Substantiv, Pronomina in substantivischer Geltung). Das letzte Kapitel dieses Teiles handelt vom attributiven Adjektiv. Im 2. Teil (groupe verbal), der sich mit dem Bereich des Determinators befaßt, gelangen die Kongruenz des verbalen Prädikats in ihren wichtigsten Erscheinungen, die Tempora in ihrer eigentlichen und metaphorischen Bedeutung, die verschiedenen Typen des Adverbiums und die Formen der Negation zur Darstellung. Der 3. Teil (le complément de relation) ist den Ergänzungen des Verbums und des Substantivs gewidmet, die nach Präpositionalien und präpositionslosen Ausdrücken geschieden sind. Zu den letzteren werden die reinen Objekte, die adverbialen Bestimmungen des Gewichtes, Maßes, Preises, der Zeit und des Ortes und auch ddie erstarrten Verbindungen wie la rue Rousseau, l'affaire Dreyfus u. a. gerechnet. Hier finden auch die pronoms conjoints compléments ihren gebührenden Platz. Ein eigenes Kapitel behandelt das verbe réfléchi, dessen Bedeutungen sehr hübsch dargelegt werden, mit meisterlicher Kürze. Der 4. Teil bringt eine ausreichende Beschreibung der Syntax der Nominalformen des Verbums (Infinitiv, Partizip, Gerundium und absolute Konstruktion). Mit dem 5. Teil beginnt die Satzlehre im engeren Sinn und zwar werden zuerst die Hauptsatztypen (Urteils-, Befehls-, Frage-, Ausrufsätze) nach ihren charakteristischen Elementen (Wortstellung, modale Beschaffenheit) vorgeführt. Der 6. Teil

enthält eine geordnete Darstellung der Nebensatzarten in ihren Besonderheiten. Als Anhang ist dem Büchlein eine ausführliche Konjungationstafel beigegeben.

Die Darbietung geht über das übliche Niveau der Registriergrammatiken insofern hinaus, als auch feinere Erscheinungen berücksichtigt werden und die Fassung der Regeln im allgemeinen dem neuesten Stand der Forschung entspricht. Man freut sich, in einer für die Sekundarschule berechneten Grammatik Begriffe wie „prédicat psychologique" anzutreffen. Nur schade, daß der frische Hauch der Reform, der uns da und dort entgegenweht, nicht das ganze Buch durchzieht. So wird beispielsweise die Modusgebung im Que-Satze wie zu Olims Zeiten von der Bedeutung des übergeordneten Verbums abhängig gemacht, anstatt daß zur Veranschaulichung des lebendigen Prinzipes die Aufmerksamkeit des Schülers auf das psychologische Gewicht des Nbs. gelenkt wird (**selbst**bedeutender, **ge**urteilter Nebensatzinhalt: Indikativ; **selbst**bedeutender, begehrter Nebensatzinhalt: Konjunktiv, **mit**bedeutender, **be**urteilter, als psychologisches Subjekt [Teilvorstellung] fungierender Nebensatzinhalt: Konjunktiv); vgl. übrigens meinen Aufsatz in N. Spr., B. XXXVI S. 1.

In § 1 wird behauptet, daß die Geschlechtsbezeichnung der Substantiva, von den Fällen der Geschlechtsdifferenzierung (ami— amie, maître—maîtresse) abgesehen, willkürlich sei. Ist eine solche Vergewaltigung der historischen Grammatik noch nötig?

Die strenge Scheidung von Gruppenkonjugationen und vereinzelten Verben scheint mir gegenüber der Anordnung bei Engwer-Lerch und Strohmeyer keinen nennenswerten Vorteil zu bieten. Im Gegenteil! Es werden vielmehr Verba auseinandergerissen, die wegen ihres ähnlichen Formenbaues besser zusammen zu behandeln wären.

Stanger-Stern, *Die französiche Sprache*, Lehr- und Lesebuch mit Bildschmuck für Realschulen, Realgymnasien und verwandte Lehranstalten. III. Teil.

Der große Vorzug dieses Buches ruht in der vortrefflichen Auswahl der Lesestücke und ihrer Anordnung. Die Verfasser sind ernstlich bemüht, dem Schüler auf eine fesselnde Art ein anschauliches Bild von Land und Leuten Frankreichs zu vermitteln. Die Geographie baut sich aus erlesenen Stücken von Romain Rolland, Daudet, Maupassant, Pierre Loti, Anatole France u. a. auf. Auch Georges Nouvel und G. Bruno, deren Kunst darin besteht, trockene Beschreibungen äußerst reizvoll zu gestalten, sind vertreten. Mit weiser Beschränkung auf das Notwendigste und dem altbewährten Horazschen Prinzip des prodesse et delectare huldigend, ziehen die Verfasser die Geschichte Frankreichs in den Kreis des Unterrichtes. Kriegsszenen treten dabei stark zurück, einen umso breiteren Raum nehmen dagegen die Schilderungen der Entwicklung des französischen Geisteslebens ein. Überaus verdienstlich ist das Bestreben der Verfasser, die verschiedensten Seiten der Kultur und Zivilisation zu beleuchten, um auf diesem Wege das meist vernachlässigte konkrete Gebiet des Wortschatzes dem Schüler zugänglich zu machen. Stücke naturwissenschaftlichen Inhalts, Briefe, die in das Handelsfach einschlagen, Zeitungsberichte, Annoncen, sogar eine abgedruckte Speisekarte und anderes mehr dienen dem kulturkundlichen Unterricht. In dieser Beziehung

haben die Verfasser wirklich das Beste geleistet. Leider nicht auf gleicher Höhe steht der sprachtheoretische Teil des Buches, wenngleich anerkannt werden muß, daß die Verfasser von ihren Kritikern manches gelernt haben. Die Regeln sind nicht immer klar und zweckmäßig gefaßt. Und wenn die Verfasser sich bemüßigt sehen, des Kausalitätsprinzipes zu gedenken, dessen Überbetonung auf der Unterstufe sie aus mehrfachen Gründen ablehnen, so passieren ihnen zuweilen tüchtige Reinfälle. So z. B. wenn sie den Konjunktiv „nach den Verben der Gefühlsäußerung" damit zu erklären suchen, „daß die Wirklichkeit umgestaltet wird unter dem Einflusse der Vorstellung, die dem Zeitwort der Gemütsbewegung zugrunde liegt."

Nun zum einzelnen!

S. 9: asservir < à+serf „zum Sklaven machen"; vp. assujettir, abêtir, abalourdir usw.

S. 10, b): statt action besser fait.

S. 18: je voyais „ich sah": je vis „ich erblickte" ist konstruiert. vgl. „Da sah er eine blonde Frau" (in punktueller Bedeutung.)

S. 31, 2 a) fehlt: wenn der Hauptsatz einen Futurbegriff enthält.

S. 32 fehlt in der Beschreibung des conditionnel simple die Hervorhebung der potenzialen und irrealen Bedeutung. Aus demselben Grund verfehlt ist daher auf die Beschreibung des condit. antér.

S. 33: In: Le pauvre oiseau ne savait à qui s'adresser liegt doch das Interrogativ vor.

„Lequel steht bezogen auf ein Hauptwort mit Vorwort"; es muß heißen: abhängig von einem Hauptwort mit Vorwort.

c) fehlt ce que als Prädikativ und logisches Subjekt.

S. 41 au printemps wäre aufzuhellen: „in der ersten Zeit".

S. 58: trouver bon ist kein Verb der Willensäußerung, sondern der Beurteilung. Der Konjunktiv kennzeichnet den Beurteilungsgegenstand, das psychologische Subjekt; er ist daher nicht modaler, sondern psychodynamischer Art.

S. 63: Einen Konjunktiv der „Unsicherheit" gibt es nicht.

S. 90: vouloir hat den präpositionslosen Infinitiv.

S. 95. In: Samo rendit aux Slaves de tels services ist die Ergänzung im 3. Fall für den Zusammenhang im Gegenteil weniger wichtig als die im 4. Daher Voranstellung!

Die transitiven Verba lassen sich schön in Bedeutungsgruppen vorführen.

S. 110: affranchir < à+franc, allonger < à + long, arrondir < à + rond.

S. 117: c) „nach einem verneinten Hauptsatz" ist zu äußerlich gefaßt. Es hat zu heißen: nach einem negativ beurteilenden Hauptsatz.

Brünn. Moritz Regula.

Bruneau, Charles, *Manuel de phonétique*; Berger-Levrault Ed., Nancy-Paris-Strasbourg 1927; XII — 133 s. — Fr. 7.—

Bruneau, der vortreffliche Romanist der Universität Nancy, leitet seit vielen Jahren auch die Kurse für Ausländer, welche ihre französischen Sprachkenntnisse vervollkommnen wollen. Das

vorliegende Buch ist aus dieser entsagungsvollen und doch so fruchtbaren Lehrtätigkeit hervorgegangen. Es empfiehlt sich durch seine äußerst praktische Anlage, die klare Darstellung, die konzise Form. Ich kenne kaum ein Buch, das in so einfacher, allgemeinverständlicher Weise die oft recht komplizierten Verhältnisse darstellt. Etwas vom Schwierigsten in der französischen Aussprache ist die Aneignung jenes Mittelweges, der von gespreizter Preziosität und kulturloser Gleichgültigkeit gleich weit entfernt bleibt. Nicht lächerlich werden durch Pedanterie, aber auch nicht ins Pöbelhafte versinken, eine anspruchslose, selbstverständliche Eleganz erlangen auch im Sprechen, das ist ein wesentliches Ideal des gebildeten Franzosen. Wer diesem Ziele näher zu kommen wünscht, der wird sich kaum einen besseren Führer erwählen können als das Buch von Bruneau. Dabei verzichtet er auf den eigentlich wissenschaftlichen Apparat, wodurch er sich wesentlich von Grammonts ausgezeichnetem Traité pratique de prononciation française unterscheidet. Andererseits versteht es Bruneau, dank seiner speziell romanistischen Studien, immer wieder die gegenwärtigen Verhältnisse organisch mit den früheren Perioden der Sprache zu verknüpfen und aus ihnen zu erklären, was ihn von andern ähnlichen Handbüchern vorteilhaft unterscheidet. So ist ein Buch entstanden, das bei aller nötigen Klarheit und Gründlichkeit doch in flüssiger und fesselnder Weise geschrieben ist und so dem Typus des echt französischen Buches treu bleibt. Man möchte wünschen, daß jeder deutsche Neuphilologe sich entweder Bruneaus oder Grammonts Buch zum livre de chevet erwählte.

Eines der besten Kapitel ist zweifellos dasjenige über die Bindung. Durch eine Beleuchtung der Frage vom historischen und vom sozialen Standpunkt aus und durch Einführung des Begriffs vom „mot phonétique“ (*lesenfants, deshommes* usw. gelten so jeweils als lautlich einheitliche Wörter) gelingt es ihm, das Problem auf einige wenige Nenner zu bringen und so ganz prägnant zu fassen. — Ein einziger Abschnitt hat mich etwas unbefriedigt gelassen; es ist derjenige über die Aussprache des *r*. Bruneau stellt nur das Zungenspitzen-*r* und das Zäpfchen-*r* einander gegenüber. Dieses letztere hat nun aber so wesentlich auseinanderstrebende Varianten, das *r* eines Parisers z. B. ist so verschieden von dem eines Westschweizers, daß hier in der Simplifizierung entschieden zu weit gegangen worden ist. Vom praktischen Standpunkt aus braucht man nicht bis auf vier Varianten zu gehen, wie Grammont es tut, aber man wird doch zwischen dem reinen Zäpfchen-*r* und dem Zungenrücken-*r* unterscheiden müssen.

Aarau (Schweiz). W. v. Wartburg.

LEITSÄTZE.

1. Die Typisierung, wie aller Schularten, so auch der OR, wird als wertvoll anerkannt, weil dadurch die Bildungsfrage wieder zum Kern der Schularbeit gemacht wird.

2. Städte, die zwei und mehr höhere Schulen haben, sollten diese möglichst als reine Typen ausbilden.

3. Für Einzelanstalten in kleineren Städten ist die Typisierung nach Möglichkeit anzustreben. Wegen der praktischen Bedürfnisse der Bevölkerung sind an diesen typisierten Schulen die durch Arbeitsgemeinschaften, wahlfreien Unterricht, zweite Züge und Ersatzunterricht gegebenen Möglichkeiten für eine ergänzende

Ausbildung auszunutzen, jedoch ist die Vereinigung einer OR mit einem G wegen der allzu großen inneren Unterschiede abzulehnen.

4. Die Bildungsfrage soll durch solche äußeren organisatorischen Maßnahmen nicht berührt werden. Das Ziel der typisierten Schule ist auch in Einzelanstalten anzustreben. Wo aus wirtschaftlichen Gründen die Schulen verhindert sind, das Ziel der typisierten Schule voll zu erreichen, ist doch in der auch ihnen erreichbaren Annäherung an das volle Ziel ein bedeutender Fortschritt gegen früher zu begrüßen.

5. Die stärkste Umstellung wird durch die Typisierung der OR von den neusprachlichen Fächern verlangt.

6. Die verminderte Stundenzahl der neueren Sprachen verlangt, daß auf eine der beiden Fremdsprachen das größere Gewicht gelegt und diese durch freie Arbeitsgemeinschaften verstärkt werde, um so den Eigenwert der fremdsprachlichen Bildung möglichst zu völliger Geltung zu bringen.

7. Darüber hinaus können die neuen Sprachen auf das Bildungsziel der OR nur dadurch eingestellt werden, daß der fremdsprachliche grammatische Unterricht mit dem Deutschen eng zusammenarbeitet und daß die fremdsprachliche Lektüre unter Verzicht auf viele historische Stoffe und unter bewußtem Verzicht auf lückenlose Entwicklung der Literaturgeschichte den einen Gesichtspunkt im Auge behält, die im übrigen deutschkundlichen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht der OR gewonnene Anschauung von der heutigen deutschen Kultur durch Einführung in die Kenntnis des modernen politischen, wirtschaftlichen, naturwissenschaftlich-technischen Frankreichs, Englands und Amerikas zu ergänzen.

8. Das Kernproblem der typisierten OR ist durch die geforderte organische Zusammenarbeit zwischen den deutschkundlichen Fächern, der Mathematik und den Naturwissenschaften gegeben. Der Bearbeitung dieses Problems hat der Realschulmännerverein den größten Nachdruck zu widmen. Es empfiehlt sich, dafür eine besondere Arbeitsgemeinschaft einzusetzen.

Bader, *Remscheid*. Fox, *Breslau*.
Tiedje, *Düsseldorf*. Wilmanns, *Barmen*.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXVI. *November 1928.* *Heft 7*

GALSWORTHY'S MESSAGE ON EDUCATION[1]).

In talking to you about Galsworthy's Message on Education, I want to give you an idea of the man himself, of his personality. For it is by his personality, this blend of a warm heart and a wise head, that he stands in the foremost rank as one of the most powerful and stimulating of educational influences. Education in the truest sense: Development towards Maturity.

Galsworthy does not wish to teach, to set up dogmas, — "it is not my profession to know things for certain". To him Life is an everflowing eternal current and much too manifold to be caught up and pressed into definite forms. If he has any educational creed it might be formulated in some such way as this: Not to pour into others what is in us, but to quicken what is in others. And to stimulate introspection is perhaps one of the best ways of doing this.

Introspection and Intuition are two of the most marked features in Galsworthy's character. His serene personality looks out at us from his books, serene and yet intensely human. It is not the serenity of old age, slightly mingled with weariness at the end of a long journey. It is the silent, gentle smile of young eyes at eve, after a hot summer's day well spent in toil and struggle, — the smile of eyes bright with the glow of understanding. For Galsworthy, by his very profession, was called upon to enter the sphere of misery and crime, to see at first hand the struggle of souls in torment. But it was his heart that, in union with his head, his sense ot justice, led him to search for its cause, to penetrate below the surface of everyday respectability and indifference.

---

[1]) Vortrag, gehalten auf der Pfingsttagung des Bayrischen Neuphilologenverbandes, Würzburg 1927.

Galsworthy is certainly endowed with a pronounced share of intuitive insight, born of the heartfelt conviction that in all of us, in every creature of God's Universe, there is some hidden spark of the divine spirit, some little seed of the eternal tree of Life, struggling towards expression and perfection. Thus the same eternal spirit unites all creation, man *and* beast, as in a ring, — with no beginning and no end. It is that same indefinable *creative* power that prompted Christ and after him all the many disciples of Love to open their hearts in sympathy to suffering Mankind. The same spirit that made them see in the beast their fellow-creature.

It is by the personality behind his work, and because his books are not the product of his study, but the outcry of a heart in pain through closest contact with the world, that Galsworthy exercises this strong and ennobling influence upon all who are ready to listen. Of his private life the public knows next to nothing, partly perhaps, because Galsworthy is too much — a gentleman you might say — to intrude by public self-propaganda into the lives of others; partly because he is essentially an individualist and averse to becoming public property, a feeling which is, in the last analysis nothing but the desire for unhampered individual expression of self. Only by listening to the quiet voice within us, by fully developing our own personality in harmony with the laws of the Universe, and according to those specific laws engraved on each individual heart, is it possible to arrive at a true understanding of the needs and discords of our poor human product which we call "Society". Only then, by truly following the guiding spirit within us, can we be of any real help and comfort to our fellow-creatures. It is the same gentle reminder as was given us more than 300 years ago:

> "This above all: To thine own self be true,
> And it must follow as the Night the Day
> Thou canst not then be false to any man."

By his own gradual development as distinctly expressed in his work, Galsworthy has passed through several stages, first that of the embittered revolutionist, fighting the existing code of society and setting up new standards. Then, by his very sense of justice, seeing also the point of view and the hidden suffering of those he was fighting, — his objective period you

might call it; and finally, the stage in which *understanding* helps him to realize that all creation, in all its phases, is the expression of an underlying principle, hence every individual a necessary link in the chain of development. It is the strong wish to be unbiased, to be ready to see and receive with an open mind all the varying moods in Nature, of which Man is only one of the many variations. To be ready, to wander quietly along the path of wonder and discovery, to dip below the surface into the heart of all things is what Galsworthy's personality suggests to us. To forget one's own little self in the infinite greatness of all Being, to open one's heart to all that comes along one's path is to develop and expand one's own individuality. As the old Boer said: "O God, what things man sees when he goes out without a gun!" It is our guns, our prejudices that weigh upon us and frighten away all the gentle spirits that would cheer our way, making us old and stifling any generous impulse that would swell our hearts. And to remain young of heart is to retain the capacity for understanding the eternal growth of Life.

The first thought that prompts Galsworthy at the out-set is: not to be blind, or indifferent to the injustice of our social system. Society accepts things as they are, merely because tradition has made them public institutions, has sanctioned them, and because its members are in more ore less sheltered surroundings:

"Those innumerable specimens who do not forge or steal because they have no need, and if they had would lack the courage, who observe the marriage laws because they have been brought up to believe in them and know that breaking them brings risk or loss of reputation; — go to church because their neighbours go, and to procure an appetite for the midday meal; commit no murder because not transgressing in any other fashion, they are not obliged. What is there to respect in persons of this sort? Yet they are highly esteemed and form three quarters of Society. The rule with these good gentlemen is to shut their eyes, *never use their thinking powers*, and close the door on all the dogs of life for fear they should get bitten." (I. Ph.)

In other words, — the indifference, this failure even to try to realise that outside our own sphere are yet other worlds with equal claims to life and happiness, is due to lack of moral

courage. For even those who *do* think for themselves have often not the courage of their convictions. It is, as Galsworthy himself says, due to cowardice, to fear. We are too afraid to run risks. According to Galsworthy all the foul doings in the world are prompted by fear. "Fear! It's the black godmother of all damnable things!"

It is this lack of courage to express one's own individuality that Galsworthy so bitterly deplores. We are all so ready to conform to rules; wanting others to conform to them, setting up a standard and not realising that by variety alone of shades and lights, only by allowing *all* the many tints of the rainbow to enter are we blessed by the pure radiance of the sun. It is always fear of others, fear of our own and often truest instincts, that holds us back from giving life to our soul and help to those about us. Fear the cause of all damnable things!

And in saying this, Galsworthy does *not only* think of those whose creed is: "Let us love and hate, let us work and marry, but let us never give ourselves away; to give ourselves away is to leave a mark and that is past forgiveness. Let our lives be like our faces, free from every kind of wrinkle, even those of laughter, in this way alone we can be really civilised." —

No, not they only are meant, — the others, too, the more kindhearted and generous, the too sensitive, who "take more interest in roses than in human beings", because "one could do it with a quiet heart."

This "quiet heart", this undisturbed state of mind, carefully kept from all harassing conflicts with the world, is really prompted by the instinct of self-preservation, self-possession, another form of the instinct of Forsyteism, the possessive instinct. Even old Jolyon Forsyte, a lovable old man in spite of his shortcomings, when summing up his long and hard-working life, suddenly remembers the long forgotten words of an old friend: "You could do anything, Jo, if you weren't so damned careful of yourself." Or as young Jolyon, his son, puts it in defining the characteristics of a Forsyte, — "they possess in a remarkable degree those two qualities which are the real tests of a Forsyte — the power of never being able to *give yourself up to anything soul and body,* and the sense of property."

This sense of property, of self-possession, hinders us from giving ourselves up to an idea, — an ideal. And as we all have in some way or another *this* sense of property in us, a

lack of idealism pervades the world and makes it its slave. And if we ever had this driving force in our hearts, this wanting to give ourselves up to anything soul and body, we do not encourage it; we let it starve, and gradually submit to the majority and their creed. And why do we give in, why drop our hands in weary disappointment? Because we do not sufficiently believe in what we do, do not believe in ourselves, our aims, our work. And "*Work's no use unless you believe in it!*"

We need this driving force, strong as the wind, to carry us along; but with it also imagination, insight, understanding of the real needs of humanity. Otherwise it becomes a blind desire that destroys. Insight into the feelings and emotions of others helps us to realise the shortcomings of our social system; and to be mindful of the secret suffering of our fellow-creatures makes us realise that we, too, are bound up with their weal and woe, that the same joys, the same sorrows fill their hearts as well as ours, only with us mitigated by our surroundings. The well-to-do, the privileged, may follow their cravings with impunity which in the poor, the outcast, are treated as a crime. As Ferrand in Galsworthy's "The Pigeon" says of himself, the little flowergirl and the old drunkard of a cabman: "I am a loafer, waster, — for all that poverty is my only crime. If I were rich, should I not be simply veree original, 'ighly respected, with soul above commerce, travelling to see the world? And that young girl, would she not be 'that charming lady', 'very chic, you know'. And the old Tims — good oldfashioned gentleman — drinking his liquor well. Eh bien! – what are we now? Dark beasts, *despised* by all." — Despised owing to lack of understanding and of introspection, our spirit dulled by "Progress".

This spirit of Progress or Civilisation Galsworthy compares to a "blind figure with a stomach full of new meats and the brain of raw notions." To a child, "so possessed by a new toy each day that she has no time to master its use — naive creature lost amid her own discoveries!" *Outward Progress* is represented by the superficial polish of the primitive instincts under the coarser influences of life, torn away from the purifying and ennobling contact with Nature. Those rank and primitive instincts whose satisfaction, under the cover of Progress, necessitate the million miseries of our fellow-creatures; all those thick rapacities which stir the hatred of the humane and thin-skinned!

Society in general is the product of these elementary instincts, the stronger building up walls for their own safety, and the more cruel they are the less they can enter into the sensation of others. Only lack of imagination can explain the horrible barbarity for instance of confining wild animals. "In the eyes of all Forsytes, the pleasure of seeing these beautiful creatures in a state of captivity far outweighed the inconvenience of imprisonment to beasts whom God had so improvidently placed in a state of freedom! It was for the animals' good, removing them at once from the countless dangers of open air and exercise, and enabling them to exercise their functions in the guaranteed seclusion of a private compartment! Indeed, it was doubtful what *wild animals* were made for but to be *shut up in cages*!" Our prisons and institutions are filled with those who are broken by circumstances, or hereditarily too weak to carry on the battle of life, but our social system and our personal lack of understanding are for the most part the cause of their ruin. It is we and our guardian, the law-court, the purifier of Society, who first breed them and surround them with evil, and then catch them for being what we made them, sit in judgment over them and cage them.

But the outcasts of society, the vagrants and prostitutes, in the same way as the misunderstood, the dreamers of dreams, they too have their qualities and bear the image of Him who made them. We, however, put them behind bars, — of prison or of Society, — not realising that they are expressions of an underlying principle which is stronger than they and which in most cases causes little or no damage to ourselves. "Where is our sense of proportion, and our sense of humour? Why try to alter the make and shape of Nature with our petty chisels?" Or, if we must take care of them, to *save ourselves*, in the name of Heaven why not do it in a better way than by dull imprisonment according to the letter? Or by trying to improve the outcasts in homes and institutions? Why do we fail in most cases? Because "one little thing they lack — those palaces. It is understanding of the human heart. In them tame birds pluck wild birds naked."

The tame birds, the kind-hearted even, with their orderly habits and good intentions, fail in their eager wish to reform those who are different, who are untamed, because they try to press Life into set forms and systems. They do not realise that

the eternally varying moods of Nature are Life itself and as fleeting as the wind and the waves of the Ocean. As Ferrand, the vagabond, part of Galsworthy himself, says: "If I am criminal, dangerous — shut me up! I would not pity myself — nevare. But we in whom something moves — like that flame, Monsieur, that *cannot* keep still — we others — we are not many that must have emotion in our lives, do not let them make us prisoners, with *their theories*, because we are not like them — it is life itself they would enclose!"

It is life itself, whether in art, religion, or philosophy, that is unconsciously smothered behind rules and theories. We so easily lose touch with Life, with Mother Earth, "this playground for most glorious demons", because we make our own poor self-made rules the standard, by which we judge men, forgetting the eternal laws of Life underlying all.

Thus our civilised existence tends te become unreal, is not Life at all, but a code of regulations which everyone is tacitly expected to adopt. Outward Progress, the advancement of book-wisdom and of technique, stunts and stifles the growth of the spirit within us, our daily life becomes barren of emotion and we lose touch with our fellow-creatures because the inward glow that drew us together has died down. And we need this glow, this desire to understand, in order to overcome these barriers we have built with our own hands, and to bring back the true spirit of Christ to our Churches and especially to our daily existence. It is not for nothing that Galsworthy's own feelings are reflected in Ferrand, the *Pagan*, or in Irene Forsyte, the "*heathen goddess*", both of them outcasts. Their natural disposition and their own suffering makes them understand the secret sorrow of their fellow-creatures, and in trying to help them by personal effort, they are nearer that silent spirit of Love than June Forsyte, the symbol of the busy Christian, who can only help with money. It is our own heart we have to put into it, and nothing else can take the place of genuine enthusiasm, Life as against "Civilisation". Away from civilisation, however, "far above incense and the narcotics of set creeds, and the fevered breath of prayers and protestations", the soul revives and becomes conscious of being part of Life, of the Universe. The simple shepherd of flocks, high up in his mountain home and in daily communion with Nature is, "through interminable watches under sun and stars," nearer the true

perfection of a gentleman than our fellow-creatures in great cities who are penned in, body and soul, in spite of all our modern advancement of knowledge and science. Likewise the hard-toiling peasant, too busy with the real affairs of life, with his heart at work and at play, is untroubled by knowledge of how near he is to Harmony. It is the deep unconsciousness of life itself, of the human soul who has not yet eaten of the tree of knowledge.

When knowledge dawns and Progress enters, then selfish instincts are roused; the battle begins in which the stronger, the more brutal, wins. This is the general state of Society to-day. And thus the uncouth son of the peasant struggles on, becomes "civilised", and acquiring wealth, places his children beyond the coarser influences of life, till they become, perhaps, even as ourselves, the salt of the earth, — and despise him.

But at that stage we cannot remain. For the type of the uncouth with the superficial polish of civilisation is the necessary link between our unconscious, earth-bound fellow-creature, and the more spiritualised man of intuition. For the same reason, everything in the Universe which has an individual shape, is a little bit of continuity, perfectly logical an expression of a necessary phase or mood of existence. And if we all are, in our own way, fit expressions of the separate moods of a great underlying Mood or Principle, thus little bits of continuity, then we cannot despise each other. To believe in the great adjusted Mood or Principle is to believe in each little and individual part of it. As Galsworthy says: "As I am a little individual part, I must believe in that little individual part which is I, with all my natural likings and dislikings, and, indeed, I cannot show my belief except by expression of those likings and dislikings. Do not despise anyone or anything, for they are all threaded to us, and to despise them would be to blaspheme against continuity, and to do that would be to deny Eternity. Love you cannot help, and hate you cannot help; but contempt is the sovereign idiocy, the *irreligious fancy*!"

Even those to whom it is natural to feel contempt are perfectly right to do so, and we have no business to be sorry for them; for that is, after all, only our euphemism for contempt. They are all right, being the expressions of contemptuous moods, having religion and so forth, suitable for these moods. All this should not discourage us, for it is but another

little piece of that Mystery which makes life so wonderful and sweet.

Mystery! The preserver of Mankind, for to see anything would be fatal for the great majority of us. Mystery is the gentle teacher stimulating us and yet making us feel that, although we are pursuing Knowledge, there is something which will ever elude our grip. We may clasp the body, but the soul has gone. It is the Supreme Mystery of our Being which in this form we shall never solve. And to understand this in its fullest meaning, is perhaps the last step towards understanding. It is to become humble of heart and soul, realising that in the meanest, ugliest thing we behold a manifestation of divinity no less than in the smile of the sky. What secret, marvellous, all-pervading Principle can harmonise these things! And to Galsworthy the old words "good" and "evil" seem more than ever quaint.

For he has looked into poor, humble hearts, and has seen such beauty there, as he had never beheld. "All the elaborated glory of things made, the perfected dreams of aesthetes, the embroideries of romance, seemed as nothing beside — the wild goodness native in humble hearts".

Whoever has had such visions, has opened his own heart to the invisible spirit of Beauty, striving for harmony in all creation. The hidden beauty (which is goodness) in a man's soul is no less wonderful than the night, with its star-flowers, and its silence, and its trees clothed in moonlight. All as tranquil as a dream of sleep. To feel its sweet charm causes heartache, and is the truest sign of Life quickening within us.

To be alive then means the readiness to enter into the secret of all things, — the prayer to understand and thus to help our fellow-creatures: To make our own hearts a purer and nobler home is to make of our earth a happier resting-place for our fellow-creatures, and is the true spirit of Progress. For every nation and every individual, who has ever done any good, has had to work up to it *from within.* To start with ourselves, to aim at being a gentleman, means to overcome all pettiness, meanness and cruelty in our thoughts and actions. We all certainly fall short of being Christians, but we can try to be gentlemen. And most of us who live on this earth in these days would rather leave it with that label on us than the other. It is a high aim, but perhaps it can be done. To

give a little happiness, to enter into the joys and sorrows of another, is to come near to it; for the greatest pleasure in life is to talk a little to a being who is capable of understanding you. It goes to the heart. Theorists only touch the surface, "can clean our skins and chain our habits", but our spirits they cannot touch, for they never understand.

We may win battles and conquer nations. But the man who has truly won the world is he who can understand, because Love has opened his eyes. Love, whether sacred or profane, is the same undying, unquencheable flame that illumines the world and alone melts the barriers that would close us in and banish Life.

And it is Life itself we need, not theories on Life. We need personalities who by their warmth of heart and gentleness of soul, can understand and thus assuage the needs and sufferings of all creation, thus making a better world.

Würzburg. Carl Klavehn.

ANDRÉ GIDE ALS PROTESTANT.

Es ist die Tragik, aber auch die Größe des heutigen Protestantismus, daß seine Entwicklung mit der des modernen Geisteslebens unlösbar verknüpft ist. Während die katholische Kirche ihr heiliges Erbe sorgsam gehütet hat, hat der Protestantismus es verschenkt und verstreut, hat wieder und wieder seine religiöse Kraft in die ihn umgebende Welt hineingetragen und ist so zu einem der Hauptfaktoren unserer gegenwärtigen Kultur geworden. Oft genug hat dieser entwicklungsfreudige Protestantismus seinen Ursprung vergessen oder verleugnet, oft ist er geradezu zum Feinde der bisherigen Religion geworden; aber die Glut dieses Kampfes, die religiöse Leidenschaft des die Religion verneinenden Zweifels zeigen uns deutlich, daß hier — fern aller Dogmatik und allen Kirchentums — die protestantische Seele um das neue Leben ringt.

Einer dieser Protestanten ist André Gide. Nicht darum sehe ich in ihm einen protestantischen Dichter, weil er in vielen seiner Romane das Milieu des französischen Kalvinismus dargestellt hat (La Porte Étroite, La Symphonie Pastorale, ein Abschnitt der Faux Monnayeurs), nicht einmal darum, weil die Gestalt der Alissa, der Heldin der Porte Étroite, eine Verherrlichung protestantischen Glaubens und protestantischer Askese ist: wichtiger scheint mir, daß auch der „antichristliche"

Gide ganz von der Innerlichkeit und dem Radikalismus seiner hugenottischen Vorfahren lebt.

Gide ist durch und durch Dialektiker. Seine Romane folgen einander nach dem Gang der dialektischen Methode von These und Antithese — nur daß, bezeichnenderweise, die Synthese fehlt. Gide selbst spricht von dieser «diversité d'humeur qui me force, aussitôt délivré d'un livre, de bondir à l'autre extrémité de moi-même (par besoin d'équilibre aussi) et d'écrire précisément le moins capable de plaire aux lecteurs que le précédent m'avait acquis.»[1]) So folgt auf den Immoraliste (1902) La Porte Étroite (1909) und auf dieses scheinbar gläubige Buch der Zynismus der Caves du Vatican (1914). Zwei bis drei Jahre später schreibt er sein ergreifendes religiöses Tagebuch «Numquid et tu . . ?», und als späte Frucht dieser religiösen Epoche folgt im Jahre 1920 La Symphonie Pastorale. Dann schlägt er mit den Faux Monnayeurs wieder die seelisch-künstlerische Richtung der Caves du Vatican ein. Man versteht Gide falsch, wenn man ihn auf eine dieser Linien festlegen will: er ist kein christlicher Dichter, er ist aber auch nicht, wie gewisse französische Kreise es jetzt darzustellen lieben, ein zersetzender Ästhet und Verführer der Jugend. Die religiösen und sittlichen Fragen, die er in seinen Romanen behandelt, sind für Gide nicht in erster Linie intellektuelle Probleme oder literarische Motive; er hat sie alle in strengster Ehrlichkeit durchlebt. „Dieser Künstler", schreibt Curtius, „war nicht nur ein Verfertiger schöner Dinge: er rang mit den menschlichen Dingen[2])." Wir müssen Gide in seinen Schwankungen und Widersprüchen ganz ernst nehmen: es ist nicht die bunte Mannigfaltigkeit eines wahllos zusammentragenden Eklektikers, die seine Gedankenwelt so verwickelt und problemreich macht, es ist die Kompliziertheit des Lebens selber. «L'humanité n'est pas simple, il faut en prendre son parti[3]).» Curtius hat in seiner Studie ein

---

[1]) Einleitung der Broschüre «Les livres d'André Gide» von Robert Doré und Raoul Simonson». Die Einleitung ist von Gide selbst geschrieben.

[2]) E. R. Curtius „Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich". Potsdam 1923. S. 59.

[3]) Nouveaux Prétextes, Mercure de France, Paris 1921 (6. Auflage), S. 189. Ich zitiere nach den neuen, mir jeweils zur Verfügung stehenden Auflagen. Eine chronologisch geordnete Biblio graphie findet man bei Curtius.

Bild dieses reichen Werkes gegeben; er sieht gerade in der harmonischen Vereinigung der einander widerstrebenden Teilkräfte die Bedeutung und die Größe Gides. In dem Anhang, mit dem er die 3. Auflage der „Wegbereiter" bereichert hat, hat er nun auch die religiöse Seite Gides stärker betont. In bewußter Einseitigkeit möchte ich von hier aus Gide zu verstehen suchen, um hinter den widersprechenden Äußerungen und hinter den gegensätzlichen Gestalten eine einheitliche Grundhaltung zu finden: es ist weniger die des „Vermittlers und Harmonikers"[1]) als die des Suchers aus protestantisch-religiösem Geiste heraus.

Von allen Denkern hat Nietzsche den stärksten Einfluß auf Gide ausgeübt. Das ist nicht erstaunlich: stammt doch auch Nietzsche aus gläubig protestantischen Kreisen, ist doch sein Antichristentum voll der Glut religiösen Lebens. So sieht auch Gide in ihm vor allem den großen „Protestanten": «Le Nitzschéisme est à la fois une manifestation de vie surabondante .. et une tendance qui, suivant les époques, s'est baptisée „jansénisme", ou „protestantisme", et qu'on nommera maintenant Nietzschéisme, parce que Nietzsche a osé formuler jusqu'au bout tout ce qui murmurait de latent encore en elle[2]).» Dem Schriftsteller, der aus der Gruppe der Symbolisten hervorgeht, ist Nietzsches Individualismus zunächst ein künstlerisches Glaubensbekenntnis. Immer wieder betont Gide seinen künstlerischen Individualismus, sein Mißtrauen gegen die Menge. «Je hais la foule; elle ne respecte rien; toute tendresse, toute délicatesse, toute justesse, toute beauté s'y faussent, s'y brisent, s'y mortifient[3]).» Die Kunst ist ihm allein Angelegenheit eines geistesaristokratischen Publikums[4]). Der Individualismus bestimmt aber auch das Denken des Ethikers. Hiermit findet er den Ausgang aus der Enge des symbolistischen Ästhetentums, den Weg ins Leben.

Les Nourritures Terrestres bezeichnen diesen Wendepunkt: ein pantheistischer Lobgesang auf die unzähligen Genüsse dieser Welt. Doch die Fülle dieser Lust kann nur der ge-

---

[1]) Curtius „Wegbereiter" S. 43.

[2]) Prétextes, M. d Fr., Paris 1922 (11. Auflage), S. 177.

[3]) Prétextes, S. 129.

[4]) Vgl. den Vortrag «De l'importance du public» in «Nouveaux Prétextes»

nießen, der von jeder sozialen Bindung frei ist. Darum predigt Gide das Leben des Landstreichers als das Ideal. «Ne s'attacher à rien» heißt die knappe und eindringliche Formel dieser egoistischen Lebensphilosophie. Für den Menschen aber, der dem Leben nicht fern als Beobachtender gegenübersteht, sondern in es verflochten ist durch das stärkste Band: Liebe und Ehe, für den bedeutet die Forderung der völligen seelischen Freiheit den Bruch mit der Gesellschaft, mit dem geliebten Du. Aus dem «ne s'attacher à rien» wird ein «se délivrer»: es ist das Problem des Immoraliste. Gide läßt diesen Kampf zwischen Liebe und dem Willen zur Freiheit tragisch enden; Michel beendet den erschütternden Bericht seiner „Befreiung", die seiner Frau das Leben gekostet hat, mit den Worten: «Je me suis délivré, c'est possible, mais qu'importe? Je souffre de cette liberté sans emploi[1].» Der Kampf und das Opfer waren umsonst; am Ende des heroischen, übermenschlichen und unmenschlichen Ringens steht das Nichts.

Die eigentliche Triebfeder dieses schrankenlosen Individualismus ist aber nicht mehr das rein sinnliche Genießen: es ist die Freude am Schöpferischen. Die Gesellschaft verflacht, nivelliert, uniformiert; der einzelne allein erfindet. «C'est toujours seul qu'on invente[2].» Dieses Streben nach Neuartigem, die Lust an Erfindung und Neuschöpfung, die Frage nach dem, was der Mensch leisten kann und leisten wird, ist für Gide das Kernproblem der Philosophie Nietzsches. «Depuis Nietzsche, avec Nietzsche une nouvelle question s'est soulevée . . . question qui comporte aussi son angoisse, une angoisse qui conduit Nietzsche à la folie. Cette question, c'est: «Que peut l'homme? Que peut un homme?»[3]) In einer recht eigenartigen Gestalt schildert Gide diese Neugier nach den eigenen schlummernden Kräften, den Drang, alle vorhandenen Möglichkeiten durch die Tat zu erproben: in dem jungen Lafcadio der Caves du Vatican, den man einen geistigen Sohn des Immoralisten nennen könnte. Aber während Michel sich verblutet, ist Lafcadio durch das Spielerische seines Charakters jeder möglichen Tragik enthoben. Curtius nennt den Roman mit Recht einen Abenteuerroman. Hinter dem aber — das vergesse man nicht! — der ganze Ernst jener Nietzschefrage

---

[1]) L'Immoraliste, M. d. Fr., Paris 1924 (29. Auflage), S. 256.

[2]) L'Immoraliste, S. 163.

[3]) Dostoïevsky, Plon, Paris 1924 (5. Auflage), S. 230.

steht: Que peut un homme? «Amoureux de ce qui pourrait être ...[1])» so charakterisiert Lafcadio sich selbst.

Ist hier der Individualismus das Lebensgesetz des Immoralisten, so erscheint er in der Porte Étroite als das Ideal des christlichen Lebens. Die Befreiung von jeder Bindung, die Loslösung vom geliebten Du: es ist derselbe Konflikt bei Alissa wie bei Michel. Auch Alissa ist grausam genug, langsam und unter unendlichen Mühen und Qualen für sich und den Geliebten das Band zu lösen, das sie aneinander kettet. Die Einsamkeit der Seele ist ihr höchstes Ziel. „Denn die Pforte ist eng, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt.“ «Tout seul chacun de nous doit gagner Dieu[2]).» Und die Straße zum Heil ist «une route étroite – étroite à n'y pouvoir marcher deux de front[3])». Aber ebenso wie Michel muß Alissa am Ende ihrer Befreiung den Schrecken der großen Einsamkeit erleben. Für den jenseitigen hat sie den irdischen Freund geopfert – was aber, wenn das göttliche Du sie im Stich läßt? Diese Angst der vereinsamten Seele schildert Gide schon in erschütternder Weise in den Cahiers d'André Walter. Hier in der Porte Étroite ergreift er uns durch die schlichte Menschlichkeit dieses Erlebens. Am Vorabend ihres Todes schreibt Alissa in ihr Tagebuch die jubelnden Worte Pascals: «Joie, joie, joie, pleurs de joie ...[4]).» Aber den Tag darauf bemächtigt sich ihrer von neuem der Zweifel: «Ce matin, une crise de vomissements m'a brisée ... une angoisse s'est emparée de moi, un frisson de la chair et de l'âme; c'était comme l'éclaircissement brusque et désenchanté de ma vie ... Je voudrais mourir à présent, vite, avant d'avoir compris de nouveau que je suis seule[5]).» Für ein Trugbild hat sie das Glück ihres Lebens geopfert, hat sie das Leben ihres Geliebten auf immer zerstört; am Ende ihres Kampfes um den Eingang durch die enge Pforte steht das verzweifelte Bekenntnis: Je suis seule.

Alissa ist eine Heilige — aber eine Heilige ohne Glauben. Das gibt diesem Buch seine Tragik, gibt ihm zugleich seine Bedeutung für unsere Zeit. In dieser lieblichen Asketin lebt der

---

[1]) Les Caves du Vatican, Nouvelle Revue Française, Paris 1924, S. 221.

[2]) La Porte Étroite, M. d. Fr., Paris 1925 (37. Auflage), S. 41.

[3]) La Porte Étroite, S. 222.

[4]) La Porte Étroite, S. 239.

[5]) La Porte Étroite, S. 240.

kalvinistische Heroismus in all seiner weltüberwindenden Unerbittlichkeit, aber ohne die Glaubenszuversicht der Prädestinierten. Gerade darin liegt die uns alle berührende Tragik: unser Opfermut ist nicht geringer als der früherer Zeiten — man denke an das Millionenopfer des Krieges —, aber unser Glaube an den Sinn des Opfers ist schwach geworden; er bricht zusammen im Augenblick des Opfers selbst, dann also, wenn es, wie bei Alissa, kein Zurück mehr gibt. Doch zeigt uns Gide einen neuen Sinn solchen Opfers: keinen jenseitigen, sondern einen diesseitigen. In den Verzicht selbst legt er Sinn und Recht. Vielleicht begann Gide seinen Roman als Polemik gegen das Christentum; unter der Hand gestaltete sich ihm das Buch zu einer Verherrlichung protestantischen Heldentums. Was besagt die Verzweiflung der letzten Stunden gegenüber einem Leben voll überschwenglicher Kraft? Der Glaube, den Alissa verliert, triumphiert trotz ihres Zweifels in ihrem Leben und ihrem Sterben. Denn nur so, in diesem religiösen Verzicht, kann sie sich vollenden, nur so vermag sie ihr Leben zutiefst zu erfüllen. «C'est en se renonçant qu'on se trouve.» Nur so, in ihrem Kampf „über die Kraft", erfüllt sie die absolute Forderung der Tugend. «Ce que l'on entreprend au-dessus de ses forces, voilà ce qu'on appelle vertu[1].» Es bedarf keiner Unsterblichkeit, um der Aufopferung des diesseitigen Lebens seinen Sinn zu geben: dies Leben heiligt sich in seinem Opfer selbst. Es bedarf keines jenseitigen Glückes, um für das diesseitige zu entschädigen. Das Glück ist nicht der Sinn des Lebens. «Mon ami, crois-moi: nous ne sommes pas nés pour le bonheur», sagt Alissa zu ihrem Verlobten[2]. «Combien se rétrécit dans le bonheur tout ce qui pourrait être héroïque[3])!» heißt es in ihrem Tagebuch. Andererseits wiederholt sich in der Porte Étroite wie in anderen Büchern Gides die Mahnung, dem Glück mehr zu glauben als der Trauer. Das Christentum ist für den Pastor der Symphonie Pastorale «une méthode pour arriver à la vie bienheureuse[4]». Diese Seligkeit werde dem Gläubigen schon in diesem Leben zuteil. Es ist dies nur ein scheinbarer Widerspruch: ganz im Sinne des

---

[1]) Philoctète, in Le Retour de l'Enfant prodigue, précédé de cinq autres traités, N. R. Fr., 1924 (10. Ausgabe), S. 160.

[2]) La Porte Étroite, S. 166.

[3]) La Porte Étroite, S. 221.

[4]) La Symphonie Pastorale, S. 106.

lutherischen Gnadenerlebnisses, ja fast in der Form seiner Paradoxe, sieht Gide in der Traurigkeit der nach Gott suchenden Seele selbst die gottgegebene Seligkeit: «Ne t'étonne pas d'être triste, et triste à cause de moi. La félicité que je te propose exclut à jamais ce que tu prenais pour du bonheur.» Wie das Opfer in sich selbst seinen Sinn findet und nicht in einer jenseitigen Vergeltung, so ist allgemein das Streben, die Sehnsucht selbst sich Sinn und Glück genug. Am lebendigsten und eindringlichsten erscheint Gide das menschliche Leben dann, wenn alles in uns Wunsch und Begierde ist, wenn unsere Seele gespannt ist einem erstrebten und ersehnten Ziele entgegen. «L'image de la vie, ah! Nathanaël, est pour moi: un fruit plein de saveur sur des lèvres pleines de désir[1].» Alle Helden der Gideschen Romane ziehen die Begierde nach Besitz dem Besitz selbst vor. Ja, man könnte von hier aus die „Befreiung" Michels und Alissas aus dem Wunsche erklären, arm zu sein, einsam und losgelöst, um stärker und brennender begehren zu können. «Au prix de tous mes biens, j'avais acheté la ferveur,» sagt der verlorene Sohn.[2]) Darum erscheint nicht der Besitz des Glückes als das wahre Glück, sondern das Streben nach dem Glücke. «Je me demande à présent», schreibt Alissa, «si c'est bien le bonheur que je souhaite ou plutôt l'acheminement au bonheur. O Seigneur! Gardez-moi d'un bonheur que je pourrais trop vite atteindre[3])!»

In Gides Werk nimmt dies sich stets wandelnde, ruhelose Leben eine besonders anschauliche Form an: das Reisen. Seine Reiseberichte selbst sind vollendete Kunstwerke. Les Nourritures Terrestres verbinden mit der Anschaulichkeit des Reiseberichtes zugleich den leidenschaftlichen Aufruf an den Leser, sich loszureißen und mitzuziehen. Im Vorwort schreibt Gide: «Je voudrais que ce livre t'eût donné le désir de sortir — sortir de n'importe où, de ta ville, de ta famille, de ta chambre, de ta pensée[4]).» In den meisten Romanen werden Personen geschildert, die voll von dieser Reiselust sind. Michel im Immoraliste ist von einem geradezu dämonischen Reisefieber gepackt. «La vie entière», sagt Jérome in der Porte Étroite, «m'apparaît comme

[1]) Les Nourritures Terrestres, Nouvelle Revue Française, Paris 1925 (19. Auflage), S. 36.

[2]) Le Retour de l'Enfant prodigue, S. 207.

[3]) La Porte Étroite, S. 213.

[4]) Les Nourritures Terrestres, S. 10.

un long voyage, à travers les livres, les hommes, les pays... Songes-tu à ce que signifient ces mots: lever l'ancre[1])?» Wir werden an Baudelaires berühmte «Invitation au voyage» erinnert; und doch entspringt dieser Drang zu reisen bei Baudelaire und bei Gide ganz verschiedenen Motiven. Baudelaire spricht von der Sehnsucht, ein Leben in Glück und Schönheit zu leben, fern von der kalten und dürftigen Alltäglichkeit unserer Heimat. Bei Gide aber beruht die Lust am Reisen auf der Freude am Neuen, ja auf der Schnelligkeit der Bewegung selbst[2]) und auf der Notwendigkeit, das äußere Leben der seelischen Spannung und Ruhelosigkeit entsprechend zu gestalten. Sie ist Ausdruck der Lebensfülle und überströmenden Lebenskraft. Nicht ein erträumtes orientalisches Märchenland soll der Seele das vermißte Glück geben, sondern das Reisen selbst ist intensivstes Erleben; der Reisende lebt ganz in der Gegenwart — der Reisesehnsüchtige in der Zukunft —, im hellen Sonnenlicht genießt er die ihn umgebende Welt, er gehört mit allen Sinnen *dieser* Welt. (Vgl. den Titel «Les Nourritures *Terrestres*».)

Aufs schärfste muß sich Gide aus seinem expansiven Dynamismus heraus gegen Barrès' Heimatkult wenden. Die Forderung, sich in seiner Provinz einzuwurzeln, lehnt er gerade als Franzose ab. Frankreichs politische und geistige Größe besteht ja in der Tat darin, daß es das Landsmannschaftliche überwunden hat, mag auch die in dieser Entwicklung liegende Überzentralisierung andere Schäden in sich bergen. Barrès ist Romantiker: er glaubt an die schöpferische Kraft des einfachen, erdgebundenen Volkes. Aber das geistige Frankreich, das Gide in diesem Fall ungleich besser vertritt als der Nationalist Barrès, ist in seiner ganzen Entwicklung und seiner heutigen Blüte geradezu der Gegenbeweis dieser romantischen Naturverherrlichung; denn alles an ihm ist Kultur, und zwar ausgesprochene Großstadtkultur. Barrès ist aber auch darin Romantiker, daß sein Blick nach rückwärts, auf die Vergangenheit gerichtet ist: «la terre et les morts» lautet seine Formel. Die Heimat ist ihm heilig als das Grab der großen Vorfahren; löst man sich von ihr, so verliert man jeglichen Halt der Tradition und die blutvolle Kraft der Familie und der Rasse. Gide aber ist ganz der Zukunft

---

[1]) La Porte Étroite, S. 62.

[2]) Vgl. die Bemerkung über das Automobilfahren in Incidences N. R. Fr., Paris 1924 (10. Auflage), S. 81.

zugewandt; die Tradition hindert ja nach seiner Ansicht die schöpferische Tat. Denn die Gesellschaft, die sich stets auf Tradition gründet, ist allem Neuen feindlich. Barrès hat für seine Lehre ein Symbol gefunden im Leben des Baumes[1]). Daher das Schlagwort «déracinement». Wir finden damit bei ihm einen weiteren romantischen Wesenszug: die Lehre vom Organismus. Ihre Übertragung von der Naturphilosophie auf die politische Theorie vollzieht sich hier, wie einst in Deutschland, in der Richtung einer historisch begründeten, konservativen und nationalen Politik.

Klemperer sieht in der ganzen Bewegung der modernen französischen Literatur, deren bedeutendster Repräsentant ihm Bergson ist, eine Neuromantik, die freilich „von dem klassisch französischen Geist in sich aufgenommen und verarbeitet" ist[2]). Romantisches Wesen ist ihm durch den Begriff der „Entgrenzung" gekennzeichnet. In allem Abgeschlossenen, Geformten, Beschränkten sieht er im Gegensatz dazu klassischen Geist. Nach dieser Auffassung, die m. E. auf allzu großer Weitung der Begriffe „klassisch" und „romantisch" beruht[3]), muß Gide als Romantiker, der späte Barrès als Klassiker gelten. Klemperer bespricht in seiner „modernen französischen Prosa" Gide unter dem Kapitel «Élan vital», stellt ihn also in eine Linie mit Bergson, in dem er vor allem den Romantiker sieht. Daß es eine französische Neuromantik gibt, will ich gewiß nicht bestreiten; ob Bergson wirklich ihr Repräsentant ist, wage ich nicht zu entscheiden. Aber sicher scheint mir, daß Gide kein Romantiker ist. In seiner dynamischen Unruhe sehe ich vielmehr eine religiöse Gespanntheit, eine an die alten Kalvinisten erinnernde Erregtheit der um ihr Heil zitternden Seele. Nie findet bei Gide diese Spannung die romantische Lösung der Icherweiterung: Aufgehen des Ich in der Natur, wie in der Neuromantik der Comtesse de Noailles[4]),

---

[1]) Vgl. A. Tribaudet, La vie de Maurice Barrès, N. R. Fr., insbesondere das Kapitel «L'Arbre», S. 127ff.

[2]) Jahrbuch für Philologie 2. Band, München 1927, S. 143—172.

[3]) Warum sagt man nicht lieber „statisch" und „dynamisch"? Denn Gotik, Barock und Sturm und Drang sind doch ebenfalls „entgrenzende" Geistesbewegungen.

[4]) Nur in den Nourritures Terrestres scheint Gide ganz erfüllt von diesem allbeseelenden, allseligen Lebensgefühl. Und doch löst sich auch da das Ich nie in der Natur auf, sondern bleibt als genießendes von dem Gegenstand seines Genusses scharf getrennt.

oder Aufgehen in der Menschheit und ihren Gruppen, wie in Jules Romains' Unanimismus. Nie auch wird das Göttliche als erlösende und erhebende Macht im Leben des Helden geschaut, wie bei Romain Rolland. Die harte Nüchternheit kalvinistischer Dogmatik lebt in Gides Realismus fort: die Einzelseele bleibt im letzten Grunde allein und einsam ihrem Gewissen und ihrem Gott gegenüber, und das religiöse Erleben spielt sich stets in der Krisis ab, die menschliches Streben und göttliches Heil scharf voneinander trennt; stets zerbricht der Mensch an seinem gottsuchenden Wollen (André Walter, Alissa, der Pastor in La Symphonie Pastorale). In Gides Individualismus kann ich also ebenfalls keinen eigentlich romantischen Zug erblicken. Soweit er nicht überhaupt allgemein protestantisch ist, geht er in seiner nicht nur antisozialen, sondern antimoralischen Tendenz ganz auf den Einfluß Nietzsches zurück. Zudem ist ja der Individualismus gar kein Kennzeichen der „Neuromantik", die vielfach ausgesprochen antiindividualistische oder überindividualistische Ziele hat.

Nicht das Begriffspaar „romantisch-klassisch", auch nicht das umfassendere „dynamisch-statisch" kann uns Gides Wesen in seinem Gegensatz zu Barrès verständlich machen. Ich möchte darum eher von einem Gegensatz dynamischer und organischer Lebensführung sprechen[1]). Nicht in der Bewegtheit und Nichtbewegtheit, sondern in der Art der Bewegung liegt der Unterschied. Bei Barrès haben wir es mit einer stetigen Entwicklung vom Individualismus zum Nationalismus zu tun — eine Entwicklung, die mit zu seiner Doktrin selbst gehört. Mit Recht sieht Thibaudet gerade in dieser organischen Entfaltung seiner Schriftstellerpersönlichkeit seine Größe, und der Vergleich mit Goethe liegt in der Tat nahe. Gides Entwicklung erscheint demgegenüber sprunghaft, unbeständig und gleicht nicht dem Wachsen des Baumes, sondern dem Zickzack des Blitzes. Es handelt sich hier letztlich um den Gegensatz von Natur und Geist; denn auch der Geist wird Natur, wenn er unter dem

[1]) Man wird dagegen einwenden, das sei überhaupt kein reinlicher Gegensatz: dem Organisehen entspreche das Mechanische, dem Dynamischen das Statische. Aber alle diese Begriffe, der Sprache der Naturwissenschaft entnommen, sind ja nur Bilder in der Sprache der Geisteswissenschaft. Die Gegensätzlichkeiten psychologischer und geisteswissenschaftlicher Art decken sich nicht immer mit denen der naturwissenschaftlichen Begriffe.

Gesichtspunkt des Organismus betrachtet wird. In der „Natürlichkeit" sieht Gide Ungeistigkeit. Aus der Theorie der Einwurzelung in die Heimat hört er die Aufforderung zu geistiger Trägheit heraus, zum Zurücktauchen in die Masse, die dem einzelnen die Verantwortung abnimmt. Die Masse ihrerseits begnügt sich mit dem vorhandenen geistigen Gute; Neues und Großes geschieht nur gegen ihren Willen. Darum preist Gide Péguy, weil er in der Gestalt der Jeanne die Heilige und Heldin dem frommen, aber kleingläubigen Volke gegenüberstellt[1]). Gide findet an der Basis jeder Erneuerung, in der Seele jedes Reformators «un déséquilibre intérieur». Und jede große religiöse Erneuerung war stets eine „Entwurzelung". So ist der Bruch mit der Vergangenheit und ihrer Gemeinschaft die Geburtsstunde der protestantischen Kirche. Kann sie sich wundern, wenn von Generation zu Generation dieser Bruch neu durchlebt und gegen sie selbst neu vollzogen wird? Und doch sind diese „Treulosen", diese „Entwurzelten", wie Nietzsche und Gide, vielleicht ihre treusten Vertreter. Es scheint vielleicht kühn, den philosophischen und politischen Gegensatz von Barrès und Gide als den Urgegensatz katholischer und protestantischer Lebenshaltung aufzufassen. Es geschieht hier auch nur mit aller Vorsicht. Tatsache aber ist, daß Barrès im französischen Protestantismus selbst einen der zersetzenden Faktoren sieht, weil er die Einheit der Nation zerbrach. Barrès, obwohl selbst nicht gläubiger Katholik, lebt ganz in der Tradition des Gallikanismus: Einheit von Kirche und nationalem Staat ist sein Ideal. Aber der Tradition der „Nationalreligion" steht stets in Frankreich der Individualismus rein religiösen Erlebens gegenüber, der die Vermischung von Nationalpolitischem und Religiösem ablehnt. Daß dieses Geistes nicht nur Frankreichs tiefster Denker, Pascal, sondern auch sein größter Dichter war, wissen wir seit Voßlers „Racine". Mag auch der Gallikanismus politisch über den Jansenismus gesiegt haben: der Geist von Port-Royal ist unsterblich. Gide ist in seiner Weise ein Nachkomme der solitaires.

Der ausgesprochene Individualismus, der Gides Gedankenwelt bestimmt, erscheint in La Porte Étroite als Forderung des Christentums. Aber schließen Individualismus und Christentum sich nicht gegenseitig aus? Gide findet eine Antwort bei Dostojewskij, der ihn nicht weniger tief bestimmt hat als Nietzsche.

---

[1]) Incidences, S. 91.

Diese beiden Denker, der christliche und der antichristliche, bilden gleichsam die beiden Pole in Gides weitgespanntem, gegensatzreichem Leben. Gide führt nun in seinem Buch über Dostojewskij ein Wort an, das zeigen soll, wie gerade die christliche Forderung der Hingabe den Individualismus voraussetzt: „Muß man denn unpersönlich sein, um glücklich zu sein? Besteht das Heil im Auslöschen der eigenen Persönlichkeit? Im Gegenteil, sage ich, man darf nicht nur nicht sich aufgeben, sondern man muß erst eine Persönlichkeit werden, selbst in einem höheren Grade, als man es im Abendland wird. Verstehen Sie mich: das willentliche Opfer, bei vollem Bewußtsein und frei von jedem Zwang, das Opfer seiner selbst zum Nutzen aller beweist nach meiner Ansicht die höchste Entwicklung der eigenen Persönlichkeit, ihre Überlegenheit, die völlige Herrschaft über sich selbst[1]." So ist auch Alissas Selbstvollendung zugleich Selbstopferung für die Seele des Geliebten.

Von hier aus wird auch Gides Stilentwicklung verständlich[2]: von der reinen Ichlyrik der Cahiers d'André Walter und der lebensfernen, artistisch-egozentrischen Phantasiewelt des Symbolismus (besonders charakteristisch Le Traité du Narcisse mit dem Untertitel «Théorie du symbole» 1891) über den pantheistisch-enthusiastischen Hymnenstil der Nourritures Terrestres zu der klassisch reinen Form der Porte Étroite und dem überlegenen und überlegten Altersstil der Faux Monnayeurs. Diese ganze Entwicklung ist beherrscht von dem Streben, den Subjektivismus zu überwinden und zu einer allgemeingültigen, reinen Form zu gelangen. In gewissem Sinne gehört Gide damit zu der Bewegung der Neuklassik. Doch handelt es sich hier nicht um die Vernunft, die Gefühl und Leidenschaften ächtet, wie bei Maurras, sondern Gides Klassik ist religiös begründet: die Überzeugung, daß das Ich sich erst im Verzicht vollendet, ist für Gide auch ein künstlerischer Glaubenssatz. «Le triomphe de l'individualisme est dans le renoncement à l'individualité[3].» In einem Vortrag «De l'influence en littérature» zeigt Gide, daß gerade die großen Künstler, die in der Fülle ihres Genies der eigenen Persönlichkeit sicher sind, den Einfluß suchen und sich von der Welt aufs tiefste bestimmen lassen.

[1]) Dostojevskij, S. 54.

[2]) Vgl. Jacques Rivière, Études, N. R. F. Paris 1925 (7. Auflage). Rivière behandelt nur die Entwicklung bis zur Porte Étroite.

[3]) Incidences, S. 38 (in einem Aufsatz über Klassik).

«Un grand homme n'a qu'un souci: devenir le plus humain possible — disons mieux: devenir banal. Devenir banal, Shakespeare, banal Goethe, Molière, Balzac, Tolstoi . . . et chose admirable, c'est ainsi qu'il devient le plus personnel. Tandis que celui qui fuit l'humanité pour lui-même, n'arrive qu'à devenir particulier, bizarre, défectueux[1].» Gide beruft sich in diesem Vortrag, ebenso wie in dem späteren Aufsatz über die Klassik, ausdrücklich auf das Wort Jesu: „Wer da suchet, seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren; und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben helfen." In Gides Klassik haben wir also keine Beruhigung, keine statische Festigkeit zu erblicken. Die Größe dieser Klassik liegt darin, daß sie nicht naturgegeben ist, sondern vom Geiste erkämpft wird. Das gibt auch dem klassischen Stil des reifen Gide jene innere Spannung und Unruhe, die für sein ganzes Werk charakteristisch sind: die inquiétude, wenn man darunter nicht schwächliche Unbeständigkeit und Sehnsucht, sondern ruheloses Suchen und ständiges Gespanntsein versteht, Neugier, Schaffenslust und jenes nie anhaltende Denken und Selbstzergliedern, wie es die Faux Monnayeurs zeigen[2].

Da diese Unruhe religiös bestimmt ist, so muß die Frage nach ihrem religiösen Sinn besonders wichtig sein. Ich sehe in dem kleinen Werk, „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes" betitelt, die reifste Antwort, die Gide darauf gegeben hat. Zwei gegensätzliche Antworten gibt das Christentum auf die Frage nach dem Sinn der religiösen Unruhe. Die eine in dem berühmten Worte Augustins: «Fecisti nos ad te et inquietum est cor nostrum donec requiescat in te», die andere in den tröstenden Worten des «Mystère de Jésus»: «Console-toi, tu ne me chercherais pas si tu ne m'avais trouvé.» Für Augustin wie für Pascal ist die religiöse Unruhe der Seele von Gott hervorgerufen, darum ist es eben *religiöse* Unruhe. Augustin deutet sie als ein Durchgangsstadium, das Zeichen unserer Gottferne, eine Art Heimweh nach dem Vaterhaus. Gott selbst und die Seligkeit der mit ihm verbundenen Seele wird von ihm neuplatonisch als Einssein und völlige Ruhe gedacht. Ähnlich müssen wir zweifellos auch das Gleichnis vom Verlorenen Sohn,

---

[1]) Prétextes, S. 21.

[2]) Friedmann spricht mit Recht von dem Faustischen in Gides Wesen, s. W. Friedmann, «André Gide» in «Idealistische Neuphilologie», Festschrift für Voßler, Heidelberg 1922.

wie es das Lukasevangelium erzählt, auffassen. Der Mensch, der das Vaterhaus verlassen hat, verliert sein Gut und seine Reinheit und versinkt immer mehr und mehr im Schlamm der gottfeindlichen Welt. In dieser Not erwacht das Heimweh; er kehrt zurück zum Vater, um bei ihm Ruhe zu finden: „inquietum est cor nostrum donec requiescat in te". Reue und Unruhe bezeichnen hier also den gleichen Seelenzustand: das Bewußtsein der Gottferne, die immer selbstverschuldet ist.

Ganz anders bei Gide: für ihn ist nicht die reuige Rückkehr, sondern das unruhige Hinausziehen die religiöse Tat des Verlorenen Sohnes. Vielleicht war hier auch das französische Wort enfant *prodigue* symbolisch mitbestimmend? Nicht die Verlorenheit, sondern die Verschwendung erscheint hier als das Charakteristikum: das sich Verschenken, die „schenkende Tugend" Nietzsches sind Untertöne, die bei dieser Auffassung des Gleichnisses mitklingen. In dem Geschick des Verlorenen Sohnes hat Gide sein eigenes Erleben und das Schicksal der Jugend, ja der Menschheit dargestellt. Der Jüngling, dessen Leben in der Enge des Vaterhauses eingeschlossen ist, haßt den Zwang und die Einförmigkeit des Familienlebens. Mit heimlicher, glühender Leidenschaft liebt er die Welt draußen, die er nicht kennt. Er zieht davon, um sie zu sehen. Voll Hoffnung und Erwartung durchstreift er die Länder, mutig wie ein junger Eroberer, bis er nachdenklich und zweifelnd, müde und besiegt zum Vater zurückkehrt. Er zog aus, eine Welt zu erobern, nun kommt er als Ärmster der Armen zurück. Er unterwirft sich der Ordnung, dem Gesetz. Der Individualist bekehrt sich zu der Lehre von der sozialen Pflicht und von der Autorität. Genau wie bei Burkard Waldis ist der ältere Bruder Vertreter des eng katholichen Standpunktes: «hors la maison point de salut pour toi[1])» — extra ecclesiam nulla salus — antwortet er seinem jüngeren Bruder. Aber für Gide ist Gott überall, und überall kann ihn der suchende Mensch finden. «Derrière toutes les portes fermées Dieu se tient».[2]) Diese Auffassung des suchenden Immoralismus vertieft sich bei Gide zu der christlichen Erkenntnis: im Elend, in der Sünde ist der Mensch Gott am nächsten. In seinen Vorträgen über Dostojewskij spricht Gide ausführlich über diesen Glauben, und ich

---

[1]) L'Enfant prodigue, S. 208.

[2]) Les Nourritures Terrestres, S. 78.

meine mich nicht zu irren, wenn ich darin sein eigenes Bekenntnis sehe: «Il nous donne à entendre que l'homme n'est jamais plus près de Dieu, que lorsqu'il atteint l'extrémité de sa détresse. C'est alors seulement que jaillira ce cri: „Seigneur à qui irions-nous! tu as les paroles de la vie éternelle.“ Il sait que ce cri, il n'est pas de l'honnête homme qu'on peut l'attendre, de celui qui a toujours su où aller, de celui qui se croit en règle envers soi-même et envers Dieu, mais bien de celui qui ne sait plus où aller![1])» Daß es sich hier um Erlebtes handelt, zeigt das Tagebuch «Numquid et tu . . ?, das voll ist vom Schrei „dessen, der nicht mehr weiß, wohin er gehen soll“. In dieser Not, in der Einsamkeit der verlassenen Seele, die in geheimer dämonischer Lust an verbotener Frucht sich erfreut hat, ist doch der Mensch von der tiefsten Gottesliebe erfüllt. «Pére, je vous l'ai dit, je ne vous aimai jamais plus qu'au désert[2])», sagt der Verlorene Sohn. Ebenso liebt Michel seine Frau nie leidenschaftlicher und reiner, als da er sie, die Schwerkranke, Nacht für Nacht verläßt, um sich dem dämonischen Nachtleben der südlichen Stadt hinzugeben. «A mesure que je me respectais moins, je la vénérais davantage[3]).» Darin stimmt der religiöse Gehalt von Gides Retour de l'Enfant prodigue ganz mit dem des Gleichnisses im Lukasevangelium überein: Der Sünder, der Arme, der Ruhelose liebt Gott am tiefsten, lebt Gott am nächsten. Der Verlorene Sohn hätte darum nicht zurückkehren brauchen; wäre er bis zu Ende den einsamen, gefahrvollen Weg gegangen, der ihn von dem Hause des Bruders — der Kirche und der Gesellschaft — fortführte, so hätte er den Vater gerade dort in der Fremde gefunden. Der Vater sagt zum Verlorenen Sohn: «Écoute, c'est moi qui t'ai formé, ce qui est en toi, je le sais. Je sais ce qui te poussait sur les routes; je t'attendais au bout. Tu m'aurais appelé . . . j'étais là — Mon père! j'aurais donc pu vous retrouver sans revenir. — Si tu t'es senti faible, tu as bien fait de revenir[4]).» Die Tragik besteht darin, daß der Mensch müde wird, müde zu wandern, zu suchen, zu fragen. Aber wenn er erschöpft zurückkehrt, so lebt doch seine Hoffnung fort: der jüngere Bruder zieht mit

---

[1]) Dostojevskij, S. 249 f.
[2]) Le Retour de l'Enfant prodigue, S. 207.
[3]) L'Immoraliste, S. 230.
[4]) Le Retour de l'Enfant prodigue, S. 208.

frischer Kraft aus — eine Generation vermacht der anderen die heilige Hoffnung, das Ziel zu erreichen.

„Die Rückkehr des Verlorenen Sohnes“ endet, wie alle Bücher Gides, mit einer Frage und einer Hoffnung. Von den Menschen, die das Leben zerbrochen hat, wendet Gide immer wieder den Blick auf neue, unverbrauchte jugendliche Kräfte. Der tragische Ausgang ist ihm nie Ende, sondern Übergang. In dieser nimmer rastenden Erwartung liegt Gides religiöse Größe. Er wird niemals, wie Faÿ es erhofft[1]), zu der Ruhe einer endgültigen Antwort, zu einer großen Synthese gelangen. Ich wüßte keine Worte, die Gides inneres Gesicht besser kennzeichneten, als die, mit denen er Alissa schildert: «. . . une expression d'interrogation à la fois anxieuse et confiante — oui, d'*interrogation passionnée*. Tout, en elle, n'était que question et qu'attente . . .[2]).» Diese Frage und diese Erwartung tragen aber — dies eben sollte die Analyse des Retour de l'Enfant prodigue uns zeigen — ihre religiöse Bedeutung in sich selbst. Wie das Opfer Alissas in sich selbst sinnvoll ist, so auch die religiöse Unruhe Gides: nicht die Antwort, sondern die Frage, nicht das Finden, sondern das Suchen ist das Zeichen der von Gott ergriffenen Seele. «Console-toi, tu ne me chercherais pas si tu ne m'avais trouvé.»

Zuoz (*Engadin*) Martin Rang.

ENGLISH LITERARY CHRONICLE.

Translations.

To use a turn of phrase generally regarded as characteristic of the Irish, the most eminent English books of the last few months have been German. Though it is probably still true to say that modern English authors are for the most part better known in Germany than German ones are in England, yet the last year or two have seen a quite unprecedented number of translations, several of which have enjoyed a sale such as few English novels can boast. The reason lies partly no doubt in the fact that it is just beginning to be realized in this country that translation is an art not very far removed from creation, and not a mere piece of hack-work that anyone possessed of patience and a dictionary is competent to perform. Not that we are even yet accustomed to see books translated by writers of equivalent rank to that of their original authors, but our modern translators are at least men and women of acknowledged literary standing. Easily the most widely read novel of last year was Lion Feuchtwanger's *Jew*

---

[1]) Bernard Faÿ, Panorama de la Littérature Contemporaine, Paris 1925 (5. Auflage).

[2]) La Porte Étroite, S. 22.

Süss, which, in a translation of extraordinary beauty, has run into many thousands. *The Ugly Duchess* has been less popular, but its publication was far from being a failure. The astonishing historical works of Emil Ludwig have pursued one another from the English press with such disconcerting rapidity as to call forth from Herr Ludwig a letter in the *Times*, explaining that they have not been written so rapidly as might seem, but are each the fruit of long study. Their success has been quite phenomenal. On the other hand, the translation of Thomas Mann's *Zauberberg* under the rather infelicitous title *The Magic Mountain*, has enjoyed a success far inferior to its deserts, despite a number of very favorable notices in the press. No doubt it strikes the average reader as "morbid". Among other German writers whose work has recently been introduced here are Stefan Zweig, Bruno Frank and Frank Thiess.

A Novelist on Novels.

Considerable interest was aroused by Mr. E. M. Forster's *Aspects of the Novel* (Arnold, 7/6). Mr. Forster is still far less known than he deserves to be. In contrast to such writers as Mr. Bennett and Mr. Walpole, he writes but little, and makes no attempt to keep his name before the eye of the public. His earlier novels, *Howard's End*, *The Room with a View*, and *Where Angels Fear to Tread*, appeared at long intervals, the first nearly twenty years ago. They caused little or no stir at the time, but have recently been reissued in a cheaper form (Arnold 3/6 each) in consequence of the great success of *A Passage to India* (1924 — Arnold 7/6) which is generally admitted to be one of the best of modern novels. It describes the relations of Indians and English in India, not in the least as propaganda, but at the same time showing deep sympathy with the natives.The leading figure is an English schoolmaster who falls into bad odour among the Anglo-Indian "set" because of his refusal to fall in with popular conceptions of "keeping the natives in their place". Like all his novels, it is a piece of extremely subtle and sensitive writing, and, unlike some of the earlier ones, it is remarkably well constructed. My personal opinion, for what it may be worth, is that Mr. Forster's novels will be read and admired long after many more highly praised novels have been consigned to oblivion.

Aspects of the Novel is a course of lectures which Mr. Forster delivered at the invitation of the University of Cambridge last year. They are wholly unacademic and unconventional and are printed just as they were delivered. He entirely abandons the historical method, and treats of novels of different dates from the point of a view of a fellow craftsman who is seeking to find out the principles by which good novels are written. His conclusions are probably less interesting than the many extraordinarily suggestive remarks he throws out on the way, but the book may be confidently recommended as an illuminating and helpful essay on a subject that is beset with peculiar difficulties.

The "Sixpenny Library".

From time to time there have been a number of series of cheap little books published in this country each written by an admitted expert in his subject. But probably there has never been one so uniformly excellent and at so cheap a price as that

now appearing from the enterprising firm of Benn's under the general title of "Benn's Sixpenny Library". Several score of volumes have so far appeared and two or three hundred seem to have been planned. Each contains about 60 pages neatly printed, and somewhat resembling "Reclams Universal-Bibliothek" in general format. Of those which I have personally read, I can cordially recommend D. C. Somervell's *History of England*, J. B. Priestley's *English Novel*, H. F. Rubinstein's *English Drama*, Dean Inge's *Protestantism*, G. B. Harrison's *Shakespeare*, and Hilaire Belloc's *Oliver Cromwell*. In the higher forms of school these excellent little books should prove of extraordinary value, which is to be measured neither by their length nor by their price.

The Public School in the Novel and on the Stage.

Hugh Walpole has scarcely added to his reputation by the publication of *Jeremy at Crale*. His hero "Jeremy", whose adventures as a small boy he has recorded in several entertaining books, has now grown into an Eton suit, and is at a large Public School. To readers who are familiar with the setting, the atmosphere which Mr. Walpole creates strikes a note of unreality and falseness, and the story follows too closely the conventional course of the English "school story", which contrasts so vividly with the individuality of the German equivalent in such books as Hermann Hesse's *Unterm Rad*, or Frank Thiess' *Das Tor zur Welt*. One is left with the feeling, that Mr. Walpole's books too often leave, that he has studied fiction rather than life direct.

A totally contrary impression is made by a play that has been running for some months in London, and is now published by Messrs. Gollancz a t3/6, namely *Young Woodley*, by John van Druten. The censor — that unnecessary drag on the English drama — originally laid his ban on the public presentation of this beautiful little play, but removed it (as well he might) when he saw the sensitive way in which it was privately performed. The British public is accustomed to attacks on the Public School system in novels, just as it is surfeited with sentimental glorifications of it, like *Jeremy at Crale*, but a serious play in which the entire action takes place in a school is a novelty, and the interest that the play has aroused has been considerable. We are first shown the prefects' study in a boarding house at a large, but not very good, school. Among the four occupants, two stand out as sharply contrasted types; Vining, a vulgar, dirty-minded fellow of nineteen, whose presence in any school is an unmitigated source of danger, and Woodley, a charming sensitive youth, who is just at the stage when the shattering discovery of Swinburne's poetry echoes the first promptings of love in his own heart. The Housemaster is a caricature, but one of which the original can be met with in most schools. Middle-aged, stupid and self-satisfied, his obsession with his own petty dignity blinds him to the real nature of those around him, and he is as ignorant of the personalities of his boys as he is of the feelings of the young wife he has recently married. What then more natural than that young Woodley, irritated by his Housemaster's cheap sneers at the poetry he is incapable of understanding, should respond to the sympathetic advances of the wife, who sees all too clearly what the boys think of her husband? One afternoon, after a particularly trying scene with him, she lets the boy kiss her. The husband catches her with

the boy in her arms. She silences him by threatening to leave him, and cause an open scandal, if he gets the boy expelled, and the matter is hushed up. But the evilminded Vining has heard enough of the truth to make him jump to the conclusion that Woodley has been behaving as he himself behaves with the housemaids, and he goads the sensitive and tortured youth into fury by his brutal jocularity. One day, he drives his vile insinuations too far, and Woodley flies at him with a table-knife, and is again caught in the act by the Housemaster. His father is sent for, and of course the boy has to leave.Briefly outlined in this way, the story may seem theatrical and crude, and so no doubt it might be, if it were not written and acted with such delicacy and subtle understanding. The events that the dramatist has chosen to exemplify his theme are theatrical, but the theme itself is sincere, truthful and profoundly moving. Opponents of the boarding school system will claim the play as propaganda, but defenders of the system will say that the problems it raises are those of youth under any system. Be this as it may, there is no denying that Mr. Van Druten has captured the idiom of the schoolboy's language and the atmosphere of a rather second-rate Public School unerringly, and, in addition to a sensitive work of art, has presented a social document of unusual value.

Canterbury. Alec Macdonald.

DIE MODERNEN FREMDSPRACHEN IN DEN NEUEN OESTERREICHISCHEN LEHRPLANENTWÜRFEN UND LEHRPLÄNEN.

Die Neugestaltung der österreichischen mittleren Schulen (fürs 10.—14., 10.—18. Lebensjahr) ist das Ergebnis eines Kompromisses zwischen einer Richtung, welche die bestehenden Verhältnisse möglichst zu erhalten strebte, und den Reformern, welche, um den Aufstieg der Begabten zu fördern und die Entscheidung über die Berufswahl möglichst lange hinauszuschieben, ganz einschneidende Änderungen vorschlugen. Die Reformer sahen neben einer deutschen höheren Schule mit ihren vier Oberstufen (altsprachliche, neusprachliche, naturwissenschaftlich-mathematische, deutsche Oberstufe) noch eine allgemeine Mittelschule vor, deren Klassenzug A den Begabteren Befähigung und Berechtigung für höhere Fachschulen, Obermittelschulen, und damit auch für die Hochschulen geben sollte, während der Klassenzug B einen fürs praktische Leben vorbereitenden, abschließenden Unterricht zu erteilen hatte. Vorschläge mit etwas weniger einschneidenden Änderungen, die österreichischen Mittelschulen umzugestalten, wurden entweder bei der praktischen Erprobung (z. B. des „Grazer Typus“) vom Unterrichtsministerium aus finanziellen Gründen arg behindert oder waren, wie ein von Professor Meister skizzierter Reformplan, der eine Realschule mit Latein als Anfangsfremdsprache einführen wollte, von vornherein aussichtslos.

Da Konservative und Reformer sich auch so ziemlich nach den politischen Parteien schieden, wurde der Kampf verschärft und manchmal bedenklich vom Fachlichen und Fachmännischen ins Schlagwortdreschen gezerrt. Erst der gegenwärtige Unterrichtsminister hat, unter starker Betonung des „Aufstiegs der Begabten“, in Verhandlungen der politischen Parteien eine Lösung herbeigeführt. Hierbei sind die alten Mittelschultypen im wesent-

lichen erhalten geblieben, doch werden die Fremdsprachen um ein Jahr nach oben, in die zweite Klasse, geschoben und ziemlich stark beschränkt. Die bisher dreiklassige Bürgerschule wird zur Hauptschule mit vier Klassen in zwei Klassenzügen; der erste Klassenzug hat eine Fremdsprache als *unverbindlichen* Gegenstand. Aus ihm können die Schüler unter gewissen Bedingungen ohne Aufnahmeprüfung in die nächsthöhere Klasse einer Untermittelschule übertreten. Damit soll verhindert werden, daß sich irgendwo eine „Bildungssackgasse" ergibt; außerdem sind im neuen Schulgesetz noch Aufbauschulen und Arbeitermittelschulen vorgesehen.

Die vor kurzem ausgegebenen Lehrplanentwürfe (österreichische Staatsdruckerei 1928) offenbarten sich nun freilich schon am Umschlag als ein sehr bedenkliches Fragment. Denn erst „in der endgültigen Fassung der Lehrpläne werden für die einzelnen Lehrgegenstände auch methodische „Bemerkungen" enthalten sein." Das ist an sich und in einer Zeit einheitlicher pädagogischer Anschauungen schon untunlich, weil sich dann solche Bemerkungen ausnehmen müssen, als wären sie nachträglich angeklebt oder gäben nur methodische Handgriffe zu einzelnen Teilen des Lehrplanes, während doch der Lehrplan selbst aus einer klaren methodischen Grundhaltung erfließen soll, die am besten vor dem Lehrplane steht oder überhaupt in ihn verarbeitet ist. In einer Zeit aber, wo der Gegensatz „Lernschule — Arbeitsschule" schon schlagwortmäßig verfestigt ist, wäre es notwendig gewesen, nachdrücklich zu sagen, *welche Unterrichtsform* die Lehrpläne voraussetzen. Hier wäre auch der Ort gewesen, aus der Fülle der geleisteten Versuchsarbeit die positiven Ergebnisse in Form von Ratschlägen und Empfehlungen niederzulegen und so einen allmählichen Übergang zur Arbeitsschule herbeizuführen. Leider sind auch in den Lehrplänen die fachmethodischen Bemerkungen sehr knapp und für die Methode ziemlich unverbindlich.

Die Hauptschule nun hat für die Fremdsprache in der zweiten Klasse fünf, in der dritten und vierten je vier Stunden, Das mag fürs Lateinische genügen; für die lebende Fremdsprache ist es im ersten Jahre zu wenig. Ich kann mir keinen Arbeitsunterricht denken, der nicht das Sprechen und damit auch das *Verstehen* der fremden Sprache an erste Stelle setzte. Das kostet langwierige Arbeit, eine Stunde täglich ist da nicht zu viel. Gerade bei den Schichten, denen die Kinder der Hauptschule entstammen, ist die Zeit in der Schule die einzige, wo die Kinder die fremde Sprache üben und sich an sie gewöhnen können. Wer Grillparzers „Der Österreicher denkt sich sein Teil und läßt die andern reden" nicht als poetische Floskel, sondern als feine Beobachtung der Redeträgheit des Österreichers nimmt, wird diesen Ansatz von fünf Stunden für die Haupt- und ebenso für die Untermittelschule als zu gering ablehnen. Die Lehrpläne der Hauptschule für Englisch und Französisch sind recht gut, kleine Besserungen lassen sich noch vornehmen; wünschenswert wäre eine noch präzisere Angabe des Stoffes der Sprachlehre in den einzelnen Klassen; denn man braucht die Vorwörter doch früher als in der vierten Klasse, wo sie jetzt angesetzt sind; andererseits scheinen mir Ersatzformen der Nebensätze (3. Kl.) und Nominalformen des Zeitwortes (4. Kl.) ziemlich dasselbe zu sein. Die Fähigkeit, gesprochenes Englisch zu verstehen, ist im Lehrplan (was im Entwurf fehlte) ausdrücklich unter das Lehrziel aufgenommen; zu den schriftlichen Arbeiten der vierten Klasse gehört vielleicht auch das von E. Otto empfohlene Protokoll-

schreiben; bei den Prüfungsarbeiten sind wohl nach der endgültigen Fassung die (in den schriftlichen Übungsarbeiten nicht zu verwerfenden) Rückübersetzungen ausgeschlossen. Eine organisatorische Frage muß erst durch das praktische Zusammenarbeiten von Mittel- und Hauptschulbehörden entschieden werden: wenn man die an den Hauptschulen auch ins Gewicht fallende *praktische* Bedeutung der Fremdsprachen erwägt, so wird man wegen des Fremdenverkehrs, der meist Engländer und Amerikaner zu uns führt, das Englische bevorzugen. Für diejenigen Schüler, die von einer Hauptschule mit Englisch an die Mittelschule hinüber wollen, muß also durch Realschulen mit Englisch als erster Fremdsprache vorgesorgt werden. Das ist in größeren Städten ohne weiteres möglich, in Städten mit nur einer Mittelschule werden sich vielleicht Französisch und Englisch als Anfangsfremdsprachen in Parallelklassen einführen lassen.

So erfreulich nun die Einführung der Fremdsprachen an der Hauptschule ist, so wenig günstig ist ihre Stellung in den neuen Mittelschultypen. Zwar sind die Stundentafeln etwas ziemlich Aeußerliches, doch seien sie gegeben, damit an ihnen die Einbuße der Sprachen sichtbar wird.

Gymnasium bis 1928

Latein	8	7	6	6	6	6	5	5	49
Griechisch	0	0	5	4	5	5	4 (5)	5	28 (29)
Englisch (verpflichtendes Wahlfach)	0	0	0	0	2	2	2	2	8

Neues Gymnasium

Latein	0	5	5	5	6	6	5	5	37
Griechisch	0	0	0	5	5	5	5	5	25

Vom Englischen als bedingtem Pflichtfach ist nicht mehr die Rede; man hat „das Gefühl gehabt", daß am Gymnasium ohnehin genug Sprachen sind; nach amtlichen Mitteilungen soll dieser Unterricht, der die Gymnasiasten nicht allzusehr belastete, nur mehr „bevorzugter" Freigegenstand sein, also stark zurückgesetzt werden.

Realgymnasium

Latein	6	6	6	6	6	5	5	5	45
Französisch oder Englisch	0	0	5	4	4	3	3	3	22
Englisch wie am Gymnasium	0	0	0	0	2	2	2	2	8

Das neue Realgymnasium erscheint in drei Typen:

A Latein	0	5	5	5	5	4	4	4	32
Moderne Fremdsprache	0	0	0	0	5	5	3	4 (3)	17 (16)
B Latein	0	0	0	0	6	6	4	5 (4)	21 (20)
Moderne Fremdsprache	0	5	5	5	4	3	3	3	28
C Latein	0	0	0	0	6	6	6	6	24
Moderne Fremdsprache	0	5	5	5	4	3	4	4 (3)	30 (29)

Die eingeklammerten Zahlen sind die der Lehrplanentwürfe.

Von einer bedingt-verpflichtenden zweiten Fremdsprache ist auch hier nicht die Rede. Im übrigen ist hier eines sehr auffallend. Die Oberstufen von A und B sind mit Ausnahme der Fremdsprachen völlig gleich. Die in ihrer Abfolge vertauschten Fremdsprachen sind aber ganz ungleichmäßig behandelt. Die neu einsetzende lebende Fremdsprache (A) erhält 17, das neu einsetzende Latein (B) 21 Stunden. Das Latein als Anfangssprache (A) hat 32, die moderne Fremdsprache in derselben Stellung (B) 28 Stunden. Ich habe bei der Beratung der Lehrplanentwürfe durch die Grazer Neuphilologen betont, daß diese Ungleichmäßigkeit durch gar nichts gerechtfertigt ist. Wie ich erst nachträglich erfuhr, hat auch der

Stadtschulrat für Wien in seinem „Referentenantrag für das ... Gutachten über die Lehrplanentwürfe für die Mittelschulen und für die Hauptschule" (S. 45—46) diese Ungleichmäßigkeit, die zwischen Latein und moderner Fremdsprache das Verhältnis 8:7 und 5:4 einführt, beanstandet; er schlägt vor, der fortzusetzenden Fremdsprache gleichmäßig 5, 4, 3, 3, der auf der Oberstufe neu einsetzenden 5, 5, 4, 4 Stunden zuzuweisen. Das ist nicht geschehen. In C sollte die Oberklasse für Latein 5, 5, 6, 5, für die moderne Fremdsprache 5, 4, 4, 4, Stunden ansetzen.

Am übelsten aber ist die Realschule daran. Daß sie achtklassig geworden ist, kann man fast als das einzig Erfreuliche bezeichnen. Zunächst ist die Eigenstellung der Realschule als einer realistischen Schule auf der Unterstufe durch die Angleichung der Unterstufen der verschiedenen Typen stark verwischt. Das erstreckt sich auch auf die Oberstufe. Die humanistischen Fächer stehen zu den realistischen an der *alten* Realschule im Verhältnisse 41: 52, an der *neuen* im Verhältnisse 55 : 57. Das würde nun nichts ausmachen, wenn die humanistischen Fächer dadurch bessere Arbeitsbedingungen gewännen. Doch zeigt die vergleichende Übersicht, daß die Fremdsprachen keineswegs gewonnen haben:

Alte Realschule									
Französisch	6	5	4	4	3	3	3		28
Englisch	0	0	0	0	3	3	3		9
Neue Realschule									
1. moderne	0	5	5	5	3	3	3 (2)	2	26 (25)
2. moderne Fremdsprache	0	0	0	0	4	4 (3)	2	2	12 (11)

Dabei ist das pädagogisch Bedenkliche, daß in der Oberstufe nur in der fünften Klasse noch einigermaßen ein fester Kern mit je vier Stunden Deutsch, zweiter Fremdsprache und Mathematik und drei Stunden erster Fremdsprache und darstellender Geometrie gegeben ist. In der sechsten Klasse hat nur die Mathematik und die zweite Fremdsprache noch vier Wochenstunden, die übrigen Sprachen und die darstellende Geometrie je 3, die anderen sechs Fächer zwei. In der siebenten und achten Klasse stehen neben fünf Fächern mit je drei Wochenstunden sieben Fächer mit je zwei Wochenstunden. Das Gymnasium hat demgegenüber in der achten Klasse zwei Fächer mit fünf und drei, ein Fach mit vier und fünf Fächer mit zwei Wochenstunden. Diese Atomisierung im Lehrplane der Realschule, dieses Sammelsurium, dem feste Stützpunkte fehlen, läßt auch die zwei Stunden, die den Fremdsprachen in (der siebenten und) achten Klasse noch gegönnt werden, nicht mehr als „Randstellung" erscheinen; der Referentenantrag des Wiener Stadtschulrates sagt mit Recht, daß „ein Ansatz von zwei Wochenstunden für die Sprache nahezu einer völligen Streichung des Gegenstandes gleichzuachten" ist (S. 47). Vergleicht man Gewinn und Verlust der einzelnen Gegenstände in der ganzen Realschule, so ergibt sich ein sonderbares Bild: Religion + 3, Deutsch + 5, erste Fremdsprache — 2, zweite Fremdsprache + 3, Geschichte kein Gewinn, Philosophie (neueingeführt) + 3. Das heißt: einem Gewinn der humanistischen Fächer von elf Stunden steht bei den beiden Fremdsprachen ein solcher von *einer* Stunde gegenüber. Auch das ist gegenüber dem Entwurf, unter Schlechterstellung anderer wichtiger Gegenstände, nur durch den entschiedenen Einspruch wohl der ganzen österreichischen Neuphilologen und des Wiener Stadtschulrates als bescheidenes Zugeständnis erreicht worden.

Die im allgemeinen guten Lehrpläne geben doch in manchen Einzelheiten zu Bedenken Anlaß. So ist für die erste Fremdsprache *schon auf der Unterstufe* über Einschreiten der Begutachter der Entwürfe die „Fähigkeit, gesprochenes Französich (Englisch), das keine zu großen Schwierigkeiten bietet, zu verstehen", ins Lehrziel aufgenommen, das in 15 Stunden und meist viel größeren Klassen erreicht werden soll. In der zweiten Fremdsprache auf der Oberstufe (12 Stunden) braucht mit *reiferen* und schon *geübten* Schülern dieses Ziel nicht mehr erreicht zu werden. Ich zweifle nicht, daß dieser Mangel den Unterricht in der zweiten Fremdsprache stark herabdrücken muß. Ferner sind Schriftwerke nicht ausdrücklich zur Lesung vorgeschrieben, sondern nur bei der *ersten* Fremdsprache die Gattung bezeichnet, aus der ganze Werke oder größere Proben gewählt werden sollen; und nur für die erste Fremdsprache ist dieses Verzeichnis nach Klassen geteilt. Das *stoffliche* Lehrziel scheint mir besonders für die beiden obersten Klassen mit der überaus geringen Stundenzahl viel zu hoch gegriffen; hier wäre es besser gewesen, nach dem Vorbilde der preußischen Richtlinien *Auswahlaufgaben* ausführlicher darzustellen. Wie die Entwürfe peinlich offenbarten, die nicht für alle Typen gleichmäßig ausgearbeitete Lehrpläne brachten, mußte aus technischen Gründen rasch gearbeitet werden; es ist zu hoffen, daß diese kleineren Mängel noch beseitigt werden, damit die an die Verkürzung der Fremdsprachen geknüpfte Vertröstung sich zeige, es werde diese Zurückdrängung durch eine entsprechende Anlage der Lehrpläne wettgemacht werden.

Graz. Fritz Karpf.

DER STAND DES DEUTSCHEN UNTERRICHTS IN DEN VEREINIGTEN STAATEN VON NORD-AMERIKA.

In den letzten zehn Jahren nach dem Kriege ist die deutsche Sprache nahezu völlig aus dem Lehrplane der höheren Schulen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika verschwunden. Im Jahre 1914 gab es 460000 Schüler an sämtlichen höheren Schulen des Landes, die deutschen Unterricht empfingen. Heute beträgt diese Zahl nur noch 32870. Vor dem Kriege studierte man Deutsch, um das Geheimnis der deutschen Fortschritte auf allen Gebieten der Wissenschaften und Kunst zu entdecken und um in die Tiefen der deutschen Philosophie und Literatur zu dringen. Heute wirkt die Hetzpropaganda der Kriegsjahre noch in einem Maße nach, daß die deutsche Sprache nahezu als geächtet erscheint.

Aus Mitteln des Carnegie-Fonds ist nun vor vier Jahren ein Komitee gebildet worden, das sogenannte "Modern Foreign Language Study", das die Aufgabe hat, den Stand des fremdsprachlichen Unterrichts in den Vereinigten Staaten und Kanada zu erforschen. Die Arbeiten sind jetzt zu einem Abschlusse gebracht. Das Ergebnis wird demnächst in mehreren Bänden veröffentlicht werden. Wie gründlich gearbeitet worden ist, ergibt sich daraus, daß jeder Lehrer für fremde Sprachen in den genannten beiden Ländern aufgefordert worden ist, über die lokalen Bedingungen zu berichten, unter denen er lehrt, und daß ferner jeder gebeten wurde, mitzuhelfen, um neue Methoden auszuarbeiten, um den gegenwärtigen Stand des neusprachlichen Unterrichts zu verbessern.

Die abschließenden Zahlen aus dem Bericht sind schon jetzt bekannt geworden und ergeben folgendes Bild: Die Erhebungen erstrecken sich auf 10887 höhere Schulen mit einer Gesamtschüler-

zahl von 2430670. Lateinisch wird von 815000 Schülern gelernt. An nächster Stelle steht Französisch mit 465000. In nicht allzu weitem Abstande folgt Spanisch mit 305000, dann kommt Deutsch mit 32870; ferner Italienisch, Schwedisch usw. mit nur 5000 und an letzter Stelle Griechisch mit 3000.

Sehr interessant ist das Bild, das sich für das Studium des Deutschen in den verschiedenen Jahrgängen ergibt. Im siebenten Schuljahr, d. h. also im Alter von 13 Jahren, nehmen nur 84 Schüler bzw. Schülerinnen deutschen Unterricht. Im achten Schuljahr sind es 321. Das siebente und achte Schuljahr bilden die beiden letzten Jahrgänge der Elementarschule, an die sich dann ein vierjähriger Lehrgang der sogenannten "Highschool" anschließt. Elementar- und Highschool zusammen ergeben dann also ein zwölfstufiges Schulsystem, das man kurz mit acht plus vier bezeichnet. In neuerer Zeit macht sich immer mehr das Bestreben bemerkbar, diesen zwölfjährigen Aufbau in sechs Jahre Volksschule, drei Jahre Junior-Highschool und drei Jahre Senior-Highschool zu gliedern, was dann kurz mit der Formel $6+3+3$ ausgedrückt wird. Infolgedessen ist das Studium des Deutschen im siebenten und achten Schuljahr dahin aufzufassen, daß es sich nicht um Volksschüler handelt, sondern um Schüler der beiden untersten Klassen von Junior-Highschools. In der dritten Klasse der Junior-Highschool, d. h. also im neunten Schuljahr, finden wir 8256 Deutschstudierende, im zehnten Schuljahre (in der untersten Klasse der Senior-Highschool) 10393. Im elften Schuljahre wurden 8981 und im zwölften Schuljahr 4835 gezählt. Die Zahlen lehren, daß der Andrang zum Deutschen am stärksten in der untersten Klsase der Senior-Highschool ist, daß aber in der Regel nach zwei Jahren bereits das Studium aufgegeben wird.

Ein sehr seltsames Bild enthüllt sich, wenn man nicht die Gesamtverhältnisse ins Auge faßt, sondern kleinere Bezirke. Für die Zwecke der Untersuchung sind die Vereinigten Staaten in acht Distrikte eingeteilt worden. Distrikt I umfaßt die sogenannten Neu-England-Staaten an der nördlichen Ostküste des Landes. Dort befinden sich 5338 Schüler, die Deutsch erlernen. In den Mittelstaaten, die von Millionen Deutschen bewohnt werden, sind trotzdem nur 15986 Deutschstudierende vorhanden. In den Südstaaten, Florida usw., den sogenannten Negerstaaten, zählte man nur 261. Im Distrikt IV, in der nördlichsten Mitte des Landes, wo auch noch sehr viel Deutsche ansässig sind, wird 8742 Schülern Deutschunterricht erteilt. In der westlichen Mitte des Landes, die sehr dünn bevölkert ist, gibt es 638, im Südwesten gar nur 215 und im Nordwesten 589 Schüler für Deutsch. Eine Ausnahme macht dann das ziemlich dicht bevölkerte Kalifornien, das bei etwas mehr als fünf Millionen Einwohnern 1101 Schüler für Deutsch aufweist.

Faßt man gar eine einzelne Stadt ins Auge, wie z. B. Portland, in dem westlichen Staate Oregon, so stößt man auf geradezu beschämende Verhältnisse. Im ganzen Staate Oregon leben 13740 Familien deutschen Ursprungs, und von diesen leben 5384 in der Stadt Portland, der größten Stadt Oregons. Außer diesen gibt es in Portland noch 74531 Personen, deren Muttersprache Deutsch ist. In Portland bestehen 27 Kirchen, die Gottesdienst in deutscher Sprache abhalten. Insgesamt sind in Portland mehr Abkömmlinge deutschen Ursprungs als von irgendeiner anderen Nationalität, und doch ist die deutsche Sprache, nachdem sie im Jahre 1914

vom Stundenplan verbannt worden war, auch heute noch völlig tot. Die beiden letzten Deutschlehrer Portlands leben im Ruhestand. An den Universitäten des Staates sind auch nur 55 Studenten für Deutsch an der Landesuniversität, 212 an der Landwirtschaftlichen Hochschule und 100 in einem anderen College eingeschrieben, so daß die Gesamtzahl der Deutschstudierenden in einem Staate von überwiegend deutscher Bevölkerung 367 beträgt. Studenten, die sich dem Studium des Deutschen als Hauptfach zuwenden wollen, sind genötigt, auf der Universität im Alter von 18 bis 19 Jahren Anfangskurse zu nehmen.

Ein klein wenig günstiger liegen die Verhältnisse im Nachbarstaate Washington. Dort ergibt sich für die Hauptstadt Seattle ein befriedigenderes Bild, weil dort nicht nur an der Universität, sondern auch an acht Highschools 490 Schülern Deutsch gelehrt wird. Seattle ist eine aufstrebende Stadt von über einer halben Million Einwohnern.

Mehr als alles andere beweisen diese Zahlen, wie sehr der Krieg dem Deutschtum in den Vereinigten Staaten geschadet hat. Pflicht einer zielbewußten deutschen Auslandspolitik müßte es sein, mit allen Mitteln an der Hebung des Deutschunterrichts in Amerika zu arbeiten, sei es durch Professoren- und Studentenaustausch, sei es durch alle möglichen Erleichterungen, die man amerikanisch-deutschen Studenten bei ihrem Studium an deutschen Universitäten bietet, oder durch Urlaub- und Reisestipendien, die man deutschen Lehrern zum Studium der Vereinigten Staaten gewährt. Erfreulicherweise hat die Universität von Wisconsin die Führung in die Hand genommen, um deutschen Unterricht mehr und mehr im Lande zu verbreiten. Auch einzelne amerikanische Gesellschaften sind ins Leben getreten mit demselben Ziele. Es wird ein langer, dornenvoller Weg sein, die deutsche Sprache zu ihrem alten Ansehen zurückzubringen; um so mehr, da Frankreich und Spanien ihr Äußerstes tun, ihre Vormachtstellung zu behaupten, und Millionen für Propagandazwecke opfern. Gerade dies aber sollte ein ganz besonderer Ansporn sein, Zerstörtes wieder aufzubauen.

Frankfurt a. M. Max Zimpel.

NEUERE WERKE ÜBER DAS AMERIKANISCHE ENGLISCH.

W. A. Craigie, der an der Universität Chicago mit der Vorbereitung eines "*Historical Dictionary of American English*" beschäftigt ist, gibt in den 16 Seiten seiner Schrift "*The Study of American English*" (S. P. E. Tract. No. XXVII, 1927, 2sh 6d) einen ausgezeichneten Ueberblick über die mannigfachen Arbeiten, die ein derartiges Unternehmen erfordert. Er schränkt zunächst das bekannte Wort auf seine wahre Bedeutung ein, daß die ersten englischen Kolonisten „kein besseres Englisch als das Shakespeares" nach Nordamerika verpflanzen konnten. Es war ja nicht das ganze elisabethanische Englisch in all seinem Prunk, sondern eine den täglichen Bedürfnissen dienende einfache Sprache, die, was weitere Forschung noch genauer festzulegen haben wird, in Neuengland von *drei* verschiedenen englischen Dialektgebieten stark beeinflußt wird: "*Yorkshire and Lincolnshire, East Anglia, and the southwestern counties.*" Im 18. Jahrhundert herrscht auch in der amerikanischen Literatur eine konventionelle Sprache; so wenig sich aus dem Altenglischen syntaktische Erscheinungen

wie das historische Präsens entsprechend häufig *belegen* lassen, über dessen Ursprung darum nichts Sicheres auszumachen ist (Einenkel, Hist. S. 27; Jespersen PG 258), so wenig sich eine Fügung wie "*your one = yours*" (Jespersen MEG II, 10. 64) in der älteren *schönen* Literatur findet, während sie Kruisinga aus Memoiren des 17. Jahrhunderts nachgewiesen hat, so wenig sind aus der schönen Literatur Amerikas im 18. Jahrhundert reichlichere Belege für Amerikanismen zu erwarten. Sie müssen aus der Tagesliteratur, aus Zeitungen, Briefen, Tagebüchern u. dgl. geholt werden (ich möchte hinzufügen, aus Reisewerken von Engländern, vielleicht auch von Franzosen und Deutschen). Noch Webster (1828 vollendet) konnte das Wort "*prairie*" auslassen, das in englischen Texten mindestens seit 1773 erscheint. Aus einem Bruchstücke eines französischen naturgeschichtlichen Werkes von Hector St. John Crevecoeur, das in den Anmerkungen (S. 241) der Everyman's Library zu seinen "*Letters from an American Farmer*" abgedruckt ist, ersehe ich, daß in der Überschrift eines Kapitels "*savannah*", im Texte selbst "*prairie*" erscheint. Ich kann freilich nach dem Bruchstücke nicht sagen, ob dieses Nebeneinander der zwei im Englischen konkurrierenden Wörter in einem französischen Texte eine Wertung darstellen soll, aber es kann für die Ablösung des alten oder literarischen Wortes durch das neue, volksmäßige von Bedeutung sein. Gerade bei diesem Worte sind übrigens durch die neue Sammelarbeit schon an die zwanzig bisher nicht gebuchte Zusammensetzungen vor 1850 sichergestellt worden. Fürs 19. Jahrhundert sieht Craigie eine Aufgabe der Amerikanistik darin, festzustellen, wie Amerikanismen sich in anderen englisch sprechenden Ländern angesiedelt haben. Für England lassen sich, glaube ich, auch verschiedene *Arten des Aufkommens* feststellen. Southey tadelt im Jahre 1815, daß die Amerikaner das Wort *savannah* durch das neue, *prairie*, ersetzen: der kritische Standpunkt. De Quincey, dessen Interesse für amerikanische Ausdrücke wohl schon in seiner Jugend geweckt wurde, als er bei einem Kaufmann wohnte, der hauptsächlich mit Amerika Geschäfte machte, hebt Amerikanismen durch einen, meist farblosen, Zusatz und den Druck hervor: "And, in the upshot, this conclusion *eventuated* (to speak Yankeeishly), that purely on principles of good neighbourhood and universal philanthropy could Coleridge have meditated or executed the insult offered in the "Morning Post" (Reminiscences of the English Lake Poets", E. L. 44). Die englischen Verfasser von Reisebeschreibungen aus den Vereinigten Staaten stellen englischen und amerikanischen Ausdruck gegenüber: "*carriage — car*", erklären den fremden Ausdruck: "*lumbering*", und brauchen den Amerikanismus allein: "*in the fall of the year*", verwenden den Amerikanismus in Abwechslung mit dem englischen Wort "*luggage — baggage*", hier und da mit der Auszeichnung durch "inverted commas": "*liquoring up*"; *that she has completed her meal, — or is "through" her dinner, as she would express it,* verzeichnen auch Auffälliges in der amerikanischen Aussprache: "*wa'al*" oder die Akzentverlegung in "*Freemónt*". (Anthony Trollope, 'North America' I 46, 109, 110, 179, 35, 37.) In neuerer Zeit kommen auch außerhalb der vom Film beeinflußten Schichten, die Wörter wie "*movies, screen, put wise, he-man, sheikh* (W. E. Collinson, Contemporary English 113, 109) von selbst übernehmen, Amerikanismen immer mehr auf: "*stunt*" (das Lieblingswort Michael Monts), "*boom, peach*" u. a. m., so

im "White Monkey" allein intensivierendes "***some, ad, sob-stuff, bunkum, intelligentsia, jazz(y), get one's goat, canned tomatoes, captions, put one wise, blurb, bust, vamp, dago***; Wells hat im William Clissold das noch junge Wort "*Nordic*" aus dem Amerikanischen. Gesellschaftliche und literarische Beziehungen — die beste Verfassungslehre der U. S. (Bryce), die beste Lincolnbiographie (Lord Charnwood) stammen von Engländern — erweitern ständig die Einbruchsstellen der Amerikanismen. Craigie gibt eine Liste von Wörtern aus den Buchstaben A und B, deren Geschichte im einzelnen noch genauer festzustellen ist. Er meint, der Stoff werde sich für *ein* Wörterbuch zu groß erweisen, und es würden drei nötig sein, neben dem historischen Wörterbuch noch ein Slang- und ein Dialektwörterbuch.

Eine ziemlich reichhaltige Liste des "American Slang" bietet Fred Newton Scott in Tract XXIV. Das Verzeichnis enthielt ursprünglich 333 Wörter und Phrasen; es ist sehr bezeichnend für das Wandern von Amerikanismen, daß die englischen Herausgeber davon 52, d. i. 15,6 % als "*adopted into our general use*" von vornherein ausschieden und noch 23, d. i. 6,9 % als "*known or familiar*" bezeichneten, so daß als für England ganz fremde Amerikanismen nur 258 = 77,4 % verbleiben. Manches wie "hike, hunka, rah-rah boys" ist freilich nicht erklärt.

Eine recht gute Darstellung hat Johann Alfred Heil der „Volkssprache im Nordosten der Vereinigten Staaten von Amerika" gewidmet (Gießener Beiträge III 2, S. 205—311). Sie ist besonders dankenswert, weil sie außer den Abschnitten Lautlehre und Formenlehre noch zwei weitere Bemerkungen, zur Syntax und zum Wortschatz, umfaßt und in einer Zusammenfassung die Beziehungen der behandelten Sprache zu den Mundarten Englands klarlegt. Das Hauptmaterial für die Untersuchung lieferten die beiden Folgen (1848, 1866) der "*Biglow Papers*" von James Russell Lowell, ferner sind die Werke von Mary E. Wilkins und O. Henry, soweit sie die Sprache des Nordostens gebrauchen, herangezogen. Nicht alle Erscheinungen sind natürlich unterzubringen, so ist "scuse = excuse" beim k erwähnt, dagegen nicht re- in "*a cruetin Sarjunt*" beim r. Nicht erwähnt ist z. B. auch die eigentümliche Verwendung des Partizips in "*bein they wuz verry well As thay wuz*", wohl aus einer Kontamination zu erklären und im Englischen (EDD I 230) in allen Dialekten gebräuchlich. Natürlich ist es schwierig, aus der *Schreibung* der benutzten Texte den *Lautstand* zu erschließen. Heil sagt aber nichts darüber, warum er dafür nicht auch Reim und Rhythmus der Biglow Papers (die ich nach der Ausgabe von 1882 anführe) doch angezogen hat. Es ist im Neuenglischen, besonders in humoristischer Dichtung, zwar beides nicht *entscheidend*; indes hätte eine ganz fein sondernde Untersuchung doch auch da einiges herausschälen können. So erscheinen z. B. die Reime 197 "*once*: *constitoounts, represents*: *on the fence*, 208 *balance*: *talence* (*talents*), 281 *ounce*: *amounts*, 293 *bellance*: *tellents*, 301 *events*: *expense*, dazu außerhalb des Reims "*dependunts = dependence*" 186; dagegen steht "*patience*: *insinooations, foundations, observations*", 207, 293, 319, und besonders auffällig 316 "*islan's*: *silence*, dazu kommen die Schreibungen "*statemence* 186, *argymunce* 278. Nach Krapp (Pronunciation § 341) ist in Amerika nicht nur [ntʃ] häufiger als [nʃ], sondern es wird auch die Gruppe [ns] gewöhnlich [nts] gesprochen: "*dense = dents, mince = mints*. Darauf weist die erste Gruppe der Reime ebenso

wie "*talents = talons*" 195. Ich glaube aber, das ist nicht ein rein lautlicher Vorgang, sondern durch *Formenverwirrung* in Paaren wie "*defends-defence, presents-presence, different-difference*" verursacht. Auch "*idees*" (Heil 239) erscheint wiederholt im Reim auf "*please*". Ebenso zeigt sich im Reim "*nex' track*: *extrac*" 324, "*fac*: *black*" 294 der Abfall von t. "*Democ'cy*", d. i. wohl [de'mɔksɪ] reimt 293, 325 auf "*proxy*". Auch das Metrum scheint zu beachten; so ist wohl kaum völliger Schwund der Silbe [kju] in "*calculate*" anzunehmen nach "*You'll begín to cál'láte* 211, It aínt so héndy éz it wúz to cál'láte asúm on". Neben den Doppelpluralen bellowses (neben "bellers: fellers" 184), gallowses erscheinen auch Partizipia mit doppelter Endung wie "attackted (: distracted 217), henpected (: expected 321), die wohl durch die von Heil S. 249/50 behandelte Doppelheit (Krapp § 344) *contac*: *contact* u. a. m. verursacht sind. Die Wirkung eines von Heil bei den schwachtonigen Silben nicht behandelten Nebentones (Jespersen, MEG I, 9. 77) zeigt sich z. B. in 184 "*airy*: *cemetary, territory*: *tory* 196, *generally*: *vally* 205. Vortoniges i fällt, nachtoniges o wird zu i in "*flossifers = philosophers*" 195; das [ɪ] schwindet in "*socity*" 237, nachtoniges a(r) wird zu i in "*annyky = anarchy, extrávygùnt*: *want* 202, 204. "*Ought to*" wird durch Satzassimilation zu "*ough' to*" 185 (: "*water, slaughter*" 188, 199). Für "*area*" ist die Lautung *arée* 196 durch das Metrum und durch den Reim "*arée*: *idée*" 202 ziemlich sichergestellt; es wäre überhaupt besser gewesen, der Betonung und den damit zusammenhängenden Lauterscheinungen einen eigenen Abschnitt zu widmen. In den syntaktischen Bemerkungen hätte auch der *Wechsel der Wortart* besprochen werden können: "*Like a peach thet's got the yellers*" 185 zeigt "yellows" als Bezeichnung einer Pflanzenkrankheit; in "Israel he *ups* and grabs his gun 177 (187) ist "up" Vollverb geworden, "*the wy* (*why*) *on't*" zeigt Substantivierung, in "*without*" 205 zeigt sich die auch im vulgären Englisch nicht seltene Konjunktion. "*Cum mornin, cum next tater diggin*" 182 ist ein eigentümlicher Partizipgebrauch, "*the speeches they're ferful' ll spile*" 196 zeigt die von Jespersen als Nexusobjekt behandelte Erscheinung, und einige Behandlung hätte auch das "group-verb", wie Kruisinga, Handbook [3] II § 70 das "*I kind of jumped*" nennt, verdient, zumal neben "i wuz kinder prunin round" 201 auch "they're a kind o'fulfillin the prophecies" 196 erscheint, worüber bei Heil nichts zu erfahren und was auch mir unerklärlich ist. Eine Verschiebung der Wortarten liegt auch in "suthin [something] anuther" 182 vor. Ist es Heil entgangen, daß Krapp (Pronunciation) die in Yankeedialekt umgeschriebene Shakespearestelle der Biglow Papers in einer Lautumschrift bringt? Im letzten Abschnitte über die Beziehungen der nordostamerikanischen Volkssprache zu den Mundarten Englands kommt Heil zu dem Ergebnis, daß der Anteil der Dialekte von East Anglia und des Südens als der „weitaus größte und bedeutendste" erscheint. Heils fleißige Arbeit ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß Wells' verbittertes Wort in "An Englishman looks at the world", daß die amerikanischen Universitäten von Deutschland sehr stark beeinflußt sind, trotz Zusammenbruch und Nachkriegsnöten noch nicht erledigt ist: mögen noch weitere deutsche Arbeiten dazu beitragen, auf dem Gebiete, das die Amerikaner am meisten angeht, auf dem Gebiete ihrer Sprachentwicklung, den Zusammenhang deutscher und amerikanischer Forschung aufrecht zu halten.

Für solche Arbeiten ist zunächst eine Vorstellung von der *Lautgestalt* der Sprache unerläßlich. Die älteren Aufsätze von C. H. Grandgent geben einen historischen Überblick ("Publications of the Modern Language Association" II) und den Stand vor etwa 30 Jahren (N. Spr. II). Eine jüngere Arbeit ist das Buch von G. Ph. Krapp, "Pronunciation of Standard English in America" (1919), das W. Fischers Uebersicht (N. Spr. 35, 449) nicht behandeln konnte. Das Buch ist besonders wertvoll durch Lautschrifttexte, welche der Reihe nach darstellen: 1. "what seem to the author the least questionable forms of standard speech", in verschiedenen Stilgattungen (I—V, XII), 2. "cultivated standard New England speech" (VI); 3. "New York City" (VII); 4. "Southern (but not markedly so"; VIII); 5. Jowa (IX); 6. "Middle West" (X); 7. Texas (XI); 8. "a rustic dialect of the Middle West" (XIII); 9. "a dialect of Chicago" (XV); 10. "a Bowery dialect of New York City" (XVI). Die Darstellung ist sehr eingehend und übersichtlich; besonders bequem ist hier die Frage der "spelling-pronunciations" zu studieren. Jones (PD) gibt z. B. für Thames in Connecticut die Aussprache [þeimz], das ist aber nach Krapp (§ 348) nicht richtig; hingegen wird in den amerikanischen Ortsnamen Woolwich, Norwich, Greenwich das w in der *Nebenton*silbe gesprochen. Es wäre zu wünschen, daß Krapp in einer Neuauflage auch noch Abschnitte über Betonung und Intonation gäbe, damit die ganze amerikanische Aussprache behandelt ist. Das Buch ist sehr zu empfehlen.

Das *Pocket Oxford Dictionary* ist nun für amerikanische Leser ganz eigens bearbeitet worden. George van Santvoord von der Universität Buffalo hat die Bearbeitung besorgt, von G. P. Krapp mit Anregungen und beim Korrekturenlesen unterstützt, die amerikanische Schreibung und Aussprachebezeichnung ist überall durchgeführt. Auch Worterklärungen sind geändert, amerikanische Wörter und Phrasen sind hinzugefügt; freilich waren ihrer Aufnahme engere Grenzen gezogen; aber da jede Aufnahme eines Wortes in ein Wörterbuch für die Wortgeschichte von Belang ist, scheint mir doch beachtenswert, was sich bei einer Vergleichung da an Aenderungen ergibt; auch ist bei Slangausdrücken manches ("anno domini = advancing age, archibald, audit ale") als spezifisch britisch bezeichnet oder ("auto = automobile") als hauptsächlich amerikanisch neu aufgenommen. Für amerikanisches Sprach- und Literaturstudium ist auch mit diesem Werke ein sehr wertvoller Behelf gegeben.

Graz. Fritz Karpf.

SPRACHBEFÄHIGUNG, SPRACHVERSTÄNDNIS, SPRACHBEHERRSCHUNG.

Wer bei Reifeprüfungen die Endergebnisse des Fremdsprachenunterrichts zu hören und zu sehen bekommt, wird ein gewisses Gefühl der Unbefriedigung kaum unterdrücken können, besonders in bezug auf Sprachverständnis und Sprachbeherrschung. Das durchschnittliche Können auch der Großstadtschüler entspricht selten der aufgewandten Mühe und Zeit.

Einer der Gründe dieser Erscheinung hängt mit der Auswahl zusammen, welche Grundschule und höhere Schule unter dem Schülermaterial vornehmen. Die Grundschule bemüht sich sicherlich in steigendem Maße, durch eingehende psychologische Beob-

achtung während der vier Grundschuljahre die Anlagen, Fähigkeiten und Kenntnisse ihrer Schüler festzustellen und in dem „Gutachten", das sie ihnen beim Übergange mitgibt, niederzulegen. Worüber aber m. E. in diesen Gutachten viel zu wenig zu finden ist, das ist all das, was mit Sprachbefähigung zusammenhängt oder Sprachbefähigung selbst ist. Lägen hier genauere Beobachtungen vor, so ließe sich ein gut Teil ungeeigneter Schüler der Grundschule rechtzeitiger zurückweisen, und für die Mängel vieler anderer könnte von der höheren Schule Abhilfe geschaffen werden.

Spranger sagt einmal von der mathematischen Begabung, sie scheine mit der allgemeinen Intelligenz in loserer Verbindung zu stehen (Psychologie des Jugendalters S. 64). Man nimmt dies von der Sprachbefähigung nicht an. So erklärt es sich, daß man mit der Feststellung des Lernwillens, der Lernausdauer und der allgemeinen Intelligenzhöhe, sei es in Form von Tests oder anderen Prüfungen, für die Feststellung der Sprachbefähigung genug getan zu haben glaubt. Sicherlich gehören zur Sprachbefähigung die Fähigkeit zu logischem Denken, zum Systematisieren, zum abstrakten Denken, Konzentration, Kombinationsfähigkeit und Gedächtnis, aber im besonderen doch das Gefühl für Sprachrichtigkeit (vorerst in der Muttersprache), Wortgedächtnis, lautliche Begabung und gutes Unterscheidungsvermögen für akustische Wortbilder (Zeitschr. f. pädagog. Psychol. 23, 22ff.).

Sprachbefähigung und Sprachbegabung hängen m. E. auch sehr stark mit Charakter und Temperament zusammen. Nicht nur der Grad der Rezeptivität hinsichtlich Menge, Schnelligkeit und-Konstanz ist wichtig, sondern weit mehr der Grad und die Art der Produktivität resp. Reproduktivität. Geistige Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, Aufgeschlossenheit, Mitteilungsdrang, die Vorliebe und Freude an den sprachlichen Ausdrucksmitteln sind hierfür sehr beachtlich. Hinzu kommt die Stärke der imitativen Veranlagung, die zur Nachschaffung des „Melos", von „Rhythmus und Betonung, Farbe, Klang und Schritt der Aussprache, Sprachgebrauch und begleitenden Gesten" notwendig sind (Spengler, Untergang des Abendlandes II 138).

Nicht zum letzten ist die Beschaffenheit des Nervensystems wichtig. Nervöse zeigen häufig eine unüberwindliche Schüchternheit, die Attitude der Furcht vor der Entscheidung, und diese Eigenschaft ist bei ihnen öfters vom Charakterzug der Schweigsamkeit begleitet (Adler, Über den nervösen Charakter S. 205). Ferner wird man das Lampenfieber oft bei Menschen mit stark unterstrichenem Selbstbewußtsein finden, mit dem sich ein heimlicher, stets unterdrückter Zweifel an ihrem eigenen Können paart. „Dieser innere Zwiespalt führt oft dazu, daß solche Menschen der entscheidenden Probe auf ihre Leistungsfähigkeit überhaupt ausweichen oder sie möglichst hinauszuschieben suchen. Kommt aber der Augenblick, wo dies nicht mehr möglich ist, dann kann es geschehen, daß im entscheidenden Moment das übertriebene, mehr äußere als innerliche Selbstbewußtsein zusammenbricht und eine maßlose Entmutigung an seine Stelle tritt, die jede Leistung unmöglich macht" (Wexberg, Ausdrucksformen des Seelenlebens S. 108). Die Sprachbefähigung wird durch derartige nervöse Zustände, denen Stammeln und Stottern hinzuzurechnen sind, stark gehemmt.

Mag mit all den von der positiven und der negativen Seite aufgeführten Zügen die Sprachbefähigung und Sprachbegabung

auch längst nicht erschöpfend erklärt sein, so viel ergibt sich daraus für den Lehrer der Grundschule, wie auch für den Neusprachler der höheren Schule: Eine ständige psychologische Überwachung seiner Schüler und psychologische Überprüfung ihrer Leistungen ist notwendig, um ihnen helfen zu können oder sie auf andere Fortkommensmöglichkeiten im Leben zu weisen. Diese Beobachtung und Überprüfung wird sich neben vielem anderen auch ähnlicher Verfahren wie der amerikanischen Achievement-Tests bedienen. Das Ideal wäre es, wenn jede größere Schule oder jeder Schulkomplex, z. B. die Schulen eines Großstadtbezirks, eine pädagogisch-psychologische Auswertungsstelle hätte, die unter anderem dann auch für normierte Achievement-Tests sorgte, damit möglichst objektiv der jeweilige Fortschritt der Schüler im Verständnis und der Beherrschung der Fremdsprache festgelegt werden könnte. Solange dieser Idealzustand in Deutschland noch nicht erreichbar ist, sollten wenigstens ein oder zwei interessierte Herren jeder Anstalt, ein Sprachler und ein Mathematiker, das gesamte Leistungsmaterial ihrer Schule psychologisch auswerten.

Wie dem Sprechen des Kindes in der Muttersprache erst eine Aufspeicherung sprachlicher Eindrücke — die sensorische Vorbereitung — dann motorische Übung, Artikulations- und Diktionsübungen, vorhergehen muß, (C. u. W. Stern, Die Kindersprache S. 253ff.), so natürlich auch beim Sprechen einer Fremdsprache. Viel häufiger, als es in den wenigen der Fremdsprache eingeräumten Wochenstunden möglich ist, müßten die Schüler die Fremdsprache hören. Durch Phonograph und Radio ist dem, wenn auch nur schwach, abzuhelfen.

Ferner könnten der sensorischen Vorbereitung fremdsprachliche Jugendbücher dienen, die in jeder Klassenbibliothek stehen sollten. Sie würden die sprachlich interessierten Schüler reizen, sie sich nach Haus zu leihen und privatim, ohne Schulzwang, zu lesen. Auch der Schülerbriefwechsel mit Altersgenossen im Auslande sollte vielmehr gefördert werden.

Und schließlich auch der Schüler- und Lehreraustausch (Assistants étrangers), eventuell der Austausch ganzer Klassen. Denn so lange unseren so praktisch und real eingestellten, fast ausschließlich für Sport und Technik interessierten Schülern nicht die Notwendigkeit vorgeführt wird, ein gewisses Maß von Sprachverständnis und Sprachbeherrschung zur Verständigung mit Ausländern zu besitzen, so lange werden sehr viele nur unter dem Zwange der Fremdsprachenerlernung seufzen und es, im Durchschnitt, über recht schlecht befriedigendes Sprachverständnis und geringe Sprechfähigkeit nicht hinausbringen. Sprachbefähigung ist zweifellos auch auf eine Einwirkung des Milieus zurückzuführen, ja sie kann hereditär sein. Es ist selbstverständlich, daß Arbeiterkinder meist weniger Sprechfertigkeit in die Schule mitbringen, als solche des gebildeten Mittelstandes. Um so mehr sollte es die Aufgabe der Schule sein, diese Ungleichheit nach Kräften zu beheben. Was Grenzprovinzen natürlicherweise haben, die Notwendigkeit, zwei Sprachen einigermaßen verstehen und sprechen zu können, das muß hier im Inlande, wenn auch mit Hilfs- und Ersatzmitteln, unbedingt geschaffen werden, wenn man ernstlich an eine Hebung der passiven und aktiven Fremdsprachenkenntnis denkt.

Es versteht sich von selbst, daß dieser Hebung auf der einen Seite nicht etwa eine Senkung auf der anderen Seite, d. h. in dem geistigen Gehalt (Kulturkunde u. ä.) folgen darf.

Viele unserer Schüler rechnen damit, daß sie, wie es tatsächlich oft der Fall ist, im Laufe ihres Lebens doch kaum das Ausland sehen und sich nie der Notwendigkeit gegenüber finden werden, sich in der Fremdsprache verständlich machen zu müssen. Infolge dieser Einstellung hinterläßt für sehr viele von ihnen die jahrelange Beschäftigung mit Fremdsprachen nur ein paar klägliche Brocken Französisch und Englisch und hat ihr Sprachgefühl für die Muttersprache eher unsicher gemacht als fundiert.

Drum mehr Psychologie und mehr Auslandsnähe in die Schulen zur Förderung des Verständnisses und der Beherrschung der Fremdsprachen!

Berlin. P. R. Sanftleben.

WENN DIE LEKTÜRE BEGINNT . . .

Ja, eigentlich ist es Zeitverschwendung, darüber Worte zu verlieren, denn in den preußischen Richtlinien ist unter Neuere Sprachen, Methodische Grundsätze Nr. 6 alles, was über Lektüre zu sagen ist, so kerngesund, klar und vernünftig zusammengestellt. Und alles, was dort steht, soll hier auf keinen Fall wiederholt werden. Aber — es zeigt sich immer wieder, daß der Weg von den Grundsätzen bis zum Frontkampf in der Klasse doch so sehr weit ist, und deshalb muß einmal von diesem Frontkampf in der Klasse geredet werden. Was nützt uns das Reden über Bildungsideale, wenn sie uns nicht immanent sind, auch unbewußt, wenn wir sie nicht leben! Ist das aber der Fall, dann packen wir ohne viel Theorie das Leben an und sehen zu, wie wir am besten damit fertig werden.

Da beginnt also vorschriftsmäßig und sehr richtig im zweiten bzw. dritten oder vierten Unterrichtsjahr die Lektüre. Es ist das die „Mittelstufe" des neusprachlichen Unterrichts (Ehrke, N. Spr., März 1927). Der Herr Studienrat als Führer seiner Tertianerbande auf gänzlich unbekanntem Gelände sucht irgendeine Nummer einer Sammlung von Schulausgaben heraus, die Bändchen kommen, und die Jungen sind voll gespannter Erwartung; nun, sie sollen nicht enttäuscht werden; denn wir lesen, wie *Rikki-tikki-tavi*, der tapfere, der glutäugige mit seinen weißen Fängen die Schlangen tötete (Kipling: *Four Stories*, Diesterweg Neusprachliche Reformausgaben Nr. 48). Und das ist unser erstes Gebot: Lies nur, was deine Tertianer unwiderstehlich packt, was sie mit Heißhunger verschlingen, denn sie sollen ihre Arbeit mit Freuden tun und nicht mit Seufzen. Als solche Freudentexte haben sich außer Rikki-tikki noch bewährt: Toomai of the Elephants, Nr. 2 desselben Heftes und auch Oscar Wilde's The Devoted Friend (Velh. & Klas. Engl. Authors 168, B, Nr. 15), die letztere Geschichte nicht so sehr durch spannende Handlung fortreißend, aber dauernd menschliches Mitgefühl und eigene Stellungnahme herausfordernd. Mit den angegebenen Geschichten haben wir die besten Erfahrungen gemacht; Rikki-tikki aber bleibt ewig jung, und selbst wer seine Geschichte schon ein halbes Dutzend Mal mit durchlebt hat, entdeckt bei einem siebenten Mal immer noch neue Feinheiten und Reize.

Wie läuft nun die Lektüre selbst ab?

I. „Einschleifen" des zu Hause wiederholten Textstücks durch Schülerfrage und Antwort. Der Ausdruck „Einschleifen" ist mit Bedacht gewählt, und das Ziel dieser Tätigkeit ist, daß der Text den Jungen beinahe auf Nimmerwiedervergessen einge-

schliffen wird; denn der festen Überzeugung sind wir, daß durch einen großen Teil der Mittelstufe hindurch die Lektüre noch vorzugsweise der Spracherlernung dient, noch Mittel zum Zweck ist, nicht Selbstzweck. Langsam lösen wir uns von diesem Elementarbuchbetrieb, der zum Segen der Jungen recht lange beibehalten wird. Später, wenn sie aus dem Vollen schöpfen können, sind sie uns dankbar dafür. Mit dem Augenblick, wo nach allmählichem Übergang der Inhalt des Textes endlich Selbstzweck geworden ist, beginnt die Oberstufe.

Die Erziehung der Schüler zum Selbstfragen ist natürlich Sache der Unterstufe. Ehrke beginnt damit von der ersten Unterrichtsstunde in Sexta an (N. Spr. XXIII, 1925, 175ff.). Wir haben uns bisher etwa Mitte der Quinta die Faustregel für englische Fragenbildung aus Beispielen aus dem Elementarbuch, wo sich ja immer Stücke in Gesprächsform finden, abgeleitet. Ein neuer Versuch, etwas früher und rein imitativ die Schülerfrage einzuführen, ist aber auch überraschend gut gelungen. Sobald das Eis gebrochen ist (Ehrke läßt es gar nicht erst zum Gefrieren kommen, und wir werden es ihm wohl in Zukunft nachtun!), ist regelmäßige Hausaufgabe: to think out questions, lange Zeit hindurch sogar Aufschreiben der Fragen im Übungsheft, was die Schwächeren auch später noch gern freiwillig tun. Wenn diese Fragen dann im Unterricht gestellt werden, so ergibt sich aus den Antworten anfangs ein ziemlich mechanischer, regelloser Wiederaufbau des Textes. Oft ist in der Frage der größte Teil der Antwort enthalten; viele Fragen würden uns, in der Muttersprache gestellt, recht sinnlos und albern vorkommen. Aber wir nehmen diese Kinderkrankheiten unserer englischen Unterhaltung gern in Kauf, wenn nur der Text dabei allseitig durchgeknetet und festgemacht wird. Früher lernte der Lehrer seinen Text selbst auswendig und legte sich Fragen zurecht, und dabei wurde oft im Drange des Gefechts etwas Wichtiges vergessen. Die 30köpfige Klassengemeinschaft vergißt nichts und leuchtet in die entlegensten Ecken des vorliegenden Textstückes hinein.

Eine der Hauptaufgaben der Mittelstufe ist nun, die schon früher eingeleitete Erziehung zum plan- und sinnvollen Fragen, bei dem der Inhalt mehr und mehr in den Vordergrund tritt, durchzuführen. Meist wird diese Entwicklung damit beginnen, daß man mit Fragen wie What ist the next question now? What has to be the next question? What do we want to know now? in die Unterhaltung eingreift, wo eine Antwort nach sinnvoller Ergänzung durch weitere Fragen offensichtlich drängt, wenn nicht die Jungen von selbst weiter fragen. Gelegentlich kann man durch Übersetzenlassen einer von einem Jungen gestellten Frage leicht deren inhaltliche Sinnlosigkeit zutage treten lassen. Man kann geradezu auffordern, to think out more reasonable questions, denen man die silly, childish, elementary, mechanical questions als unwürdig der größer und vernünftiger werdenden Jungen, die schon sooo viel Englisch können, gegenüberstellt. Sehr wirksam ist es, eine Frage, die vor Erschöpfung eines Gegenstandes zu einem anderen überspringen will, nicht beantworten zu lassen. Allmählich lösen sich die Jungen selbst vom Wortlaut des Textes los, wenn der Inhalt zu eigener Stellungnahme anreizt, wie es bei dem vorerwähnten Devoted Friend der Fall ist; die Besprechung nähert sich dann immer mehr der eines deutschen Stückes in der Deutschstunde. Und man soll sich nicht scheuen, Geschichten,

die in dieser Hinsicht sich als fördernd erwiesen haben, auch mit folgenden Generationen wieder zu lesen, bis man etwas Besseres gefunden hat. — Eine überraschende Belebung der Besprechung ergibt sich, wenn man sich entschließt, mit der herkömmlichen Aufstellung der Schulbänke zu brechen und sie so anzuordnen, daß die Jungen sich besser gegenseitig ansehen und anreden können. Das ist meist sehr einfach zu erreichen und stößt nur auf Schwierigkeiten, wo der Klassenraum im Verhältnis zur Schülerzahl nicht ausreicht[1]). Voraussetzung ist, daß alle Lehrer der Klasse Disziplin haben und auch den Umbau sich gefallen lassen! Denn wir stehen ja erst in den Anfängen der Schulreform! Beachten muß man ferner, daß alle Schüler eine Rückenlehne und Licht auf ihrem Pult haben und beim Hinsehen nach der Tafel oder Karte nicht geblendet werden. Die mit dem Rücken nach der Flurwand Sitzenden werden ins Licht der Fenster sehen, doch dürfte das wenig schaden, wenn sie nicht in einem oberen Stockwerk gerade in den hellen Himmel hineinsehen.

Mit der Umstellung der Bänke ist dann auch das gegenseitige Fehlerverbessern sehr erleichtert. Kommt beim Antworten, Lesen, Anschreiben ein Fehler vor, so zeigen die vielen hochschießenden Arme, daß eine ganze Anzahl Freunde bereit sind zu helfen. Sie wollen nur erst durch: Please, N. correct my mistake! What's wrong? What's the matter, please? Help me, please usw. höflich dazu aufgefordert sein! Fällt der Fehler in einer Frage, so muß schon der Lehrer ihn durch Heben des Armes oder irgendwie anders anzeigen, sonst entsteht Verwirrung, weil sich nach der Frage doch besonders diejenigen melden, die antworten wollen. Man kann eine lebhafte Klasse ganz gut dahin bringen, daß der Fragende selbst den bezeichnet, der Antwort geben soll, und daß dabei sogar alle dran kommen. Auch die Auswahl des Fragestellers kann der Lehrer sich schenken: wer eine Frage vorbringen will, steht schnell auf und wird dann nicht von anderen unterbrochen werden. Stehen mehrere zugleich auf, so ist es gentleman's Höflichkeit und Rücksichtnahme, anderen den Vortritt zu lassen, wie wir es bei motorcar drivers an Straßenkreuzungen in England beobachten, und wer eben eine Frage gestellt, darf sich nicht gleich darauf wieder hervordrängen, sondern muß erst andere zu Worte kommen lassen. Aber auch wenn solche Anstandsregeln des Klassenlebens einigermaßen durchgedrungen sind, wird man doch oft feststellen, daß das Tempo des Unterrichts durch die Selbstwahl der Jungen stark abnimmt und deshalb immer wieder zum Namensaufruf durch den Lehrer zurückkommen. Eine derartige Wiederholung des Textes wird in der Regel gut die Hälfte der Stunde in Anspruch nehmen. Der Rest der Zeit bleibt für:

II. Durchnahme des folgenden neuen Textabschnittes. Auch jetzt erscheinen außer einigen *Oxford Pocket Dictionaries* (ein Stück wirkliches, echtes England!) und Ziegler-Seiz (die wir gern sehen) und wenigen Langenscheidts (die wir dulden) keine Bücher auf den Tischen. Der neue Text könnte vom Lehrer selbst auswendig vorgetragen werden; aber da wir mit 25 Wochenstunden gesegnet sind, machen wir aus der Not eine Tugend und lassen einen Jungen vorlesen, jede Stunde natürlich einen anderen. Der Vorleser sitzt auf dem Thron des Lehrers nach alter Ordnung oder auf seinem Platz nach Neuordnung der Bänke, immer aber

[1]) Leider ist das letztere nur zu oft der Fall! Th. Z.

schliffen wird; denn der festen Überzeugung sind wir, daß durch einen großen Teil der Mittelstufe hindurch die Lektüre noch vorzugsweise der Spracherlernung dient, noch Mittel zum Zweck ist, nicht Selbstzweck. Langsam lösen wir uns von diesem Elementarbuchbetrieb, der zum Segen der Jungen recht lange beibehalten wird. Später, wenn sie aus dem Vollen schöpfen können, sind sie uns dankbar dafür. Mit dem Augenblick, wo nach allmählichem Übergang der Inhalt des Textes endlich Selbstzweck geworden ist, beginnt die Oberstufe.

Die Erziehung der Schüler zum Selbstfragen ist natürlich Sache der Unterstufe. Ehrke beginnt damit von der ersten Unterrichtsstunde in Sexta an (N. Spr. XXIII, 1925, 175ff.). Wir haben uns bisher etwa Mitte der Quinta die Faustregel für englische Fragenbildung aus Beispielen aus dem Elementarbuch, wo sich ja immer Stücke in Gesprächsform finden, abgeleitet. Ein neuer Versuch, etwas früher und rein imitativ die Schülerfrage einzuführen, ist aber auch überraschend gut gelungen. Sobald das Eis gebrochen ist (Ehrke läßt es gar nicht erst zum Gefrieren kommen, und wir werden es ihm wohl in Zukunft nachtun!), ist regelmäßige Hausaufgabe: to think out questions, lange Zeit hindurch sogar Aufschreiben der Fragen im Übungsheft, was die Schwächeren auch später noch gern freiwillig tun. Wenn diese Fragen dann im Unterricht gestellt werden, so ergibt sich aus den Antworten anfangs ein ziemlich mechanischer, regelloser Wiederaufbau des Textes. Oft ist in der Frage der größte Teil der Antwort enthalten; viele Fragen würden uns, in der Muttersprache gestellt, recht sinnlos und albern vorkommen. Aber wir nehmen diese Kinderkrankheiten unserer englischen Unterhaltung gern in Kauf, wenn nur der Text dabei allseitig durchgeknetet und festgemacht wird. Früher lernte der Lehrer seinen Text selbst auswendig und legte sich Fragen zurecht, und dabei wurde oft im Drange des Gefechts etwas Wichtiges vergessen. Die 30köpfige Klassengemeinschaft vergißt nichts und leuchtet in die entlegensten Ecken des vorliegenden Textstückes hinein.

Eine der Hauptaufgaben der Mittelstufe ist nun, die schon früher eingeleitete Erziehung zum plan- und sinnvollen Fragen, bei dem der Inhalt mehr und mehr in den Vordergrund tritt, durchzuführen. Meist wird diese Entwicklung damit beginnen, daß man mit Fragen wie What ist the next question now? What has to be the next question? What do we want to know now? in die Unterhaltung eingreift, wo eine Antwort nach sinnvoller Ergänzung durch weitere Fragen offensichtlich drängt, wenn nicht die Jungen von selbst weiter fragen. Gelegentlich kann man durch Übersetzenlassen einer von einem Jungen gestellten Frage leicht deren inhaltliche Sinnlosigkeit zutage treten lassen. Man kann geradezu auffordern, to think out more reasonable questions, denen man die silly, childish, elementary, mechanical questions als unwürdig der größer und vernünftiger werdenden Jungen, die schon sooo viel Englisch können, gegenüberstellt. Sehr wirksam ist es, eine Frage, die vor Erschöpfung eines Gegenstandes zu einem anderen überspringen will, nicht beantworten zu lassen. Allmählich lösen sich die Jungen selbst vom Wortlaut des Textes los, wenn der Inhalt zu eigener Stellungnahme anreizt, wie es bei dem vorerwähnten Devoted Friend der Fall ist; die Besprechung nähert sich dann immer mehr der eines deutschen Stückes in der Deutschstunde. Und man soll sich nicht scheuen, Geschichten,

die in dieser Hinsicht sich als fördernd erwiesen haben, auch mit folgenden Generationen wieder zu lesen, bis man etwas Besseres gefunden hat. — Eine überraschende Belebung der Besprechung ergibt sich, wenn man sich entschließt, mit der herkömmlichen Aufstellung der Schulbänke zu brechen und sie so anzuordnen, daß die Jungen sich besser gegenseitig ansehen und anreden können. Das ist meist sehr einfach zu erreichen und stößt nur auf Schwierigkeiten, wo der Klassenraum im Verhältnis zur Schülerzahl nicht ausreicht[1]). Voraussetzung ist, daß alle Lehrer der Klasse Disziplin haben und auch den Umbau sich gefallen lassen! Denn wir stehen ja erst in den Anfängen der Schulreform! Beachten muß man ferner, daß alle Schüler eine Rückenlehne und Licht auf ihrem Pult haben und beim Hinsehen nach der Tafel oder Karte nicht geblendet werden. Die mit dem Rücken nach der Flurwand Sitzenden werden ins Licht der Fenster sehen, doch dürfte das wenig schaden, wenn sie nicht in einem oberen Stockwerk gerade in den hellen Himmel hineinsehen.

Mit der Umstellung der Bänke ist dann auch das gegenseitige Fehlerverbessern sehr erleichtert. Kommt beim Antworten, Lesen, Anschreiben ein Fehler vor, so zeigen die vielen hochschießenden Arme, daß eine ganze Anzahl Freunde bereit sind zu helfen. Sie wollen nur erst durch: Please, N. correct my mistake! What's wrong? What's the matter, please? Help me, please usw. höflich dazu aufgefordert sein! Fällt der Fehler in einer Frage, so muß schon der Lehrer ihn durch Heben des Armes oder irgendwie anders anzeigen, sonst entsteht Verwirrung, weil sich nach der Frage doch besonders diejenigen melden, die antworten wollen. Man kann eine lebhafte Klasse ganz gut dahin bringen, daß der Fragende selbst den bezeichnet, der Antwort geben soll, und daß dabei sogar alle dran kommen. Auch die Auswahl des Fragestellers kann der Lehrer sich schenken: wer eine Frage vorbringen will, steht schnell auf und wird dann nicht von anderen unterbrochen werden. Stehen mehrere zugleich auf, so ist es gentleman's Höflichkeit und Rücksichtnahme, anderen den Vortritt zu lassen, wie wir es bei motorcar drivers an Straßenkreuzungen in England beobachten, und wer eben eine Frage gestellt, darf sich nicht gleich darauf wieder hervordrängen, sondern muß erst andere zu Worte kommen lassen. Aber auch wenn solche Anstandsregeln des Klassenlebens einigermaßen durchgedrungen sind, wird man doch oft feststellen, daß das Tempo des Unterrichts durch die Selbstwahl der Jungen stark abnimmt und deshalb immer wieder zum Namensaufruf durch den Lehrer zurückkommen. Eine derartige Wiederholung des Textes wird in der Regel gut die Hälfte der Stunde in Anspruch nehmen. Der Rest der Zeit bleibt für:

II. Durchnahme des folgenden neuen Textabschnittes. Auch jetzt erscheinen außer einigen *Oxford Pocket Dictionaries* (ein Stück wirkliches, echtes England!) und Ziegler-Seiz (die wir gern sehen) und wenigen Langenscheidts (die wir dulden) keine Bücher auf den Tischen. Der neue Text könnte vom Lehrer selbst auswendig vorgetragen werden; aber da wir mit 25 Wochenstunden gesegnet sind, machen wir aus der Not eine Tugend und lassen einen Jungen vorlesen, jede Stunde natürlich einen anderen. Der Vorleser sitzt auf dem Thron des Lehrers nach alter Ordnung oder auf seinem Platz nach Neuordnung der Bänke, immer aber

[1]) Leider ist das letztere nur zu oft der Fall! Th. Z.

so, daß seine Kameraden auch mit den Augen von seinen Lippen lesen können. Ob man nur bessere Schüler oder alle der Reihe nach sich so im Dienst der Klassengemeinschaft betätigen lassen will, ist Geschmackssache. Jedenfalls werden immer Aussprachefehler vorkommen. Wird das so entstellte Wort trotzdem von anderen richtig erkannt und verbessert (vgl. oben Fehlerverbesserung!), freuen wir uns; ist es bis zur Unkenntlichkeit zerstückelt oder ganz unbekannt, so muß schon der Vorleser es schnell anschreiben, nur er hat es ja vor sich. Bald hat ein stolzer Wörterbuchbesitzer es gefunden und zaubert die Aussprachebezeichnung von Fowler, die als englisches Original besonders geschätzt wird, oder die International phonetic transcription des Ziegler-Seiz, die die Jungen vom Elementarbuch und seinem vocabulary her kennen, an die Tafel. So lernen die Untertertianer ihre wissenschaftlichen Hilfsmittel benutzen. Sind sie erst daran gewöhnt, so können die Vorleser sich zu Hause auf ihre Aufgabe vorbereiten, was wieder den ganzen Betrieb beschleunigt und vereinfacht. Leichte Textstellen werden bei einigermaßen richtiger Aussprache sofort beim Vorlesen verstanden. Vieles werden die Zuhörer aber doch "at first hearing" nicht verstehen, wenn der Text nicht überhaupt für den Stand der Klasse zu leicht ist. Hier setzt die persönliche Mitarbeit des Lehrers ein, die wir uns vorläufig noch nicht durch Selbstarbeit der Jungen ersetzt denken können; denn wie sollen sie die fremde Sprache sprechen lernen, wenn nicht doch immer wieder wenigstens in einem Teil der Unterrichtszeit der Führer sich hören läßt.

Je nach Schwierigkeit und Lage des Falles wird man dann, nachdem die Aussprache klargestellt ist, Teile des Satzes, Wortgruppen oder einzelne Wörter verständlich zu machen suchen. D. h. man gibt Hilfen, die es der kombinierenden Phantasie der Jungen ermöglichen, selbst die richtige Lösung des Rätsels zu finden. Zunächst wird man sich vorher vergewissert haben, ob Fowler eine den Jungen verständliche Erklärung, z. B. eines Wortes bringt. Ist das der Fall, so wird man einen "owner of an Oxford Dictionary" zur Äußerung auffordern. Oft kann man die gesuchte Bedeutung mit wenigen bekannten Worten in der Fremdsprache umschreiben. Oder man erfindet ein kurzes aktuelles Beispiel, das alle verstehen; es soll etwa das Wort disappointed eingeführt werden: mit Hinweis auf den Schüler H., der sich in letzter Zeit besonders angestrengt hat, sagten wir dann ungefähr: our friend H. expects he will have "good" in English on his next report; Mr. A. gives him only "three", that's why H. is disappointed! Wenn man durch entsprechenden Gesichtsausdruck verhindert, daß die Deutung „ärgerlich" entsteht, erhält man sofort die richtige Übersetzung und läßt zur Sicherheit dann ruhig das deutsche Wort sagen. Mit Gesten läßt sich überhaupt sehr vieles sofort und in kürzester Zeit erklären, die meisten Tätigkeiten kann man auf der Stelle vorführen oder unmißverständlich andeuten. Selbst ein Wort wie juicy in der Verbindung juicy fruits wird sofort verstanden, wenn man sich das Wasser im Munde zusammenlaufen läßt und dann etwas über die Zunge schlürft. Endlich bleibt noch eine einfache Skizze etwa eines Gegenstandes an der Tafel, auch von einem Jungen ausgeführt, der das Wort vielleicht schon kennt; einer von allen diesen Wegen führt sicher schnell zum Erfolg. Daß der Lehrer eine deutsche Übersetzung selbst gibt, ist jedenfalls ausgeschlossen. Wo es die Erzählung als Kunstwerk verlangt, wird der Lehrer einen Satz oder eine ganze Stelle auch selbst kunst-

voll vortragen; und in der nächtlichen Szene in "Rikki", wo das ach so leise Rascheln der Schlangenschuppenhaut auf dem Steinfußboden eben zu hören ist, geht die ganze Unterhaltung überhaupt im Flüsterton vor sich. Ist der Text verstanden, so wird er von den Hörern auch gleich noch selbst gesprochen, im Chor oder als Antwort auf Lehrer- oder Schülerfragen "at the spur of the minute", und in der Regel auch gelesen bei offenen Büchern.

Häusliche Aufgabe: Wiederholung durch häufiges Lautlesen und Ausdenken von Fragen.

III. Diese Normallektürestunde in Reinkultur wird häufig durch schriftliche Übungen abgewandelt. Regelmäßig werden am Schluß von Teil I die "new words" des wiederholten Textes an die Tafel geschrieben. Äußere Ordnung dabei ist: Aufruf durch Lehrer, nicht mehr als drei Mann an der Tafel zu gleicher Zeit, jeder schreibt, was er weiß. Das damit entgegengebrachte Vertrauen wird selten getäuscht. Merkt man, daß einer gefaulenzt hat, behält man ihn an der Tafel, wo er alles, was die Kameraden vorschlagen, schreiben muß und sich unter Umständen peinlichst bloßzustellen gezwungen ist. Fehlerverbesserung wie oben im mündlichen Betrieb. Schriftliche Hauptübung ist das Wiedererzählen kurzer Abschnitte, die inhaltlich eine Einheit bilden, an der Tafel. Der Schreiber kann gleich zu Beginn der Stunde anfangen und arbeitet, während die Besprechung vor sich geht oder ein anderer vor der Klasse wiedererzählt. An passender Stelle wird Richtigstellung der Fehler an der Tafel durch die Gesamtheit eingeschaltet. Eine Aufgabe dieser Art dient hin und wieder als „Klassenarbeit" im Reinschriftheft.

Natürlich kann man mit solcher Arbeitsweise nicht ganze Lektürebände im Halbjahr oder Vierteljahr schaffen. Das wollen wir aber auch, wie oben ausgesprochen, grundsätzlich nicht. Wir sehen im Gegenteil in dem Lektüretext zunächst nichts anderes als eine Fortsetzung des Elementarbuches. So kann es vorkommen, daß wir in einer Stunde uns nur um 6—10 Zeilen weiter vorarbeiten; in der Regel allerdings werden wir gegen Ende des ersten Jahres Mittelstufe annähernd eine Seite neuen Textes (in Velhagen & Klasings oder Diesterwegs Ausgaben) hinter uns bringen. Ferner wird man nicht immer das gleiche Maß von Mitarbeit seitens der Jungen erwarten können. Man wird in seltenen Fällen sich ganz ausschalten können, in einer matten Klasse wiederum, etwa Montags früh oder nach einer „erfrischenden" Turnstunde wird der Lehrer sehr stark hervortreten und überhaupt die treibende Kraft sein müssen. Wir brauchen uns ja nicht zu Sklaven unseres eigenen Systems zu machen. Richtunggebend muß nur immer bleiben der Grundsatz, soviel als nur irgend möglich den Jungen Gelegenheit zum Selbstüben, Selbstforschen, Selbstfinden zu geben. Je mehr der Lehrer diesem Trieb, sich der Umwelt zu bemächtigen, diesem Erorberertrieb der Jungen entgegenzukommen vermag, desto weniger werden seine jungen Freunde den Unterricht als Last empfinden, desto eher wird er vom Piedestal der Amtsautorität herabsteigen und in die Rolle eines vertrauten Beraters und Führers hineinwachsen können.

Berlin-Lichterfelde. Friedrich Augener.

LEHRGANG FÜR NEUSPRACHLER IN HAGEN VOM 17. BIS 28. JUNI 1928.

Nunmehr im dritten Jahre veranstalten die Provinzial-Schulkollegien im Auftrage des Ministeriums
„Lehrgänge für Studienräte und Studienrätinnen zur Einführung in die Schulreform".

Nach dem ministeriellen Erlaß vom 1. Juli 1927 — U II Nr. 900 — bestehen für diese Kurse folgende Grundsätze:

1. Die Weiterbildung soll aus Arbeitsgemeinschaften erwachsen, zu denen sich die einberufenen Lehrer mit den betreffenden Lehrerkollegien zusammenschließen.
2. Diese Weiterbildung soll von der Unterrichtsarbeit, nicht etwa von der Theorie ihren Ausgang nehmen.
3. Die einberufenen Lehrer sollen in diesen Arbeitsgemeinschaften tätig mitwirken und vor bestimmte Aufgaben gestellt werden, keineswegs aber sich nur beobachtend und aufnehmend verhalten.

Auf dieser Grundlage war auch der letzte Lehrgang für Neusprachler in Hagen aufgebaut, dessen Leitung Herr Oberstudiendirektor Dr. Krüper in selbstloser Weise übernommen hatte.

Wenn ich in folgenden Zeilen versuche, den Verlauf des überaus anregenden Kursus zu schildern, so kann dies aus Mangel an Raum nur in groben Umrissen in Form eines Berichtes geschehen. Ich werde mich dabei jeglicher Werturteile zu enthalten versuchen.

Der Lehrgang wurde am 17. Juni abends durch Herrn Oberschulrat Dr. Bredtmann in der städtischen Oberrealschule eröffnet.

Er wies auf die Bedeutung dieser Einrichtung hin und kennzeichnete die Gesichtspunkte, die für die Auswahl der einberufenen Lehrer maßgebend sind. — Nach ihm ergriff Herr Oberstudiendirektor Dr. Krüper das Wort und versuchte die Erwartungen der Teilnehmer, die vielleicht einen neuen Nürnberger Trichter erhofften, auf ein erträgliches Maß zurückzuschrauben. Zwei Leitgedanken beherrschten den Lehrgang:

1. Die Erarbeitung der Grammatik, vornehmlich auf der Mittelstufe.
2. Die kulturkundliche Lektüre auf der Oberstufe unter Ausnutzung der Konzentrationsmöglichkeiten.

Die praktische Arbeit begann am Montag in der Oberrealschule. Es wurde im allgemeinen so gehandhabt, daß erst die Unterrichtsstunden vorgeführt wurden, an die sich dann die Besprechungen anschlossen, die von den jeweils unterrichtenden Herren und Damen mit einer kurzen Darlegung der für die Stunde maßgebenden Gesichtspunkte eröffnet wurden.

Die ersten Stunden zeigten die abschließende Behandlung einer französischen Lektüre in der Fremdsprache, die Durchnahme eines Lesestoffes (Rolandslied) und den Vergleich Lafontainescher Fabeln mit deutschen Dichtungen (Hagedorn).

Die Kulturkunde und der Konzentrationsgedanke in der Methode des Arbeitsunterrichts standen hier im Vordergrund.

Diese Gesichtspunkte traten noch deutlicher am zweiten Tage hervor: Kulturkundliche Auswertung einer Novelle von Hardy und Lektüre zur Kulturkunde des 18. Jahrhunderts in England.

Der dritte Tag brachte grammatische Stoffe: Das Partizip im Französischen und Wiederholung der Formenlehre.

Die Behandlung der Grammatik war das Merkmal der Unterrichtsstunden an den beiden folgenden Tagen (städt. Oberlyzeum):

Die betonten Personalpronomina im Französischen, Durchnahme der „unregelmäßigen" Verba, Behandlung des Infinitivs auf psychologischer Grundlage usw. Am staatlichen Albrecht-Dürer-Realgymnasium wurden den Teilnehmern der englische Anfangsunterricht nach direkter Methode sowie die Durchnahme und Auswertung von Lektürestoffen gezeigt.

Die folgende Woche führte uns zum Realgymnasium in Schwelm, wo die unterrichtenden Herren ihre Erläuterungen den Unterrichtsproben vorausschickten und so eine richtige Einstellung der Zuhörer erzielten. Als Themata waren gewählt: Methodische Übersetzung schwieriger Texte in die Fremdsprache und Behandlung des Konjunktivs auf psychologischer Grundlage.

Am vorletzten Tage besuchte man das städtische Realgymnasium und Gymnasium in Hagen, wo neben kulturkundlichen Stoffen (Education in England and Germany, Bürgertum und Adel in Frankreich) auch die Präpositionen im Englischen durchgenommen wurden.

Ein neues Gebiet wurde am letzten Tage in der Realschule zu Hohenlimburg beschritten, und zwar englische und französische Intonationsübungen.

An Referaten wurden gehalten:

1. Deutsche und französische Romantik. (Herr Studienrat Dr. Kalthoff, Hagen.)

2. Das 18. Jahrhundert im kulturkundlichen englischen Unterricht. (Herr Oberstudiendirektor Dr. Krüper.)

3. Welche Folgerungen ergeben sich aus Kalepkys „Neuaufbau der Grammatik" für den grammatischen Unterricht? (Herr Studienrat Wiegmann, Münster.)

4. Über die Zielforderungen der Richtlinien für den neusprachlichen Unterricht. (Herr Studienrat Dr. Baumann, Hagen.)

5. Kritische Betrachtung der Lehre vom Konjunktiv. (Herr Oberstudiendirektor Dr. Hasenclever, Schwelm.)

6. Über den Wert des Übersetzens in die Fremdsprache. (Herr Studienrat Dr. Gleis, Schwelm.)

7. Aspects of English School and University Life. (Mr. Halshy, z. Zt. Hagen.)

8. Über die Behandlung der französischen unregelmäßigen Verben am Gymnasium. (Herr Studienrat Frantzen, Beckum.)

9. Willensbildung im kulturkundlichen englischen Unterricht. (Herr Studiendirektor Wulf, Haspe.)

10. Über die Bewertung bestimmter grammatischer Fehler im Englischen. (Herr Studiendirektor Dr. Büchsenschütz, Hohenlimburg.)

11. Erlebnisse in Australien, mit Lichtbildern. (Frl. Büscher, Hohenlimburg.)

Dazu kam dann noch eine Besprechung über Auslandsreisen.

Ich muß es mir versagen, auf den Inhalt der sehr wertvollen Vorträge einzugehen, doch sei es mir gestattet, einige Gedanken, die mir bei den Besprechungen und Referaten kamen, kurz anzuführen.

1. Die Einführung in die Schulreform ist sicherlich keine leichte Aufgabe, zumal da diese Reform noch nicht ausgereift ist und auch noch nicht so schnell feste Gestalt annehmen wird, da Bewegungsfreiheit ihr charakteristisches Merkmal ist. *πάντα ῥεῖ.*

2. Die Richtlinien bilden keine Soll-Vorschrift, sondern lassen der Persönlichkeit des Lehrers weiten Spielraum.

3. Die Schulreform hat, man mag zu ihr stehen, wie man will, das Gute gezeitigt, daß sie für manchen unter uns eine Aufrüttelung und Gewissensforschung war und daß sie, um mit Krüper zu reden, eine Durchbrechung der Starrheit unserer Methoden bedeutete.

Die Richtlinien haben dem Neusprachler die Augen dafür geöffnet, daß nicht nur die Form, sondern besonders bei der Lektüre der rein menschliche Gehalt und die Eigenart des fremden Volkes und seiner Kultur mehr Beachtung verdienen. Die neueren Sprachen verfügen über eine große Literatur und bedeutende Persönlichkeiten, aus denen sich gewaltige Willensimpulse gewinnen lassen, die an Umfang und Intensität den alten Sprachen nicht nachstehen.

4. Der Streit um die Methode ist nutzlos, da man nicht allen Lehrern eine bestimmte Methode aufzwingen kann. Charakter und Temperament sind entscheidende Faktoren.

5. Ebensowenig ist die Frage zu beantworten, wie weit man in der Betonung und Bewertung der sprachlichen Ausdrucksform einerseits und des Bildungsgehaltes der Lektüre andererseits geben soll, da dies sich jeweils nach dem Schülermaterial und nach den persönlichen Interessen des Lehrers richten wird. Es ist Sache des Gefühls.

6. Die Behandlung der Grammatik bedeutet unzweifelhaft eine Schulung des Denkens und hat insofern hohen Bildungswert, als sie geeignet ist, in die Psyche der Sprache und somit des Volkes einzudringen.

7. Wenn aber selbst namhafte Grammatiker zugeben, daß die Erklärungen und Bezeichnungen in den landläufigen Grammatiken schief, ja zum Teil falsch sind (Kalepky), dann fragt es sich, ob nicht doch die Reformer auf dem richtigen Wege sind.

8. Auf den Mittelklassen ist die praktische Beherrschung der Fremdsprache Hauptzweck. Daher sind nur Wörter zu lernen, die zum aktiven Wortschatz gehören.

Man muß stets vom lebendigen Satz, nicht von der einzelnen Form ausgehen.

9. Auf der Oberstufe muß die Kulturkunde in den Vordergrund treten. Die notwendige Vorarbeit dafür besteht darin, Wertvolles zu sichten, d. h. das zu erkennen, was für das allgemein Menschliche, insbesondere für den nationalen Charakter und die Bildung des betreffenden Volkes wichtig ist.

10. Der Arbeitsunterricht hat sich bewährt. Die Gedanken müssen dabei von den Schülern mosaikartig zu der übergeordneten Idee zusammengetragen werden. Er ist mehr Konversationsunterricht mit bestimmter Zielsetzung als Lehr- und Lernunterricht. Eine Möglichkeit besteht im gegenseitigen Fragen der Schüler unter scharfer Kontrolle des Lehrers. Hierin unterscheidet sich der Arbeitsunterricht von der älteren Reformmethode, wo der Stoff in der Fremdsprache ausgewertet wird, die Initiative aber beim Lehrer liegt. Auf jeden Fall darf der Stoff im einzelnen nicht immer vom Lehrer an die Schüler herangetragen werden, sondern es muß das heuristische Prinzip vorherrschen.

11. Es liegt in der Natur dieses Unterrichts, daß Formfehler beim freien Gebrauch der Fremdsprache nicht so stark bewertet werden. Man wird deshalb auf schriftliche Übersetzungen als Klassenarbeit schon aus praktischen Gründen vielfach verzichten müssen.

12. Der Einwand, daß ein fehlerhaftes Englisch, und sei es noch so fließend gesprochen, eben kein Englisch sei, ist berechtigt.

Doch was ist vorzuziehen, der Mut zum Sprechen oder die Furcht vor Fehlern?

13. Ein Ausgleich zwischen diesen Extremen ist nur möglich, wenn der Unterricht möglichst lange in der Hand ein und desselben Lehrers liegt, der die Schüler in dem unter 8 und 9 angegebenen Sinne ausbildet. Wechsel des Lehrers bedeutet Wechsel der Methode und somit Hemmung des Schülers.

14. Praktische Beherrschung der Fremdsprache seitens des Lehrers ist Haupterfordernis für die Erreichung dieser Ziele. Auslandsaufenthalt ist darum notwendig, aber aus wirtschaftlichen Gründen für viele nur ein frommer Wunsch.

Es ließe sich noch manches anführen, doch genug davon. Man sieht jedenfalls, daß solche Lehrgänge ein geeignetes Mittel sind, die Teilnehmer zum Nachdenken zu bringen und ihnen Anregungen und vielleicht praktische Winke zu geben. Und wenn dies erreicht wird, so können Unterrichtsbehörde sowie Leiter des Kursus mit der geleisteten Arbeit zufrieden sein.

Übrigens noch ein Wort, ein kurzes Wort des Dankes sei mir an dieser Stelle erlaubt. Ich glaube im Sinne aller Kursusteilnehmer zu handeln, wenn ich dem Leiter des Lehrganges für alle Mühe, für alles Entgegenkommen sowie für all die schönen Stunden der Erholung, die er uns nach der anstrengenden Arbeit verschaffte, den verbindlichsten Dank ausspreche.

Gronau. Josef Timmer.

BESPRECHUNGEN.

Philipp Witkop, *Die deutschen Lyriker*, I. Band: Von Luther bis Hölderlin. 306 S. 3. veränd. Auflage; mit 6 Bildnissen. geb. 10,— M.

Emil Ermatinger, *Die deutsche Lyrik seit Herder*. I. Von Herder zu Goethe. X u. 310 S. II. Die Romantik. 286 S. III. Vom Realismus bis zur Gegenwart. 320 S. 2. Auflage. geb. je 9,— M. Beide Werke bei B. G. Teubner. Leipzig 1925.

Dem ausführlichen Urteil, das ich vor sechs Jahren an gleicher Stelle über die beiden vorliegenden Bücher abgab (Anzeiger XXX, 75f.) habe ich nichts zuzufügen als eine neue Empfehlung der beiden in ihrer Sonderart vortrefflichen Werke.

Der neue Witkop bringt gegenüber der zweiten Auflage wenige Änderungen; außer kleineren Zusätzen zur Lyrik Luthers, Gerhardts und des Barock einen von eineinhalb Seiten über Hamann, einen etwas kürzeren über Goethes freie Rhythmen. Auch die Auslassungen (bei Günther und Goethe) und Kürzungen fallen nicht ins Gewicht; und das kann auch nicht anders sein; der einheitliche und geschlossene Aufbau dieser geschmackvollen Darstellung verbietet weitgehende Einbauten von selbst. Die erhöhte Seitenzahl erklärt sich aus weiterem Satz und weniger ängstlicher Raumausnutzung. Sechs seltenere Bildnisse von Goethe, Klopstock, Schubart, Claudius, Bürger und Hölderlin schmücken den gut ausgestatteten Band.

Auch Ermatingers zweite Auflage erscheint in äußerlich ansprechenderer Form. Schon die Zerlegung in drei Bände macht das nützliche Buch jetzt handlicher. Auch hier hat hauptsächlich die hübschere Druck- (besonders auch Vers-) Anordnung eine stär-

kere Ausdehnung des Buches bewirkt; doch sind immerhin außer mancher Glättung und der Beseitigung zeitbedingter Aeußerungen (bes. im 3. Band) auch einige längere Zusätze eingefügt (über Hamann, Diotima, Restaurationszeit, sowie die Einleitungen zur Gedankenlyrik und zum Realismus und der Schlußabschnitt), wodurch das Ganze an Vertiefung noch gewonnen hat[1]). Auch die eine größere Umstellung (Chamisso ist aus der "Romantik" in den "Realismus" verschoben worden) ist zu billigen. Der Deutschlehrer der Oberklassen weiß dies tüchtig gearbeitete Buch als vortreffliches Hilfsmittel für den Unterricht gebührend zu schätzen, auch wenn er — wie im Fall Heine — des Verfassers Ansicht einmal nicht ganz teilt.

J. B. Orrick, B. Litt. Oxf., *Matthew Arnold and Goethe.* (=Vol. IV der Publications of the English Goethe Society, New Series) London. Moring. 1928. 54 S.

Was können uns die Meinungen des viktorianischen Kritikers M. Arnold über Goethe sagen, eines Mannes, dem „moralische Deutung von Welt und Menschentum" Aufgabe der Kunst war und der in Goethe bei aller Verehrung doch vor allem den großen Kritiker sah!? Orrick hat sich die Mühe gemacht — übrigens mit allzu starker Häufung wörtlicher Anführungen! — aus Arnolds "Essays in Criticism" und anderen Quellen die wörtlichen und inhaltlichen Anklänge an Goethesche Gedankengänge ausfindig zu machen, wobei er mehrfach Widersprüche und Irrtümer Arnolds (über Goethes Byron-Auffassung, Goethes Spinozismus und Heine) nachweist; auch Arnolds kritische Gesamtschau Goethes (gelegentlich "A French Critic [= Edmond Schérer] on Goethe") bietet mehr Falsches, Schiefes und Schwankendes als Richtiges; besonders vermag der durchaus pragmatische Arnold Goethes hohe Kunstanschauung gar nicht zu fassen, sondern unterstellt ihm — anders als sein Lehrer Carlyle! — sein eigenes, eng-viktorianisches Ideal von Klassizismus.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

Leon Kellner, Ph. D. *Restoring Shakespeare.* A Critical Analysis of the Misreadings in Shakespeare's Works. With Facsimiles and Numerous Plates. Leipzig. B. Tauchnitz. 1925. XVI u. 216 S. gr. 8°. Geh. RM. 6,—, geb. 8,50.

Der Ausgangspunkt dieses wichtigen Buches ist ein paläographischer. Kellner vertritt die Anschauung, daß viele der sinnstörenden Wendungen und sonstigen textlichen Schwierigkeiten des Shakespearetextes sich dadurch erklären lassen, daß man bei diesen unverständlichen Ausdrücken Druckfehler annimmt, die sich als Verlesungen der spezifisch elisabethanischen Buchstabenform der Handschrift herausstellen. Dieser Gesichtspunkt wurde schon andeutungsweise von Sidney Walker (1795—1846) vertreten, stärker dann von den Holländern van Dam und Stoffel geltend gemacht und neuerdings von J. D. Wilson in seiner Shakespeareausgabe (1921f.) angewandt. Aber Kellner darf das Verdienst in

---

[1]) Doch sind die Ausstellungen unserer früheren Besprechung über die verkehrten Goethezitate (jetzt I, 165, 184; III, 288) nicht berücksichtigt; auch der Druckfehler I, 145 (umspühlt) ist mitgeschleppt.

Anspruch nehmen, den ganzen Fragenkomplex systematisch aufgerollt und so ein beträchtliches Stück zu unserer Kenntnis der elisabethanischen Paläographie hinzugefügt zu haben. Dabei leisten die prächtigen Tafeln und Schriftproben, die das Buch schmücken; besonders gute Dienste. Kellners Vorgehen ist streng induktiv. Er geht aus von solchen Verlesungen in den alten Quartos, deren Korrektur in den Folios seine orthographische Methode zur Evidenz beweist. Ein besonders hübsches Beispiel dafür ist *Lear* III, 4, 119 (nach Kellners Zählung, [S. 11], 4, 126) der Anfang von Edgars Lied. Die Quartos lesen:

"Swithald footed thrice the olde
anelthu night Moore and her nine fold."

Dies korrigiert die Folio zu:

"Saint Withold footed thrice the'old
He met the night-mare and her nine fold."

Hier kann an Hand des Tatbestandes die Richtigkeit der angewandten paläographischen Grundsätze erwiesen werden. Nach einem wichtigen Abschnitt über elisabethanische Handschrift im allgemeinen folgt dann eine systematische Uebersicht der besonders häufigen Druckfehlermöglichkeiten, wobei auch sichere Beispiele außerhalb Shakespeares angeführt werden. Damit verbinden sich nun die eigenen Vorschläge Kellners, die den Hauptteil des Buches (S. 31—175) ausmachen. Im ganzen macht Kellner nicht weniger als 250 Besserungsversuche, wobei er in einem Falle auch die Sonette berücksichtigt hat. Was diese Zahl rein quantitativ bedeutet, ergibt sich aus einer Statistik der Shakespeare-Emendationen, wie sie z. B. in "*The Times Literary Supplement*", 1928, S. 166 angedeutet ist. Von den 70 heute allgemein angenommenen Korrekturen des modernen Macbeth-Textes, von den 47 Besserungen des heutigen 'Twelfth Night'-Textes (gegenüber der ersten Folio) fallen nur je zwei auf die Kritiker des 19. Jahrhunderts. Etwas über die Hälfte sind den späteren Folios und Rowe zu danken, das übrige den wenig konservativen Herausgebern des 18. Jahrhunderts, deren üppige Besserungslust von den modernen Gelehrten erst wieder energisch auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt werden mußte. Kellner wird nun selbst nicht erwarten, daß die große Zahl seiner Emendationen von allen Textkritikern unbesehen wird angenommen werden, und in der Tat ist sein Vorgehen im ganzen wohl zu radikal. Denn daß nicht alles, was uns Heutigen dunkel erscheint, auch falsch überliefert ist, dafür ergibt sich eben jetzt erst wieder in der erneuten Diskussion von Hamlet V, 279 "He's fat and scant of breath" (vgl. besonders E. v. Schaubert in Anglia 52, 1928, S. 93—96) ein deutlicher Beweis. Daß hier *fat* = "sweating" ist, scheint jetzt endgültig bewiesen, und die philosophisch-psychologischen Erklärungen des „beleibten" Hamlet fallen ebenso in nichts zusammen wie eine Deutung, die ein synonymes "*hot*" an Stelle des vermeintlichen Druckfehlers "fat" einsetzen möchte. Der elisabethanische Sprachgebrauch als solcher ist uns eben immer noch nicht in allen Bedeutungsschattierungen bekannt, und dieser Umstand muß alle Textverbesserer zur Vorsicht mahnen.

Um von der Methode Kellners einen anschaulichen Begriff zu geben, möchte ich hier die 16 Emendationen hersetzen, die Verf. zu „Antonius und Cleopatra" macht, mit meinen eigenen subjektiven Bewertungen:

I, 2, 25: "Let me be married to three kings in a forenoon, and widow them all." Hier will Kellner *one after one* lesen — völlig unüberzeugend, da offenbar das scherzhaft übertriebene große Glück Charmians gerade darin besteht, an einem einzigen Vormittage die drei Könige alle zusammen zu heiraten.

I, 2, 28: "find me to marry me with Octavius Cæsar." Kellner schlägt aus euphonischen Gründen "*find means*" vor; aber er übersieht, daß der Imperativ *find me* parallel ist dem vorhergehenden zweimaligen *let me.*

I, 3, 37: "none our parts so poor / but was a race of heaven." Für *race* (statt dessen andere "*ray*" lesen wollen) schlägt Kellner grace vor — eine mögliche, aber m. E. nicht nötige Emendation.

I, 3, 55: "And that which most with you should safe my going / Is Fulvia's death." Kellner will *scuse* lesen. Nicht sehr ansprechend. A. Schmidt (Sh.-Lexikon) erklärt *safe* = "to justify", andere *'safe* = *vouchsafe.* Aber könnte *safe* nicht "to render safe", also „unbedenklich machen" bedeuten? So auch NED.

I, 4, 24: "Yet must Antony / No way excuse his foils, when we do bear / So great weight in his lightness." Kellner: "*sports*" (in its amatory sense). Malone hatte "*soils*" vorgeschlagen, Collier "*foibles*". Hier ist Kellners Lesung ein gutes „Sinnäquivalent".

I, 4, 78: "What by sea and land I can beable / to front this present time.' Kellner: "*leavie*" [so belegt; vgl. NED] = *levy,* mit Betonung auf der letzten Silbe: eine geistreiche Konjektur.

II, 2, 217: "From the barge / a strange invisible perfume hit the sense." Kellner: "*inticible*" = "verführerisch". Unwahrscheinlich.

II, 2, 82: "But next day / I told him of myself." Kellner: "The obvious reading is "*called*". Kellners Lesung bedeutet m. E. eine Abschwächung.

II, 6, 70: "No more that." Die modernen Herausgeber setzen (nach F 3) "no more of that", was aus dem Pentameter einen Hexameter macht. Kellner: "no rumour that"; dem Sinne nach ausgezeichnet.

II, 7, 5: "They have made him drink alms-drink". Dieses schwierige, ungenügend erklärte Wort bezeichnet Kellner als sheer nonsense" und liest: "They have made him drink, always drink." Das ist sehr wenig ansprechend. Außerdem ergibt sich hier eine psychologische Beobachtung, die zweifellos auf mehrere der vorgeschlagenen Konjekturen zutrifft: Ist es wahrscheinlich, daß der Drucker gerade ein so häufiges Wort wie *always* verliest und es durch einen seltenen Ausdruck ersetzt? Wird nicht vielmehr der umgekehrte Vorgang der häufigere sein, daß ein ungewöhnlicher Ausdruck des Manuskripts im Drucke durch einen einfacheren ersetzt wird, wenn Unklarheiten bestehen?

III, 4, 4: "(He) made his will". Die sinnwidrige Stelle, die andere durch "ta'en my will" ersetzen wollten, bessert Kellner zu "maim'd my will", ein ausgezeichneter Vorschlag, der jenem eben erwähnten psychologischen Vorgang Rechnung trägt, daß der Drucker seltene Wörter durch einfachere ersetzt.

III, 4, 33: "When it appears to you where this begins." Kellner setzt "began" ein, weil der Zusammenhang es verlange. Nicht zwingend.

III, 12, 30: "Want will perjure / The ne'er-touched Vestal" Kellner schlägt "*pervert*" vor; wenig überzeugend und unnötig: Cleopatra und die Vestalin werden beide ihrem Schwur untreu.

III, 13, 10: "he being / The mered question." Kellner liest sehr plausibel: the verie q. (= *very*), ein Fehler, der noch öfters in dieser Weise zu bessern ist.

IV, 4, 19: "Thou lookst like him who knows a warlike charge": Kellner schlägt unnötigerweise "*loves*" vor.

IV, 6, 12: "Alexas did revolt, and went to Jewry." Kellner: "*a*" [= he] *went*. Möglich, aber nicht überzeugend.

Von diesen 16 Besserungsvorschlägen sind also etwa fünf derart, daß sie im allgemeinen überzeugend wirken, und drei von diesen fünf besitzen größere Wahrscheinlichkeit. Vorausgesetzt, daß unser Stück einen maßgebenden Durchschnitt darstellt, so erhielten wir aus der Gesamtzahl der 250 Besserungsvorschläge im ganzen etwa 75 im allgemeinen überzeugende und etwa 45 wahrscheinlichere Korrekturen — eine stattliche Anzahl im Hinblick auf die eingangs mitgeteilte Emendationsstatistik. Aber es macht vielleicht weniger aus, ob die Besserungsvorschläge in all diesen Fällen die dauernde Gunst der Kritik finden; das größte Verdienst des Buches ist zweifellos, in systematischen, erschöpfenden Zusammenstellungen auf die Wichtigkeit der elisabethanischen Paläographie für die Texterklärung hingewiesen zu haben, und in diesem Sinne ist es ein Beitrag zur Shakespeare-Philologie von bleibendem Werte.

Hans Hecht, *Briefe aus G. Chr. Lichtenbergs englischem Freundeskreis.* Göttingen 1925, Dr. H. Th. Pellens & Co., A.-G. 73 S. Ist: *Vorarbeiten zur Geschichte der Göttinger Universität II.*

Diese Briefe an den berühmten Göttinger Physiker und Satiriker stellen einen aufschlußreichen Beitrag über die deutsch-englischen Beziehungen in den Jahren 1775—1799 dar, in deren Mittelpunkt ein Mann steht, der den englischen Volkscharakter und das englische Land aus eigener Anschauung kannte, und der, wie der Herausgeber gut charakterisierend bemerkt, „von der vielseitigen Lebensintensität des Inselvolkes überwältigt" worden war (S. 3). Von den Korrespondenten ist der bedeutendste der Astronom Wilhelm Herschel; andere interessante Persönlichkeiten sind C. H. v. Hinüber, Prinzenerzieher im englischen Königshause, der Dichter Bertie Greathead, der Sekretär der Royal Society und Bibliotheksdirektor am Britischen Museum Joseph Planta (1744—1827), der wenig gekannte Vermittler deutscher Literatur in England, der auch dem Weimarer Kreise angehörte, J. C. Mellish (1768—1823). Pathetisch sind die Anstrengungen eines jüngeren Korrespondenten, B. Mathew, eines Offizierssohnes, auf Deutsch mit Lichtenberg zu verkehren (Brief 5): "Ich mogte gern wieder eine Reise nach Gottingen machen, meine Deutsche wieder zu hohlen, ich werde es sonst bald vergessen." Wenn es erlaubt ist, mit allerdings unzureichenden Beweismitteln eine Vermutung zu wagen, so wäre es die, daß eben dieser Mathew, in dessen Familie das Interesse für Deutschland so bedeutend war, irgendein Verwandter und Vorfahr der Mathews war, die in den von mir herausgegebenen Briefen R. M. Milnes' an Varnhagen von Ense (Anglistische Forschungen, Nr. 57, Heidelberg 1922) in mehreren Vertretern öfters erwähnt werden.

Joseph Hergesheimer, *Tampico.* Tauchnitz Edition, vol. 4754. Leipzig 1926. 304 S.

In dieser spannenden Erzählung, die inzwischen auch in deutscher Übersetzung bei Th. Knaur Nachf. Verlag, Berlin, in

I, 2, 25: "Let me be married to three kings in a forenoon, and widow them all." Hier will Kellner *one after one* lesen — völlig unüberzeugend, da offenbar das scherzhaft übertriebene große Glück Charmians gerade darin besteht, an einem einzigen Vormittage die drei Könige alle zusammen zu heiraten.

I, 2, 28: "find me to marry me with Octavius Cæsar." Kellner schlägt aus euphonischen Gründen "*find means*" vor; aber er übersieht, daß der Imperativ *find me* parallel ist dem vorhergehenden zweimaligen *let me*.

I, 3, 37: "none our parts so poor / but was a race of heaven." Für *race* (statt dessen andere "*ray*" lesen wollen) schlägt Kellner grace vor — eine mögliche, aber m. E. nicht nötige Emendation.

I, 3, 55: "And that which most with you should safe my going / Is Fulvia's death." Kellner will *scuse* lesen. Nicht sehr ansprechend. A. Schmidt (Sh.-Lexikon) erklärt *safe* = "to justify", andere *'safe* = *vouchsafe*. Aber könnte *safe* nicht "to render safe", also „unbedenklich machen" bedeuten? So auch NED.

I, 4, 24: "Yet must Antony / No way excuse his foils, when we do bear / So great weight in his lightness." Kellner: "*sports*" (in its amatory sense). Malone hatte "*soils*" vorgeschlagen, Collier "*foibles*". Hier ist Kellners Lesung ein gutes „Sinnäquivalent".

I, 4, 78: "What by sea and land I can be able / to front this present time.' Kellner: "*leavie*" [so belegt; vgl. NED] = *levy*, mit Betonung auf der letzten Silbe: eine geistreiche Konjektur.

II, 2, 217: "From the barge / a strange invisible perfume hit the sense." Kellner: "*inticible*" = "verführerisch". Unwahrscheinlich.

II, 2, 82: "But next day / I told him of myself." Kellner: "The obvious reading is "*called*". Kellners Lesung bedeutet m. E. eine Abschwächung.

II, 6, 70: "No more that." Die modernen Herausgeber setzen (nach F 3) "no more of that", was aus dem Pentameter einen Hexameter macht. Kellner: "no rumour that"; dem Sinne nach ausgezeichnet.

II, 7, 5: "They have made him drink alms-drink". Dieses schwierige, ungenügend erklärte Wort bezeichnet Kellner als sheer nonsense" und liest: "They have made him drink, always drink." Das ist sehr wenig ansprechend. Außerdem ergibt sich hier eine psychologische Beobachtung, die zweifellos auf mehrere der vorgeschlagenen Konjekturen zutrifft: Ist es wahrscheinlich, daß der Drucker gerade ein so häufiges Wort wie *always* verliest und es durch einen seltenen Ausdruck ersetzt? Wird nicht vielmehr der umgekehrte Vorgang der häufigere sein, daß ein ungewöhnlicher Ausdruck des Manuskripts im Drucke durch einen einfacheren ersetzt wird, wenn Unklarheiten bestehen?

III, 4, 4: "(He) made his will". Die sinnwidrige Stelle, die andere durch "ta'en my will" ersetzen wollten, bessert Kellner zu "maim'd my will", ein ausgezeichneter Vorschlag, der jenem eben erwähnten psychologischen Vorgang Rechnung trägt, daß der Drucker seltene Wörter durch einfachere ersetzt.

III, 4, 33: "When it appears to you where this begins." Kellner setzt "began" ein, weil der Zusammenhang es verlange. Nicht zwingend.

III, 12, 30: "Want will perjure / The ne'er-touched Vestal" Kellner schlägt "*pervert*" vor; wenig überzeugend und unnötig: Cleopatra und die Vestalin werden beide ihrem Schwur untreu.

III, 13, 10: "he being / The mered question." Kellner liest sehr plausibel: the verie q. (= *very*), ein Fehler, der noch öfters in dieser Weise zu bessern ist.

IV, 4, 19: "Thou lookst like him who knows a warlike charge": Kellner schlägt unnötigerweise "*loves*" vor.

IV, 6, 12: "Alexas did revolt, and went to Jewry." Kellner: "*a*" [= he] *went.* Möglich, aber nicht überzeugend.

Von diesen 16 Besserungsvorschlägen sind also etwa fünf derart, daß sie im allgemeinen überzeugend wirken, und drei von diesen fünf besitzen größere Wahrscheinlichkeit. Vorausgesetzt, daß unser Stück einen maßgebenden Durchschnitt darstellt, so erhielten wir aus der Gesamtzahl der 250 Besserungsvorschläge im ganzen etwa 75 im allgemeinen überzeugende und etwa 45 wahrscheinlichere Korrekturen — eine stattliche Anzahl im Hinblick auf die eingangs mitgeteilte Emendationsstatistik. Aber es macht vielleicht weniger aus, ob die Besserungsvorschläge in all diesen Fällen die dauernde Gunst der Kritik finden; das größte Verdienst des Buches ist zweifellos, in systematischen, erschöpfenden Zusammenstellungen auf die Wichtigkeit der elisabethanischen Paläographie für die Texterklärung hingewiesen zu haben, und in diesem Sinne ist es ein Beitrag zur Shakespeare-Philologie von bleibendem Werte.

HANS HECHT, *Briefe aus G. Chr. Lichtenbergs englischem Freundeskreis.* Göttingen 1925, Dr. H. Th. Pellens & Co., A.-G. 73 S. Ist: *Vorarbeiten zur Geschichte der Göttinger Universität II.*

Diese Briefe an den berühmten Göttinger Physiker und Satiriker stellen einen aufschlußreichen Beitrag über die deutsch-englischen Beziehungen in den Jahren 1775—1799 dar, in deren Mittelpunkt ein Mann steht, der den englischen Volkscharakter und das englische Land aus eigener Anschauung kannte, und der, wie der Herausgeber gut charakterisierend bemerkt, „von der vielseitigen Lebensintensität des Inselvolkes überwältigt" worden war (S. 3). Von den Korrespondenten ist der bedeutendste der Astronom Wilhelm Herschel; andere interessante Persönlichkeiten sind C. H. v. Hinüber, Prinzenerzieher im englischen Königshause, der Dichter Bertie Greathead, der Sekretär der Royal Society und Bibliotheksdirektor am Britischen Museum Joseph Planta (1744—1827), der wenig gekannte Vermittler deutscher Literatur in England, der auch dem Weimarer Kreise angehörte, J. C. Mellish (1768—1823). Pathetisch sind die Anstrengungen eines jüngeren Korrespondenten, B. Mathew, eines Offizierssohnes, auf Deutsch mit Lichtenberg zu verkehren (Brief 5): "Ich mogte gern wieder eine Reise nach Gottingen machen, meine Deutsche wieder zu hohlen, ich werde es sonst bald vergessen." Wenn es erlaubt ist, mit allerdings unzureichenden Beweismitteln eine Vermutung zu wagen, so wäre es die, daß eben dieser Mathew, in dessen Familie das Interesse für Deutschland so bedeutend war, irgendein Verwandter und Vorfahr der Mathews war, die in den von mir herausgegebenen Briefen R. M. Milnes' an Varnhagen von Ense (Anglistische Forschungen, Nr. 57, Heidelberg 1922) in mehreren Vertretern öfters erwähnt werden.

JOSEPH HERGESHEIMER, *Tampico.* Tauchnitz Edition, vol. 4754. Leipzig 1926. 304 S.

In dieser spannenden Erzählung, die inzwischen auch in deutscher Übersetzung bei Th. Knaur Nachf. Verlag, Berlin, in

die Sammlung „Romane der Welt" Eingang gefunden hat, entrollt Hergesheimer ein fesselndes Bild von dem wilden Leben im mexikanischen Erdölbezirk. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein von des Gedankens Blässe angekränkelter Gewaltmensch, Govett Bradier, Direktor einer Oelgesellschaft, der nach einem Krankenurlaub für kurze Zeit an die Stätte seiner Erfolge und seiner skrupellosen Wirksamkeit zurückkehrt. Er vermeint des Abenteurerlebens satt zu sein und will nun eine Frau sich erobern, Vida, die Gattin eines anderen leitenden Beamten, Presby Corew, die ihm früher ihre Liebe eingestanden. Aber das Geschick will es, daß sich Bradier alsbald im Mittelpunkt einer von einem Konkurrenten angezettelten Intrigue sieht und gegen seinen Willen nochmals die alten, nervenzerreißenden Kämpfe aufnehmen muß. Allein das Glück hat ihn verlassen. Er muß auf die geliebte Frau, die sich von ihm getäuscht glaubt, verzichten; Presby Corew kommt durch Verrat um; der feige Geschäftsrivale bleibt siegreich, und als geschlagener Mann kehrt Bradier nach New York zurück. Einsam, wie er gekommen, der tragischen Ironie des Lebens sich bewußt, und doch nicht eigentlich gebrochen. Denn auch hier wieder kommt jener resignierte Pessimismus Hergesheimers deutlich zum Ausdruck, der mit harter Sachlichkeit den Dingen ins Auge sieht: alles, was wir Menschen hier auf Erden tun und vermöge der uns innewohnenden Energie auch tun müssen, ist zwecklos, wenn auch nicht sinnlos. Wie die Sterne, unendlich an Zahl, keine zweckbestimmte Wichtigkeit haben und doch ihren Lauf gehen, so auch der Mensch; auch er ist ein unendlich kleines Teilchen des lebenden Ganzen, bis alles dereinst in die „Unermeßlichkeit des Schweigens" dahinsinkt.

"*Tampico*" steht weltanschaulich auf einer Linie mit "*Balisand*" (vgl. N. Sp. XXXIII, S. 376—77). Konnten wir in Hergesheimers früheren Werken noch gelegentlich idealistische Velleitäten feststellen (vgl. meinen Aufsatz im „Jahrbuch der Philologie" I, 1925, S. 409) und diese irgendwie mit dem pragmatischen Meliorismus zusammenbringen (vgl. W. Fischer, *Amerikanische Prosa* (Teubner 1926, S. 27), so erscheint jetzt die Zuordnung Hergesheimers zum neuen Realismus, mit einer dem Dichter besonders eignenden pessimistisch-agnostischen Note, angemessen. Interessant ist, daß in stofflicher Hinsicht "*Tampico*" von englischen Kritikern mit Joseph Conrad, insbesondere mit Conrads „Nostromo" verglichen wurde (vgl. "Times Literary Supplement" 1927, S. 106).

Gießen. W. Fischer.

Rose Macaulay, *A Casual Commentary.* Leipzig 1926. Tauchnitz Ed. Nr. 4717. 264 S. 1,80 M.

Der amüsante Band enthält nur die Abfälle ihres sonstigen, gewichtigeren Schaffens, kecke, mit spielerischer Routine vorgetragene Essays und Zeitungsartikel über alle möglichen Erscheinungen, Strömungen und Absurditäten des alltäglichen Lebens. Rose Macaulay zeigt auch hier in ihrer wohlbekannten Manier die Unnatürlichkeit, Ziellosigkeit und konventionelle Gebundenheit des modernen England, und alle Fragen und Probleme des religiösen, öffentlichen und privaten Lebens, namentlich aber die politischen und rechtlichen Zustände enthüllen dem scharfen Auge der Betrachterin ihre Nichtigkeiten. Der kulturkundlich interessierte Leser wird aus diesen Aufsätzen eine Menge der verschiedensten

Belehrungen schöpfen, aber auch der Allgemeinheit seien die Satiren der klugen, gebildeten, über den Dingen stehenden Dichterin zu gelegentlicher Kurzweil empfohlen.

Robert Hichens, *The God Within Him.* Leipzig 1926. Tauchnitz Ed. Nr. 4572—73, 342 u. 343 S. 3,60 M.

Der Verfasser greift hier auf die in seinen Jugendwerken (z. B. "Dweller of the Threshold" 1911) gestalteten Motive des Okkultismus, des Seelentausches und der Telepathie zurück. Modernes Gesellschaftsleben mit seinem kühl zergliedernden Denken, seinem sensationsgierigen Tempo, seinen verwegen-naiven Liebesaffairen bildet den Hintergrund, und unsere Heldin ist eine unbedenkliche, kluge, energische Dame von heute, die trotz aller Routine den tieferen Problemen des Daseins mit kindlicher Hilflosigkeit entgegentritt und daher versagt, wenn ihr das Schicksal Ungewöhnliches auferlegt. Leidvolle Erfahrungen lassen sie schließlich ihre geistige und sittliche Unzulänglichkeit erkennen, und damit beginnt ihre Läuterung; diese erfolgt durch die unwiderstehliche, leise Fernwirkung eines Mannes von fast übernatürlicher Seelenkenntnis und Suggestionskraft, der stumm und gütig, eine Christusnatur, allen seinen Freunden den Weg zu höherer Lebensgestaltung (dem „Gott in uns") finden hilft.

Wer den jetzt so verbreiteten Hang zu okkulten Phänomenen teilt, wird die zurückhaltend und ohne grobe „Beweise" vorgetragene Erzählung nicht ohne Ergriffenheit lesen. Andere werden die Handlung zu dürftig, den Umfang des Werkes zu groß, den Schluß zu romanhaft empfinden.

Ralph Fox, *Storming Heaven.* London 1928. Constable. 310 S. 7/6.

Die exotische Ferne und Abenteuerromantik eines Stevenson und Jos. Conrad erscheinen in diesem künstlerisch wie inhaltlich gleich beachtenswerten Romane mit den jetzt so aktuellen kulturkundlichen Bestrebungen aufs glücklichste vereint. An Stelle der bisherigen theoretischen Untersuchungen über den geistigen Gehalt des bolschewistischen Rußland tritt hier ein Kunstwerk, das mit allen Zeichen autoritativer Sachkenntnis das Leben und Fühlen der neuen russischen Menschheit auf den Steppen, den sibirischen Dörfern, in den Nomadenzelten Asiens, sowie in dem Arbeiterzentrum des europäischen Sowjets, in Moskau, hinreißend gestaltet. Der Held, schön, jung, lebensdurstig, von nie erlahmter Neugier, ist ein Vagabund aus innerer Veranlagung, ein Mensch ungezügelter Impulse, in dessen Blut die Wildheit der Ahnen lauert. Er wächst in einem Waisenhaus für Matrosenkinder in St. Franzisko auf, beginnt seine Odyssee in den slums des Hafenviertels, um dann unstet als Arbeiter, Jongleur, Schmierenkomödiant, Kabarettsänger und Müßiggänger von Wladiwostock über Asiatisch-Sibirien, Chita, Omsk, Taschkent und Buzuluk nach Moskau zu wandern, wo er aus Eifersucht zum Mörder wird und seine Jugendentwicklung im Kerker beschließt. Die Fülle des episodenhaften Lebens, der ungeheure Umfang des Schauplatzes, der völlige Mangel an Sentimentalität bannen den Leser von der ersten Seite. Das Buch ist frei von tendenziöser Propaganda, aber voll Wohlwollens für den neuen Menschentyp der russischen Arbeiter- und Bauernklasse. Der Vergleich mit Fiedlings "Tom Jones" von seiten der eng-

lischen Kritik[1]) beweist den künstlerischen Wert des Romans, der gewiß bald in allen Sprachen erscheinen wird.

Prag. E. Rosenbach.

The Voice of the Poets. A Modern Anthology of English and American Verse. Herausgegeben von E. Bode und A. Paul. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1927. XVI, 234 S.

Die Herausgeber ordnen ihren weitschichtigen Stoff nach Stoffgruppen, sie gliedern ihn in vier Hauptabschnitte: Man and God, Man and Nature, Life and Death, Home and Country, diese wieder in zahlreiche Unterabteilungen. Man kann sich natürlich auch eine andere einfachere Art der Gruppierung denken. Man könnte den allgemein geltenden Einwand erheben, daß es sich überhaupt verbietet, die Lyrik in weltanschauliche oder ähnliche Gruppen aufzuteilen, schon deshalb, weil die Lyriker zumeist individuelle Stimmungen widerspiegeln, denen die breite Wirkung des Dramas und des Romanes fehlt. Die meisten englischen Anthologien verzichten ja auf jede Schematisierung. Aber für die Schule scheint mir die vorliegende wohlüberlegte Anordnung die geeignete zu sein. Die Proben sind jeweilig gut und treffend ausgesucht, die Herausgeber verfügen über eine umfassende Sachkenntnis, sie besitzen auch den nötigen guten Geschmack. Hervorheben möchte ich besonders: J. Masefield: The Seekers (Godseekers), G. Meredith: Dirge in Woods (The Beauty of Nature), J. Davidson: A Runnabble Stag (Love of Animals), G. Meredith: A Prayer to Mother Earth (Love of the Earth), J. Masefield: Sea Fever (The Call of the Sea), W. Shakespeare: The Seven Ages of Man (Youth and Age), R. Kipling: If-(The Pageant of Life), J. Masefield: Laugh and be Merry (Sweet Content), E. B. Browning: A Woman's Love (Love), O. Wilde: Requiescat (Death), J. Stephens: A Street (Town and Country), R. Kipling: The Sons of Martha (The Voice of the Poor), A. E. Housman: On Leaving Home (Home and Family), R. Burns: A Man's a Man for all that! (Love of Liberty), R. Brooke: The Soldier (Love of Country), W. E. Henley: The Song of the Sword (Fighting Spirit), W. Whitman (Heroes and Hero-Worship), S. Sassoon: Aftermath (The World War), L. Housman: The Settlers (The Call of the Empire), Th. Hardy: In Time of "The Breaking of Nations" (The Call of Mankind).

Joyce ist als zu „schwieriger" Dichter ganz ausgeschieden. Als Lyriker ist Joyce jedoch viel schlichter und natürlicher als in seinen Romanen, wie seine kleine lyrische Sammlung „Pomes Penyeach" (Shakespeare and Co., Paris 1927) erweist, aus der sogar einige Gedichte sich für die Rubrik „Love" geeignet hätten, was für den Uneingeweihten freilich eine Überraschung bedeuten mag! Auch ältere allbekannte Gedichte sollen ausgeschaltet sein, wie im Vorwort behauptet wird; dem widerspricht die Beibehaltung von Gedichten wie Th. Gray: Elegy written in a Country Churchyard, F. Hemans: The Homes of England. Th. Campbell: Ye Mariners of England, J. Thomson: Rule Britannia, A. Tennyson: The Charge of the Light Brigade, die sich von einer Anthologie zur anderen vererben. Die amerikanische Lyrik, besonders die moderne, welche nach Schönemann das moderne Amerika mit seiner Selbstbesinnung und Selbstkritik verständlicher macht als manche Romane, hätte

---

[1]) Times Literary Supplement Nr. 1368, S. 288.

vielleicht eine Sonderbehandlung verdient, zudem vermißt man unter ihnen manche bedeutende Namen wie Edwin Arlington Robinson, Edgar Lee Masters, Carl Sandburg, Louis Untermeyer, Conrad Aiken u. a. m. Es wäre überdies praktisch gewesen, sie in der Sammlung selbst irgendwie äußerlich kenntlich zu machen das gleiche gilt von den Iren, die sich allerdings eher in das Gesamt bild fügen, wenn wir die moderne irische Literatur nur als Ausschnitt aus der englischen begreifen, aber auch hier vermißt man einige Namen wie A. E., Joseph Campbell, Padraic Colum, Francis Ledwidge, Shane Leslie, W. M. Letts, Seumas O'Sullivan, J. M. Plunkett, Katharine Tynan, die sonst die Zierden der irischen Lyrik und der lyrischen Anthologien bilden.

Für das erste Kapitel: Man and God hätte das "Oxford Book of English Mystical Verse", welches unter der Aufzählung der benutzten Gedichtsammlungen einen Platz neben dem "Oxford Book of English Verse" und dem "Oxford Book of Victorian Verse" verdient hätte, ausgebeutet werden können. Dann wäre auch die katholische Lyrik mehr zu ihrem Rechte gekommen, welche auch andere bedeutende Namen als F. Thompson, A. Meynell, J. H. Newman, G. K. Chesterton aufzuweisen hat; ich erinnere nur an W. R. Childe. Das Gedicht "Stupidity Street" von R. Hodgson, wo das Mitleid mit dem „dumpfen Leid der Armen" einen besonderen Klang erhält, ist eher eine „Voice of the Poor" als ein dichterischer Ausdruck der "Love of Animals", und unter den sozialen Gedichten, denen doch eingestandenermaßen besondere Rücksicht zuteil werden soll, fehlt Masefields berühmte dichterische „Weihe" der verachteten Menschheit; für dieses wichtige Kapitel hätte Upton Sinclairs Sammelwerk "The Cry for Justice" eine reiche Ausbeute ergeben, vor allem hätte uns einer der Vertreter des modernen Sklaventums aus der sozialen Dichtung W. Gibsons vorgeführt werden können, und unter den Gedichten, welche die Liebe zur unvernünftigen Kreatur behandeln, vermißt man schmerzlich Hodgsons prachtvolles Stierlied, wo der stumme Schmerz des Tieres dichterisch verklärt wird (Fehr). Für die Totenlieder und Heimatgedichte ist J. C. Smiths kleine Anthologie "A Book of Modern Verse", die ich neben anderen in dieser Zeitschrift (1927, S. 278f.), besprochen habe, eine nicht unergiebige Quelle. Die Kriegsgedichte, welche in England einen viel stärkeren Gegenwartsklang haben als bei uns, hätten gleich den sozialen Gedichten um einige vermehrt werden dürfen. Sassoon nimmt mit Recht in dem Abschnitt "The World War" eine überragende Stellung ein, aber Gibson, Drinkwater, Nichols, de la Mare, Brooke u. a., welche ich (a. a. O.) erwähnt habe, sind darüber vernachlässigt, sie sind allerdings in anderen Kapiteln z. T. mit anderen Proben vertreten. Brookes berühmtes in den Volksmund übergegangenes Gedicht "The Soldier" paßt freilich ebensogut unter die vaterländische wie unter die Kriegslyrik; solche Ueberschneidungen sind natürlich nicht zu vermeiden. Noch manche andere Namen sucht man vergebens, außer Flecker noch F. V. Branford und Roy Campbell, welche ein sehr guter Kenner der englischen Gegenwartsliteratur, Paul Selver (Die Literatur, Oktober 1927, S. 42), als die hoffnungsvollsten unter den jüngeren Lyrikern rühmt, ebenso wie die Sitwells, die er als die einzige programmatisch auftretende Gruppe bezeichnet, die aber als "literarische Snobs" vielleicht nicht in eine für Schulzwecke berechnete Sammlung gehören. Solche Ausstellungen sind natürlich z. T. subjektiv und sollen den Wert des Ganzen keineswegs herab-

setzen, denn jede Anthologie hat das Recht auf eine gewisse Unvollständigkeit. Die vorliegende ist für die deutsche Schule jedenfalls durchaus brauchbar. Bei einer Neuauflage müßte dem Ganzen allerdings eine alphabetisch geordnete "List of Authors" hinzugefügt werden; die hier gebotene chronologische Liste, die dankenswerterweise in "English Poetry" und "American Poetry" gegliedert ist, mag daneben bestehen bleiben; die Iren könnten eine äußerliche Kennzeichnung erhalten, wenn sie nicht in eine "Irish Poetry" zusammengefaßt werden.

Um einen bestimmten Autor zu finden, ist man jetzt auf die „Biographischen und literarischen Anmerkungen" angewiesen, die den zweiten Teil des „Beiheftes" bilden. Diese Anmerkungen befriedigen im allgemeinen. Als besonders gut gelungen möchte ich die Charakteristiken von Davies, de la Mare, L. Housman, Yeats bezeichnen; zu wenig besagen die Angaben über Th. Campbell, Dinah Maria Craik, Gould, Harvey, Lindsay, Wilkinson, H. Wolfe; mit Ausnahme von Lindsay und Wolfe sind sie freilich wohl Größen zweiten Grades, wenigstens als Lyriker, aber Lindsay und Wolfe mußten in ihrer Eigenart unbedingt näher charakterisiert werden. Ob Abercrombie nur gelegentlich zur Spekulation neigt, bezweifle ich. Fehr stellt ihn nicht ohne Grund zu den Mystikern und Träumern. Bei Chesterton sind die Angaben über die Gedichtsammlungen unvollständig. Der Satz: „der Katholizismus, dem so viele moderne englische Dichter anhängen" gefällt mir stilistisch ebensowenig wie inhaltlich; die katholischen Dichter sind, wie bereits gesagt, recht dürftig vertreten. Der Grundton in dem Schaffen Hardys, des kürzlich verstorbenen "Great survivor of the Victorian Age" (nicht des "Last Victorian"!), ist gewiß pessimistisch, aber seine Lebensauffassung ist ein „tragischer Determinismus". Den Satz: „das tiefe Mitleid mit dem Geschöpf, das vergeblich ankämpft gegen die Ironie des Lebens", verstehe ich nicht recht. Ähnlich liegt der Fall bei A. E. Housman: Eigentlicher Pessimismus und eine "courageous despair" stimmen nicht recht zusammen. Die Angabe, daß Hodgson F. Thompson und Walter de la Mare nahe stehen soll, bedarf zum mindesten einer Korrektur. Fehr rechnet ihn zu den „Jungrealisten". Bei Sassoon hätten unbedingt seine "Satirical Poems" erwähnt werden müssen, die den „Antikriegslyriker" von einer ganz neuen Seite zeigen. Die Charakteristik von Thompson ist an sich nicht schlecht, seine Bedeutung als größter katholischer englischer Dichter wird aber nicht hervorgehoben! Zu Anfang der „Biographischen und literarischen Anmerkungen" wird nur auf Bodes „Einführung in die Geschichte der englischen Literatur, besonders der Neuzeit" (Velhagen & Klasing, Bielefeld 1927, XI und 170 S.) hingewiesen, statt auch auf die vom Verfasser benutzten Quellen. Als Handbuch für den Lehrer ist das Buch aber sehr brauchbar.

Die „Wort- und Sacherklärungen", welche den ersten Teil des unentbehrlichen Beiheftes bilden, klären über alles Notwendige genügend auf. Das zu Hodgsons "Stupidity Street" Gesagte genügt freilich nicht. Warum wird nur bei verhältnismäßig wenigen Gedichten, wie z. V. Nr. 90, 108, 144, 169, 170, 174, 177, auf die deutsche Übertragung hingewiesen? Bodenstedt, Herder, Freiligrath, Fontane sind gewiß keine schlechten Übersetzer, aber es fehlen die Modernen, von denen nur R. M. Rilke und R. Borchardt als kongeniale Interpreten von E. B. Browning und Swinburne erwähnt seien. Der gute Vortrag dichterisch guter Übersetzungen

belebt den Unterricht ungemein. — Monro hat den Vornamen Harold und nicht Harald, wie an verschiedenen Stellen zu lesen ist, so daß ein Druckfehler nicht vorliegen kann.

Walter de la Mare, *Stuff and Nonsense* and so on. With Woodcuts by Bold. London, Constable. 1927. XI u. 110 S.

Diese neuen Gedichte de la Mares mit dem entwaffnenden Titel sollen über den Bereich seiner Kindergedichte "Peacock Pie" hinausgehen. Sie sollen für jung und alt gleich genießbar sein. Das stimmt nicht immer, manches ist für den Erwachsenen doch zu naiv, zu absurd, zu bizarr, aber das Kindergemüt wird an dem lustigen Lärm, den der Dichter hier in Szene setzt, seine Freude haben. Der Dichter versucht sich hier in einer neuen Form, dem sogenannten „Twiner"; er koppelt die seltsamsten Paare zusammen, er erreicht die gewollte komische Wirkung durch die unbekümmerte Verwendung der wunderlichsten Reime, er reimt z. B. Gizeh: pleas her, Leicester: blessed her, Ruby: true by, Wapping: hopping, Hitching: kitchen. Er läßt den alten Poeten von Gizeh eine junge Dame von Reims, den alten Rabbi von Ur eine Miß Beaulieu lieben. Ein entzückendes Genrebild voll harmloser Satire gibt er von dem eingefleischten Fleischer (Meat). Er singt eine schaurige Ballade von Eduard und der schönen Esmeralda. Er macht sich lustig über den alten Pseudophilosophen, der den Satz von Descartes umkehrt. (Ergo.) Er verulkt Mr. Smith, der sein schmerzendes Bein selbst amputiert. (Bones.) Ein buntes und ungleiches Durcheinander, von dem wir nur eine Probe geben wollen:

> There was an old man said, "I fear
> That life, my dear friends, is a bubble,
> Still, with all due respect to a Philistine ear,
> A limerick's best when it's double."
> When they said, "But the waste
> Of time, temper, taste"
> He gulped down his ink with cantankerous haste,
> And chopped off his head with a shubble.

Hoffen wir, daß auf diese Gelegenheitsdichtung, die übrigens wieder von des Dichters großer rhythmischer Gestaltungskraft und z. T. auch von seiner „elfenhaften Phantasie" zeugt, bald die längst erwartete ernste Lyrik im Geist und Stil seiner „Veil Poems" folgt.

Von de la Mare ist jüngst seine zuerst 1910 veröffentlichte Geschichte "The Three Mulla-Mulgars" unter dem neuen Titel "The Three Royal Monkeys" (London, Faber and Gwyer. 1927, 274 S.) neu erschienen; die neue Ausgabe erhält einen besonderen Wert durch die köstlichen Illustrationen von J. A. Shepherd, sie ist für jeden Verehrer des Dichters eine sehr willkommene Gabe. Er erzählt uns hier die abenteuerreiche Geschichte der drei Affen Thumb, Thimble und Nod.

Bochum. Karl Arns.

Handbuch der Englandkunde. Teil I. Frankfurt a. M. 1928. XV, 348 Seiten.

Das „Handbuch der Englandkunde", das auf zwei Bände berechnet ist, erscheint im Rahmen der von *Hartig* und *Schellberg* herausgegebenen „Handbücher der Auslandskunde" des Verlags Diesterweg. Ueber das Programm dieser Handbücher heißt es im Vorwort des hier besprochenen Bandes: „In allen Beiträgen soll eine wissenschaftliche Erschließung der verschiedenen Gebiete

setzen, denn jede Anthologie hat das Recht auf eine gewisse Unvollständigkeit. Die vorliegende ist für die deutsche Schule jedenfalls durchaus brauchbar. Bei einer Neuauflage müßte dem Ganzen allerdings eine alphabetisch geordnete "List of Authors" hinzugefügt werden; die hier gebotene chronologische Liste, die dankenswerterweise in "English Poetry" und "American Poetry" gegliedert ist, mag daneben bestehen bleiben; die Iren könnten eine äußerliche Kennzeichnung erhalten, wenn sie nicht in eine "Irish Poetry" zusammengefaßt werden.

Um einen bestimmten Autor zu finden, ist man jetzt auf die „Biographischen und literarischen Anmerkungen" angewiesen, die den zweiten Teil des „Beiheftes" bilden. Diese Anmerkungen befriedigen im allgemeinen. Als besonders gut gelungen möchte ich die Charakteristiken von Davies, de la Mare, L. Housman, Yeats bezeichnen; zu wenig besagen die Angaben über Th. Campbell, Dinah Maria Craik, Gould, Harvey, Lindsay, Wilkinson, H. Wolfe; mit Ausnahme von Lindsay und Wolfe sind sie freilich wohl Größen zweiten Grades, wenigstens als Lyriker, aber Lindsay und Wolfe mußten in ihrer Eigenart unbedingt näher charakterisiert werden. Ob Abercrombie nur gelegentlich zur Spekulation neigt, bezweifle ich. Fehr stellt ihn nicht ohne Grund zu den Mystikern und Träumern. Bei Chesterton sind die Angaben über die Gedichtsammlungen unvollständig. Der Satz: „der Katholizismus, dem so viele moderne englische Dichter anhängen" gefällt mir stilistisch ebensowenig wie inhaltlich; die katholischen Dichter sind, wie bereits gesagt, recht dürftig vertreten. Der Grundton in dem Schaffen Hardys, des kürzlich verstorbenen "Great survivor of the Victorian Age" (nicht des "Last Victorian"!), ist gewiß pessimistisch, aber seine Lebensauffassung ist ein „tragischer Determinismus". Den Satz: „das tiefe Mitleid mit dem Geschöpf, das vergeblich ankämpft gegen die Ironie des Lebens", verstehe ich nicht recht. Ähnlich liegt der Fall bei A. E. Housman: Eigentlicher Pessimismus und eine "courageous despair" stimmen nicht recht zusammen. Die Angabe, daß Hodgson F. Thompson und Walter de la Mare nahe stehen soll, bedarf zum mindesten einer Korrektur. Fehr rechnet ihn zu den „Jungrealisten". Bei Sassoon hätten unbedingt seine "Satirical Poems" erwähnt werden müssen, die den „Antikriegslyriker" von einer ganz neuen Seite zeigen. Die Charakteristik von Thompson ist an sich nicht schlecht, seine Bedeutung als größter katholischer englischer Dichter wird aber nicht hervorgehoben! Zu Anfang der „Biographischen und literarischen Anmerkungen" wird nur auf Bodes „Einführung in die Geschichte der englischen Literatur, besonders der Neuzeit" (Velhagen & Klasing, Bielefeld 1927, XI und 170 S.) hingewiesen, statt auch auf die vom Verfasser benutzten Quellen. Als Handbuch für den Lehrer ist das Buch aber sehr brauchbar.

Die „Wort- und Sacherklärungen", welche den ersten Teil des unentbehrlichen Beiheftes bilden, klären über alles Notwendige genügend auf. Das zu Hodgsons "Stupidity Street" Gesagte genügt freilich nicht. Warum wird nur bei verhältnismäßig wenigen Gedichten, wie z. V. Nr. 90, 108, 144, 169, 170, 174, 177, auf die deutsche Übertragung hingewiesen? Bodenstedt, Herder, Freiligrath, Fontane sind gewiß keine schlechten Übersetzer, aber es fehlen die Modernen, von denen nur R. M. Rilke und R. Borchardt als kongeniale Interpreten von E. B. Browning und Swinburne erwähnt seien. Der gute Vortrag dichterisch guter Übersetzungen

belebt den Unterricht ungemein. — Monro hat den Vornamen Harold und nicht Harald, wie an verschiedenen Stellen zu lesen ist, so daß ein Druckfehler nicht vorliegen kann.

WALTER DE LA MARE, *Stuff and Nonsense* and so on. With Woodcuts by Bold. London, Constable. 1927. XI u. 110 S.

Diese neuen Gedichte de la Mares mit dem entwaffnenden Titel sollen über den Bereich seiner Kindergedichte "Peacock Pie" hinausgehen. Sie sollen für jung und alt gleich genießbar sein. Das stimmt nicht immer, manches ist für den Erwachsenen doch zu naiv, zu absurd, zu bizarr, aber das Kindergemüt wird an dem lustigen Lärm, den der Dichter hier in Szene setzt, seine Freude haben. Der Dichter versucht sich hier in einer neuen Form, dem sogenannten „Twiner"; er koppelt die seltsamsten Paare zusammen, er erreicht die gewollte komische Wirkung durch die unbekümmerte Verwendung der wunderlichsten Reime, er reimt z. B. Gizeh: pleas her, Leicester: blessed her, Ruby: true by, Wapping: hopping, Hitching: kitchen. Er läßt den alten Poeten von Gizeh eine junge Dame von Reims, den alten Rabbi von Ur eine Miß Beaulieu lieben. Ein entzückendes Genrebild voll harmloser Satire gibt er von dem eingefleischten Fleischer (Meat). Er singt eine schaurige Ballade von Eduard und der schönen Esmeralda. Er macht sich lustig über den alten Pseudophilosophen, der den Satz von Descartes umkehrt. (Ergo.) Er verulkt Mr. Smith, der sein schmerzendes Bein selbst amputiert. (Bones.) Ein buntes und ungleiches Durcheinander, von dem wir nur eine Probe geben wollen:

There was an old man said, "I fear
That life, my dear friends, is a bubble,
Still, with all due respect to a Philistine ear,
A limerick's best when it's double."
When they said, "But the waste
Of time, temper, taste"
He gulped down his ink with cantankerous haste,
And chopped off his head with a shubble.

Hoffen wir, daß auf diese Gelegenheitsdichtung, die übrigens wieder von des Dichters großer rhythmischer Gestaltungskraft und z. T. auch von seiner „elfenhaften Phantasie" zeugt, bald die längst erwartete ernste Lyrik im Geist und Stil seiner „Veil Poems" folgt.

Von de la Mare ist jüngst seine zuerst 1910 veröffentlichte Geschichte "The Three Mulla-Mulgars" unter dem neuen Titel "The Three Royal Monkeys" (London, Faber and Gwyer. 1927, 274 S.) neu erschienen; die neue Ausgabe erhält einen besonderen Wert durch die köstlichen Illustrationen von J. A. Shepherd, sie ist für jeden Verehrer des Dichters eine sehr willkommene Gabe. Er erzählt uns hier die abenteuerreiche Geschichte der drei Affen Thumb, Thimble und Nod.

Bochum. Karl Arns.

Handbuch der Englandkunde. Teil I. Frankfurt a. M. 1928. XV, 348 Seiten.

Das „Handbuch der Englandkunde", das auf zwei Bände berechnet ist, erscheint im Rahmen der von *Hartig* und *Schellberg* herausgegebenen „Handbücher der Auslandskunde" des Verlags Diesterweg. Ueber das Programm dieser Handbücher heißt es im Vorwort des hier besprochenen Bandes: „In allen Beiträgen soll eine wissenschaftliche Erschließung der verschiedenen Gebiete

des kulturellen Lebens der einzelnen Völker versucht werden, und zwar so, daß innerhalb der einzelnen Gebiete die volkheitliche Sonderart als lebendige Grundkraft und gestaltende Lebensmacht sichtbar wird." Dies Programm wird in dem vorliegenden Bande nicht nur aufgestellt, sondern auch befolgt. Außerdem durchziehen zahlreiche Querverbindungen den Band. So wird z. B. die englische Verfassungsgeschichte in den Beiträgen von *v. Rauchhaupt*, *Rieß* und *Niewöhner* behandelt. Daher bildet der Band wirklich eine Einheit.

Deutschbein schreibt über „Englisches Volkstum und englische Sprache". Wie hier die Grundtendenzen des Englischen und zahlreiche seiner Einzelerscheinungen in Beziehung zu anderen Offenbarungen des Volksgeistes gesetzt werden, ist ebenso interessant wie überzeugend. *D.s* kühne Hypothese über den alttestamentlichen Ursprung des pragmatischen englischen Wahrheitsbegriffs (S. 55/56) dürfte freilich durch *Müller-Freienfels*' Ausführungen im selben Bande S. 111—115 widerlegt sein, da letzterer den Pragmatismus viel einfacher und natürlicher aus der konkreten Art des englischen Denkens ableitet.

v. Rauchhaupt-Heidelberg behandelt den „Aufbau des englischen Rechts". Der Anglist kann diese überaus schwierige Materie nicht an ihren Quellen studieren. Um so dankenswerter sind diese klaren Ausführungen über die Geschichte des englischen Rechts und die englische Gerichtsverfassung, die eine wertvolle Ergänzung zu dem betreffenden Kapitel in *Dibelius*' „England" sind. Ohne Kenntnis ihres Rechts ist eine fremde Kultur nicht zu begreifen. Wenn den meisten Deutschen vieles an den englischen Lebens- und Denkgewohnheiten rätselhaft erscheint, so erklärt sich dies wohl nur teilweise dadurch, daß die Engländer nur mit einem Bruchteil des deutschen Volkes, den Nordsee-Deutschen, wirklich nah verwandt sind. Denn warum wirken dann die Franzosen weniger fremdartig? Der Grund liegt teilweise auch wohl darin, daß im eigentlichen England im Gegensatz zum Kontinent und zu Schottland das römische Recht niemals herrschend geworden ist; denn die tatsächlichen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände bestimmen die Denk- und Lebensgewohnheiten eines Volkes, und diese Zustände werden ihrerseits weitgehend durch das Recht bestimmt. Daß das Recht eines jeden Staates durch die besondere Kulturauffassung seines Staatsvolks bestimmt wird, wie *v. R.* S. 91 meint, trifft doch nur soweit zu, als einem Volke nicht fremdes Recht von fremder oder eigner Herrenschicht aufgezwungen wurde. Letzteres aber trifft für das deutsche Volk bezüglich des römischen Rechts zu. Soweit das normannische Recht das englische beeinflußt hat, stand jenes — selbst fränkischen Ursprungs (*v. R.* S. 70) wie z. B. die Geschworenenbank (*F. Liebermann* in der „Historischen Zeitschrift", Bd. 134 S. 127) — dem angelsächsischen Rechtsempfinden innerlich viel näher, als das sogenannte „römische" Recht einer entarteten Kaiserzeit dem deutschen Rechtsempfinden. Wenn die englische Geschichte so glücklich, die deutsche so unglücklich verlaufen ist, so liegt dies teilweise wohl auch an der weitgehenden und immer noch nachwirkenden Rezeption des römischen Rechts in Deutschland, während das römische Recht im eigentlichen England zu allen Zeiten nur einen gewissen Einfluß ausgeübt hat. Die Bedeutung einer gewissen Kenntnis des englischen Rechts für den deutschen Anglisten kann also nicht leicht überschätzt werden.

S. 94 spricht *v. R.* davon, daß das englische Recht nach außen hin kaum Einfluß gewonnen und Nachahmung gefunden habe. Er erwähnt aber nicht — vielleicht, weil es noch keine wissenschaftliche Spezialuntersuchung darüber gibt —, welchen großen indirekten Einfluß auf die deutsche Rechtsentwicklung die bloße Tatsache ausgeübt haben muß, daß es innerhalb des germanisch-romanischen Kulturkreises neben dem römischen Recht noch ein großes, in Geltung befindliches germanisches Recht, eben das englische, gibt, dessen Geltungs- und Einflußbereich jetzt gleich demjenigen des römischen Rechts die ganze Erde umspannt, — man denke an Südafrika (röm. Recht) und Australien (engl. Recht). Die bloße Tatsache der Existenz des englischen Rechts hat sicherlich vielen deutschen Juristen und sonstigen Rechtsschöpfern Mut gemacht, sich in zahlreichen Fällen aus den Fesseln des römischen Rechts zu befreien und neue, eigne Wege zu gehen, z. T. in Anknüpfung an alte deutsche Rechtsüberlieferungen. Auch die internationale Bedeutung des englischen Rechts (Schwurgerichte!) und seine Bedeutung für uns Deutsche sollten also nicht unterschätzt werden.

Über die „Englische Philosophie und Wissenschaft" handelt *Müller-Freienfels.* In scharfsinnigen Ausführungen zerlegt er die empirisch-utilitaristisch-pragmatische Philosophie in ihre Bestandteile. An Einzelheiten hebe ich zunächst den Nachweis hervor, daß es selbst in solchen Wissenschaften wie Physik, Mathematik und Logik eine typisch-englische Arbeitsweise gibt (S. 108—111). Ferner wird die englische Demokratie aus dem zur englischen Philosophie gehörigen Pluralismus abgeleitet: Natur, Geist und Leben stellt der Engländer sich demokratisch vor (S. 121). Der Amerikaner William *James* spricht selbst von einem „pluralistischen Universum" (S. 124). *M.-F* hätte noch hinzufügen können, daß unter Umständen auch das Reich Gottes in einen demokratischen Volksstaat verwandelt wird. *L. Curtis* sagte in einem Vortrag[1]): "The principle of the commonwealth is, in truth, like the kingdom of Heaven, to be found only where conscience is guided by the lamp of human experience. Aramaic, the language in which our Lord thought and spoke, has only one word for a state, which Greek translators who had not sounded the uttermost depths of his meaning rendered as 'kingdom'. Had Greek been his native tongue I think he would have spoken of the 'commonwealth' of Heaven." Ich glaube, daß diese Sätze vielen Deutschen, die keine Berührung mit englischem Geist gehabt haben, wie ein schlechter Scherz vorkommen werden. Und doch ist ihr Verfasser eine tief religiöse Natur, einer der einflußreichsten Politiker und Denker des gegenwärtigen England und jedenfalls mit seiner intensiven Vereinigung von Idealismus und praktischen Sinn ein typischer Engländer. (Man beachte übrigens in den obigen Sätzen den Hinweis auf die Erfahrung und das „demokratische" Kleinschreiben von "he" und "his"!)

Als besonders bemerkenswert unter den vielen glücklichen Formulierungen zitiere ich noch einen Satz über die Stellung des Engländers zum „Ganzen" (S. 120): „Nirgends denkt der englische Geist daran, das Bestehen und die Bedeutung von Ganz-

---

[1]) Abgedruckt in *Kerr-Curtis,* The Prevention of War, New Haven, 1923.

heiten zu leugnen; er macht sie nur nicht zu Wesenheiten *neben* oder *über* den Individuen, sondern läßt sie aus Vergesellschaftung von Individuen erst zusammenwachsen."

Niewöhner-Gotha behandelt in „Entstehung und Wesen des englischen Staates" in klarer Weise die englische Verfassungsgeschichte und die heutigen politischen Zustände in Großbritannien. Ein Irrtum ist es, wenn *N.* meint, Nordirland sende keine Vertreter ins englische Unterhaus. Vielmehr werden von den 615 Unterhausmitgliedern 12 in Nordirland gewählt. Der staatsrechtliche Zustand des Königreichs Großbritannien, zu dem Nordirland noch gehört, ist also so, als ob es im deutschen Reich an Volksvertretungen den Reichstag und daneben nur einen (etwa den bayrischen) Landtag gäbe.

N. sollte das Wort "self-government" (S. 292 und öfter) nicht beibehalten, sondern durch „Selbstregierung" oder, wenn es sich um übertragenes "local self-government" handelt, durch „Selbstverwaltung" übersetzen; er sollte ferner das Wort "nationalization" S. 316 nicht durch das überflüssige Fremdwort „Nationalisierung", sondern durch „Verstaatlichung" wiedergeben.

So einwandfrei *N.s* Darstellung der Verfassungsgeschichte und politischen Zustände Englands im übrigen ist, hinterläßt eine solche äußerliche Beschreibung bei deutschen Lesern, die mit englischem Wesen nicht vertraut sind, doch ein Gefühl der Fremdheit dem englischen Staat gegenüber. Es ist überaus charakteristisch für die mangelnde Spannkraft und Vorstellungskraft ("vision") des staatspolitischen Denkens weiter deutscher Kreise, wenn *N.* seinen Beitrag mit den Worten beginnt: „Von einem ‚englischen Staat' zu reden hat Schwierigkeiten in sich. Geläufig sind uns die Vorstellungen vom französischen oder preußischen Staate; vom ‚deutschen Staate' zu reden ist Zukunftsmusik . . ." Ohne jene Kräfte staatspolitischen Denkens kommen aber weder wir Deutsche zum deutschen Staat noch wir deutschen Anglisten zum Verständnis des englischen Staates. Wer darum in Herz und Seele des englischen Staates eindringen möchte, der sei nachdrücklich auf die Werke von *L. Curtis* verwiesen, dessen Namen man in diesem ersten Bande des Handbuchs leider noch vergeblich sucht. Die von mir besorgte Schulausgabe *Curtis*, "Problems of Commonwealth" (Velhagen & Klasing) ist ein erster Führer zu seinen Werken.

Nicht minder bemerkenswert als die bisher behandelten Beiträge sind die übrigen, nämlich *Halbfaß*-Jena: Landeskunde Englands, *Knapp*-Würzburg: Die englische Kunst, *Vowinckel*-Altona: Der englische Roman, *Fehr*: Die englische Lyrik, und *Rieß*-Berlin: Das englische Gesellschaftsleben. Aus diesen Beiträgen erwähne ich nur das Versehen auf S. 131, das den Anschein erweckt, als wären die Angelsachsen unter Alfred dem Großen in England eingefallen.

An jeden der Beiträge schließen sich kurze Literaturangaben an. Hervorragend ausgeführte Abbildungstafeln zu den Aufsätzen von *Halbfaß* und *Knapp* schmücken das Buch. Ein Personenverzeichnis ist beigegeben, ein Sachregister wäre erwünscht.

Das „Handbuch der Englandkunde I" muß fortan zu den grundlegenden Werken der wissenschaftlichen englischen Kulturkunde gerechnet werden, die jeder Anglist und jeder Lehrer des Englischen kennen sollte.

Alfred Hettner, *Englands Weltherrschaft.* Vierte, abermals umgearbeitete Auflage. Teubner, 1928. 216 Seiten. 9 M.

H. unternimmt es, in populärwissenschaftlicher Weise Englands Weltherrschaft und das Britische Reich aus seinen geographischen und wirtschaftlichen Grundlagen verstehen zu lehren. Der Ausdruck „Englands Weltherrschaft" war schon vor dem Kriege eine rhetorische Übertreibung. Immerhin war aber England von der Niederwerfung Napoleons I. bis zum Ausbruch des Weltkrieges infolge seiner Seeherrschaft der mächtigste Staat der Erde. Jetzt hat es selbst diesen ersten Platz verloren. „Die Vormacht der Welt ist an die Vereinigten Staaten übergegangen," stellt *H.* selbst auf S. 209 fest. Daß die britische Kriegsflotte die aller anderen Nationen an Größe weit übertrifft (S. 106), trifft jetzt nicht mehr zu. Das Daily Mail Year Book 1928, S. 63 schreibt: "The United States Navy is now superior to the British in numbers, and far superior in naval aircraft." Darum sollte *H.* sein Buch in einer Neuauflage als eine Untersuchung über „Die geographischen und wirtschaftlichen Grundlagen des Britischen Reiches" bezeichnen.

Bei der vorliegenden Umarbeitung ist insofern eine Unstimmigkeit stehen geblieben, als *H.* auf S. 27 sagt, die Iren wären der britischen Weltherrschaft unterworfen, während er auf S. 30 richtig feststellt, daß die Engländer den Iren nach dem Weltkriege staatliche Selbständigkeit gewährt haben. Uebrigens hat der irische Freistaat nicht "Home Rule" (S. 30) erhalten, sondern "Dominion status", und zwar ist den Iren ausdrücklich garantiert worden, daß sie stets die gleichen Rechte genießen sollen wie die am weitesten vorgeschrittene Dominion, Kanada.

Aufgefallen ist mir noch der Satz „Seit der Magna Charta (1215) besteht parlamentarische Verfassung" (S. 31), der genauer gefaßt werden müßte, um nicht zu Irrtümern Anlaß zu geben.

In den ausgezeichneten Literaturangaben am Schluß des Buches vermisse ich *L. Curtis,* The Commonwealth of Nations (Macmillan and Co., 1918; 722 Seiten), das auch in einer nur das Wichtigste bietenden Bibliographie als wissenschaftliches Werk und als Programmschrift des einflußreichen Round-Table-Verbandes unter keinen Umständen fehlen darf. Der Titel von *Hatscheks* Buch (S. 215) ist falsch angegeben. Er lautet „Britisches und römisches Weltreich".

Alles in allem ist *Hettners* „Englands Weltherrschaft" ein interessantes und lehrreiches Buch, das namentlich geeignet ist, in den Kreisen der Wirtschaft Verständnis und Interesse für die Anglistik zu wecken und zu fördern, und das auch dem Anglisten manche Anregung bietet.

Julius Schmidt, *Methodik des französischen Unterrichts.* Jena, 1928. 120 Seiten.

J. Schmidt verteidigt die Hinübersetzung — womit er freilich nicht das bequeme Nachbeten eines gedruckten Schlüssels meint — als Mittel der Sprachaneignung (S. 37—39 und 52—54); er hält nichts von dem Beginn des Unterrichts mit Hörübungen (S. 11); er spricht von den „Irrtümern der Reform" (S. 16); er kritisiert den Wortschatz, wie er unter dem Einfluß der Reform vielfach zuerst an die Schüler herangebracht wird (S. 72 und 97), und er attackiert verschiedentlich (z. B. S. 73) die unschuldigen Bob und

Tim, womit *Hausknechts* prachtvoller "English Student" gemeint zu sein scheint.

Trotzdem ist *Schmidts* Buch ein glänzender Beweis für den völligen inneren, moralischen Sieg, den die Reform unter den deutschen Neusprachlern davongetragen hat; denn im übrigen verficht und zeigt *Schmidt* einen eigenen *Arbeitsunterricht nach der direkten Methode*, wie er in so radikaler Weise nur selten gefordert und — angesichts der Schwierigkeiten, die sich vor dem Neusprachler auftürmen und die nicht *nur* in der Begrenztheit seines eigenen Könnens und seiner eigenen Arbeitskraft begründet sind — wohl noch seltener verwirklicht worden ist.

Ich zitiere einige der markantesten Stellen aus *Schmidts* „Methodik", die mit ihren Ausrufungszeichen aber nicht etwa charakteristisch für das ganze Buch sind. S. 59: „Ich schicke noch voraus, daß die Erziehung zur Frage die Grundlage dieser ganzen Arbeitsweise ist; die Fragebildung ist vielleicht die wichtigste Aufgabe für den Sextaner!" — S. 67: „Das deutsche Wort ist das Faulkissen für den, der nicht in den fremden Ausdruck eindringen will." — S. 71: „Wir bemerken schon hier, daß Vokabulare jeder Art der Verderb für einen wirklichen Arbeitsunterricht sind, da sie den Schüler der Kombination entheben!" (Das soll sich nicht nur auf Lesebücher und Schulausgaben, sondern auch auf die Elementarbücher beziehen.) — S. 78: „Vernichtend wird die Wirkung der sog. Speziallexika; mir ist unverständlich, wie sie im Zeitalter des Arbeitsunterrichts immer wieder von den Verlegern verlangt werden können — denn das ist der Fall!!" — S. 79: „So komme ich zu dem Schluß, daß der reine Text die beste Schulausgabe ist; als Hilfsmittel lerne der Schüler von Sexta oder Quinta an den Petit Larousse Illustré handhaben . . . das ist gar nicht schwer und macht den Schülern einen tollen Spaß." *Schmidt* begründet solche Sätze aber nicht nur, sondern er zeigt auch mit der fremdsprachlichen Erarbeitung von zwei Quintanerstücken (S. 59—67), daß er berechtigt ist, so hohe Anforderungen zu stellen.

Ich erörtere noch einige wichtige Einzelheiten. Auf S. 2 lehnt *Schmidt* die „praktische, unmittelbar praktische" Zielsetzung für den französischen Unterricht der höheren Schule ab und will ihn nur als Mittel einer „gründlichen geistigen Durchbildung" gelten lassen. Das Französische hat aber wie alle anderen Unterrichtsfächer zugleich eine praktische *und* eine erzieherische Aufgabe, und wenn *Schmidt* die erzieherische Seite überbetont, so leistet er damit Auffassungen von den Aufgaben des französischen Unterrichts Vorschub, die auch nach *seiner* Meinung falsch sind. Der Hauptfehler liegt wohl darin, daß *Schmidt* das Wort „praktisch" zu eng im Sinne von „banausisch" oder „banal", im Sinne von „Kellner- oder Pensionatsfranzösisch" (S. 45) oder einer „Unterhaltung über Küche und Haus" (S. 46) auffaßt, während französische Kenntnisse, die man beim wissenschaftlichen oder technischen Studium oder in höheren Berufen oder im geistigen Leben des Staatsbürgers und Kulturmenschen verwerten kann, nicht minder „praktisch" sind. (Wie sehr wir englische und französische Sprach- und Sachkenntnisse auf Schritt und Tritt brauchen, kommt uns nur deshalb meist nicht zu Bewußtsein, weil alle, die höhere Schulen besucht haben, gewisse neusprachliche Schulkenntnisse besitzen. Diejenigen, die kein Englisch können, merken es oft genug.) Wir dürfen das praktische Ziel einer möglichst vollkommenen aktiven und passiven Beherrschung des Englischen und Französischen

niemals aus den Augen verlieren oder geringschätzen. Der aus *Schmidts* Worten sprechende Wille zur Hochhaltung des geistigen Niveaus des neusprachlichen Unterrichts ist trotzdem zu loben.

In den sehr wertvollen Ausführungen über den französischen *Ausspracheunterricht* (S. 4—14) sollte *Schmidt* auf S. 13, wo er von der Rechtschreibung spricht, hinzufügen, daß beim Buchstabieren das stumme e (z. B. in «donne») und das ə (z. B. in «je») beide als ə-Laut buchstabiert und von dem «e» (z. B. in «donner», aber auch z. B. in «bleu» und «beau»!) und dem «e aigu», dem «e grave» und dem «e circonflexe» (ohne das Wort «accent»!) unterschieden werden, z. B. Marseille = M majuscule—a—r—s—e—i—deux l—ə. (Bei kleingeschriebenen Wörtern braucht «minuscule» nicht hinzugesetzt zu werden.) Richtiges Buchstabieren in der Fremdsprache ist in Schule und Leben von erheblicher Wichtigkeit, aber merkwürdigerweise im neusprachlichen Unterricht noch keineswegs allgemein durchgeführt.

Aus dem Abschnitt über die *Grammatik* (S. 15—44) hebe ich die ausführliche Behandlung des Konjunktivs (S. 26—35) hervor. *Schmidt* wendet die moderne psychologische Betrachtungsweise an, aber nur in einem Umfang, der — wenigstens für reifere Schüler — gerade noch erträglich ist. Für Tertianer bietet auch *Schmidt* noch viel zu viel Theorie, wie er S. 35 selbst andeutet, indem er sagt: „Auch bei uns steht die Analyse der Beziehungsbedeutung wohl noch zu sehr im Vordergrund; in Wirklichkeit wird man jeder gedanklichen Analyse eine höchst lebendige Verankerung im Gebrauch geben müssen, damit der Schüler seine eigenen klaren Vorstellungen bekommt und nicht etwa nur die Analysen des Lehrers folgsam aufnimmt.“ Im übrigen kritisiert er die modernen Schulgrammatiken (S. 21 und 23) ganz ähnlich wie ich in meiner gleichzeitig erschienenen „Methodik des neusprachlichen Arbeitsunterrichts“ (Berlin, Herbig) S. 14. Auch darin stimmt er mit mir überein, daß er die Abhängigkeit des passiven Sprachverständnisses von der aktiven Sprachbeherrschung betont (S. 17/18 Vgl. meine „M. d. n. A.“ S. 31—34 und 48/49).

Wenn *Schmidt* von der heute üblichen Art der grammatischen Analyse sagt, sie beruhe „auf der Wortlehre und der Satzlehre, wie sie offenkundig den Kultursprachen gemein sind“ (S. 20), so trifft letzteres für das *heutige Englisch* nicht mehr in vollem Umfang zu. Ich verweise neben den bekannten Werken von *Jespersen* und *Deutschbein* auf den sehr instruktiven Aufsatz von *Collinson* in der Modern Language Review XXIII, 130—144 (April 1928)[1].

Über die grammatische Induktion im Schulunterricht, die ihm S. 25 als „ein recht hohles Schlagwort“ erscheint, erregt *Schmidt* sich wohl unnötig. Er verkennt u. a., daß zum Wesen der Induktion leitende Gesichtspunkte für das Suchen gehören, die dem *Schüler* natürlich vom Lehrer gegeben werden. Auch sucht der Schüler nur in Textstellen, von denen der *Lehrer* weiß, daß er etwas findet. Nicht alle Teile der Grammatik eignen sich für induktive Erarbeitung durch die Schüler, aber ich hoffe, daß die praktischen Beispiele in meiner „Methodik des neusprachlichen Arbeitsunterrichts“ S. 16—20 *Schmidt* überzeugen werden, daß in bescheidenen Grenzen die grammatische Induktion im Schulunterricht möglich und nützlich ist.

---

[1]) “The ‚Soul of Grammar‘ and the ‚Philosophy of Grammar‘ with Special Reference to the Question of English Cases.”

Zu *Schmidts* Ausführungen über Stilistik (S. 42—44) bemerke ich, daß die Frage nach dem „tatsächlichen Ausdruck" (S. 42) für die Schule *die* Stilistik ist. Die Probleme der Stilistik à la *Bally* (S. 42—44) spielen höchstens in sehr guten Oberklassen eine bescheidene Rolle.

Der Abschnitt über „Das Sprechen der französischen Sprache" (S. 45—49) bringt nicht viel Neues; den Kern von *Schmidts* Buch bildet vielmehr der Abschnitt über den *Wortschatz* (S. 57—73), weil *Schmidt* darin gleichzeitig die fremdsprachliche Texterarbeitung behandelt. Zu S. 60 bemerke ich, daß „Mein Vater hat mir vom Fort Douaumont erzählt" nur heißen kann: «Mon père m'a *parlé* (nicht ‚raconte') du Fort Douaumont». Wenn es nicht absolut gebraucht wird, regiert «raconter» trotz «en raconter» nur den Akkusativ. Für Beispiele vergleiche man *Larousse* und *Reum*. Zu den Fragen auf S. 41, 60—62, 64—67 und 70—71 bemerke ich, daß Fragen, die ein Fragewort enthalten, in gutem Stil meist mit diesem, bzw. der davor stehenden Präposition anfangen müssen. Es ist meist eine stilistische Nachlässigkeit, wenn es in der Alltagsrede anders gemacht wird. Die Dinge liegen in dieser Hinsicht im Frz. und Engl. nicht anders als im Deutschen.

S. 61 und S. 71 rechtfertigt *Schmidt* ähnlich wie *R. Münch* und ich (vgl. meine „Methodik des neusprachlichen Arbeitsunterrichts" S. 27) das fälschlich „Raten" genannte Kombinieren. Wenn er freilich die „Hinführung vor den fraglichen Ausdruck" (S. 70) als „das geistvollste Mittel der Bedeutungserschließung" bezeichnet, so ist das bedenklich, da sonst immer vor Suggestivfragen gewarnt wird[1]). Ganz kann ein auf lebendiges Sprechen gerichteter neusprachlicher Unterricht die Suggestivfragen wohl nicht entbehren, aber ihrer pädagogischen Anfechtbarkeit sollte man sich doch bewußt bleiben.

Wenn *Schmidt* in dem Abschnitt über die *Lektüre* (S. 74—110) auf S. 78 sagt: „Sogar die sachlichen Anmerkungen (der Schulausgaben) können nicht durchaus gutgeheißen werden; eine mündliche Erklärung durch den Lehrer ist viel wertvoller und viel natürlicher für den Gang der Stunde", so ist letzteres an sich richtig, *Schmidt* vergißt aber, daß gerade der Lehrer die Anmerkungen bei seiner Vorbereitung braucht. Zwar brauchen die Schüler nicht anzunehmen, der Lehrer wäre allwissend, aber im allgemeinen werden sie von ihm doch mit Recht erwarten, daß er ihnen alles, was in der Lektüre vorkommt, erklären kann, und zwar bis ins einzelne genau. Warum soll sich da jeder einzelne Lehrer immer wieder mit viel Zeitaufwand sachliche und selbst sprachliche Dinge zusammensuchen, die jetzt ein für allemal in den Anmerkungen stehen? Ich fürchte, wenn es keine Ausgaben mit Anmerkungen gäbe, dann würde nach dem Gesetz des geringsten Widerstandes viel seichte Lektüre gelesen werden, und das ist doch gerade — und mit Recht — *nicht* nach *Schmidts* Sinn.

Ausgezeichnet sind *Schmidts* Analysen viel gelesener Werke der französischen Literatur und einzelner Gestalten daraus (S. 79 bis 110). Jeder Lehrer und jede Fachkonferenz sollten an der Hand

[1]) Eins seiner Beispiele (S. 70) lautet: «La treille (Renard et Raisins): Où avez-vous vu des raisins? — A la maison de notre voisin. — Est-ce que la vigne est grande? — Oui. Elle monte jusqu'au premier étage. — Comment se tient-elle? — Il ya à la maison . . .? — Une treille!»

dieser feinsinnigen Ausführungen ihre französische Lektüreauswahl überprüfen. Warum verschweigt aber *Schmidt* den Anfängern unter seinen Lesern das Vorhandensein der Sprech- und Aufsatzschule «Parlons et Composons» von *Delavanne* und *Hausknecht* (Heidelberg, Winter), in der doch viele Themen, die den seinigen ähnlich sind, nach den Grundsätzen des Arbeitsunterrichts und der direkten Methode behandelt sind? Ich glaube, wir haben allen Anlaß, den jüngsten Neusprachlern ihre Arbeit, die durch die neuen Anforderungen so viel schwerer geworden ist, zu erleichtern — im Interesse ihrer Arbeitsfreudigkeit und damit auch im Interesse des neusprachlichen Unterrichts. Methodische Selbständigkeit erwächst erst auf der Grundlage einer weitgehenden Beherrschung der Fremdsprache und der Elemente der Unterrichtstechnik.

Restlos zustimmen muß man *Schmidts* Ausführungen im Schlußkapitel seines Buches: „*Das heutige Frankreich: Land und Leute.*" (S. 111—120). Es ist in der Tat eine lebens- und wissenschaftsfremde Verirrung, wenn die Kulturkunde aus eigenem Recht in deutschen Schulstuben englische und französische „Strukturmerkmale" jagt. Ein guter Sprachunterricht führt mittels der fremdsprachlichen Interpretation der Lesestoffe am sichersten zur Erreichung auch des kulturkundlichen Unterrichtszieles. Die gläubige — oder auch nur scheinbare — Uebernahme und Aneignung fester Meinungen über „die" Engländer und „die" Franzosen ist vom erzieherischen Standpunkt schlimmer als wertlos, wie *Schmidt* in glänzenden Ausführungen S. 111—112 darlegt. Die Kulturkunde in der Form einer durchgeistigten Volks- und Landeskunde muß vielmehr als ein — unentbehrliches — Hilfsmittel in den Dienst des Sprachunterrichts treten.

Die beiden wichtigsten Punkte, in denen ich *Schmidt* auch nach gründlichem Studium seiner „Methodik" nicht oder nicht ganz zustimmen kann, betreffen das Uebersetzen in beiden Richtungen.

Das *Hinübersetzen* ist, wie man auch sonst darüber denken mag, auf jeden Fall eine *besondere* Kunst, und zu deren systematischer Pflege haben wir in der Schule schlechterdings keine Zeit. Gelegentliches Uebersetzenlassen einzelner deutscher Sätze oder Verbformen (S. 38) kann und will niemand dem Lehrer verwehren, warum aber die planmäßige Pflege des Hinübersetzens noch neben einem intensiven Arbeitsunterricht nach der direkten Methode nötig sein soll, kann ich auch aus *Schmidts* Ausführungen nicht ersehen.

Was die *Herübersetzungen* betrifft, so klingt es grundsätzlich sehr erfreulich, wenn *Schmidt* S. 75 sagt: „Daß mit den Uebersetzungen die Muttersprache als Unterrichtssprache ihren Einzug hält, ist unvermeidlich; und damit ist der Unterricht auf das tote Gleis geschoben." Ich glaube aber, daß das Herübersetzen doch einiger planmäßiger Pflege bedarf 1. wegen der Anforderungen des praktischen Lebens, in dem Herübersetzungen aller Art eine große Rolle spielen, und 2. zur gelegentlichen Kontrolle des im freien Sprechen erarbeiteten Textverständnisses. Zwar sichert das Uebersetzen ins Deutsche allein dieses Verständnis keineswegs, wie *Schmidt* S. 75 treffend ausführt, aber auch das freie Sprechen schützt nicht unbedingt vor Mißverständnissen und Oberflächlichkeiten in der Texterarbeitung. Wenn das Herübersetzen auch je länger je mehr entbehrlich werden muß, so sollte man nicht zu seltene Stichproben im Herübersetzen doch auch in der besten Oberprima nicht unterlassen, wenn man sich nicht unliebsamen Ueberraschungen aussetzen will.

Ich komme zum Schluß: Allen Neusprachlern, jungen und alten, und nicht nur den Romanisten, sondern auch den Anglisten und Germanisten empfehle ich dringend die Lektüre von *Schmidts* „Methodik", die von ebensoviel Begeisterung wie Sachkunde getragen ist. Niemand wird das Buch ohne Belehrung und Bereicherung aus der Hand legen. Ich möchte auch die Hoffnung aussprechen, daß sich durch *Schmidts* erfolgreiches Beispiel noch mehr jüngere Neusprachler bewogen fühlen möchten, ihre Anschauungen und Erfahrungen in der Form einer abgeschlossenen Methodik den Fachgenossen vorzulegen.

Berlin-Zehlendorf. Karl Ehrke.

MAX WALTER und PAUL OLBRICH, *Beiträge zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts.*

Kulturkunde und neusprachlicher Unterricht. Vorträge, gehalten auf der Hamburger Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologen-Verbandes, Pfingsten 1928[1]), von E. OTTO, B. FEHR, P. HARTIG, F. FRANZMEYER, A. GODART. Beihefte 14, 15 der Neueren Sprachen; N. G. Elwert 1928, 20 und 68 S. — Preis 1,— M. bzw. 2,50 M.

Es ist sehr anregend, Max Walters „Erinnerungen und Erfahrungen" nach eigenen Erlebnissen zu beurteilen. Wie Max Walter mit dem Polnischen, ging es mir — 30 Jahre später — mit dem Slowenischen in der Schule; die neue Methode war zwar vorgeschrieben, aber den Lesestücken vom „Kürbis und der Eichel" und ähnlichen war kein Interesse abzugewinnen; gelernt habe ich diese Sprache von Bauernknechten und Rekruten, von Predigern und Marktweibern, und aus eigener Lektüre. Aber mit dem Englischen machte ich doch bessere Erfahrungen. "Phonetic drill" war in meinen Studienjahren bereits selbstverständlich, das gesprochene Wort kam in den Lektoratsübungen zu seinem Rechte, so blieben meine mißlichen Erfahrungen in England selbst auf eine dreitägige Taubheit beschränkt, die im Gespräche mit einem "policeman" am vierten Morgen mit einem Schlage von mir abfiel. Auch sonst ist manches, was Walter hier aus seinen Anfängen erzählt, schon selbstverständlich geworden. Aber Walter sieht auch die neuen Forderungen, und seine knappe, aber klare Darlegung dieser Dinge mit Hinweisen auf manche Hilfsmittel zur Förderung des Unterrichts ist sehr willkommen. Olbrichs „Brevier des neusprachlichen Lehrers" ist da und dort etwas gar zu knapp, so müßten die drei „deutlich unterschiedenen Behandlungsweisen" der Grammatik eingehender dargestellt werden. Eine Bloßstellung des Lehrers (19) soll ja möglichst vermieden werden, aber zu ängstlich darf da kein Lehrer sein. Die Wortübungen lassen sich noch erweitern: viel ergibt sich aus Vorzeigen, Vorhandeln (lassen); das Erraten des Wortes aus einer Beschreibung oder Frage ist stark erlebnisbetont: "What is Graz (capital, town)? The red lines on this map"? H. E. Palmer hat zur Einübung von englischen Lauten ein eigenes Büchlein mit solchen Ratübungen zusammengestellt, das auch für Wortübungen (mit den notwendigen Aenderungen) sehr brauchbar ist. Den Humor betont Olbrich mit Recht, englische Anekdoten werden, wie mir ein Kollege eben wieder sagt, rasch zu einer Belebung des Unterrichts. Drei Leitsätze möchte ich zu den ganz ausgezeichneten

---

[1]) Der Schluß des Berichtes über den Hamburger Neuphilologentag erscheint im Dezemberheft.

Ausführungen noch beisteuern: 1. Laß dich von der bei Eltern und Schülern noch immer gehegten Anschauung nicht beirren, daß eine lebende Sprache schulmäßig nicht zu erlernen ist; 2. Laß dich (aus der ganzen Behandlung der Kulturkunde ist mir das deutlich geworden) von den Strukturgedanken und ähnlichen schwergelehrten Dingen nicht ängstigen; du trägst vielleicht gerade, weil du *nicht* nach Schema und Bezogenheit fragst, Kulturkunde in deinen Unterricht. Und endlich 3. Kämpfe vor Elternschaft und Oeffentlichkeit unermüdlich, daß dem neusprachlichen Unterrichte jene *äußeren* Voraussetzungen geschaffen werden, ohne die er höchstens auf dem sehr geduldigen Papier Arbeits- und Kulturunterricht heißt, in Wirklichkeit aber in der Spannung zwischen Absicht und Durchführung schlimmer wird als das alte, ehrliche Pauken.

So ziemlich an den Schluß, also an die günstige Tonstelle, seines ausgezeichneten Vortrages „*Die preußischen Richtlinien und die neueren Sprachen*" hat auch F. Franzmeyer die Not der neuphilologischen Lehrerschaft gerückt, vor Ueberspannung der Forderungen gewarnt und seinen schon an einer früheren Stelle ausgesprochenen Wunsch wiederholt, daß die an einem Orte geleistete *praktische* Arbeit durch entsprechende Veröffentlichungen für möglichst viele Anstalten fruchtbar gemacht werde. Sein Vortrag ist ein gutes Beispiel für derartige Arbeiten mit den Ausführungen über die arbeitsteilige Organisation der Klassenarbeit.

Hartigs Vortrag „*Kulturkunde und Humanität*" ist wesentlich abstrakter gehalten und sucht zunächst eine Begriffsbestimmung der Kulturkunde zu geben. Mit Recht wendet er sich gegen die Formulierungswut: der englische Mensch ist so, der deutsche Mensch ist anders (und mitverstanden: besser); und sehr richtig ist betont, daß erst die Wissenschaft zu bestimmteren kulturkundlichen Erkenntnissen gelangt sein müsse, bevor man derlei in der Schule behandelt. Und doch, mir scheint es zuviel gesagt, daß „Volkscharaktere geistesgeschichtlich nichts voneinander unvereinbar Geschiedenes, nichts Starres, nichts ein für allemal unerschütterlich und unveränderlich Gegebenes sind". Renaissance, Aufklärung, Romantik, Positivismus — das sind gewiß bedeutsame Schwankungen und Veränderungen im Leben eines Volkes, aber doch zunächst und in der Hauptsache nur in den *führenden Schichten*. Ich glaube, erst wenn wir von Literatur, Kunst, Sprache, Philosophie absehen und nach allen erreichbaren Zeugnissen das *gesamte* Volk betrachten, etwa nach Art von Huisingas „Herbst des Mittelalters" oder Schöfflers „Protestantismus und Literatur" mit Eingehen auf die Vulgärliteratur, können wir sagen, wie tief solche Wandlungen gegangen und ob nicht die Konstanten, die Hartig bestreitet, doch vorhanden sind. Was wir vorläufig sehen, ist ja doch eine innerhalb einer bestimmten „Schwingungsweite" sich zeigende *Gleichmäßigkeit des Volkscharakters*, die ja auch dem volkskundlich eingestellten Betrachter nicht verwunderlich ist.

Mit solchen Konstanten — neben den Veränderlichen — rechnet auch B. Fehr in seinem schönen Vortrage „*Die englische Lyrik in ihren Beziehungen zur englischen Kultur*". Es wird soviel darüber geklagt, daß dem im Berufe fast erdrückten Lehrer die Möglichkeit fehle, kulturkundlich zu gestalten. Und die Lyrik bietet ja, wie F. Oeckel eben wieder ausführt, ganz besondere Schwierigkeiten. Wenn ein Lehrer die Probe machen will, ob er kulturkundlicher Arbeitsweise fähig ist und sich vielleicht an „Struktur, Sinnbezogenheiten" und dergl. übersättigt hat, möge er

des kulturellen Lebens der einzelnen Völker versucht werden, und zwar so, daß innerhalb der einzelnen Gebiete die volkheitliche Sonderart als lebendige Grundkraft und gestaltende Lebensmacht sichtbar wird." Dies Programm wird in dem vorliegenden Bande nicht nur aufgestellt, sondern auch befolgt. Außerdem durchziehen zahlreiche Querverbindungen den Band. So wird z. B. die englische Verfassungsgeschichte in den Beiträgen von *v. Rauchhaupt*, *Rieß* und *Niewöhner* behandelt. Daher bildet der Band wirklich eine Einheit.

Deutschbein schreibt über „Englisches Volkstum und englische Sprache". Wie hier die Grundtendenzen des Englischen und zahlreiche seiner Einzelerscheinungen in Beziehung zu anderen Offenbarungen des Volksgeistes gesetzt werden, ist ebenso interessant wie überzeugend. *D.s* kühne Hypothese über den alttestamentlichen Ursprung des pragmatischen englischen Wahrheitsbegriffs (S. 55/56) dürfte freilich durch *Müller-Freienfels*' Ausführungen im selben Bande S. 111—115 widerlegt sein, da letzterer den Pragmatismus viel einfacher und natürlicher aus der konkreten Art des englischen Denkens ableitet.

v. Rauchhaupt-Heidelberg behandelt den „Aufbau des englischen Rechts". Der Anglist kann diese überaus schwierige Materie nicht an ihren Quellen studieren. Um so dankenswerter sind diese klaren Ausführungen über die Geschichte des englischen Rechts und die englische Gerichtsverfassung, die eine wertvolle Ergänzung zu dem betreffenden Kapitel in *Dibelius*' „England" sind. Ohne Kenntnis ihres Rechts ist eine fremde Kultur nicht zu begreifen. Wenn den meisten Deutschen vieles an den englischen Lebens- und Denkgewohnheiten rätselhaft erscheint, so erklärt sich dies wohl nur teilweise dadurch, daß die Engländer nur mit einem Bruchteil des deutschen Volkes, den Nordsee-Deutschen, wirklich nah verwandt sind. Denn warum wirken dann [illegible] Franzosen weniger fremdartig? Der G[illegible] liegt teilweise [illegible] wohl darin, daß im eigentlichen Englan[illegible] Gegensatz zum [illegible] und zu Schottland das römische [illegible] niemals herrs[illegible] worden ist; denn die tatsächlichen [illegible]en, wirtsch[illegible] sozialen Zustände bestimmen [illegible]- und Lebe[illegible] eines Volkes, und diese Zustän[illegible] ihrerseits [illegible] das Recht bestimmt. Daß [illegible] eines jed[illegible] besondere Kulturauffassun[illegible] Staatsvol[illegible] wie *v. R.* S. 91 meint, trif[illegible] soweit [illegible] fremdes Recht von fre[illegible] eigner H[illegible]gen wurde. Letzteres aber [illegible] das deu[illegible] römischen Rechts zu. [illegible] norm[illegible] sche beeinflußt hat, sta[illegible] — selbs[illegible] (*v. R.* S. 70) wie z. B. d[illegible]orenen[illegible] der „Historischen Zei[illegible] Bd. [illegible] elsächsischen Rechtsemp[illegible]lich [illegible] te „römische" Recht eine[illegible] K[illegible] htsempfinden. Wenn die [illegible] eutsche so unglücklich [illegible] hl auch an der weitgehen[illegible] Rezeption des römische[illegible] römische Recht [illegible] eige[illegible] gewissen Einfluß [illegible] ntnis des englischen [illegible] nicht leic[illegible]

S. 94 spricht *v. R.* davon, daß das englische Recht nach außen hin kaum Einfluß gewonnen und Nachahmung gefunden habe. Er erwähnt aber nicht — vielleicht, weil es noch keine wissenschaftliche Spezialuntersuchung darüber gibt —, welchen großen indirekten Einfluß auf die deutsche Rechtsentwicklung die bloße Tatsache ausgeübt haben muß, daß es innerhalb des germanisch-romanischen Kulturkreises neben dem römischen Recht noch ein großes, in Geltung befindliches germanisches Recht, eben das englische, gibt, dessen Geltungs- und Einflußbereich jetzt gleich demjenigen des römischen Rechts die ganze Erde umspannt, — man denke an Südafrika (röm. Recht) und Australien (engl. Recht). Die bloße Tatsache der Existenz des englischen Rechts hat sicherlich vielen deutschen Juristen und sonstigen Rechtsschöpfern Mut gemacht, sich in zahlreichen Fällen aus den Fesseln des römischen Rechts zu befreien und neue, eigne Wege zu gehen, z. T. in Anknüpfung an alte deutsche Rechtsüberlieferungen. Auch die internationale Bedeutung des englischen Rechts (Schwurgerichte!) und seine Bedeutung für uns Deutsche sollten also nicht unterschätzt werden.

Über die „Englische Philosophie und Wissenschaft" handelt *Müller-Freienfels.* In scharfsinnigen Ausführungen zerlegt er die empirisch-utilitaristisch-pragmatische Philosophie in ihre Bestandteile. An Einzelheiten hebe ich zunächst den Nachweis hervor, daß es selbst in solchen Wissenschaften wie Physik, Mathematik und Logik eine typisch-englische Arbeitsweise gibt (S. 108—111). Ferner wird die englische Demokratie aus dem zur englischen Philosophie gehörigen Pluralismus abgeleitet: Natur, Geist und Leben stellt der Engländer sich demokratisch vor (S. 121). Der Amerikaner William *James* spricht selbst von einem „pluralistischen Universum" (S. 124). *M.-F* hätte noch hinzufügen können, daß unter Umständen auch das Reich Gottes in einen demokratischen Volksstaat verwandelt wird. *L. Curtis* sagte in einem Vortrag[1]): "The principle of the commonwealth is, in truth, like the kingdom of Heaven, to be found only where conscience is guided by the la f human experience. Aramaic, the language in which our ought and spoke, has only one word for a state, which ranslators who had not sounded the uttermost depths of ning rendered as 'kingdom'. Had Greek been his native think he would have spoken of the 'commonwealth' of Ich glaube, daß diese Sätze vielen Deutschen, die keine g mit englischem Geist gehabt haben, wie ein schlechter orkommen werden. Und doch ist ihr Verfasser eine tief Natur, einer der einflußreichsten Politiker und Denker enwärtigen England und jedenfalls mit seiner intensiven ung von Idealismus und praktischen Sinn ein typischer ler. (Man beachte übrigens in den obigen Sätzen den auf die Erfahrung und das „demokratische" Kleinschreiben e" und "his"!)

besonders bemerkenswert unter den vielen glücklichen erungen zitiere ich noch einen Satz über die Stellung ders zum „Ganzen" (S. 120): „Nirgends denkt der daran, das Bestehen und die Bedeutung von Ganz-

in *Kerr-Curtis*, The Prevention of War, New

diesen Vortrag Fehrs lesen. Nicht daß er ihn nun für die Arbeit der Schule „verwerten" könnte, aber er selbst wird spüren, daß Kulturkunde etwas sehr Schönes ist — und wenn er es nicht spürt, möge er sich um eine andere Beschäftigung umsehen. Aber ich glaube, jeder wird sich von Fehr für diese Art der Betrachtung gewinnen lassen. Ottos Vortrag „*Möglichkeit und Aufgaben der Kulturkunde und des kulturkundlichen Unterrichts*" legt die Wurzeln der Kulturkunde bloß: die Hinwendung zum Verstehen, die teleologische Betrachtungsweise, das Streben, alles Organische als gegliederte Einheit aufzufassen, endlich in der Erziehung das Bestreben, „Nationales und Allgemein-Menschliches taktvoll in Einklang zu bringen und so das Ideal einer dritten Humanität zu verwirklichen". Der „Wesenstypus" und die Konstanz der Gesamtstruktur einer Kultur sind Voraussetzungen einer wissenschaftlichen Kulturkunde. Daraus ergeben sich bestimmte Folgerungen für Wesen und Aufgaben des kulturkundlichen Unterrichtes: keine Typisierung, kein starres System; Lesung *ganzer Denkmäler*, neben die zur *Ergänzung* eine Chrestomathie treten mag, Achtung auf die wechselseitige Befruchtung der Völker, Stilkunde als Charakterologie der Völker! Es sind große Ziele, die da gesteckt werden, aber manche dieser Bemerkungen räumen wesentliche Hindernisse der kulturkundlichen Arbeit hinweg. Auch Otto scheint „zusammenfassende Vorlesungen kulturkundlicher Art" abzulehnen; ich habe auch immer die Auffassung vertreten, daß Sprache und Literatur die Grundlagen kulturkundlicher Arbeit bleiben müssen. Dennoch möchte ich auf eine Lücke nachdrücklich hinweisen: Spies' *Modernes England* ist leider vergriffen; eine Neubearbeitung sollte geschaffen werden; denn wir brauchen dringend eine kulturkundliche Bibliographie. Man sagt, unsere Lehrer können sich die nötige kulturkundliche Uebersicht nicht schaffen. Da fehlt es eben schon an den Grundlagen, an Kenntnis dessen, was vorhanden ist. Mancher Lehrer, der arbeiten möchte, kommt davon ab, weil er sich über das vorhandene Schrifttum nicht unterrichten kann. Versuche in Kollegenkreisen haben mich überzeugt, daß niemand weiß, wo er in englischen oder *deutschen* Büchern sich Rats erholen kann über englische Religiosität, die Wandlungen des englischen Imperialismus, Rassenfragen in England, englische Gesellschaftslehre usw. usw.; dabei aber taucht eine Textsammlung über die andere, eine Ausgabe eines modernen Schriftstellers nach der anderen auf, die gründliches Verstehen bestimmter Fragen voraussetzt, für die aber dem Lehrer der erste Behelf fehlt. Auch ein ganz knapper Abriß, der nur verhältnismäßig leicht Erreichbares verzeichnet, kann da schon wertvoll sein.

A. Godarts Vortrag «*L'enseignement des langues modernes*», ein Vergleich der «Instructions françaises» von 1925 mit den preußischen „Richtlinien" zeigt die Unterschiede auf, die sich trotz der Gleichheit des Zieles «Humanités modernes» — Kulturkunde im französischen und deutschen fremdsprachlichen Unterrichte ergeben. Vielleicht bringt uns der nächste Neuphilologentag eine ähnliche feinsinnige Vergleichung *englischer* und deutscher Erziehungsarbeit.

KARL EHRKE, *Methodik des neusprachlichen Arbeitsunterrichtes.* F. A. Herbig, Berlin 1928. 75 S.

Wenn Ehrke die Erkenntnis ausspricht, daß eine Methodik nicht in die dünne Luft der Spitzenleistungen hinaufstürmen dürfe (68), wenn er da und dort erklärt, daß sich die beste Anlage des Arbeits-

unterrichtes nicht mit wenigen Worten darstellen lasse, so mag das manchen vielleicht zunächt enttäuschen; mir scheint die Schrift mit ihren vielen richtigen Beobachtungen, mit ihren verständigen Ueberlegungen gerade darum ein um so zuverlässigerer Führer. Freilich sind Einwände zu erheben; so wird hoffentlich die Aeußerung S. 68 nicht mißverstanden, daß die Vervollkommnung der praktischen Sprachbeherrschung nicht ganz leicht und für gewöhnlich nur mit der „selbstverständlichen ordentlichen Vorbereitung [des Lehrers] auf seine Unterrichtsstunden" zu rechnen sei. Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, daß der Lehrer, der nicht den vielen im Arbeitsunterrichte einsetzenden Fragen nach allem möglichen gewachsen ist, unwillkürlich die Schüler zu einer starren Lernmethode zurückzwingt; da habe ich Fragen erlebt nach "demulcent (shaving-stick), grill-room, jazz, ukulele, amplifier, B(ritish) B(roadcasting) C(ompany), trenchcoat, beam-system" (System mit gerichteten, extrem kurzen Wellen), nach Dingen also, die den Schülern vom Rundfunk, Sport, Mode, Kosmetik u. a. m., im *Leben draußen*, englisch vermittelt werden und die sie nicht weniger interessieren als der Text der Lektion. Am Ende einer Stunde kam einmal ein Schüler mit einer englischen gedruckten Anweisung für einen Kopierapparat und bat um Uebersetzung. Ich schlug mich durch die rein technischen Ausdrücke, "stencil, matrix" u. dgl. schlecht und recht durch, und als ich fertig war, sagte ein anderer Schüler, der indes einen Zettel gelesen hatte: „Stimmt"! Da stellte sich denn heraus, daß die Burschen neugierig gewesen waren, ob ich „wirklich" Englisch verstehe und mich mit der ebenfalls gedruckten deutschen Uebersetzung kontrolliert hatten. Auch Schülerväter sind schon mit englischen Aufsätzen über Stahlglockenguß und die geologischen Verhältnisse der kanadischen Seenplatte zu mir um Auskunft gekommen. Ein junger Kollege, der in einer Kleinstadt englischen Unterricht gibt, erzählt mir öfters, was für ausgefallene englische Wörter auch ihm seine Schüler zur Erklärung daherbringen. Und darum hätte auch in Ehrkes trefflichem Buch der Hinweis nicht geschadet, daß *eine lebendige, durch eigenes Lesen und Sammeln immer erweiterte, bewegliche Sprach- und Sprechkenntnis des Lehrers selbst die erste Voraussetzung für den neusprachlichen Arbeitsunterricht ist.* In der Grammatik S. 10 ist sehr richtig bemerkt, daß der fremdsprachliche Unterricht, *wie jeder wissenschaftliche Arbeitsunterricht*, im Anfange den Lehrer viel stärker als später hervortreten läßt. Ich hätte aber doch gerne einiges mehr über die Behandlung der Aussprache gesehen, in die sehr wohl arbeitsunterrichtliche Grundsätze eingehen können, und gewünscht, daß Ehrke über das allmähliche Zurücktreten des Lehrers etwas mehr gesagt hätte. In der Etymologie (S. 30) stehe ich auf dem Standpunkte, daß der fremdsprachliche Anfangsunterricht vielfach ("small, clean, keen") *gegen* die Etymologie arbeiten muß und daß später die Etymologie, die „nichts Erhebliches zur Beherrschung des fremden Wortschatzes beitragen" kann, in den *deutschen* Unterricht gehört; höchstens können einzelne *Sachgruppen* im Sinne Meringers im englischen Unterricht behandelt werden (ich habe Beispiele in den Monatsheften für deutsche Erziehung 1927 gegeben). Für sehr wichtig halte ich aber Zusammenstellungen der Wörter nach den *Schichten*, also Paare wie "stop-cease, begin-commence, food-eatables-comestibles, get-obtain, help-assist, shut-close, servant-domestic" u. a. m.; die Zeitungslektüre (S. 65/66) führt besonders auf derartige, von Ehrke nicht erwähnte

diesen Vortrag Fehrs lesen. Nicht daß er ihn nun für die Arbeit der Schule „verwerten" könnte, aber er selbst wird spüren, daß Kulturkunde etwas sehr Schönes ist — und wenn er es nicht spürt, möge er sich um eine andere Beschäftigung umsehen. Aber ich glaube, jeder wird sich von Fehr für diese Art der Betrachtung gewinnen lassen. Ottos Vortrag „*Möglichkeit und Aufgaben der Kulturkunde und des kulturkundlichen Unterrichts*" legt die Wurzeln der Kulturkunde bloß: die Hinwendung zum Verstehen, die teleologische Betrachtungsweise, das Streben, alles Organische als gegliederte Einheit aufzufassen, endlich in der Erziehung das Bestreben, „Nationales und Allgemein-Menschliches taktvoll in Einklang zu bringen und so das Ideal einer dritten Humanität zu verwirklichen". Der „Wesenstypus" und die Konstanz der Gesamtstruktur einer Kultur sind Voraussetzungen einer wissenschaftlichen Kulturkunde. Daraus ergeben sich bestimmte Folgerungen für Wesen und Aufgaben des kulturkundlichen Unterrichtes: keine Typisierung, kein starres System; Lesung *ganzer Denkmäler*, neben die zur *Ergänzung* eine Chrestomathie treten mag, Achtung auf die wechselseitige Befruchtung der Völker, Stilkunde als Charakterologie der Völker! Es sind große Ziele, die da gesteckt werden, aber manche dieser Bemerkungen räumen wesentliche Hindernisse der kulturkundlichen Arbeit hinweg. Auch Otto scheint „zusammenfassende Vorlesungen kulturkundlicher Art" abzulehnen; ich habe auch immer die Auffassung vertreten, daß Sprache und Literatur die Grundlagen kulturkundlicher Arbeit bleiben müssen. Dennoch möchte ich auf eine Lücke nachdrücklich hinweisen: Spies' *Modernes England* ist leider vergriffen; eine Neubearbeitung sollte geschaffen werden; denn wir brauchen dringend eine kulturkundliche Bibliographie. Man sagt, unsere Lehrer können sich die nötige kulturkundliche Uebersicht nicht schaffen. Da fehlt es eben schon an den Grundlagen, an Kenntnis dessen, was vorhanden ist. Mancher Lehrer, der arbeiten möchte, kommt davon ab, weil er sich über das vorhandene Schrifttum nicht unterrichten kann. Versuche in Kollegenkreisen haben mich überzeugt, daß niemand weiß, wo er in englischen oder *deutschen* Büchern sich Rats erholen kann über englische Religiosität, die Wandlungen des englischen Imperialismus, Rassenfragen in England, englische Gesellschaftslehre usw. usw.; dabei aber taucht eine Textsammlung über die andere, eine Ausgabe eines modernen Schriftstellers nach der anderen auf, die gründliches Verstehen bestimmter Fragen voraussetzt, für die aber dem Lehrer der erste Behelf fehlt. Auch ein ganz knapper Abriß, der nur verhältnismäßig leicht Erreichbares verzeichnet, kann da schon wertvoll sein.

A. Godarts Vortrag «*L'enseignement des langues modernes*», ein Vergleich der «Instructions françaises» von 1925 mit den preußischen „Richtlinien" zeigt die Unterschiede auf, die sich trotz der Gleichheit des Zieles «Humanités modernes» — Kulturkunde im französischen und deutschen fremdsprachlichen Unterrichte ergeben. Vielleicht bringt uns der nächste Neuphilologentag eine ähnliche feinsinnige Vergleichung *englischer* und deutscher Erziehungsarbeit.

KARL EHRKE, *Methodik des neusprachlichen Arbeitsunterrichtes.* F. A. Herbig, Berlin 1928. 75 S.

Wenn Ehrke die Erkenntnis ausspricht, daß eine Methodik nicht in die dünne Luft der Spitzenleistungen hinaufstürmen dürfe (68), wenn er da und dort erklärt, daß sich die beste Anlage des Arbeits-

unterrichtes nicht mit wenigen Worten darstellen lasse, so mag das manchen vielleicht zunächt enttäuschen; mir scheint die Schrift mit ihren vielen richtigen Beobachtungen, mit ihren verständigen Ueberlegungen gerade darum ein um so zuverlässigerer Führer. Freilich sind Einwände zu erheben; so wird hoffentlich die Aeußerung S. 68 nicht mißverstanden, daß die Vervollkommnung der praktischen Sprachbeherrschung nicht ganz leicht und für gewöhnlich nur mit der „selbstverständlichen ordentlichen Vorbereitung [des Lehrers] auf seine Unterrichtsstunden" zu rechnen sei. Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, daß der Lehrer, der nicht den vielen im Arbeitsunterrichte einsetzenden Fragen nach allem möglichen gewachsen ist, unwillkürlich die Schüler zu einer starren Lernmethode zurückzwingt; da habe ich Fragen erlebt nach "demulcent (shaving-stick), grill-room, jazz, ukulele, amplifier, B(ritish) B(roadcasting) C(ompany), trenchcoat, beam-system" (System mit gerichteten, extrem kurzen Wellen), nach Dingen also, die den Schülern vom Rundfunk, Sport, Mode, Kosmetik u. a. m., im *Leben draußen*, englisch vermittelt werden und die sie nicht weniger interessieren als der Text der Lektion. Am Ende einer Stunde kam einmal ein Schüler mit einer englischen gedruckten Anweisung für einen Kopierapparat und bat um Uebersetzung. Ich schlug mich durch die rein technischen Ausdrücke, "stencil, matrix" u. dgl. schlecht und recht durch, und als ich fertig war, sagte ein anderer Schüler, der indes einen Zettel gelesen hatte: „Stimmt"! Da stellte sich denn heraus, daß die Burschen neugierig gewesen waren, ob ich „wirklich" Englisch verstehe und mich mit der ebenfalls gedruckten deutschen Uebersetzung kontrolliert hatten. Auch Schülerväter sind schon mit englischen Aufsätzen über Stahlglockenguß und die geologischen Verhältnisse der kanadischen Seenplatte zu mir um Auskunft gekommen. Ein junger Kollege, der in einer Kleinstadt englischen Unterricht gibt, erzählt mir öfters, was für ausgefallene englische Wörter auch ihm seine Schüler zur Erklärung daherbringen. Und darum hätte auch in Ehrkes trefflichem Buch der Hinweis nicht geschadet, daß *eine lebendige, durch eigenes Lesen und Sammeln immer erweiterte, bewegliche Sprach- und Sprechkenntnis des Lehrers selbst die erste Voraussetzung für den neusprachlichen Arbeitsunterricht ist.* In der Grammatik S. 10 ist sehr richtig bemerkt, daß der fremdsprachliche Unterricht, *wie jeder wissenschaftliche Arbeitsunterricht*, im Anfange den Lehrer viel stärker als später hervortreten läßt. Ich hätte aber doch gerne einiges mehr über die Behandlung der Aussprache gesehen, in die sehr wohl arbeitsunterrichtliche Grundsätze eingehen können, und gewünscht, daß Ehrke über das allmähliche Zurücktreten des Lehrers etwas mehr gesagt hätte. In der Etymologie (S. 30) stehe ich auf dem Standpunkte, daß der fremdsprachliche Anfangsunterricht vielfach ("small, clean, keen") *gegen* die Etymologie arbeiten muß und daß später die Etymologie, die „nichts Erhebliches zur Beherrschung des fremden Wortschatzes beitragen" kann, in den *deutschen* Unterricht gehört; höchstens können einzelne *Sachgruppen* im Sinne Meringers im englischen Unterricht behandelt werden (ich habe Beispiele in den Monatsheften für deutsche Erziehung 1927 gegeben). Für sehr wichtig halte ich aber Zusammenstellungen der Wörter nach den *Schichten*, also Paare wie "stop-cease, begin-commence, food-eatables-comestibles, get-obtain, help-assist, shut-close, servant-domestic" u. a. m.; die Zeitungslektüre (S. 65/66) führt besonders auf derartige, von Ehrke nicht erwähnte

Uebungen. Ueber die S. 51 genannten Werke von Dibelius, Hatschek, Spies usw. ,unter denen mir das Fehlen von Bries Imperialismus bei Ehrkes ganzer Einstellung auffällt, muß der Lehrer doch hinausgreifen, am besten, indem er sich wie Ehrke ein Sondergebiet wählt. Die *Wahl* der Lesestoffe (S. 36) schließt Prosa vor dem 19. Jahrhundert aus. Nun ist gewiß nicht daran zu denken, ältere englische Literatur in dem Umfange heranzuziehen, wie das z. B. J. H. Schutt in seinem ganz ausgezeichneten "An Indroduction to English Literature for Secondary Schools" tut, wo der Zeit von Beowulf bis Milton 379 (!) Seiten gewidmet sind. Aber die Richtlinien nennen für Prosalektüre Milton, Shaftesbury, Locke, Hume, Berkeley, Adam Smith und daneben scheinen mir Thomas More, Bacon, Swift und Defoe, vielleicht auch Bunyan und Burke wenigstens gelegentlicher Berücksichtigung wert. Aus *zwei* Gründen. Der heutige englische Satzbau zeichnet sich, worüber z. B. A. Bennett in "The Truth about an Author" klagt, im allgemeinen durch eine gewisse einförmige Kürze aus; doch wird, wie B. Fehr (Englische Prosa S. 35) zu einer Gegenüberstellung älterer und heutiger Prosa bemerkt, die weitgeschwungene Periode nach lateinischem Muster auch heute noch gepflegt, wenn sie auch „längst nicht mehr die Norm" ist. Ich halte es für notwendig, daß die Schüler diese Sprachform kennen lernen, die ihnen im Leben übrigens in bestimmten Fällen (zum Amtsenglisch vgl. John Galsworthy, Castles in Spain, Heinemann S. 52) sehr unangenehm entgegentreten kann. Und was die Kulturkunde anbetrifft, so habe ich gegen Ehrkes Auswahl der Lektüre als *Einzelfall* zwar nichts einzuwenden. Denn wenn etwa Ehrke selbst seine Schüler ausschließlich auf Gegenwartsfragen und besonders, als ausgezeichneter Kenner dieses Gebietes, auf die Probleme des britischen Weltreiches einstellt, so ist der erzieherische und praktische Wert solcher Arbeit gewiß sehr groß. Im allgemeinen aber scheint es mir doch notwendig, Dibelius' Wort sich vor Augen zu halten, der sagt (England I 169): „Nirgends besitzen überlebte Formen der Vergangenheit noch ein so zähes Leben wie dort." Das gilt auch für Literatur und Kulturkunde, und es scheint mir nicht gut, die ältere Zeit nur „in der Darstellung der großen Historiker des 19. und 20. Jahrhunderts" vorzuführen und auf zeitgenössische Denkmäler zu verzichten, die für den Engländer noch durchaus lebendig sind. Ueber die Lektüre von Originalausgaben (35) sollte einmal eine Rundfrage (Werk, Klasse, Dauer der Lektüre, Auswertung, Beobachtungen über Erarbeitung usw.) veranstaltet werden. Solche Rundfragen, auch zu anderen Punkten, wären eine willkommene Ergänzung zu Ehrkes tüchtigem Buch, das nach den Schriften von Krüper und R. Münch ein weiterer wichtiger und fördernder Beitrag zum Arbeitsunterrichte ist.

KRÜGER-LÖPELMANN, *Des Engländers gebräuchlichster Wortschatz.* Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage. C. A. Koch, Dresden u. Leipzig, 1928. 68 S., geheftet 1,40 M.

Die Umarbeitung hat Krügers etwas unhandliche Aussprachebezeichnung durch die der APhJ ersetzt, leider nicht durchgehend, bzw. mit Festhalten von Eigentümlichkeiten Krügers (derselbe Laut in "*cir*cumference, sup*er*ficial") und mit gelegentlichen Versehen (35, "yachting" 25). Im Wortschatze ist manches genauer zu geben, so "morning" für Vormittag, "pneumonia" 20, "switch" (nicht "switcher" Schalter), "sash, poker, cummerbund"

(so geschrieben); anderes scheint mir überflüssig, so "brassière" Busenhalter (auch "support"), "bespoke tailoring". Manches fehlt, was doch wohl zu des Engländers gebräuchlichstem Wortschatze gehört; ich deute die Gruppen nur an mit "a. m., p. m., to-day week; meteor; ailing, general practitioner; vinegar, celery, bun, muffin, biscuit, banana, tomato, grapefruit; mackintosh, bag, frock' Kinderkleid(chen); "bungalow, (ferro-)concrete, (semi-) detached, coal-scuttle, wash(hand)stand; auto; garage, chauffeur, aeroplane, -drome". Eine Neuauflage des sonst sehr brauchbaren und bewährten Büchleins sollte für diese z. T. neuen Dinge Raum schaffen.

Otto Jespersen, *A Modern English Grammar. Part III. Syntax. Second Volume.* 415 S. Carl Winter 1927. Preis geb. 13,50 M.

In diesem zweiten Teile der Syntax behandelt Jespersen in achtzehn Kapiteln "Various Primaries, Clauses as Primaries, Relative Clauses as Primaries, Relative Clause Adjuncts, Relative Clauses (Continued), Differentiation of the wh-pronouns, Contact-clauses, Relative that, Relative as, than, but; Relative Clauses (Concluded); Nexus, Subject; Object; Verbs with Object or Preposition, Two Objects, Subject of a Passive Verb, Transitivity, Predicatives, Predicatives Concluded". Ich habe in diesen Blättern (29, 280ff.) schon den ersten Band gewürdigt; die dort gerühmten Vorzüge der Darstellung sind im zweiten Bande noch erhöht; insbesondere sind die Beispiele etwas gleichmäßiger aus der gesamten englischen Literatur genommen; freilich wird eine planmäßige Durcharbeit des Spätmittelenglischen und Frühneuenglischen noch manche Erscheinung klarer hervortreten lassen, doch ist es nicht zuviel gesagt, daß Jespersen hier in zahlreichen Fällen noch gar nicht bearbeitete oder nur gelegentlich erwähnte Erscheinungen auf Grund seiner reichen Sammlungen zum erstenmal ausführlicher darstellt. Ich verweise nur auf 1. 1 "Adverbs" in der eigentümlichen Verwendung "Are we going anywhere particular"? Ich habe dazu im Angliabeiblatt 38 einige Ergänzungen gegeben, vgl. noch "I'm to join him there, and we're to have supper afterwards *at somewhere awfully gay* (E. F. Benson, David of King's" 130), wo besonders die Präposition "at" auffällt. Auch zeitliche Adverbien erscheinen als Primaries: "Twice a week I went with M. de Turgot to see the Duchesse de Beauvilliers, his sister; and *another twice-a-week* I went with him to the Comte de Buffon's (Hector St. John Crevecoeur, Letters from an American Farmer" XVIII). Sehr reich ist die Behandlung von "an old friend of Tom's", zu der jetzt van der Gaafs Aufsatz im Neophilologus 1927 hinsichtlich der Frage des Ursprunges dieser Fügung hinzuzunehmen ist. In 10. 73ff. bespricht Jespersen die eigentümliche Fügung "Once he passed a man *whom* he thought afterwards *was almost certainly a German spy* (Wells, Christina Alberta's Father" 23). Ich habe zu Jespersens Behandlung dieser Erscheinung im Appendix zur "Philosophy of Grammar" einige Ergänzungen im Angliabeibl. 38/154 gegeben. Die Erscheinung ist recht bunt, das „ungrammatische" "whom" wechselt mit "who" ab, aber es kommt "whom" (neben häufigerem "who") auch vor, wenn das "we think" u. dgl. deutlich (durch Beistriche, Klammern) als Einschub gekennzeichnet ist, andererseits findet sich bei einer Ausgestaltung dieses "we think, they say" zu einem längeren Gebilde "who", obwohl man hier

eher die von Jespersen behauptete Auffassung des Nexus "who ... are hungry" u. dgl. als Objekt annehmen möchte: "Forgetting those *whom* (they believe) *have caused* all this woe (Mary Barton" 21). "Lord Dartmouth . . ., *who* I don't hear *has yet recommended* Whitefield (Trevelyan, American Revolution" I 243). In manchen Fällen wird ein "whom" durch Vorhergegangenes induziert: "This man *whom* she loved and *whom* she intended *should become her husband* (Belloc-Lowndes, Bread of Deceit" 174). The bunks of the ships, *which* for curiosity's sake we measured and found *seldom exceeded eighteen inches in width* (A. Tweedie, Through Finland in Carts" 42). Bei manchen Zeitwörtern scheint auch das Objektverhältnis eher einzutreten: "the grace of God, *Qwhome* I beseche *have you in kepyng* (Paston Letters" III 7); "the second day came the steward from London *whom* I expected *would have given* warning to many of the servants (Diary of Lady Anne Clifford" 27). Jespersen erwähnt aber eine andere Fügung dieser Verkettung hier nicht, die mit der eben besprochenen in Zusammenhang steht. Im Romanischen scheint sie die weitaus üblichere zu sein: «de nostre joustise et de nostre seignorie, *la quele* nous requerons *que elle* soit devisee et esbonnee de la joustise le roi» (Urkunde von 1260 in Schwan-Behrens Urkundenanhang). «Le logé, *que* vos savés *que* Nicolete avoit faite (Aucassin et Nicolete» 71/2). «Une vieille *que* le médicin jurait, il y a dix-huit mois, *qu'elle* allait passer tout d'suite (René Benjamin, Les Justices de Paix» 77). «Fa tu poi quello . . . *che* creda *che* bene stea» (Decamerone). «Del segundo Don Quijote, digo de aquel *que* dicen *que* se engendró en Tordesillas» (Don Quixote II 5), daneben aber auch «"la prevencion *que* decia era bien *se hiciese*» (ebd. I 11). Im Englischen ist das auch die ältere Fügung: "þa namen hi þa men *þe* hi wenden þ ani god hefden" (Sachsenchronik 1137). "*Whom* ye seyen *that he* is youre god" neben "Crist axide his disciplis *whom* þei seiden *him to be*" (Wyclif). "The sum of gold *that* he seyd *that* I schuld have (Paston Letters" III 6). "Shwch thynges *as* ye thynk *that* shwld plese me" (III 24). "And *whom* he declared *that* he was proud to meet (W. E. Norris, Barbara and Company" 151). "A letter of his, *which* I will hope *that* he did not design to have published (De Quincey, Confessions" 3). "Knowing many things *which* she didn't yet know *that* she knew (Cancelled Love" 63). Ob nicht auch diese ältere Fügung auf die von Jespersen besprochene eingewirkt hat, ob nicht auch die „regelmäßige" Fügung "whom we think *to be hungry*" kontaminierend gewirkt hat, möchte ich offen lassen. Denn die ganze Frage muß vom Standpunkt des Mittelenglischen, wo zuerst diese Fügung aufkommt, wohl noch genauer untersucht werden; manche von Jespersen angestellte Ueberlegungen (so z. B. im Abschnitt 10, 75) gewinnen da ein anderes Aussehen; aber seine Erklärung eines abhängigen Nexus wird dadurch nicht wesentlich berührt.

Erfreulicherweise stellt Jespersen im Vorwort einen weiteren Band in Aussicht, der Nexusobjekte, "Sex and gender, time and tense" u. a. m. behandeln wird; so dürfen wir auf den Fortgang eines Werkes hoffen, das von der Unterbrechung seit 1914, in welcher Zeit sich Jespersen mit allgemeinsprachlichen Fragen beschäftigte, sehr viel gewonnen hat und das durch die geistreiche Art der Sprachbetrachtung, durch die weite Ueberschau und Zusammenschau sprachlicher Erscheinungen, endlich durch die Fülle gutgewählter Beispiele zu den bahnbrechenden Werken der Anglistik gehört.

EDGAR JACOT, *La Prononciation Anglaise Systématisée.* 32 S. Neuchatel, Selbstverlag. Preis Fr. 1,20.

Nach einer theoretischen Einleitung, in der Nesfield in der Gleichsetzung der Lautgestalt von ae. "cearu", ne. "care" dem Verfasser ein bedenklicher Führer war, erläutert Jacot sein System einer Lautbezeichnung in der Druckschrift: 1. "wri'te: cit'y"; 2. Bezeichnung der Vokale durch jene Zahlen, deren Wörter den entsprechenden Laut enthalten: "son[1], country[1], mother[1]" nach "one"; pear[7], bury[7]" nach "seven", wobei ebenso wie in der neuen Umschrift der APhJ [e] und [ɛə] bedenklich genähert werden. Mir scheint diese nicht alle Laute erfassende und ziemlich umständliche Art der Bezeichnung nicht besonders empfehlenswert; Craigies System, auf das ich hier schon einmal hingewiesen habe, sollte überall dort, wo man phonetische Texte nicht bringen will; einheitlich eingeführt werden.

Graz. Fritz Karpf.

C. WEISER. *Lehrbuch der englischen Sprache.* 5., durchgesehene und verbesserte Aufl. von M. Seidner-Weiser. A. Reichmann, Wien 1927.

Weisers auf den „Erfahrungen einer vierzigjährigen Lehrtätigkeit", aufgebautes Buch hat in sieben Jahren drei Auflagen erlebt, was der Verf. wohl als Beweis seiner Brauchbarkeit anführen kann. Was Gewissenhaftigkeit der Arbeit, Genauigkeit des gebotenen Sprachmaterials und Gründlichkeit der Darbietung betrifft, braucht es auch den Vergleich mit anderen Lehrbüchern nicht zu scheuen. Die Methode des Aufbaus eines Buches freilich, das nicht nur Sprachlehre, sondern auch Lese- und Uebungsbuch sein will, wird von verschiedenen Lesern verschieden beurteilt werden. Erfahrung im Erwachsenenunterricht lehrt, daß viele, die spät zum Sprachstudium kommen, erprobten neueren Methoden unbeholfener und skeptischer gegenüberstehen als (gewiß auch lange erprobten) älteren Wegen der Spracherlernung. Für solche Kurse, für Einzelunterricht und für das Selbststudium dürfte das Buch gut verwendbar sein; in der Hand eines guten (und anregenden) Lehrers vielleicht auch in der Schule, wohl aber nur bei älteren, intelligenten Schülern, die die ersten Partien rasch erledigen können. Sonst führt das System der unverbundenen Beispielwörter und der losen Uebungssätze unbedingt zu jener „Langeweile", derentwegen längere Transkriptionen vermieden wurden (S. V.). Die gar zu vorsichtige Einführung in die Spracherscheinungen ist m. E. für den Anfänger eine harte Probe: von den ersten 100 Seiten sind nur etwa 12 (in 21 kleinen Stücken) zusammenhängender englischer Text, davon manches wenig anregend (S. 36, The Visitors, 38, Going out . . ., 42, The Family, 56, I have Breakfast, 79, Friend Ralph), was um so mehr zu bedauern ist, als W. in den ausgewählten Stücken aus Stevenson, Jerome u. a. (S. 147, 179, 214), in den eingestreuten Anekdoten, Dialogen (gegen Schluß etwas eintönig) und in seinem hübschen „My first Visit to England" (S. 194—203, S. 198 und im Vorwort irrtümlich "to London") beweist, daß er über anziehende Stoffe verfügt; die im Vorwort auch erwähnten "The Human Body and its Diseases" und "The Farmyard" kann ich allerdings nicht dazu rechnen. Nicht glücklich erscheint mir die Aufnahme von Gedichten (auch Übersetzungen deutscher Dichter) und aus dem Zusammenhang gelöster Prosastücke (Wilde, S. 74, 131 Irving,

S. 112 u. a.) zwecks Illustration grammatischer Eigentümlichkeiten und die ähnlich begründete Trennung von inhaltlich Zusammengehörigem (The House, S. 45f., Forts. S. 87!). Grundsätzlich ablehnen muß ich schließlich den Umfang der „Rück"übersetzungen (etwa S. 110—12, S. 172—75: vier deutsche Geschichten neben Uebungssätzen!), vor allem aber die häufige Auflösung *einer* Geschichte in englische und deutsche Abschnitte, Die Darbietung der Uebersetzungshilfen (Vokabeln) in Fußnoten ist recht nützlich und ausreichend, gegen Schluß (nach dem Hinweis auf das Wörterbuch) vielleicht zu reichlich; in den letzten Kapiteln könnten wohl auch die Interlinearversionen zu den grammatischen Beispielen entfallen.

Das Buch bietet eine erschöpfende Laut- und Formenlehre und das wichtigste aus der Satzlehre, wobei Zeitwort und Präpositionen ausführlich behandelt sind. Hier sei gleich auf die guten Anhänge (bes. II: Terminologie der . . . Zeitwörter, III: die gebräuchlichsten Zeitwörter mit Vorwörtern) verwiesen.

Die Verteilung der Aussprachelehre auf die ersten XII Kapitel (185 S.) bedeutet m. E. keinen Vorteil, es bleibt auch hier noch einiges für einen Anhang übrig. Auch im einzelnen wäre manches zu bessern. „In- und Aus*laut*" sind bei [s/z] und th (S. 8f.) doch nur historisch unterscheidbar (s. die Beispiele: rise, rose, use, bathe!). Der Hinweis auf „deutsches ä" sollte bei [æ] endlich verschwinden (S. 8). Bei den Nasenlauten (S. 8) müßte „ng" erklärt werden; dazu böte die Anlage des Buches noch S. 59 Gelegenheit, wo auch das „stumme g und k" von der Darstellung der gh-Lautungen getrennt werden sollte. Die grundsätzliche Erörterung der Stimmhaftigkeit (S. 8) gehört ebensowenig in eine Anmerkung wie die Ausspracheerklärung zu r (S. 17).

In der Formenlehre wird "thou" mit allem Verbalzugehör ausführlich behandelt (S. 22ff., 54, mit Heineübersetzung 106), die [iz]-Lautung des Nominalplurals dagegen zu den unregelmäßigen Bildungen verwiesen (S. 26 statt 13), die parallele Erscheinung in der Präsensflexion (S. 23) bleibt ganz unerwähnt. Die Zahlwörter könnten schon S. 49, wenn nicht noch früher, zu ausführlichen Uebungen verwertet werden; zu spät für lebendigen (Sprech-)Unterricht scheint mir auch die Einführung der do-Konstruktionen bei Verneinung und Frage (S. 63f.).

Der Verkehr von Passagierbooten innerhalb Londons (S. 122f.) hat seit Uebernahme der Grafschaftsverwaltung durch die Konservativen (wegen des Mindererträges) aufgehört; die Preise in der Grocer's Bill (S. 143) wären richtig zu stellen (auch wird das Mädchen heute schwer "sovereigns" einwechseln können); die gute Hausfrau (S. 223) sollte nicht mehr in Kronen rechnen. Auch das "thou" der Quäker (S. 106) gehört wohl schon der Geschichte an, ebenso die a. a. O. erwähnte Königin (Viktoria ?). Schließlich sollten die unmögliche junge Dame mit Schleier und Hutnadel und der ebenso unvorstellbare junge Mann vor dem Spiegel (S. 38f.) modernisiert werden.

Demgegenüber sei die gewissenhafte Textherstellung (ich habe weder sprachliche noch Druckfehler gefunden) nochmals hervorgehoben. Es wird dem Bearbeiter ein Leichtes sein, die hier aufgezeigten Einzelmängel in der nächsten Auflage zu beheben. Vielleicht kann er dann in die hier begonnene "Angleichung an *Jones*" auch den „sch-Laut" einbeziehen, der recht häßlich neben dem [ʒ] stehen geblieben ist.

Wien. Max Schmid-Schmidsfelden.

Georg Kartzke, *Das amerikanische Schulwesen.* Quelle & Meyer, Leipzig 1928. VIII und 226 S.

Obwohl Deutschland zur Zeit im Zeichen einer Hochflut von Amerikaschriften steht, findet man über das amerikanische Schulwesen selten genaue Kenntnisse und geklärte Ansichten. Ohne Zweifel ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß auf diesem Gebiet in Amerika noch wenig Einheitlichkeit herrscht und eine gedrängte allgemeine Darstellung der Schulverhältnisse noch im eigenen Lande nicht vorliegt. Mit Freude ist daher die vorliegende Arbeit zu begrüßen, zu der in Deutschland kein anderer besser berufen sein dürfte als der Verfasser, der von den letzten 18 Jahren 10 Jahre in Amerika an den verschiedensten Erziehungsinstituten gewirkt hat und durch seine Tätigkeit am Amerika-Institut in Berlin und am Institut für Ausländer an der Universität Berlin die engsten Beziehungen zu Amerika unterhält.

Das Werk bringt so viel des Interessanten und Wissenswerten, daß es unbedingt in die Bücherei jeder höheren Schule und jedes Neuphilologen gehört. Es bietet auch viel mehr, als der Titel vermuten läßt: das Bild, das uns der Verfasser in seiner abgeklärten Weise vom amerikanischen Denken und Fühlen entwirft, führt weder zu kritikloser Bewunderung noch zu hochmütiger Ablehnung einer fremden Wesensart. In allen wesentlichen Punkten stimme ich mit dem Verfasser voll und ganz überein; die folgenden Bemerkungen werden vielleicht, ohne eine Kritik darstellen zu wollen, zur Diskussion von Einzelheiten Anlaß geben. Bei der Vielseitigkeit des Buches möchte ich dem Verlag raten, einen Index für die nächste Auflage anfertigen zu lassen.

Seite 1. Die schematische Darstellung des Bildungswesens würde ich mit dem Kindergarten beginnen; eine Erklärung des Wortes *University* in seinen verschiedenen Bedeutungen würde ich gleich am Anfang geben.

Seite 10. Hier ist ein längerer Bericht über das *Modern Foreign Language Study* einzuschieben, über das eine ausgedehnte Literatur seit dem Abschluß des Buches erschienen ist. Auch über die *Guggenheim Foundation* ist mehr zu sagen.

Seite 12. In San Francisco wird der Superindendent nicht mehr vom Volk gewählt.

Seite 17. Zu den Feiertagen ist Labor Day und Armistice Day hinzuzufügen.

Seite 20. Die Aufstellung über Nationalität von Elementarschülern in Cleveland ist anfechtbar; die Angaben über jüdische und jiddische Kinder erscheinen mir z. B. viel zu niedrig.

Seite 24. Bei der Bemerkung über Durchschnittsgehalt wäre eine genauere Quellenangabe erwünscht; die dazu gehörende Anmerkung über die Kaufkraft des Dollars ist zu erweitern. Handwerker, wie Maurer, arbeiten in Amerika selten ständig.

Seite 30. Ich würde hier die sehr schlechte Schrift der amerikanischen Kinder erwähnen, deren Hauptursachen: *fountain pen and speed.*

Seite 34. Belehrend wäre es, einige Testformulare abzudrucken.

Seite 37. Der Satz: „Die Ausstattung der Schmiede, Druckerei, Gießerei und Nähzimmer ist wie im besten und modernsten Fabrikbetrieb“ dürfte übertrieben sein.

Seite 39. Die Einführung der *Junior High School* stellt m. E. vor allem eine Verwaltungsänderung, weniger eine Kürzung der Elementarschule um zwei Jahre dar.

Seite 46. In der Aufstellung ist die Benennung der Staaten gleichmäßig zu gestalten, nicht *Californ.*, *Michigan*, *N. Y.*

Seite 50/51. Das Jahr 1915 liegt für Amerika recht weit zurück; der Verfasser sollte hier eine neuere Statistik suchen.

Seite 58. Als interessantes Beispiel wäre hier der Kampf zu beschreiben, der 1928 in Chicago zwischen Bürgermeister und Superintendent stattfand.

Seite 59. Das Wort Sommerschule ist zu erklären; bei dem Sabbatjahr ist zu bemerken, daß es nach sechs *oder* sieben Jahren gewährt wird.

Seite 65. Dieser Plan ist etwas schwer verständlich.

Seite 66/67. Das Jahr dieses Planes wäre anzugeben, denn heute bietet die Schule auch Spanisch und Deutsch.

Seite 77. Ueber den Affenprozeß von Dayton fehlen Einzelheiten.

Seite 100/101. Der Satz: „Das Vorurteil, das an unseren Universitäten gegen die praktisch-pädagogischen Abteilungen besteht, ist nicht vorhanden" dürfte zu optimistisch sein.

Seite 103. Zur *Teachers' Agency* ist zu bemerken, daß sie mehr und mehr durch Vermittlung durch die Fachvereine ersetzt wird, da hier große Uebelstände bestanden und oft Geldverdienst die Hauptsache war.

Der Abschnitt des Buches über die amerikanischen Universitäten ist besonders gut, da der Verfasser ein sehr feines Gefühl für das Empfinden des amerikanischen Studenten hat. Es behandelt seine Alma Mater, Yale, besonders ausführlich. In der Neuauflage sollte vielleichtnoch etwas mehr über die großen Staatsuniversitäten, die militärische Ausbildung der Studenten und den Sport gesagt werden. Der auf Seite 156 gebrauchte Ausdruck: „nach den großen Spielen" z. B. ist zu erklären. Eine Liste der anerkannten Hochschulen, wie sie im Anhang auf S. 197f. gegeben wird, ist natürlich ständiger Veränderung unterworfen. Daß der Verfasser die 5000 Studenten zählende U. C. L. A. (University of California at Los Angeles), in Verwechslung vielleicht mit der daneben bestehenden U. S. C. (University of Southern Calif.), vergessen hat, wird man ihm dort sehr verübeln, denn L. A. ist sehr stolz auf seine Universität. Emory University ist jetzt nach Atlanta, Georgia, verlegt, wo sie wunderschöne Gebäude hat.

Die wenigen Druckfehler und kleineren Ungenauigkeiten, die bei einer Ersterscheinung unvermeidlich sind, werden sich mit Leichtigkeit bei der nächsten Auflage des Buches ausmerzen lassen. Auch dürfte sich dann schon etwas über Meiklejohn's Experiment in Michigan sagen lassen.

Berkeley, U. S. A. E. K. Heller.

FRÖHLICH-SCHÖN, *Französische Kultur im Spiegel der Literatur.* Ein Lesebuch für Oberklassen. Zweite umgearbeitete Auflage 1928. Teubner, Leipzig.

In mustergültiger Weise vermeidet E. Schön, der geistige Leiter dieser gemeinschaftlichen Arbeit zweier offenbar aufeinander eingespielter Schulmänner, die beiden Gefahren, denen jeder Reformator bei der praktischen Erprobung seiner Ideen ausgesetzt ist: weder verschließt er sich starrsinnig den Notwendigkeiten des Realen, noch läßt er sich allzusehr von seiner Theorie abdrängen. Er läßt sich überhaupt nicht von ihr abdrängen,

sondern vervollkommnet sie allmählich. Sein kulturkundliches Lesebuch war gut in der ersten Fassung; es ist ausgezeichnet in der zweiten stark abgeänderten Auflage.

Das Vorwort der ersten Auflage sagte in genauer Formulierung, was dieses Lesebuch von anderen unterscheidet: „Kein geschichtliches Nacheinander der früheren Chrestomathie", sondern „das neue Nebeneinander unserer kulturpsychologischen Betrachtungsweise" wird geboten. „Grundzüge des fremden Wesens" tauchen „wieder und wieder auf, in neuen Zusammenhängen, von anderen Blickpunkten aus betrachtet . . . in immanenter Wiederholung". Und weiter hieß es damals (1926) mit ebenso ruhiger Sicherheit wie williger Bescheidenheit: „Wenn ein Lesebuch eine erziehliche Macht werden soll, so müssen Konzeption und leitende Gedanken einem Hirn entspringen, aber Hunderte müssen es nicht nur praktisch erproben, sondern auch ihre Erfahrungen der Zentrale mitteilen." Dies ist nun inzwischen geschehen, und die Verfasser des Lesebuches haben viele Ratschläge befolgt — sie haben glücklicherweise auch den Mut gehabt, etliche unbefolgt zu lassen. (Schade nur, daß die schönen Kapitel-Einleitungen der ersten Auflage diesmal aus dem Zusammenhang des Schulbuches gelöst worden und in ein abgesondertes Heft getan worden sind. Es steckt vieles in ihnen, was der Schüler sich in solcher Reife keineswegs selber erarbeiten kann, und was ihm die eigene Denkarbeit keineswegs abnimmt, was vielmehr sein Denken anregt und leitet. „Widerstrebend" haben wir es jetzt weggelassen, schreiben die Verfasser. Ich möchte ihr Widerstreben gegen die Ansicht, „die Schüler müßten sich hier selber helfen", ernstlich verstärken — und auf eine dritte Auflage hoffen.

In einem kulturkundlichen Buch nicht zu befolgende Ratschläge waren natürlich alle diejenigen, die auf Zerstörung des kulturkundlichen Prinzips hinausliefen. Eine von rein ästhetischen Wertungen bestimmte Auswahl müßte selbstverständlich anders aussehen. Befolgbar waren und befolgt wurden die Anregungen, die nach zwei Seiten hin die Kulturkunde im Schulunterricht nicht unterbinden, sondern fruchtbarer und von schädlichen Nebenwirkungen freier gestalten wollen. Einmal wurde manches entfernt oder ersetzt, was nach der Meinung erfahrener Schulmänner textlich „zu schwer", zu wenig „schulgemäß" war. Sodann, und das halte ich für den wesentlichen Vorzug der neuen Auflage, wurde eine innerliche Erweiterung und Schmeidigung des Lesebuches erreicht. Selbst wenn die Lektüre einer Klasse nur und allein auf diese Auswahl beschränkt sein sollte — die Verfasser betonen nachdrücklich, daß sie ihr Buch als Ergänzungslektüre betrachten, „daß im Mittelpunkt des Unterrichts das gehaltvolle Schriftwerk größeren Umfanges zu stehen hat" —, aber selbst bei jener ungehörig ausschließlichen Verwendung des Lesebuches kann nun in keinem Schüler mehr die törichte und verderbliche Meinung aufkommen, daß der Franzose nur und mit Haut und Haaren aus „Esprit" und „Raison" bestehe, daß er durchweg in „Salons" lebe, daß Paris sein ganzes Vaterland ausmache (welch letzte Meinung übrigens in gewisser Hinsicht, aber eben nur in gewisser Hinsicht, nicht so völlig unwahr ist und durch allen „Regionalismus" eher bekräftigt als widerlegt wird). Denn in dieser zweiten Auflage ist französisches Gefühl, französisches Familien- und Provinzleben, ist die reiche und tiefe Religiosität des Franzosen durchaus berücksichtigt worden. Oder anders

S. 112 u. a.) zwecks Illustration grammatischer Eigentümlichkeiten und die ähnlich begründete Trennung von inhaltlich Zusammengehörigem (The House, S. 45f., Forts. S. 87!). Grundsätzlich ablehnen muß ich schließlich den Umfang der „Rück"übersetzungen (etwa S. 110—12, S. 172—75: vier deutsche Geschichten neben Uebungssätzen!), vor allem aber die häufige Auflösung *einer* Geschichte in englische und deutsche Abschnitte. Die Darbietung der Uebersetzungshilfen (Vokabeln) in Fußnoten ist recht nützlich und ausreichend, gegen Schluß (nach dem Hinweis auf das Wörterbuch) vielleicht zu reichlich; in den letzten Kapiteln könnten wohl auch die Interlinearversionen zu den grammatischen Beispielen entfallen.

Das Buch bietet eine erschöpfende Laut- und Formenlehre und das wichtigste aus der Satzlehre, wobei Zeitwort und Präpositionen ausführlich behandelt sind. Hier sei gleich auf die guten Anhänge (bes. II: Terminologie der . . . Zeitwörter, III: die gebräuchlichsten Zeitwörter mit Vorwörtern) verwiesen.

Die Verteilung der Aussprachelehre auf die ersten XII Kapitel (185 S.) bedeutet m. E. keinen Vorteil, es bleibt auch hier noch einiges für einen Anhang übrig. Auch im einzelnen wäre manches zu bessern. „In- und Aus*laut*" sind bei [s/z] und th (S. 8f.) doch nur historisch unterscheidbar (s. die Beispiele: rise, rose, use, bathe!). Der Hinweis auf „deutsches ä" sollte bei [æ] endlich verschwinden (S. 8). Bei den Nasenlauten (S. 8) müßte „ng" erklärt werden; dazu böte die Anlage des Buches noch S. 59 Gelegenheit, wo auch das „stumme g und k" von der Darstellung der gh-Lautungen getrennt werden sollte. Die grundsätzliche Erörterung der Stimmhaftigkeit (S. 8) gehört ebensowenig in eine Anmerkung wie die Ausspracheerklärung zu r (S. 17).

In der Formenlehre wird "thou" mit allem Verbalzugehör ausführlich behandelt (S. 22ff., 54, mit Heineübersetzung 106), die [iz]-Lautung des Nominalplurals dagegen zu den unregelmäßigen Bildungen verwiesen (S. 26 statt 13), die parallele Erscheinung in der Präsensflexion (S. 23) bleibt ganz unerwähnt. Die Zahlwörter könnten schon S. 49, wenn nicht noch früher, zu ausführlichen Uebungen verwertet werden; zu spät für lebendigen (Sprech-)Unterricht scheint mir auch die Einführung der do-Konstruktionen bei Verneinung und Frage (S. 63f.).

Der Verkehr von Passagierbooten innerhalb Londons (S. 122f.) hat seit Uebernahme der Grafschaftsverwaltung durch die Konservativen (wegen des Mindererertrages) aufgehört; die Preise in der Grocer's Bill (S. 143) wären richtig zu stellen (auch wird das Mädchen heute schwer "sovereigns" einwechseln können); die gute Hausfrau (S. 223) sollte nicht mehr in Kronen rechnen. Auch das "thou" der Quäker (S. 106) gehört wohl schon der Geschichte an, ebenso die a. a. O. erwähnte Königin (Viktoria?). Schließlich sollten die unmögliche junge Dame mit Schleier und Hutnadel und der ebenso unvorstellbare junge Mann vor dem Spiegel (S. 38f.) modernisiert werden.

Demgegenüber sei die gewissenhafte Textherstellung (ich habe weder sprachliche noch Druckfehler gefunden) nochmals hervorgehoben. Es wird dem Bearbeiter ein Leichtes sein, die hier aufgezeigten Einzelmängel in der nächsten Auflage zu beheben. Vielleicht kann er dann in die hier begonnene "Angleichung an *Jones*" auch den „sch-Laut" einbeziehen, der recht häßlich neben dem [ʒ] stehen geblieben ist.

Wien. Max Schmid-Schmidsfelden.

GEORG KARTZKE, *Das amerikanische Schulwesen.* Quelle & Meyer, Leipzig 1928. VIII und 226 S.

Obwohl Deutschland zur Zeit im Zeichen einer Hochflut von Amerikaschriften steht, findet man über das amerikanische Schulwesen selten genaue Kenntnisse und geklärte Ansichten. Ohne Zweifel ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß auf diesem Gebiet in Amerika noch wenig Einheitlichkeit herrscht und eine gedrängte allgemeine Darstellung der Schulverhältnisse noch im eigenen Lande nicht vorliegt. Mit Freude ist daher die vorliegende Arbeit zu begrüßen, zu der in Deutschland kein anderer besser berufen sein dürfte als der Verfasser, der von den letzten 18 Jahren 10 Jahre in Amerika an den verschiedensten Erziehungsinstituten gewirkt hat und durch seine Tätigkeit am Amerika-Institut in Berlin und am Institut für Ausländer an der Universität Berlin die engsten Beziehungen zu Amerika unterhält.

Das Werk bringt so viel des Interessanten und Wissenswerten, daß es unbedingt in die Bücherei jeder höheren Schule und jedes Neuphilologen gehört. Es bietet auch viel mehr, als der Titel vermuten läßt: das Bild, das uns der Verfasser in seiner abgeklärten Weise vom amerikanischen Denken und Fühlen entwirft, führt weder zu kritikloser Bewunderung noch zu hochmütiger Ablehnung einer fremden Wesensart. In allen wesentlichen Punkten stimme ich mit dem Verfasser voll und ganz überein; die folgenden Bemerkungen werden vielleicht, ohne eine Kritik darstellen zu wollen, zur Diskussion von Einzelheiten Anlaß geben. Bei der Vielseitigkeit des Buches möchte ich dem Verlag raten, einen Index für die nächste Auflage anfertigen zu lassen.

Seite 1. Die schematische Darstellung des Bildungswesens würde ich mit dem Kindergarten beginnen; eine Erklärung des Wortes *University* in seinen verschiedenen Bedeutungen würde ich gleich am Anfang geben.

Seite 10. Hier ist ein längerer Bericht über das *Modern Foreign Language Study* einzuschieben, über das eine ausgedehnte Literatur seit dem Abschluß des Buches erschienen ist. Auch über die *Guggenheim Foundation* ist mehr zu sagen.

Seite 12. In San Francisco wird der Superindendent nicht mehr vom Volk gewählt.

Seite 17. Zu den Feiertagen ist Labor Day und Armistice Day hinzuzufügen.

Seite 20. Die Aufstellung über Nationalität von Elementarschülern in Cleveland ist anfechtbar; die Angaben über jüdische und jiddische Kinder erscheinen mir z. B. viel zu niedrig.

Seite 24. Bei der Bemerkung über Durchschnittsgehalt wäre eine genauere Quellenangabe erwünscht; die dazu gehörende Anmerkung über die Kaufkraft des Dollars ist zu erweitern. Handwerker, wie Maurer, arbeiten in Amerika selten ständig.

Seite 30. Ich würde hier die sehr schlechte Schrift der amerikanischen Kinder erwähnen, deren Hauptursachen: *fountain pen and speed.*

Seite 34. Belehrend wäre es, einige Testformulare abzudrucken.

Seite 37. Der Satz: „Die Ausstattung der Schmiede, Druckerei, Gießerei und Nähzimmer ist wie im besten und modernsten Fabrikbetrieb“ dürfte übertrieben sein.

Seite 39. Die Einführung der *Junior High School* stellt m. E. vor allem eine Verwaltungsänderung, weniger eine Kürzung der Elementarschule um zwei Jahre dar.

Seite 46. In der Aufstellung ist die Benennung der Staaten gleichmäßig zu gestalten, nicht *Californ.*, *Michigan*, *N. Y.*

Seite 50/51. Das Jahr 1915 liegt für Amerika recht weit zurück; der Verfasser sollte hier eine neuere Statistik suchen.

Seite 58. Als interessantes Beispiel wäre hier der Kampf zu beschreiben, der 1928 in Chicago zwischen Bürgermeister und Superintendent stattfand.

Seite 59. Das Wort Sommerschule ist zu erklären; bei dem Sabbatjahr ist zu bemerken, daß es nach sechs *oder* sieben Jahren gewährt wird.

Seite 65. Dieser Plan ist etwas schwer verständlich.

Seite 66/67. Das Jahr dieses Planes wäre anzugeben, denn heute bietet die Schule auch Spanisch und Deutsch.

Seite 77. Ueber den Affenprozeß von Dayton fehlen Einzelheiten.

Seite 100/101. Der Satz: „Das Vorurteil, das an unseren Universitäten gegen die praktisch-pädagogischen Abteilungen besteht, ist nicht vorhanden“ dürfte zu optimistisch sein.

Seite 103. Zur *Teachers' Agency* ist zu bemerken, daß sie mehr und mehr durch Vermittlung durch die Fachvereine ersetzt wird, da hier große Uebelstände bestanden und oft Geldverdienst die Hauptsache war.

Der Abschnitt des Buches über die amerikanischen Universitäten ist besonders gut, da der Verfasser ein sehr feines Gefühl für das Empfinden des amerikanischen Studenten hat. Es behandelt seine Alma Mater, Yale, besonders ausführlich. In der Neuauflage sollte vielleichtnoch etwas mehr über die großen Staatsuniversitäten, die militärische Ausbildung der Studenten und den Sport gesagt werden. Der auf Seite 156 gebrauchte Ausdruck: „nach den großen Spielen“ z. B. ist zu erklären. Eine Liste der anerkannten Hochschulen, wie sie im Anhang auf S. 197f. gegeben wird, ist natürlich ständiger Veränderung unterworfen. Daß der Verfasser die 5000 Studenten zählende U. C. L. A. (University of California at Los Angeles), in Verwechslung vielleicht mit der daneben bestehenden U. S. C. (University of Southern Calif.), vergessen hat, wird man ihm dort sehr verübeln, denn L. A. ist sehr stolz auf seine Universität. Emory University ist jetzt nach Atlanta, Georgia, verlegt, wo sie wunderschöne Gebäude hat.

Die wenigen Druckfehler und kleineren Ungenauigkeiten, die bei einer Ersterscheinung unvermeidlich sind, werden sich mit Leichtigkeit bei der nächsten Auflage des Buches ausmerzen lassen. Auch dürfte sich dann schon etwas über Meiklejohn's Experiment in Michigan sagen lassen.

Berkeley, U. S. A. E. K. Heller.

FRÖHLICH-SCHÖN, *Französische Kultur im Spiegel der Literatur.* Ein Lesebuch für Oberklassen. Zweite umgearbeitete Auflage 1928. Teubner, Leipzig.

In mustergültiger Weise vermeidet E. Schön, der geistige Leiter dieser gemeinschaftlichen Arbeit zweier offenbar aufeinander eingespielter Schulmänner, die beiden Gefahren, denen jeder Reformator bei der praktischen Erprobung seiner Ideen ausgesetzt ist: weder verschließt er sich starrsinnig den Notwendigkeiten des Realen, noch läßt er sich allzusehr von seiner Theorie abdrängen. Er läßt sich überhaupt nicht von ihr abdrängen,

sondern vervollkommnet sie allmählich. Sein kulturkundliches Lesebuch war gut in der ersten Fassung; es ist ausgezeichnet in der zweiten stark abgeänderten Auflage.

Das Vorwort der ersten Auflage sagte in genauer Formulierung, was dieses Lesebuch von anderen unterscheidet: „Kein geschichtliches Nacheinander der früheren Chrestomathie", sondern „das neue Nebeneinander unserer kulturpsychologischen Betrachtungsweise" wird geboten. „Grundzüge des fremden Wesens" tauchen „wieder und wieder auf, in neuen Zusammenhängen, von anderen Blickpunkten aus betrachtet . . . in immanenter Wiederholung". Und weiter hieß es damals (1926) mit ebenso ruhiger Sicherheit wie williger Bescheidenheit: „Wenn ein Lesebuch eine erziehliche Macht werden soll, so müssen Konzeption und leitende Gedanken einem Hirn entspringen, aber Hunderte müssen es nicht nur praktisch erproben, sondern auch ihre Erfahrungen der Zentrale mitteilen." Dies ist nun inzwischen geschehen, und die Verfasser des Lesebuches haben viele Ratschläge befolgt — sie haben glücklicherweise auch den Mut gehabt, etliche unbefolgt zu lassen. (Schade nur, daß die schönen Kapitel-Einleitungen der ersten Auflage diesmal aus dem Zusammenhang des Schulbuches gelöst worden und in ein abgesondertes Heft getan worden sind. Es steckt vieles in ihnen, was der Schüler sich in solcher Reife keineswegs selber erarbeiten kann, und was ihm die eigene Denkarbeit keineswegs abnimmt, was vielmehr sein Denken anregt und leitet. „Widerstrebend" haben wir es jetzt weggelassen, schreiben die Verfasser. Ich möchte ihr Widerstreben gegen die Ansicht, „die Schüler müßten sich hier selber helfen", ernstlich verstärken — und auf eine dritte Auflage hoffen.

In einem kulturkundlichen Buch nicht zu befolgende Ratschläge waren natürlich alle diejenigen, die auf Zerstörung des kulturkundlichen Prinzips hinausliefen. Eine von rein ästhetischen Wertungen bestimmte Auswahl müßte selbstverständlich anders aussehen. Befolgbar waren und befolgt wurden die Anregungen, die nach zwei Seiten hin die Kulturkunde im Schulunterricht nicht unterbinden, sondern fruchtbarer und von schädlichen Nebenwirkungen freier gestalten wollen. Einmal wurde manches entfernt oder ersetzt, was nach der Meinung erfahrener Schulmänner textlich „zu schwer", zu wenig „schulgemäß" war. Sodann, und das halte ich für den wesentlichen Vorzug der neuen Auflage, wurde eine innerliche Erweiterung und Schmeidigung des Lesebuches erreicht. Selbst wenn die Lektüre einer Klasse nur und allein auf diese Auswahl beschränkt sein sollte — die Verfasser betonen nachdrücklich, daß sie ihr Buch als Ergänzungslektüre betrachten, „daß im Mittelpunkt des Unterrichts das gehaltvolle Schriftwerk größeren Umfanges zu stehen hat" —, aber selbst bei jener ungehörig ausschließlichen Verwendung des Lesebuches kann nun in keinem Schüler mehr die törichte und verderbliche Meinung aufkommen, daß der Franzose nur und mit Haut und Haaren aus „Esprit" und „Raison" bestehe, daß er durchweg in „Salons" lebe, daß Paris sein ganzes Vaterland ausmache (welch letzte Meinung übrigens in gewisser Hinsicht, aber eben nur in gewisser Hinsicht, nicht so völlig unwahr ist und durch allen „Regionalismus" eher bekräftigt als widerlegt wird). Denn in dieser zweiten Auflage ist französisches Gefühl, französisches Familien- und Provinzleben, ist die reiche und tiefe Religiosität des Franzosen durchaus berücksichtigt worden. Oder anders

ausgedrückt: in seiner neuen Fassung lehrt das Lesebuch nun ganz gewiß nicht mehr (was es ja auch schon früher nicht gelehrt hat, was man jedoch seiner ersten Auflage immerhin bei einiger Feindseligkeit oder einiger Angst unterstellen konnte) — nicht mehr „den Franzosen" im Gegensatz zum Menschen oder zum Europäer oder zur Kulturgemeinschaft der Gegenwart. Sondern es schärft den Blick für französische Eigenart innerhalb der Menschheit und für den französischen Beitrag zur Gesamtkultur, an der viele Völker mitarbeiten, jedes auf menschliche, und doch jedes auf eben seine Weise.

Dresden. V. Klemperer.

Carl Dernehl u. Dr. Hans Laudan, *Spanisches Unterrichtswerk für höhere Schulen.* Unter Mitwirkung von B. Marwedel und Juan Marín Robledo. Ausgabe B. Grundbuch (140 S.); dazu als Sonderheft angefügt: *Grundzüge der spanischen Grammatik,* bearbeitet von C. Dernehl, B. Marwedel u. Dr. H. Laudan. (74 S.), B. G. Teubner, 1925 (4,40 M.).

Diese einbändige Ausgabe B tritt an die Seite der dreiteiligen Ausgabe A derselben Verfasser für „ältere und reifere Schüler, die in schnellem Fortschreiten bald zu zusammenhängender Lektüre befähigt werden sollen". An sie kann sich als Fortsetzung auch die Oberstufe der Ausgabe A anschließen. Dies Buch zeichnet sich, wie alle Dernehlschen Werke, durch seine geschickte methodische Anlage und Textverarbeitung aus. Es ist für einsprachigen Unterricht gestaltet, doch sind am Schluß des Buches für die einzelnen Lektionen deutsche Texte angefügt. Den spanischen Texten der Lektionen liegt die Fiktion zugrunde, daß ein Deutscher seinen spanischen Freund besucht und mit ihm und seinen Verwandten Sitten und Gebräuche, Landschaften und Städte studiert, so daß das Buch als erste Einführung in eine Kulturkunde von Spanien dienen kann. Dieser Einseitigkeit soll durch eingereihte Anekdoten, Rätsel, Sprichwörter usw. entgegengewirkt werden. Diese sind recht geschickt ausgewählt, geben aber den einzelnen Lektionen ein unruhiges Gepräge. Es wäre wohl besser gewesen, aus ihnen einzelne Lektionen zu machen, oder sie am Ende des Buches gesammelt zu bringen an Stelle der dort stehenden drei Stücke aus Prosaschriftstellern des 19. Jahrhunderts, die aus dem Rahmen des Buches herausfallen.

Die den einzelnen Lektionen zuerteilten Abschnitte aus der Grammatik sind reichlich umfangreich und könnten ein schnelles Fortschreiten behindern. Aber dieser Nachteil wird aufgehoben durch die äußerst geschickte, übersichtliche und einprägsame Anordnung des grammatischen Stoffes in den „Grundzügen", die vernünftigerweise mit dem Verb beginnen und auch das Hauptsächlichste aus der Syntax bringen. Mit besonderer Liebe scheint die Syntax des Verbs behandelt, die in glücklichem Maße Uebersicht und Detaillierung verbindet. Andere Teile, z. B. § 88, hätten gut, wegen ihrer Wichtigkeit, eine Erweiterung vertragen können. Die Verweisungen auf die „Sprachlehre" von Dr. Wacker sind dienlich für den Lehrer, wogegen ich nicht glaube, daß man den Schülern nach dieser Seite eine Erweiterung zumuten kann.

Hamburg. L. Meyn.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT
IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN,
ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXVI. *Dezember 1928.* *Heft 8*

ROUSSEAUSTÄTTEN.

(Zum 150jährigen Gedächtnis des Todes J. J. Rousseaus.)

Auf verschiedene Weise ehren die Völker ihre großen Toten. Westminsterabtei, Paulskirche und Pantheon geben zu denken. Walhalla liegt abseits. Inniger gedenkt der Deutsche seiner Geistesgrößen am Orte ihrer einstigen Wirksamkeit, an den Stätten ihres Lebens. Weimar und Frankfurt zeigen das am deutlichsten. Die Geburts- und Todesstätten unserer großen Dichter sind es, die wir pflegen und erhalten. Daß diese Pflege auch Shakespeare oder etwa Burns und Scott zuteil geworden, weiß jeder Englandfahrer.

Anders bei Rousseau. Dem im Leben hin und her Geworfenen war das Geschick auch nach dem Tode nicht günstig. Zwei Länder teilen sich in die Ehrenpflicht, sein Gedächtnis zu pflegen. Keines tut es in befriedigender Weise.

Wenden wir uns zunächst nach Genf, dem Geburtsort. Gewiß, das Denkmal auf der Insel (Île Rousseau) an der herrlichen Brücke, über die Tausende täglich dahineilen, still, abseits und doch am großen Verkehr gelegen, der Wunderwelt des Sees und der herrlichen Berge zugewandt, mahnt jeden Besucher der internationalen Fremdenstadt, daß von hier ein Licht aufging, das in noch ganz anderer Weise die Welt erleuchtete, als heute die Größen des Tages es dort zu tun meinen. Aber wie finde ich die bescheidene Stätte seiner Geburt? Schon die örtlichen gedruckten Führer versagen. Ja, sie führen auf falsche Spur. So gelangte ich zunächst in die Rue Rousseau auf dem rechten Rhôneufer, eine wenig anmutende Straße, in der ich linkerhand, vom Flusse kommend, das Café-Restaurant Rousseau fand. Hier wurde mir allerhand Fabelhaftes und Halbrichtiges erzählt. Das Haus habe früher als Geburtshaus gegolten, es sei auch das alte



Wohnhaus, die Familie sei aber während der Schwangerschaft der Mutter umgezogen. Eine Erinnerungsbüste hätte früher im Hausflur gestanden. (Ihr leerer Platz — nichts anderes — ist in der Tat dort zu sehen.) Alles das ist ungenau. Die Rousseaubiographen melden: «Rousseau est né dans la Grand'Rue (auf der anderen Uferseite, der Rive gauche) sur l'emplacement de la maison qui porte aujourd'hui le numéro 40.» Baedeker, La Suisse, 30e édition, 1928, p. 301, sagt auch richtiger: «Dans la Grand'Rue, sur l'emplacement du n° 40, se trouvait la maison où naquit, le 28 juin 1712, Jean-Jacques Rousseau. Elle appartenait au grandpère de Rousseau, chez lequel la mère de Jean-Jacques séjournait alors; les parents du futur écrivain habitaient au n° 27 de l'actuelle rue Rousseau.» Später, als er sein Haus verkauft hatte, 1719 oder 1720, verzog der Vater Rousseaus wahrscheinlich nach dem Quartier St. Gervais, wo er mehrere Wohnungen hatte, eine davon (die spätere) in der Rue des Etuves. Die Unstätigkeit des Sohnes, seine wechselnde Lage scheint also schon des Vaters Schicksal gewesen zu sein. So mochte es kommen, daß die Stätte, wo der Sohn das Licht der Welt erblickte, so lange nicht recht feststand. Die große Selbstbiographie des zur Weltberühmtheit Gelangten sagt ganz im Gegensatz zu Goethes Lebensbeschreibung nichts über das väterliche Haus. Die örtlichen Erinnerungen — vielleicht durch die so unregelmäßige und verworrene Kindheit getrübt — scheinen ihn nicht erfüllt zu haben, so sehr er sonst immer wieder in der ersten Entwicklung die Keime seines Wesens sucht. Das Dunkel, das auch sonst über seiner Geburt (wie später über seinem Tode) lag, hat dann die Spur zu seinem Geburtshause noch mehr verwischt. Stand doch selbst der genaue Tag der Geburt nicht fest. In den Confessions sagt der Autor lediglich: «Je suis né a Genève en 1712» (vgl. Goethe: „Am 28. August 1749 mittags mit dem Glockenschlage zwölf"). In einem Briefe an Madame Latour vom 27. Januar 1763 bezeichnet er als sein Geburtsdatum den 4. Juli 1712. Das ist ihm aber später als Irrtum nachgewiesen worden. Schon in einer früheren Ausgabe seiner Confessions heißt es in einer Fußnote: «Rousseau vint au monde le 28 juin 1712, dans une visite que faisait sa mère (bei ihren Eltern?) qui mourait en couches», was durch Hinweis auf eine amtliche Registereintragung bekräftigt wird. Die Mutter, «fille du ministre Bernard», bezeichnet Rousseau selbst in den Confessions als wohlhabend. Vermutlich war sie in den schweren Tagen der weniger behaglichen Wohnung in

der (jetzigen) Rue Rousseau entflohen. Allerhand Zweifel bleiben immerhin noch bestehen. Die Genfer selbst, soweit sie sich überhaupt um diese Dinge kümmern, begnügen sich heute damit, dem Fremden das Haus in der Grand'Rue als den „Ort des Geburtshauses" zu zeigen. Die Nr. 40 der Straße trägt denn auch eine steinerne Erinnerungstafel etwa im Louis XVI-Stil mit Medaillon und Inschrift: «Ici s'élevait la maison, où Jean-Jacques Rousseau est né le 28 juin 1712.» Irgendwelche anderen Erinnerungen bietet das Haus nicht. Eine beständige Pflege scheint es nicht zu erfahren. Dem üblichen Museum — das manches berühmte Geburtshaus verfälscht — ist es so entgangen. Auch im Gedächtnisjahr scheint sich niemand darum gekümmert zu haben.

Ist man dort einigermaßen enttäuscht von dannen gegangen, so wird man sich mit herabgesetzten Hoffnungen den übrigen Erinnerungsstätten zuwenden, wenn man etwa der Versuchung nachgibt, den von Kindheit an so Rastlosen auf seinen Wegen und Fahrten zu verfolgen.

Die nächste Spur führt über die Schweizer Grenze durch Savoyen. Ich verfolgte sie zunächst nach Annecy, der Stadt François de Sales', einer typischen, im Inneren recht schmutzigen, aber um so malerischeren französischen Kleinstadt. «Dieu vous appelle», sagte nach Confessions I, 2 der frömmelnde curé, M. de Pontverre, zu dem jugendlichen Ausreißer. «Allez à Annecy. Vous y trouverez une bonne dame bien charitable . . .» «Il s'agissait de madame de Warens . . .» Jeder Rousseaukenner weiß, was dieser Name besagt. Roussean selbst wußte es am besten. «J'arrive enfin: je vois madame de Warens. Cette époque de ma vie a décidé de mon caractère.» Man lese weiter über die erste Begegnung: «C'etait un passage derrière sa maison entre un ruisseau à main droite . . . et le mur de la cour à gauche . .» Aus stärkstem Jugendeindruck erwächst deutlich greifbare Ortsbeschreibung. Grund genug für den Reisenden, mit den Confessions in der Tasche nach diesem Ort zu suchen. Vergeblich! Das Haus, in dem die berühmte Gönnerin damals wohnte, scheint nicht mehr zu bestehen. Wohl kann man die nahe Klosterkirche «de la visitation» besuchen, wo sie ihren Glauben gewechselt (fit son abjuration Conf. I, 2). Die altersgraue Kirche, von höchst weltlichen Gebäuden (vorn Reisebüros, hinten ein Hotel, dessen Eingang durch eine Seitentür der Kirche führt!) arg eingeklemmt, macht keinen Eindruck. Den Triumph der ecclesia victrix über-

läßt es heute dem riesigen kirchlichen Neubau auf der nahen Höhe.

Ein höchst merkwürdiges Erlebnis hatte ich aber doch in Annecy. Rousseau selbst wohnte dort im Grand Séminaire. Dies mußte doch wenigstens noch vorhanden sein. Ich fand es in der Tat, aber in gründlich säkularisierter Form: «La curieuse Hostellerie de la Puya, Hotel de premier ordre» lautet heute der Titel der alten dicken, durch Um- und Anbauten „verschönten" Mauern. «Maison datant du XVIe siècle», sagt der Hotelprospekt, »150 chambres, — Eau courante — Ascenseur! On y savoure la bonne vieille cuisine française dans le cadre le plus pittoresque.» «Tarif des Appartements et des Repas» entsprechend. — Wohl schreckte den Rucksackwanderer der stolze, befrackte Schlüsselmann am Eingang. Trotzdem wagte ich eine schüchterne Frage. Französische Höflichkeit ließ den großen Mann die Verachtung über das lächerliche Interesse an so nebensächlichen Dingen einigermaßen verbergen. „Gewiß, wir zeigen noch das Zimmer (la chambre), in dem Rousseau einst gewohnt" — »Seulement, au moment, elle est occupée!»

Also weiter, nach Chambéry! Dort ist ja der eigentliche Ort des Zusammenlebens des zum Manne Heranreifenden mit seiner „Maman". Still, friedlich, im üppig grünenden Garten liegt in einiger Entfernung von der durch ihr altes Schloß, ein originelles Rousseaustandbild, durch moderne Regierungsbauten und Denkmäler ausgezeichneten alten Hauptstadt das Landhaus «Les Charmettes», in dem sich das Liebesleben der beiden abspielte. In einer guten halben Stunde steigt man, zuletzt zwischen dichten Hecken, an ein paar alten Häuschen vorbei, hinan zu dem auf sanftem Hang gelegenen Idyll. Stadt und Staat haben sich zusammengetan, es pietätvoll ganz im alten Zustande zu erhalten[1]). Ein alter Konservator, der mit einer noch älteren Wärterin einen Winkel des Hauses bewohnt, besorgt die Verwaltung. Im stillen Garten unter Bäumen, die, wie der alte Birnbaum, z. T. von dem berühmten einstigen Bewohner selbst noch gezogen sein sollen, sitzt er, fern der zermürbenden Kultur am Busen der allgütigen Mutter Natur, das Leben seines Heiligen nachlebend. Hier pflanzte und jätete der große Naturfreund,

[1]) Eine kurze, gute Beschreibung der Geschichte des Hauses ist an Ort und Stelle käuflich. Das „dumpfige Loch", in dem Gönnerin und Schützling vorher in der Stadt selbst gewohnt, konnte ich nicht finden. Über beide Wohnstätten vgl. Conf. I, 5.

nicht nur im Blumenbeet des von Hecke und Mauer geschützten Hintergärtchens, sondern auch in seinem, ach, noch so wilden Herzen, erquickt durch den ausgedehnten, ungemein ruhigen Blick auf das sanfte Tal, die stille Stadt und den gegenüberliegenden Berg (Dent du Nivolet). Schillers Spaziergang fällt dem deutschen Besucher ein. Man muß den Blick losreißen von der Ferne, um sich dem Orte selbst zuzuwenden. Standen hier die Bienenkörbe der Besitzerin? Wuchs damals wohl schon der dichte Efeu, der die alten Stämme und Steine jetzt umrankt? Waren die künstlichen Laubengänge und Buchenhecken so gedacht, wie sie heute aussehen? Ländlich bescheiden das alles, klein das Grundstück, nichts Herrschaftliches, kein „Landsitz“ etwa, und doch voll ruhiger Behaglichkeit. Das alte nüchterne Steinhäuschen mit dem überragenden Dach, den je drei Räumen in den beiden Stockwerken, den glatten schmucklosen Fenstern mit seinen Holzläden, war damals schon 100 Jahre alt. Alte Wappenreste über der Eingangstür deuten auf frühere Besitzer, die schon im 17. Jahrhundert den Wunsch nach einfach-ländlicher Zurückgezogenheit gehabt haben, wie wir ihn ja auch in deutschen Mittelgebirgsgegenden (Thüringen, Weimar!) verwirklicht sehen. Doch nun zieht es uns hinein in das Heiligtum. Eine Gedenktafel (vom Jahre 1792) versuchen wir noch zu entziffern. Zwischen den Fenstern des Erdgeschosses ist sie angebracht, mit den wohlgemeinten Versen, die vielleicht von jener anderen Freundin (M[me] d'Épinay) verfaßt sind:

Réduit par Jean-Jacques habité,
Tu me rappelles son génie,
Sa solitude, sa fierté
Et ses malheurs et sa folie.
A la gloire, à la vérité
Il osa consacrer sa vie,
Il fut toujours persécuté
Ou par lui-même ou par l'envie.

Eigentlich ein Mißklang! Folie und Persécution treten erst viel später in das Leben unseres Helden. Hier hätten Verse, wie sie Francis Jammes gefunden, stehen müssen:

Madame de Warens.

Madame de Warens, vous regardiez l'orage
plisser les arbres obscurs des tristes Charmettes,
ou bien vous jouiez aigrement de l'épinette,
ô femme de raison, que sermonnait Jean-Jacques!

C'était un soir pareil, peut-être, à celui-ci . . .
Par le tonnerre noir le ciel était flétri . . .
Une odeur de rameaux coupés avant la pluie
s'élevait tristement des bordures de buis . . .

Et je revois, boudeur, dans son petit habit,
à vos genoux, l'enfant poète et philosophe . . .
Mais qu'avait-il? . . . Purquoi pleurant aux couchants roses
regardait-il se balancer les nids de pies?

Doux asiles! Douces années! Douces retraites!
Les sifflets d'aulne frais criaient parmi les hêtres . . .
Le chèvrefeuille jaune encadrait la fenêtre . , .
On recevait parfois la visite d'un prêtre . . .

Oder Amor und Athene, die in ländlicher Einsamkeit jene im 18. Jahrhundert so häufigen Verbindungen eingingen (man denke an Voltaire und die Marquise du Châtelet in Cirey), hätten zum Eintritt einladen sollen. Wir finden sie jedenfalls als Hausgötter im Innern wieder, als Herrscher über das seltsame Gemisch geistiger Strömungen, das das wunderliche Jahrhundert hier widerspiegelt. Da ist im einfachen Speisezimmer des Erdgeschosses Natur und Natürlichkeit in den einfachen Möbeln, den fauteuils à l'épi, dem spartanisch einfachen Tisch, den kahlen Wänden, an denen gemalte Reliefs auffallen, wie sie sich auch in der Schloßkapelle zu Chambéry befinden. Da ist Frömmigkeit in dem «Oratoire», dem kleinen, von einem bis an die Decke reichenden, bildgeschmückten Altar ganz ausgefüllten Vor- und Zugangsraum zum Schlafzimmer der Hausfrau. Da ist antike Schäferpoesie in diesem Schlafzimmer selbst, wo auf einem Bilde Liebhaber und Geliebte in mythologischer Verkleidung wohl nicht ohne gewollte Anspielungen zu sehen sind. Unverändert steht hier das breite Bett mit dem einfachen, geblümten Himmel im Mittelpunkt, Zierstühle und Bücherkommode heben sich vom Hintergrunde der alten Blumentapete ab. Da ist aber auch höherer Kunstsinn, als er sich in diesen Stücken zeigt, namentlich in den Räumen des Gastes, im alten Rahmenspiegel aus echt venetianischem Glas seines Schlafzimmers, in den Gravüren und Porträts u. ähnl. des «Salon de J.-J. Rousseau», dem einzigen Raum allerdings von zweifelhafter Einrichtungsechtheit. Da ist Herrentum in der höchst bemerkenswerten Unterbringung des Dieners[1]), der in einem gegen das Zimmer

[1]) Es ist der „treue" Claude Anet, dessen Rolle im Hause ein besonderes Studium verdiente (Conf. I, 5).

vollständig abgeschlossenen und so möglichst unsichtbar gemachten Bretterverschlag unter der Decke — über dem Alkoven mit dem Bett des großen Menschenfreundes — schlafen mußte, kurz, da ist Behagen und ein gewisser Luxus neben Dürftigkeit und Entbehrung[1]), da ist Gottseligkeit neben der Sünde, Geistiges neben Sinnlichem, Kultur neben Natur. Aber über allem schwebt doch der Friede der seltsam milde stimmenden Landschaft, die sich aus jedem der für unseren Geschmack vielleicht zu kleinen, vergitterten Fenster genießen läßt, die Sammlung, Friede, Entspannung in die Seele des Beschauers einströmt.

Und doch galt dies Idyll später dem im Alter rückwärts schauenden Dichterphilosophen nicht als der Höhepunkt seines Naturgenießens.

«De toutes les habitations où j'ai demeuré, et j'en ai eu de charmantes, aucune ne m'a rendu si heureux et ne m'a laissé de si tendres regrets que l'île de St. Pierre au milieu du lac de Bienne (Ve Promenade).» Auch diese Zufluchtstätte des damals schon von Verfolgungsvorstellungen ernstlich Geplagten ist heute leicht zu erreichen. Die schönste Wallfahrt läßt sich von Neuchâtel aus machen, wenn man den (nur an bestimmten Wochentagen verkehrenden) Dampfer nimmt, der über den Neuchâteler See, durch den Verbindungskanal in den Bieler See zur Insel hinüberführt. Anders ist hier das Bild. Von einer Pflege der von Rousseau bewohnten Räume ist keine Rede. Und doch ist der Besuch in seiner Weise lohnend, anheimelnd, stimmungsvoll. Langsam nähert sich der Dampfer der Insel. Man hat zunächst den Blick auf das von sanfter Höhe abfallende Nordwest-Ufer, das noch heute mit dem dichten Wald bedeckt ist, in dem der Einsiedler dort herumzustreifen und schöne Aussichtspunkte zu suchen pflegte. Auf der Höhe liegt ein kleiner Pavillon versteckt. Schilffelder ziehen sich in den See. Wasserhühner verschwinden tauchend und lugen scheu hervor. Dann umfährt der Dampfer die Insel, um den Landungsplatz der entgegengesetzten Seite zu erreichen. Hier lacht ein flaches, grünes Ufer. Vom Wiesengrunde der Lichtung hebt sich das behäbige Gutshaus, hell im frischen Anstrich leuchtend.

Dort ist unser Ziel. Denn dort suchte der durch die Nachtszene von Motiers (Val de Travers, Conf. II, 12) doppelt Ver-

---

[1]) Besonders auch auf sanitärem Gebiete, wie ja überall im 18. Jahrhundert.

grämte seine «retraite». «Je prenais donc en quelque sorte congé de mon siècle et de mes contemporains, et je faisais mes adieux au monde en me confinant dans cette île pour le reste de mes jours.» Hier, in abgeschiedener Insellage, in der entzückenden Natur des grünen Eilands, mit dem Blick auf den stillen See («J'ai toujours aimé l'eau passionnément»), der «oisiveté» hingegeben, die er so liebte und die er in seinem Sinne verstand («C'est celle d'un enfant qui est sans cesse en mouvement»), suchte er vom Weltekel zu genesen. Nach stundenlangem Herumstreifen und glücklichen Träumen pflegte er hier mit dem Ergebnis seiner botanischen Sammlertätigkeit ins stille Kämmerlein zurückzukehren. — Das wollte ich sehen.

„Gehen Sie nur eine Treppe hoch zu der roten Tür hinein", sagte man mir auf gut Deutsch (wir sind im Kanton Bern) in der vollbesetzten Kaffeewirtschaft, die, auf die unzähligen Ausflügler berechnet, im Erdgeschoß des Wirtschaftsgebäudes untergebracht ist. Ob diese Scharen Rousseaus wegen zu der lieblichen Insel kommen? Es scheint nicht so. Ich bleibe allein. Um so besser. Ich finde die rotgestrichene Tür halb offen, trete ungehindert ein und befinde mich in einer alten Küche mit zerfallenem Herd. Einige alte Schrankfächer in der Wand mögen früher die wenigen Küchengeräte bewahrt haben. Heute sind sie leer, und zeigen auf den ungestrichenen Außenflächen nur die zahlreichen eingeschnittenen Namen pietätloser Besucher. In der dicken Mauer ist ein Fenster, das notdürftig Licht gibt. Leer und öde, stimmt der Raum fast traurig. Ich trete in den Nachbarraum, den einzigen, der Rousseau und der unzertrennlichen Gefährtin zur Verfügung stand: Schlaf- und Wohnzimmer zugleich. Denn die einst freiwillig gesuchte Bedürfnislosigkeit war zum Zwang geworden. «Il s'agissait de subsister: et tant par la cherté des denrées que par la difficulté des transports, la subsistance est chère dans cette île (Conf. II, 12).» In der Ecke eine alte Bettstelle, daneben ein schmutziger, ehemals grau gestrichener Nachttisch, dessen Schubfächer sogar noch erhalten sind, ein paar eben solche Tische mit schlank gedrechselten Beinen. In der Ecke am Fenster das Schreibpult, mehr wie einfach, mit aufklappbarem Deckel. Am Boden liegen Trümmer früheren Hausgeräts: Das Gehäuse einer Uhr, deren übrige Teile verstreut herumliegen. Alles verstaubt und verschmutzt, ungeschützt dem Zufall und der Ehrlichkeit der völlig sich selbst überlassenen Besucher preisgegeben. Und doch: Ein Blick aus

dem stets offenen Fenster, und der Geist des einstigen Bewohners schwebt herab, schwebt herein mit den Schwalben, die jetzt hier wohnen und laut zwitschernd den Kopf des Eindringlings umflattern, das Nest im Dachgebälk suchend, aus dem die junge Brut hervorlugt. Wie lange mögen sie schon hier oben in den dachkammerartigen Räumen hausen? Die zahlreichen, in anderer Umgebung wohl unästethisch wirkenden Spuren deuten auf langes, von Kultur und Menschheit ungestörtes Naturleben. — Könnte man dem Naturfreunde ein lieblicheres Denkmal errichten? Die Büste von Houdon unter den Bäumen neben dem Eingang dort unten spricht nicht so zu Herzen, wie das Naturidyll hier oben.

Auch das Inselidyll dauerte bekanntlich nicht lange. Neuen Verfolgungen weichend, verließ Rousseau schweren Herzens den „lebenslänglichen Zufluchtsort". Wo überall sind nun seine Spuren? Aus glücklichen Tagen sind sie leichter zu finden, und es wäre gewiß eine schöne Reiseidee für eine Schweizerfahrt, nach den autobiographischen Ortsschilderungen der Confessions, der Nouvelle Héloïse u. a. diesen Spuren zu folgen. Auf Schritt und Tritt würde man sie finden, an den Seen und auf den Bergen. Manche Orte haben die Erinnerung an den flüchtigen Gast festzuhalten versucht, so Vevey, wo eine Steintafel an weithin sichtbarer Hauswand kündet: «Ici J.-J. Rousseau logea en 1730. — J'allais a Vevey, dit-il[1]), loger à la Clef. Je pris pour cette ville un amour qui m'a suivi dans tous les voyages.» Im Valais sehen wir ihn dann herumwandern und die damals noch selbstverständliche Gastfreundschaft der treuherzigen, trunkfesten Bergbewohner in Anspruch nehmen. Das alles kann den Wanderfreudigen wohl locken. Denn der „erste Wandervogel" wußte die Wege zur Schönheit der Natur zu finden und zu weisen, wie keiner.

Heute folgen wir ihm nur noch kurz in das Herz seiner geistigen Adoptiv-Heimat, zu seiner Bleibe im Walde von Montmorency, wo in der berühmten Ermitage[2]) unter dem Schutze jener anderen Gönnerin (Mme d'Épinay) die Hauptwerke des Einsamgewordenen entstanden. Wenn man von Paris aus den Ausflug nach Montmorency macht, stößt man im Orte selbst auf ein kleines Musée J.-J. Rousseau, das in der Bibliothèque muni-

---

[1]) In den Confessions.

[2]) Vgl. Conf. II, 9 (17. Dez. 1757). — In Yverdon (Conf. II, 12) fand ich R.'s Spuren durch Pestalozzi verdunkelt.

cipale untergebracht ist, einem unscheinbaren Gebäude mit einer Dreifensterfront im ersten Stock. Wer sich für die Frage der Todesart Rousseaus interessiert (die man in Ermenonville studieren muß), findet neben Houdons Totenmaske in diesem Museum eine Kopie des entscheidenden procès-verbal über die ärztliche Untersuchung der Leiche: L'ouverture de la tête et l'examen des parties renfermées dans le crâne nous a fait voir une quantité très considérable (plus de huit onces) de sérosité épanchée entre la substance de cerveau et les membranes que la recouvrent. — Auch die Möbel, die Rousseau in der Ermitage benutzte, besonders sein Schreibtisch, zwei Windlampen für das Studium in freier Nachtluft und eine Sammlung von Porträts und Autogrammen sind hier zusammengebracht.

In der Rue de l'Ermitage am Hause Nr. 46 findet man dann folgende entmutigende Inschrift:

C'est dans cette rue, au Nr. 10, que se trouvait l'Ermitage habité par J.-J. Rousseau du 9 avril 1756 au 15 X^bre 1757.

La maison existe encore, mais des modifications succesives en ont complètement dénaturé le caractère.

Elle est occupée aujourd'hui par le Jardinier Concierge de la Propriété dénommée le Pausilippe. Grétry habita également l'Ermitage qu'il avait acquis en l'an VI (1797). Il y est mort le 24 septembre 1813.

Man verzichtet also am besten, diesen Ort überhaupt aufzusuchen oder wenigstens das Innere zu betreten. Nur der dichte Efeu am Hause läßt allenfalls noch auf den einstigen Charakter schließen. Auch die kleine Gartenwohnung „zu Mont Louis“ bei Montmorency scheint nicht mehr zu existieren, wo der mit der Beschützerin Zerfallene nach dem Verzicht auf die Ermitage bis 1762 hauste, um die begonnenen Werke zu vollenden. Führer und Auskunfterteilende versagten. Vielleicht können hier besser Unterrichtete eine Ergänzung liefern.

So bleibt nur noch der Besuch der letzten Rast des Irrenden auf seiner Erdenfahrt: Ermenonville.

43 km von Paris liegt es an einer Seitenstrecke der Bahn nach Soissons, nahe dem gleichnamigen Walde, das weltbekannt gewordene Schloß des Grafen von Girardin mit seinem stillen Park, seinen Grotten, Hecken und Büschen und vor allem mit dem kleinen Teich und der Pappelinsel. Hier ist auch das leere Grab des noch im Tode Ruhelosen zu sehen. Das Schloß selbst kann man zu Zeiten besichtigen, wenn der jetzige Besitzer

verreist ist. Auf alle Fälle lohnt die Besichtigung des Parkes, von dem der Führer rühmt, daß er einer der schönsten des 18. Jahrhunderts sei. Da der berühmte Gast nur kaum einen Monat im Schlosse wohnte, kann man es verstehen, wenn mehr das Grab und der Park als das Innere des übrigens äußerlich nicht bestechlichen Gebäudes aufgesucht wird.

Freilich steht man auch dort enttäuscht! Warum hat man dem Naturschwärmer nicht seine Ruhestatt gelassen, die ihm die verständnisvollen Gastfreunde ausgesucht unter rauschenden Baumwipfeln, auf abgelegener Insel, inmitten der ruhigen Wasserfläche, die er so liebte? — — —

So muß heute der Rousseau-Verehrer in die feierliche Halle des Pantheon treten, wenn er zum Gedächtnis am Sarge des Propheten weilen will.

Hier finden denn auch die öffentlichen Ehrungen des ins Götterreich Versetzten statt.

Aber nie wird dieser Gottesdienst das stille Verweilen an den Stätten ersetzen können, an denen der erste moderne Mensch, der Schöpfer alles Neuen, das uns noch heute bewegt, gelebt und gelitten.

Hannover. Rudolf Münch.

DIE ERLEBTE REDE IM ÄLTEREN ENGLISCHEN UND IN VOLKSTÜMLICHER REDEWEISE.

Schon in meiner Besprechung von Jespersens 'Philosophy of Grammar'' (Angliabeiblatt 38, 153) hab ich für die eigentümliche Form der Frage in der erlebten Rede ein Beispiel vom Jahre 1385 beigebracht: "þe forsayde Ion askyt me: *wes* þat þe conclucyoun of *myne* ordenans" (Schottischer Schiedsspruch von 1385). Da seither Marguerite Lips in ihrem Buche "Le Style Indirect Libre'' nur ein „Aperçu" über das Vorkommen dieser Erscheinung im Deutschen und Englischen (S. 197—215) gibt, worin sie bis auf J. Austen und W. Scott zurückgeht, und nur als eine zu beachtende Quelle noch den Roman des 18. Jahrhunderts erwähnt, so möchte ich zunächst einige ältere Beispiele aus Chaucer anführen, die Züge der erlebten Rede aufweisen: "Sone after this, to him she gan to rowne, And asked him if Troilus were there? He swor hir, '*nay, for* he *was* out of towne,' And seyde, 'nece, I pose that he were, Yow thurfte never have the more fere' (Troilus and Criseyde'', 3. 568/72). So Skeat in

der Students' Edition; R. K. Root's neue kritische Ausgabe druckt "He swor hir nay, for he was out of towne", gibt aber in der Anmerkung S. 473 das "for he was out of towne" als "Pandarus's statement". "And she accepteth it in good manere, And *wolde* do fayn that is him leef and dere; And trusten him she *wolde*, and wel she *mighte*, As seyde she, and from hir hors she lighte" (ibd. 5. 186/9). "And fynally she wroot and seyde him thanne, She wolde come, *ye*, but she niste whanne" (ibd. 5. 1427/8). Häufiger als in diesen paar Fällen zeigt sich die direkte Rede mit that, how that eingeleitet (so "Parlement of Foules" 557/60), eine Mischform, die zweifellos bei der Erforschung der erlebten Rede auch zu beachten ist. Eine andere Zwischenform, nämlich die Ausstattung indirekter Rede mit Anführungszeichen und Absatz, bzw. Einschub oder Nachsetzung eines "he said", ist bei Scott schon recht häufig: "In this dilemma, the good genius of the old butler suggested an expedient". (Absatz.) "*He had* seen mony a braw callant, far less than Guse Gibbie, fight brawly under Montrose. *What for no tak* Guse Gibbie?" This was a half-witted lad... — Burley suddenly asked Morton, "Whether the words he had spoken overnight had borne fruit in his mind?" — At length Milnwood himself answered, *"They had heard* of some such misfortune, but *were* in hopes it had not been true". — "Morton testified the greatest repugnance to this arrangement. (Absatz) '*He had* the strongest personal motives', he said, 'for desiring to remain near Tillietudlem' ... (Old Mortatity, Everyman's Library" 27, 61, 84, 257; ähnlich 99, 361, 362, 390, 423). Geradezu als erlebte Rede ist es anzusprechen, wenn ein in rein berichtsmäßiger Wiedergabe der Rede (in eigentlich indirekter Rede) nicht denkbares Element beibehalten wird: "A girlish treble voice asked him from without, 'If he wad *please* gang to the Linn or the folk raise?" (ibd. 410). Die eingangs erwähnte eigentümliche Form der Frage scheint im Englischen auch in dialektischer Rede (und ihrer Nachbildung) nicht selten zu sein: "Campbell [with sudden passion]. Sandeman, put your sword to the carcass o' this muckle ass and see *will it louse his tongue*" (J. A. Ferguson, Campbell of Kilmhor).

Das Schwanken, ob es sich an einer bestimmten Stelle um den Bericht des Schriftstellers oder die erlebte Rede einer Person handelt, wird manchmal durch einen Einschub beseitigt: "It appeared that they were man and wife .... Mr. Decker, the husband, had once saved eighty dollars for that purpose,

but while in San Francisco had his pocket picked — Mr. Decker was *so* senseless (the intelligent reader need hardly be told that it is the lady who is speaking. Bret Harte, Idyls of the Foothills" 26). Da die Belege für die erlebte Rede vom Anfang des 19. Jahrhunderts schon eine völlige Ausbildung ihrer verschiedenen Formen zeigen, wäre es seltsam, wenn sie nicht auch im 18. Jahrhundert vorkäme. Jespersen (MEG III, 2. 48) führt nur für die besondere Art der Frage in der erlebten Rede ein vereinzeltes Beispiel aus Defoe an. Tatsächlich aber finde ich für erlebte Rede als Aussage eine Stelle bei Swift: "I answered, 'I *was* an Englishman, drawn by ill fortune into the greatest calamity that ever any creature underwent, and *begged, by all that was moving*, to be delivered out of the dungeon I was in'. — The voice replied, 'I *was* safe, for my box *was* fastened to *their* ship'. — I answered 'that *was* needless, and *would* take up too much time; *for* there *was* no more to be done, but *let* one of the crew put his finger into the ring, and take the box out of the sea into the ship, and so into the captain's cabin' (Gulliver's Travels" 176). Hier ist besonders das "let", das den Übergang aus der erlebten zur direkten Rede bildet, auffällig. "The aunt answered, '*She knew* too much of the world to be so deceived; *that* as she was sensible another man had her affections, she should persuade Mr. Western to hasten the match as much as possible.

It would be bad politics, indeed', added she, 'to protract a siege. . . .' (Fielding, Tom Jones" I, 253). Hier ist das "that'' möglicherweise Aufnahme der strengen indirekten Rede, wenn man es nicht lieber als Wiederholung des ersten unausgedrückten auffassen will. Es liegt also hier möglicherweise ein Übergang von erlebter (emotional gefärbter) zu strenger indirekter und dann zu direkter Rede vor. Ein ebensolcher Übergang von indirekter, mit Anführungs- und Fragezeichen ausgestatteter Frage zu direkter Rede ist I, 400 zu finden. Von Jane Austen aber wird man in allen Fragen auf Richardson zurückgreifen, denn "her knowledge of Richardson's works was such as no one is likely again to acquire (J. E. Austen-Leigh, Memoir of Jane Austen" 89); und wirklich sind Belege für die erlebte Rede bei Richardson nicht selten. "My sister made me a visit there the day after Mr. Lovelace had been introduced; and seemed highly pleased with the gentleman. His birth, his fortune in possession, a clear 2000 *l.* a year, as Lord M. had

assured my uncle; presumptive heir to that nobleman's large estate: his great expectations from Lady Sarah Sadleir, and Lady Betty Lawrence; who with his uncle interested themselves very warmly (he being the last of his line) to see him married. – 'So handsome a man! – O her beloved Clary!' (for then she was ready to love me dearly, from the overflowings of her good humour on his account!) 'He was but *too* handsome a man for *her!* – Were she but as amiable as *somebody*, there would be a probability of *holding* his affections! — For he was wild, she heard; *very* wild, very gay; loved intrigue — but he was young; *a man of sense*; would see his error, could she but have patience with his faults, if his faults were not cured by marriage!' — Thus she ran on" (Clarissa, Letter II.). Die ganze Stelle ist zweifellos erlebte Rede; und der Ausruf "Oh my beloved Clary" ist in die erlebte Rede mit einem "shifting" des Possessivs umgesetzt, das ich noch im Angliabeiblatt 38, 153 nach dem Beleg aus B. Ruck, "Kneel to the Prettiest" 153 für eine ganz junge Entwicklung hielt. — Ferner ist von "His birth" an der von O. Funke (Luickfestschrift 105) behandelte Kurzstil, der in Dickens bei Mr. Jingle Charakterisierungsmittel ist, hier in erlebte Rede umgesetzt, wie das „Thus she ran on" zeigt; Ausrufe ("he was but *too* handsome a man for *her*"), Innuendos ("were she but as handsome as *somebody*") sind in *erlebter* Rede gegeben. Auch wie Arabella dann vor dem Spiegel sich prüft, — wird von Clarissa in erlebter Rede gegeben: "Nothing, in short, to be found fault with, though nothing very engaging *she doubted — was there, Clary?*" Ähnlich im folgenden: "Thus, however, could my sister make it out — "*Upon her word* she believed Mr. Lovelace deserved not the bad character he had as to women. — He was really, to her thinking, a modest man. He would have spoken out she believed: but once or twice as he seemed to intend to do so, *he was under so agreeable a confusion! such a profound respect he seemed to shew her! a perfect reverence*, she thought: she loved dearly that a man in courtship should shew a reverence to his mistress". — In der Frage: "What did the man mean, she wondered? *Had* not *her* uncle brought him declaredly as a suitor to her? . . . Ausrufe, emotionale Färbung der Rede: *No, indeed!* with a haughty toss, was my sister's reply — It would be strange if *she* had (L. III.). — He smiled, and called himself my servant. — The occasion *was* too fair, he said, for Miss Howe, who never *spared* him, to let

it pass. But, *Lord help the shallow souls of the Harlowes! Would I believe it?* They were for turning plotters upon *him* (im Text gesperrt). They *had best take care* he did not pay them in their own coin" (L. XII.). Ich kann hier keine englische ältere Ausgabe einsehen, in Tauchnitz ist auch die mit "that" eingeleitete indirekte Rede in Anführungszeichen gesetzt; mir scheint, daß sich eine Untersuchung auch der Originalinterpunktion lohnen würde. Die sehr feine Bemerkung E. Lorcks über den Zusammenhang von Zurückhaltung des Dichters (Marmontel, Thackeray usw.) und erlebter Rede (NSpr. 35, 458) gilt ja für den Briefroman ganz besonders, und Richardson sagt in der Vorrede zu Clarissa, daß das Buch reich ist an "affecting conversations: many of them written in the *dialogue* or *dramatic way*".

Ich hatte mir schon zu meiner Besprechung im Angliabeiblatt, wo ich nur ein schottisches Dialektbeispiel (a. O. 145/6) anführe, einige Beispiele der erlebten Rede aus deutschen Dialektschriftstellern notiert; eingehendere Umschau auf diesem Gebiete ergab mir, daß in volksmäßiger Rede die erlebte Rede gar nicht selten ist, wie denn nun auch Elise Richter in ihrer Besprechung des Buches von M. Lips die volkstümliche, gesprochene Sprache als ein Gebiet der erlebten Rede bezeichnet hat (Archiv f. d. St. d. neueren Spr. u. Lit. 153, 151). Eine allerdings flüchtige Durchsicht volksmäßiger Literatur des 18. Jhdts. (Joachim Nettelbeck u. ä.) blieb freilich ergebnislos bis auf einige Stellen aus Ulrich Braekers „Das Leben und die Abentheuer des Armen Mannes im Tockenburg“: „Oft streckt' ich mich vor Mattigkeit und fast zerschmolzen von Schweiß, der Länge nach auf den Boden und dachte: *Ob's wohl* auch in der Welt überall so mühselig zugehe? *Ob ich mich grad'* jetzt aus dem Staub machen sollte? Es werde *doch* an andern Orten auch Brot geben und nicht gleich Henken gelten. Ich hätte auf der Kreutzegg beim Geißhüten mehrere solche Bursche gesehen, denen's außer ihrem Vaterland, wie sie mir erzählten, recht wohl gegangen, und was des Zeugs mehr war. Dann aber fand ich: *Nein!* es wäre *doch* Sünd', von Vater und Mutter wegzulaufen; *wie?* wenn ich ihnen ein Stück Boden abhandeln, es bauen, brav Geld draus ziehen, dann aus der Losung ein Häuschen drauf stellen und so für mich leben würde? Husch, sagt' ich eines Tages, das muß jetzt sein!“ (Ausg. von Meyer und Jessen, S. 36). — Hier ist schon der Übergang zur direkten

Rede, den man bei „dann aber fand ich" ansetzen kann, bei „Husch, sagt' ich" jedenfalls ansetzen muß, ein Zeichen, daß auch das Vorhergehende nicht als trockene, bloß berichtende Inhaltsangabe der Gedanken aufzufassen ist; und daß nach dem einleitenden „dachte" und *Doppelpunkt* das „Ob's" groß geschrieben wird, scheint mir die Wiedergabe eines *direkten:* „Ob's wohl auch in der Welt überall so mühselig zugeht? Ob ich mich grad' jetzt aus dem Staub machen soll?" Ähnlich im folgenden: „Sie untersuchten Soll und Haben; und das Fazit war, daß sie die Sachen bei weitem nicht so schlimm fanden, als sie sich's vorgestellt hatten. Sie baten ihn also alle wie aus einem Munde, er solle doch nicht so kläglich tun, sich tapfer wehren und seine Wirtschaft emsig treiben wie bisher; sie wollten gern Geduld mit ihm tragen und ihm noch aus Kräften beraten und beholfen sein; er habe eine Stube voll braver Kinder, die werden *ja* alle Tag größer und können ihm an die Hand gehen. *Was er mit diesen armen Schafen draußen in der weiten Welt anfangen wolle?*" (46). M. Lips geht mit ihren deutschen Belegen nicht übers 19. Jahrhundert zurück; auch George O. Curme, der in seiner "Grammar of the German Language" (1922[2], 245—247) die "Independent Form of Indirect Discourse" behandelt, gibt nur Belege aus neueren Schriftstellern (Berlepsch, Emil Ertl, Stilgebauer, Rudolf Herzog, Rosegger). Mit U. Braeker kommen wir aber ins Jahr 1789. In Protokollen, auf die E. Lorck für eine ganz frühe Zeit verweist (N. Sp. 35, 462), mag eine oder die andere Form der freien indirekten Rede noch früher zu finden sein: darauf ich geantwort, (A) wenn es jetzt sein muß, so ist kein accomodirterer Ort als die Kühtratte, dabei aber per expressum bemerkt, (B) ich fordere ihn nicht, er aber dagegen, (C) es sei *schon* gut und ich solle mich *nur* bald da unten finden lassen (Zahn, Styriaca 1894/267 aus dem Jahre 1650), wo A direkte Rede ist, B direkte oder indirekte Rede sein kann, C emotionell gefärbte freie indirekte Rede ist. Ähnlich: und als mir referiert worden, *nein*, er *sei* noch nicht hinaus, bin ich fortgeritten (267, eine ähnliche Stelle 268).

Ganz häufig ist eine freie Form der indirekten Rede auch im Dialekt. Fürs Kärntnerische entnehme ich Belege einem der wenigen im Dialekt mitgeteilten Stücke in Georg Grabers „Sagen aus Kärnten": „Voarn Doarf draußn mant dar Peatrus zan Herrgat, er hiat ean (an Schmiedn) *wohl eppar* wås göbn solln. Drauf sågg dar Herrgat, dar Peatrus sollt hintargean und an

Schmied *hält* göbn, was ar varlongt" (308). — Bis eahm dar Teifl recht schean bittat, er mögatn *do* åbarsteign låsn, er kinat schon då bleibn. — Weil åbar der Hoarnate eam so schean varspricht, — dåß ar eam *jå* nit mitnöman weart, såg dar Schmied: „Geast hålt!" (309) — F. Franziszis Kulturstudien enthalten nichts der Art.

Im Stoansteirischen, bei Peter Rosegger, finden sich verschiedene Formen einer ganz freien, der „erlebten Rede" entsprechenden Gestaltung der indirekten Rede: „Von Edelhofa der oldi Knecht, da Buidl, kimpp ins Stadl und frogg nochn Bezirksgricht. (Absatz). S grossi Haus *selm* afn Plotz, mitn guldan zwoaköpfadn Vogl üba da Tür, *sult nar eini gehn.* Üba d Stiagn auffi: warn *eh* scha Leut obn in Vorzima, sult sich *na* niedasetzn af da Bonk, wurd *scha* gruafn wern. (Absatz). Nau is recht. Da Buidl mochts a so (Stoansteirisch 114). — Doh hot sa sih zuatrogn, daß in Heilign Obnd ban Leezeltner grod die graw Kotz hin worn is; da kloani Bua hots von Stodl eina brocht und hoaßts, *sie wa dawürgg worn*, kimbb oba nit auf, wers ton hot (31). — In ondern Tog in olla Herrgottsfrüa kemen s scha, die Ollaheilignstritzlsomla . . . und vawundern sih hell üba die großmächtign Semeln, dä däsmol ban Bäcknwirt toalt wern, *und ma tat n holt douh unrecht, wan ma n für an Geizhols ausschreiad.* Sa großi Semeln *hät* ma neama gsechn seit zwoanzg Johrn, wo s Korn onghebb *hot*, wuhlfeila z wern. „Vageltsgott, z tausend mol! Vageltsgott, Ollaheilign!" (73). Zu beachten ist hier die äußerliche Kennzeichnung des „Vergeltsgott" usw. als direkte Rede. — [Rosegger will mit seinem Paten auf dem „Dampfwagen" fahren]. Mei Göd (Pate) loßt sih af an Hondl ein, foalt in Roatkappladn zwoa Sexerler on, wan ma deafadn durchs Loch fohrn — *gleih untern Berg tat ma scha gschwind wieder aussteign.* (88) — „Ihr müßt bis Spital fahren. Für zwei Personen zweiunddreißig Kreuzer Münz. (Absatz) Sou viel, moant mei Göd, wie die grossn Herrn, *kunt er wuhl nit*, *und in uns zwen*, *wia ma dostangadn, wa jo ka Gwicht dron.* — Hot nix ghulfn. Zohln hobn ma müaßn (89). — Do rent a so a Herr mit an schworzn Schwolbnschwonz daher: *ih sull aussi, ih kehrat nit eini!* — Wegn wos dan nit, sog ih, ih bin jo a Steira! (Direkte Rede!) *Hät oba kan schworzn Rock on, moant er, — kunt mih nit einilossn* (92). In der folgenden Stelle: „zan an Baurn-Doktan. Und do *wa* holt sist *wul* da Schuasta Riapl rechtschaffen gschickt" (147) braucht es sich nicht um freie indirekte Rede zu handeln, denn auch in

der direkten Rede ist hier ein Konjunktiv denkbar. — Z erst redt er aweil um, übern weitn Weg, üba s Weder, *und wia guat daß er ausschaud, da Herr Vetter.* Noch und noch ruckt er außa mit an Ghoamnuß, *und er möchad in Herrn Vettern holt gern um Rot frogn* (177). — Da Heidlgugu z Wogelstoan traut sich schon a Weil nit zan Beichtstuhl. Sei Binggl (sein Sündenpack) is oanmol scha z groß worn . . . *He saxn*, wan er den amol einiloachn kunt ban Beichtstuhlgader! *Zizerlweis, daß* da Herr Pfora nit go zlaut wurd. Die Zeil hintnoch (die Reihe der nach dem Beichtenden noch wartenden) *schmeckts eh* gleich, wans a wenk wos hot. Is a zwideri Soch däs (194). — [Der Pfarrer sagt: Wie könnte ich denn predigen? Ich bin ja nicht vorbereitet.] *Ah*, s wurd *scha* gehn! s wurd sih nit fahln. Wars *wos dawell.* Sul *nar* auffisteign (203). — *Wos der* [Burgamoasta] *sogn wird*, denkt eahm der Leezeltner (34). — Bei Wiedergabe der Gedanken: [ein Mädchen öffnet einen Brief]: Was er *dan* schreibb? Wias n *dan* gehn *wird?* Daß er *douh wuhl eppa* gsund is? Daß er douh nit eppa gor Kriagführn muaß gehn?" . . . (61). In der Frage wird die indirekte Frage *vor* einen Satz wie „fragt er" gesetzt S. 87, 188 und 208: Wos ma schoffadn? frogg da Wirt — Wos er *dan* moant? wird er gfrogg. — Wiar er auf da Konzl steht, schaut er ah noh amol owi auf d Liesel, so daß d Leut eahneri Köpf hebn und wendn: wos er *dan* siacht? wen er *dan* onschaut? — Aus der Gegenwart stammen Belege in Hans Klöpfers steirischen Dialektgeschichten. In „Fiat Justitia!" (Alpenländische Monatshefte, Feber 1928, S. 315) schildert der Holzknecht Leonhard Sebernegg, als Stänker und Raufer bekannt, dem Arzt eine der Rauferei vorangegangene Unterredung zwischen einem Steinbrecher Fuxrüapl (A), der Kellnerin (B) und sich selbst (C): Der Fuxrüapl „schofft da Kellnerin: „Forelln!" (Absatz). *Hiatn* koa! (hätten keine, e. R. der B) Absatz. „*Jo wia?* Und *hiat* (hätte) erscht unlängst oan gsegn mitn Fischstangl (Angelrute) noch die Tümpf (Tümpel) fuatschleichn, so a kloani, schleabani Krott. *Hiat* scha's gonzi Tüachl vull ghobb. Und d o (Original gesperrt) *war* ar eina! (erlebte Rede des A) Absatz. Hon i glei gwist (gewußt), es geht af mi. Und wull a glei hintagschnolzt (Absatz): *Hiatn* oft scha mehra wo gfischt, und oaner alloan *hätts* müan geltn lossn!" (e. R. des C). Es mischt sich der Gendarm in die nun losbrechende Rauferei: Schreit da Fuxrüapl, dos *gangat* eahm *an Dreck* on, wann mir uns intahialtn (e. R. des A). Ich verzichte auf Anführung weiterer süddeutscher

Beispiele, bemerke aber, daß in der erzählenden Wiedergabe von Gesprächen diese erlebte Rede etwas ganz Alltägliches ist. In Fritz Reuters Plattdeutsch finde ich zunächst eine eigentümliche, allerdings der englichen Fügung, die ganz vereinzelt zu stehen scheint, auch nicht völlig entsprechende Art der freien indirekten Frage: [Axel von Rambow hat gleich am ersten Tag über Hawermanns Kopf etwas angeordnet; das kränkt Hawermann und er sinniert nun] Aewer wenn't em ok weih ded, so was't dat *doch ok* nich; d e R e d (Original gesperrt!) was't. (Bis hieher könnte man zweifeln, ob Reuter berichtet oder Hawermanns *Gedanken* wiedergibt, aber das folgende ist eindeutig). *Wat wull hei tau de Lüd reden? Wull hei sei an ehre Schülligkeit vermahnen?* De Lüd wiren gaud, sei deden ehre Arbeit grad so einfach un natürlich, as sei eten und drunken . . . sei dachten gor nich doran, dat sei dormit wat Besonders utrichten deden . . . *Oder wull hei ehr Wolldahten taufleiten laten?* Gaudmäudig naug was hei dortau. — *Aewer w a t* (Original gesperrt) *wull hei ehr gewen?* — Sei hadden allens, wat sei brukten, und wat Bestimmtes kunn hei ehr nich gewen, dortau kennte hei ehre Lag' nich genau naug; hei müßte ehr also mit allerlei widschichtige Redensorten un Versprekungen unner de Ogen gahn . . . *So* makte hei sik de Lüd' untaufreden (Ut mine Stromtid, Reclam II, 29). In etwas anderer Form: un herinne kamm Fritz Tridellfitz: 'ne Empfehlung von Herrn Hawermann an Herrn Nüßlern, *un wat hei em nich en por Rapplaken leihnen wull, denn* sei wullen mitdewil mit den Rappaust anfangen (II, 84). Das ist Wiedergabe eines *wirklich* gesprochenen: „Sag ihm eine Empfehlung von mir, und *ob er* mir *nicht* . . . leihen kann!“ Auch in der Wiedergabe von Gedanken erscheint diese freie indirekte Rede, wobei ihr eine in der bloß berichtenden Wiedergabe unmögliche emotionale Färbung anhaftet: [Axel von Rambow erfährt von Hawermann, daß nur äußerste Wirtschaftlichkeit das Gut erhalten kann]. *Ach,* dat wull hei *jo all!* Dat swür hei sik *jo* all tau unner den blagen Hewen, als hei allein dörch den Goren gung: hei wull den Schilling tau'm Daler maken, hei wull sik t'rüggtrecken von de Welt un sine Kameraden. Und dat kunn hei *ja ok, sihr gaud kunn hei dat;* aewer glik afgahn von't Militör un jichtenswo ordentlich de Wirtschaft lihren, dat kunn hei n i c h, dortau wir hei *den doch* all tau olt . . . aewer dat ded *ja ok just* nich nödig (I 169). Ähnliche Wiedergabe von Gedanken steht I, 190, 221, 236. Emotionale Elemente, indirekte Rede in der Art der

Rede, den man bei „dann aber fand ich" ansetzen kann, bei „Husch, sagt' ich" jedenfalls ansetzen muß, ein Zeichen, daß auch das Vorhergehende nicht als trockene, bloß berichtende Inhaltsangabe der Gedanken aufzufassen ist; und daß nach dem einleitenden „dachte" und *Doppelpunkt* das „Ob's" groß geschrieben wird, scheint mir die Wiedergabe eines *direkten:* „Ob's wohl auch in der Welt überall so mühselig zugeht? Ob ich mich grad' jetzt aus dem Staub machen soll?" Ähnlich im folgenden: „Sie untersuchten Soll und Haben; und das Fazit war, daß sie die Sachen bei weitem nicht so schlimm fanden, als sie sich's vorgestellt hatten. Sie baten ihn also alle wie aus einem Munde, er solle doch nicht so kläglich tun, sich tapfer wehren und seine Wirtschaft emsig treiben wie bisher; sie wollten gern Geduld mit ihm tragen und ihm noch aus Kräften beraten und beholfen sein; er habe eine Stube voll braver Kinder, die werden *ja* alle Tag größer und können ihm an die Hand gehen. *Was er mit diesen armen Schafen draußen in der weiten Welt anfangen wolle?*" (46). M. Lips geht mit ihren deutschen Belegen nicht übers 19. Jahrhundert zurück; auch George O. Curme, der in seiner "Grammar of the German Language" (1922[2], 245—247) die "Independent Form of Indirect Discourse" behandelt, gibt nur Belege aus neueren Schriftstellern (Berlepsch, Emil Ertl, Stilgebauer, Rudolf Herzog, Rosegger). Mit U. Braeker kommen wir aber ins Jahr 1789. In Protokollen, auf die E. Lorck für eine ganz frühe Zeit verweist (N. Sp. 35, 462), mag eine oder die andere Form der freien indirekten Rede noch früher zu finden sein: darauf ich geantwort, (A) wenn es jetzt sein muß, so ist kein accomodirterer Ort als die Kühtratte, dabei aber per expressum bemerkt, (B) ich fordere ihn nicht, er aber dagegen, (C) es sei *schon* gut und ich solle mich *nur* bald da unten finden lassen (Zahn, Styriaca 1894/267 aus dem Jahre 1650), wo A direkte Rede ist, B direkte oder indirekte Rede sein kann, C emotionell gefärbte freie indirekte Rede ist. Ähnlich: und als mir referiert worden, *nein*, er *sei* noch nicht hinaus, bin ich fortgeritten (267, eine ähnliche Stelle 268).

Ganz häufig ist eine freie Form der indirekten Rede auch im Dialekt. Fürs Kärntnerische entnehme ich Belege einem der wenigen im Dialekt mitgeteilten Stücke in Georg Grabers „Sagen aus Kärnten": „Voarn Doarf draußn mant dar Peatrus zan Herrgat, er hiat ean (an Schmiedn) *wohl eppar* wås göbn solln. Drauf sågg dar Herrgat, dar Peatrus sollt hintargean und an

Schmied *hålt* göbn, was ar varlongt" (308). — Bis eahm dar Teifl recht schean bittat, er mögatn *do* åbarsteign låsn, er kinat schon då bleibn. — Weil åbar der Hoarnate eam so schean varspricht, — dåß ar eam *jå* nit mitnöman weart, såg dar Schmied: „Geast hålt!" (309) — F. Franziszis Kulturstudien enthalten nichts der Art.

Im Stoansteirischen, bei Peter Rosegger, finden sich verschiedene Formen einer ganz freien, der „erlebten Rede" entsprechenden Gestaltung der indirekten Rede: „Von Edelhofa der oldi Knecht, da Buidl, kimpp ins Stadl und frogg nochn Bezirksgricht. (Absatz). S grossi Haus *selm* afn Plotz, mitn guldan zwoaköpfadn Vogl üba da Tür, *sult nar eini gehn.* Üba d Stiagn auffi: warn *eh* scha Leut obn in Vorzima, sult sich *na* niedasetzn af da Bonk, wurd *scha* gruafn wern. (Absatz). Nau is recht. Da Buidl mochts a so (Stoansteirisch 114). — Doh hot sa sih zuatrogn, daß in Heilign Obnd ban Leezeltner grod die graw Kotz hin worn is; da kloani Bua hots von Stodl eina brocht und hoaßts, *sie wa dawürgg worn*, kimbb oba nit auf, wers ton hot (31). — In ondern Tog in olla Herrgottsfrüa kemen s scha, die Ollaheilignstritzlsomla . . . und vawundern sih hell üba die großmächtign Semeln, dä däsmol ban Bäcknwirt toalt wern, *und ma tat n holt douh unrecht, wan ma n für an Geizhols ausschreiad.* Sa großi Semeln *hät* ma neama gsechn seit zwoanzg Johrn, wo s Korn onghebb *hot*, wuhlfeila z wern. „Vageltsgott, z tausend mol! Vageltsgott, Ollaheilign!" (73). Zu beachten ist hier die äußerliche Kennzeichnung des „Vergeltsgott" usw. als direkte Rede. – [Rosegger will mit seinem Paten auf dem „Dampfwagen" fahren]. Mei Göd (Pate) loßt sih af an Hondl ein, foalt in Roatkappladn zwoa Sexerler on, wan ma deafadn durchs Loch fohrn — *gleih untern Berg tat ma scha gschwind wieder aussteign.* (88) — „Ihr müßt bis Spital fahren. Für zwei Personen zweiunddreißig Kreuzer Münz. (Absatz) Sou viel, moant mei Göd, wie die grossn Herrn, *kunt er wuhl nit, und in uns zwen, wia ma dostangadn, wa jo ka Gwicht dron.* — Hot nix ghulfn. Zohln hobn ma müaßn (89). — Do rent a so a Herr mit an schworzn Schwolbnschwonz daher: *ih sull aussi, ih kehrat nit eini!* — Wegn wos dan nit, sog ih, ih bin jo a Steira! (Direkte Rede!) *Hät oba kan schworzn Rock on, moant er, — kunt mih nit einilossn* (92). In der folgenden Stelle: „zan an Baurn-Doktan. Und do *wa* holt sist *wul* da Schuasta Riapl rechtschaffen gschickt" (147) braucht es sich nicht um freie indirekte Rede zu handeln, denn auch in

der direkten Rede ist hier ein Konjunktiv denkbar. — Z erst redt er aweil um, übern weitn Weg, üba s Weder, *und wia guat daß er ausschaud, da Herr Vetter.* Noch und noch ruckt er außa mit an Ghoamnuß, *und er möchad in Herrn Vettern holt gern um Rot frogn* (177). — Da Heidlgugu z Wogelstoan traut sich schon a Weil nit zan Beichtstuhl. Sei Binggl (sein Sündenpack) is oanmol scha z groß worn . . . *He saxn*, wan er den amol einiloachn kunt ban Beichtstuhlgader! *Zizerlweis, daß* da Herr Pfora nit go zlaut wurd. Die Zeil hintnoch (die Reihe der nach dem Beichtenden noch wartenden) *schmeckts eh* gleich, wans a wenk wos hot. Is a zwideri Soch däs (194). — [Der Pfarrer sagt: Wie könnte ich denn predigen? Ich bin ja nicht vorbereitet.] *Ah*, s wurd *scha* gehn! s wurd sih nit fahln. Wars *wos dawell.* Sul *nar* auffisteign (203). — *Wos der* [Burgamoasta] *sogn wird*, denkt eahm der Leezeltner (34). — Bei Wiedergabe der Gedanken: [ein Mädchen öffnet einen Brief]: Was er *dan* schreibb? Wias n *dan* gehn *wird?* Daß er *douh wuhl eppa* gsund is? Daß er douh nit eppa gor Kriagführn muaß gehn?" . . . (61). In der Frage wird die indirekte Frage *vor* einen Satz wie „fragt er" gesetzt S. 87, 188 und 208: Wos ma schoffadn? frogg da Wirt — Wos er *dan* moant? wird er gfrogg. — Wiar er auf da Konzl steht, schaut er ah noh amol owi auf d Liesel, so daß d Leut eahneri Köpf hebn und wendn: wos er *dan* siacht? wen er *dan* onschaut? — Aus der Gegenwart stammen Belege in Hans Klöpfers steirischen Dialektgeschichten. In „Fiat Justitia!" (Alpenländische Monatshefte, Feber 1928, S. 315) schildert der Holzknecht Leonhard Sebernegg, als Stänker und Raufer bekannt, dem Arzt eine der Rauferei vorangegangene Unterredung zwischen einem Steinbrecher Fuxrüapl (A), der Kellnerin (B) und sich selbst (C): Der Fuxrüapl „schofft da Kellnerin: „Forelln!" (Absatz). *Hiatn* koa! (hätten keine, e. R. der B) Absatz. „*Jo wia?* Und *hiat* (hätte) erscht unlängst oan gsegn mitn Fischstangl (Angelrute) noch die Tümpf (Tümpel) fuatschleichn, so a kloani, schleabani Krott. *Hiat* scha's gonzi Tüachl vull ghobb. Und d o (Original gesperrt) *war* ar eina! (erlebte Rede des A) Absatz. Hon i glei gwist (gewußt), es geht af mi. Und wull a glei hintagschnolzt (Absatz): *Hiatn* oft scha mehra wo gfischt, und oaner alloan *hätts* müan geltn lossn!" (e. R. des C). Es mischt sich der Gendarm in die nun losbrechende Rauferei: Schreit da Fuxrüapl, dos *gangat* eahm *an Dreck* on, wann mir uns intahialtn (e. R. des A). Ich verzichte auf Anführung weiterer süddeutscher

Beispiele, bemerke aber, daß in der erzählenden Wiedergabe von Gesprächen diese erlebte Rede etwas ganz Alltägliches ist. In Fritz Reuters Plattdeutsch finde ich zunächst eine eigentümliche, allerdings der englichen Fügung, die ganz vereinzelt zu stehen scheint, auch nicht völlig entsprechende Art der freien indirekten Frage: [Axel von Rambow hat gleich am ersten Tag über Hawermanns Kopf etwas angeordnet; das kränkt Hawermann und er sinniert nun] Aewer wenn't em ok weih ded, so was't dat *doch ok* nich; de Red (Original gesperrt!) was't. (Bis hieher könnte man zweifeln, ob Reuter berichtet oder Hawermanns *Gedanken* wiedergibt, aber das folgende ist eindeutig). *Wat wull hei tau de Lüd reden? Wull hei sei an ehre Schülligkeit vermahnen?* De Lüd wiren gaud, sei deden ehre Arbeit grad so einfach un natürlich, as sei eten und drunken . . . sei dachten gor nich doran, dat sei dormit wat Besonders utrichten deden . . . *Oder wull hei ehr Wolldahten taufleiten laten?* Gaudmäudig naug was hei dortau. — *Aewer wat* (Original gesperrt) *wull hei ehr gewen?* — Sei hadden allens, wat sei brukten, und wat Bestimmtes kunn hei ehr nich gewen, dortau kennte hei ehre Lag' nich genau naug; hei müßte ehr also mit allerlei widschichtige Redensorten un Versprekungen unner de Ogen gahn . . . *So* makte hei sik de Lüd' untaufreden (Ut mine Stromtid, Reclam II, 29). In etwas anderer Form: un herinne kamm Fritz Tridellfitz: 'ne Empfehlung von Herrn Hawermann an Herrn Nüßlern, *un wat hei em nich en por Rapplaken leihnen wull, denn* sei wullen mitdewil mit den Rappaust anfangen (II, 84). Das ist Wiedergabe eines *wirklich* gesprochenen: „Sag ihm eine Empfehlung von mir, und *ob er* mir *nicht* . . . leihen kann!“ Auch in der Wiedergabe von Gedanken erscheint diese freie indirekte Rede, wobei ihr eine in der bloß berichtenden Wiedergabe unmögliche emotionale Färbung anhaftet: [Axel von Rambow erfährt von Hawermann, daß nur äußerste Wirtschaftlichkeit das Gut erhalten kann]. *Ach,* dat wull hei *jo all!* Dat swür hei sik *jo* all tau unner den blagen Hewen, als hei allein dörch den Goren gung: hei wull den Schilling tau'm Daler maken, hei wull sik t'rüggtrecken von de Welt un sine Kameraden. Und dat kunn hei *ja ok, sihr gaud kunn hei dat;* aewer glik afgahn von't Militör un jichtenswo ordentlich de Wirtschaft lihren, dat kunn hei nich, dortau wir hei *den doch* all tau olt . . . aewer dat ded *ja ok just* nich nödig (I 169). Ähnliche Wiedergabe von Gedanken steht I, 190, 221, 236. Emotionale Elemente, indirekte Rede in der Art der

direkten, d. h. ohne Einführungsverb oder in Dialogform, sind ebenfalls recht häufig, ein Beispiel genügt; hei säd also, *ja*, hei hoffte dat ok (I 165). Weitere Belege sind I, 37, 41, 49 (*Einschub* direkter in indirekte Rede), 73, 84, 122, 139, 147, 175, 186, 187, 222, 225, 234; II 20, 35, 60, 87; ferner Dorchläuchting 34, 59, 65, 112. In Wilhelm Wissers Plattdeutschen Volksmärchen fällt auf, daß lange Dialogpartien in indirekter Rede wiedergegeben werden; von da her können leicht der indirekten Rede im strengsten Sinne widerstrebende Elemente, Ausrufe, Einschübe, emotional färbende Partikeln, Abbrechen der Rede infolge von Erregung u. a. m. in die Gestaltung der indirekten Rede eingehen, die ja ohnehin, wie Behaghel in seiner Syntax bemerkt (Band III), im Deutschen sich nie hat ganz in starre Formen pressen lassen. Ich möchte nur noch kurz auf eine ganz eigentümliche, ebenfalls der gesprochenen Sprache angehörende Erscheinung aufmerksam machen, bei der Aussagen oder Aufforderungen als Frage gegeben werden, weil sich in die Aussage (Aufforderung) eine Frage, ob der Angesprochene damit einverstanden ist, einmischt: J'espère que vous êtes contente de votre cabine? . . . (Myriam Harry, L'île de volupté 9). — Please see it through Sheila's bright and widely radiant eyes? (Berta Ruck, The Pearl Thief' 160). Solche Mischformen sind ebenso wie die zahlreichen Spielarten der erlebten Rede nur durch stete Beobachtung der wirklich gesprochenen Rede zu gewinnen und ich glaube, es wird sich dann genauer feststellen lassen, was mir schon eine Betrachtung der oben gegebenen Belege sehr wahrscheinlich macht und was auch G. Lerch (Idealistische Neuphilologie 109), O. Jespersen ("Philosophy of Grammar" 291), der fremden Einfluß überhaupt leugnet, und Jespersen beistimmend, E. Lorck (N. Spr. 35, 462) meinen: es gibt eine *literarische* Form der erlebten Rede, die angewendet wird, um bestimmte *künstlerische* Wirkungen zu erreichen; diese *mag*, was noch genauer zu untersuchen bleibt, im Deutschen und Englischen von französischen Vorbildern (Balzac, Flaubert, Dumas, Zola) übernommen sein. Daneben aber steht eine deutlich *volksmäßige* Form, zu der im Englischen wohl die nur dort nachweisbare Frageform gehört: "What *was it*: *was he* coming home?" she asked *with pleasure beaming in her eyes* (Vanity Fair, E. L 396). Ich setze an den Schluß eine recht seltsame Erscheinung, für die ich nur einen Beleg anführen kann, die man aber vermutlich oft überliest oder überhört, ohne drauf zu achten: "I said

I'd rather be an ostrich than a ferret, eternally digging into other people's concerns — and by the time we had got to that I thought it was far enough, *so I had an engagement with my dressmaker*" (Rose Macaulay, Dangerous Ages' 212). Neville und Rosalind kommen einem Streit gefährlich nahe, wie Neville *Pamela* erzählt. Es ist klar, daß das "so I had an engagement" nicht Bericht, sondern Wiedergabe einer zu Rosalind *gesprochenen* Entschuldigung ist, mit der Neville das Feld räumt. Die Sachlage ist hier die, daß dem grammatisch eingestellten, verstandesmäßig arbeitenden Leser (aber wer liest einen Roman so, und welcher Schriftsteller hält es für besonders kunstvoll, seinen Lesern grammatische Rätsel aufzugeben) das "*so*" zum Stein des Anstoßes wird und nur der mit der Phantasie arbeitende das "I had . . ." sofort als die durch sonst keine Andeutung gekennzeichnete Wiedergabe des von Neville zu Rosalind gesprochenen "I have an engagement with my dressmaker" erkennt. Darum scheint mir E. Lorcks Bemerkung zu Th. Kalepkys Bezeichnung „verschleierte Rede" (Erlebte Rede 23/4) richtig: Die volkstümlichen Formen der erlebten Rede, bei denen stilistische Verschleierungsabsichten doch wohl kaum anzunehmen sind, lassen mir die Bezeichnung Th. Kalepkys nicht ganz glücklich erscheinen.

Graz. Fritz Karpf.

SCHULE UND WISSENSCHAFT.

Mein Aufsatz „Schule und Wissenschaft" im Septemberheft der „Neueren Sprachen" hat bei den Fachgenossen in allen Teilen des Deutschen Reiches einen so erschütternden Widerhall geweckt, daß ich mich gezwungen sehe, auf die zahllosen Zuschriften hier kurz einzugehen. Denn Zeit und Gehalt eines korrekturgesegneten Neusprachlers reichen nicht aus, um alle Briefe einzeln zu beantworten, wie ich es anfangs versucht habe. Auch die mir zur Verfügung stehenden Sonderabdrucke sind längst erschöpft, und ich muß schon bitten, sich deshalb an den Verlag zu wenden, der die Septembernummer noch vorrätig hat.

Unter der überwältigenden Fülle begeisterter Zustimmungen findet sich vorerst noch kein einziger Widerspruch. Der Inhalt der zu einem erheblichen Teile sehr wertvollen und geistig hochstehenden Briefe bestätigt die hohe Meinung, die ich in jenem Aufsatze über die geistige Höhe unseres Standes und seine opferfreudige Hingabe an den Beruf geäußert habe: Sie alle entrüsten sich über die Herrschaft des Schlagworts, über den Mangel an Vertiefung der heutigen schulischen Arbeit, über die „Geistesakrobatik im luftleeren Raum", in die der Kulturstrukturunterricht häufig ausartet (an einer berühmten alten Schule Preußens wurde mit Primanern Fritz Strich, „Deutsche Klassik und Romantik",

ein Buch für reife Fachleute, keinesfalls für junge Menschen, behandelt, ohne daß auch nur dem Lehrer, geschweige denn den Schülern genügender Anschauungsstoff gegenwärtig war), und unsere in der ganzen Welt einzig dastehende, vom preußischen Unterrichtsminister selbst als „barbarisch" bezeichnete Überlastung wird fast nur unter dem auch von mir in den Vordergrund gerückten Gesichtspunkt behandelt, daß sie uns den wesentlichsten und wichtigsten Aufgaben unseres Berufes entzieht. Aus Wien erhalte ich die Angabe, daß in Österreich die Pflichtstundenzahl der Philologen, die um sechs Wochenstunden geringer ist als die unsere, für Germanisten und Neusprachler noch um weitere drei Stunden herabgesetzt ist. Zwei neusprachliche Fachgruppen (Kassel und Leipzig) haben sich bereits in Vollsitzungen mit den von mir angeregten Fragen befaßt, andere haben eine Sitzung darüber in Aussicht genommen. Von verschiedenen Gesellschaften wurde mir ein einstimmig beschlossenes Dankschreiben geschickt. Höhere Schulen mit Seminaren haben für ihre Referendare Sonderabdrucke bestellt. Oberstudiendirektoren teilen mir mit, daß sie an ihren Schulen die anerkannte Not der Neusprachler nach Kräften zu lindern suchen, daß dies nach den bestehenden Bestimmungen aber nur in sehr geringem Grade möglich sei. Philologenvereine (einer hat „Kenntnis genommen") und Behörden haben meines Wissens bis jetzt noch nicht gezeichnet. Doch werden nach mir zugegangenen Mitteilungen bald „Entschließungen" vorliegen.

Über zwei Fälle des Widerspruchs wurde mir bisher von dritter Seite und ohne Namensnennung berichtet. Aber da ich vermute, daß die beiden Herren die Wortführer vieler sind, die sich nur bisher noch nicht zum Worte gemeldet haben, will ich kurz darauf eingehen. Den Vorwurf, daß ich der „alten intellektualistischen Schule" das Wort rede, sollte ein aufmerksamer Leser meines Aufsatzes nicht erheben. Und daß trotz der von mir wieder und wieder erhobenen Forderung größerer Wissenschaftlichkeit gerade fossile und unwissenschaftliche Köpfe über meinen Aufsatz jubeln sollten, könnte doch wohl nur auf grobem Mißverständnis meiner deutlich ausgesprochenen Worte beruhen. Gewiß ist die Erziehung zu klarem und scharfem Denken eine unserer wesentlichsten Aufgaben, die zu vernachlässigen ein Verbrechen an Jugend, Staat und Volk wäre. Nennt man diese Ansicht „Intellektualismus", so will ich mich gern dazu bekennen. Tatsächlich aber habe ich mich (S. 415 u. ö.) auf das schärfste gegen den mißverstandenen Intellektualismus jener Kulturunterrichtler gewendet, die so unendlich feine und vielfältige Dinge, wie die Struktur der Seele eines Künstlers oder gar eines Volkes, von Unmündigen aus zusammengestoppelten Bruchstücken zerfetzter Lesestoffe mit Verstandesbegriffen einfangen und auf Formeln bringen lassen wollen, statt sie vom Gefühl erahnen und aus dem Geiste des Unterrichts unmerklich hervorgehen zu lassen.

Und wie den Vorwurf des Intellektualismus, so kann ich auch den der Rückständigkeit meinen unbekannten Gegnern zurückgeben. Denn schon mehrere Jahrzehnte bevor das einseitige Geschrei von Kultur- und Arbeitsunterricht einsetzte, habe ich einen maßvollen Kultur- und Arbeitsunterricht getrieben, ohne allerdings diese Schlagworte zu gebrauchen, und habe dann 1917 dessen Ergebnisse an einem bestimmten Falle erläutert in meinem Aufsatz „Victor Hugo in der Schule", (Neuere Sprachen, Bd. XXV, Heft 4, Juli 1917, S. 213—223). Dort steht zu lesen, wie man bei der Lektüre

eines Werkes von Victor Hugo unter Heranziehung aller möglichen Kulturdenkmäler aus der Literatur, den bildenden Künsten, der Wissenschaft, der Philosophie, der Religion, ja der Gartenkunst usw. im Schüler das Gefühl für die feinen Unterschiede deutscher und französischer Wesensart, Verständnis für das eigene Volkstum erwecken und die Begriffe Klassik, Aufklärung und Romantik klären kann. Daß das, soweit möglich, auf dem Wege des Selbstfindens geschehen müsse, habe ich damals z. B. auf Seite 223 ausgesprochen. Und ich glaube und weiß z. T. sogar, daß sehr viele meiner Amtsgenossen es längst ebenso oder ähnlich gemacht haben, und daß nur die, wenigstens für sich selbst, eine gewisse Berechtigung haben, über Mangel an Kultur- und Arbeitsunterricht zu wehklagen, die es bisher daran haben fehlen lassen, und die nun der Übertreibung im entgegengesetzten Sinne verfallen.

Dresden A 21. Wolfgang Martini.
Niederwaldplatz 9.

ENGLANDS INDISCHES PROBLEM.

Welche Stellung nimmt Indien im Aufbau des Britischen Weltreichs ein? Was bedeutet es für das Reich, und was bedeutet das Reich für Indien? Und wie wird sich die Zukunft der anglo-indischen Beziehungen gestalten? Das sind Fragen, die heute im Mittelpunkt des politischen Interesses im Britischen Weltreich stehen. Der Grund hierfür ist klar: in den jahrhundertealten Beziehungen zwischen England und Indien ist in unseren Tagen eine entscheidende Wendung eingetreten. Indien will nicht länger mehr britische Besitzung sein, es strebt nach self-government, England dagegen will mit aller Macht Indien dem Britischen Reich erhalten und zwar dadurch, daß es ihm den Weg bereitet, selbstregierender Staat innerhalb des British Commonwealth of Nations zu werden, so wie es Kanada, Südafrika, Neuseeland, Australien, der Irische Freistaat und Neufundland heute schon sind. Wird das kühne Experiment gelingen? Die Meinungen in England sind geteilt. Es gibt Pessimisten, welche die Fragen verneinen. Der Verfasser eines rasch bekannt gewordenen Buches "The Lost Dominion", der sich hinter dem Pseudonym A. Carthill verbirgt und der zweifellos ein gründlicher Indienkenner ist, steht auf dem Standpunkt, daß Indien heute schon für England verloren sei. Andere Männer des öffentlichen Lebens — unter ihnen besonders führende Staatsmänner von Rang — dagegen sind der Meinung, daß der Zeitpunkt der gänzlichen Loslösung Indiens vom Britischen Weltreich noch lange nicht gekommen sei, wenn er überhaupt je kommen werde. Wer hat Recht?

Welch große Bedeutung der Brite dem indischen Problem beilegt, das deutet er mit den bekannten Worten an: Was würdet Ihr lieber verlieren, wenn Ihr eines opfern müßtet: Shakespeare oder Indien? Die Wahl ist schwer. Beides ist dem Briten von höchstem Wert. Shakespeare gehört zu den Großen der Weltliteratur, Indien ist der Quell und das Symbol der Macht des Britischen Imperiums. In Vergangenheit und Gegenwart!

Indien hat England reich gemacht; mit Hilfe der indischen Schätze hat England seine Industrie im vorigen Jahrhundert aufgebaut, hat es seine mächtige Kriegsflotte geschaffen, hat es den Grundstein gelegt zu seiner Weltmacht, zur Herrschaft in

Asien. Indien war nicht nur „ein König oder eine Königin auf dem asiatischen Schachbrett", es war „auch eine Hauptfigur auf dem Schachbrett der internationalen Politik"[1]). Mächtige Impulse gingen vom "brightest jewel in the British Diadem" aus. Um den indischen Besitz zu sichern, mußten „geopolitische Zufahrtsstraßen, Verbindungswege geschaffen, geopolitische Glacis angelegt werden". Um Indiens willen hat man Kriege bis in die jüngste Zeit hinein geführt. Der historische Gegensatz und das Ringen mit Rußland, sowohl mit dem zaristischen als auch dem bolschewistischen Rußland, entspringt der Notwendigkeit, es von den Grenzen Indiens fernzuhalten. Ohne Indien hätte Lord Beaconsfield nicht den Suezkanal erworben, und ohne den Suezkanal besäße England nicht Ägypten. Das gleiche gilt auch von der Gegenwart! Die Schaffung des Landweges nach Indien war ein Hauptpunkt in der Curzonschen Glacispolitik. England wollte Herr in Vorderasien bleiben. „Das deutsche Bagdadbahnunternehmen war in jeder Beziehung von Anfang an den Engländern ein rotes Tuch. Mit ihm drang deutscher Einfluß keilförmig zum Indischen Ozean[2])." Heute ist dieser Indische Ozean ganz in britischer Hand. Im Osten und Westen! Hier im Indischen Reich lagen und liegen die wesentlichen Aufgaben der englischen Politik.

Ungeheure Reichtümer hat England in den 200 Jahren seiner Herrschaft aus Indien herausgeholt. Man lese nur Macaulays „Lord Clive" nach, um zu erfahren, welche Riesenvermögen die englischen Nabobs, Englands „Kriegsgewinnler" des 18. Jahrhunderts, in Indien zusammengerafft haben, und zwar vermöge jenes von Macaulay geschilderten "gigantic system of oppression, extortion and corruption". Die reichen indischen Fürsten mußten riesige Tributzahlungen leisten, und dem armen Volke wurde sein weniges Geld in Form von hohen Steuern abgepreßt. Alle diese Summen flossen in die Tasche der East India Company, die an ihre Aktionäre Gewinne über Gewinne verteilte. Ein Kapitel für sich bilden die privaten Raubzüge der einzelnen Beamten dieser Gesellschaft. Weitere Gewinne wurden erzielt durch Ausfuhr kostbarer Stoffe, von Gold und Edelsteinen. Zwar änderte sich dieses System im Laufe des 19. Jahrhunderts, besonders nachdem Indien 1858 in den Besitz des englischen Staates übergegangen war. Aber auch jetzt floß der Goldstrom weiter. Im Laufe des vorigen Jahrhunderts wurden in steigendem Maße englische Kapitalien in Indien angelegt. Diese aber warfen hohe Gewinne ab; dazu traten ferner die bedeutenden Zahlungen, die Indien an die britischen Staatskassen in Form von Zinsen seiner Staatsschulden leisten muß. Recht beträchtlich ist ferner der Beitrag Indiens für britische Rüstungszwecke (Heer und Marine) im britischen Staatshaushalt. Dazu kommen schließlich die Gehälter bzw. Pensionen der in Indien tätigen bzw. tätig gewesenen englischen Beamten. Man schätzt die Höhe der in Indien angelegten Kapitalien auf 390 Mill. £.[3])[4]). Deman-

[1]) Curzon, Indiens Stellung im Britischen Weltreich. Ztschr. f. Kolonialpolitik, Berlin 1910.

[2]) Rohde, Der Kampf um Asien. Bd. I. Stuttgart 1924.

[3]) "The Statist" 1916 nach Demangeon, „Das Britische Weltreich", Berlin 1926. Lord Curzon, der frühere Vizekönig von Indien, schätzte 1920 die Summe der in Indien angelegten Kapitalien auf etwa 350 Mill. £.

[4]) Siehe auch Glasenapp, „England und Indien" in „Lebensfragen des Britischen Weltreichs". Berlin 1921.

geon[1]) sagt, daß die Summe, die Indien jährlich im Vereinigten Königreich an Aktionäre, Gläubiger und Beamte zu zahlen hat, auf 30 Mill. £. geschätzt wird.

Große Gewinne wirft ferner der Handel mit Indien ab. Immer wieder weisen die britischen Wirtschaftshistoriker auf die große Rolle hin, die Indien in der britischen Handelsbilanz spielt. Knowles[2]) nennt Indien den besten Kunden für Englands Fertigwaren; er sagt, daß Indien in der Nachkriegszeit von England mehr bezogen habe als Kanada, Australien und die Südafrikanische Union zusammengenommen. Und Lord Curzon bezeichnet Indien als den „bedeutendsten Lieferanten für Nahrungsmittel und Rohstoffe des Britischen Reiches und die Hauptkornkammer Großbritanniens“[3]).

Auch in anderer Hinsicht war Indien für England von großem Wert; es war das Stammland für seine Heere. Indische Truppen haben auf allen Kontinenten für Englands Größe und Ruhm gekämpft. Indische Truppen nahmen am Burenkrieg teil; sie kämpften in Ägypten und in China; ja, Indien selbst wurde mit indischem Blut erkämpft. Auch im Weltkriege leisteten Indiens Völker ihren Blutzoll. Es haben über eine Million Inder am Weltkrieg teilgenommen, von denen mehr als 100000 gefallen sind. Außerdem hat Indien auch bedeutende finanzielle Leistungen vollbracht[4]).

Indiens Völkermassen liefern schließlich den Briten die Arbeitskräfte, um ihre Besitzungen, die in der tropischen Zone liegen, auszubeuten; ohne indische Arbeitskräfte wäre es unmöglich gewesen, wie Curzon rühmend hervorhebt, Guayana zu kolonisieren; dort waren 1910 unter 278000 Einwohnern nicht weniger als 105000 Inder.

Aber auch in moralischer und erzieherischer Hinsicht verdankt England dem indischen Reich sehr viel. Indien war die hohe Schule für den englischen Kolonialbeamten und für die britischen Staatsmänner. Die Beamten, die in Indien Dienst getan haben, gehören zu den „Pionieren des Reiches“ (Lord Curzon). Dort in Indien hat England jene ausgezeichnete Methode der unsichtbaren Herrschaft gelernt, die sich so vortrefflich bewährt hat und die es z. B. heute mit vollendeter Kunst in Ägypten anwendet[5]).

Was bedeutet nun England für Indien? Wie steht es mit den Gegenleistungen? Das ist eine vielumstrittene Frage. Die Antwort der Inder lautet anders als die der Briten. Nationalistische indische Schriftsteller behaupten, daß England das Indische Reich nur ausgebeutet habe; sie können zwar nicht bestreiten, daß England auf dem Gebiete der materiellen Kultur Großes geleistet hat, aber das, so fügen sie hinzu, sei nur im Interesse Englands geschehen. Das ist zweifellos übertrieben. Zum mindesten haben die indischen Völker bis zu einem gewissen Grad teilnehmen

---

[1]) Demangeon, Das Britische Weltreich. Berlin 1926.

[2]) Knowles, The Economic Development of the British Overseas Empire. London 1924, und ferner Imperial Conference 1926 Cmd. 2769. London 1927.

[3]) Siehe hierzu Hübner, Geogr. Stat. Tabellen. Wien 1927.

[4]) Imperial Conference Cmd 1474, London 1923.

[5]) Siehe W. Dibelius, „Wie die Engländer Ägypten regieren“. Velhagen u. Klasings Monatshefte. Dez. 1927.

können an dem materiellen Aufschwung, den Indien unter Englands Führung erfahren hat. Aber auch auf kulturellem Gebiet können die Engländer auf bedeutsame Leistungen hinweisen. So hat England die Witwenverbrennung, die Menschenopfer, die Sklaverei, die Ungleichheit der Angehörigen verschiedener Kasten vor dem Gesetz bekämpft und beseitigt. Auf dem Gebiet des Unterrichtswesens hat England allerdings wenig geleistet; selbst Knowles muß zugeben, daß "out of the 247 millions of British India only 8,38 millions are under instruction". Die große Masse des Volkes ist in grober Unwissenheit verblieben. Besser als das Elementarschulwesen ist dagegen das höhere Schulwesen organisiert; es gibt z. B. eine Reihe ganz vortrefflich eingerichteter Universitäten und sonstiger wissenschaftlicher Institute. Auf ihnen wird der vornehme junge Inder in alle abendländischen Wissenschaften eingeführt. Es gibt deshalb in Indien eine Klasse von Gebildeten, die in abendländischem Geist erzogen und deshalb ganz auf europäische Art und Weise zu denken imstande ist. Die englische Sprache ist zur "lingua franca" geworden[1]), sie ist die Sprache der indischen Kongresse, sie ist heute, so seltsam das auch klingt, eines der mächtigsten geistigen Bindemittel zwischen den indischen Völkern; und darüber hinaus hat ganz Indien dank der britischen Erziehung mächtige Fortschritte gemacht auf dem Wege zur Schaffung einer inneren geistigen Einheit.

Diese Entwicklung ist noch gefördert worden durch den Ausbau des Verkehrswesens; hier hat England vorbildlich gearbeitet. Eisenbahnen, Dampfschiffe, in neuerer Zeit auch Flugzeuge haben nicht nur die Entfernungen überbrückt, sondern sie haben auch die Scheidewände niedergerissen, die Rassen, Stämme und Kasten voneinander trennten; sie haben auch dem gemeinen Volke Reisen und Wallfahrten möglich gemacht. Auf diese Weise ist der Gesichtskreis der indischen Massen mächtig erweitert worden. Kabel und Telegraphen vermitteln den Verkehr mit aller Welt. Britischer Tatkraft, britischem Unternehmergeist und britischem Kapital ist ferner die Anlage und der Ausbau von prächtigen Häfen, Docks, Werften, Umschlagplätzen, Kanälen und Bewässerungssystem zu verdanken. Tausende von Meilen öden Landes sind anbaufähig gemacht worden. Ein gewaltiges Gebiet von Millionen Morgen Landes im Punjab, das ehemals eine Wüste war, „ist jetzt", so sagt Lord Curzon mit Stolz, „mit dem Grün wogenden Getreides bedeckt, ist besät mit wohlhabenden Dörfern und Städten und ernährt eine Bevölkerung, die nach Millionen zählt". Die Großstädte sind mit allen Fortschritten westlicher Zivilisation ausgestattet; sie besitzen Wasserleitung, Kanalisation, moderne Krankenhäuser, prächtige Bauten, Straßenbahnen und elektrisches Licht; freilich fehlen auch nicht die Kehrseiten, die für die abendländischen Großstädte charakteristisch sind.

Wie groß der materielle Aufschwung Indiens ist, das zeigen insbesondere die stattlichen Ziffern der indischen Handelsbilanz[3]). Indiens Baumwollernte ist die zweitgrößte der Welt. Es ist ein Hauptstapelplatz für Jute und Tee[2]), es beliefert den Weltmarkt mit großen Mengen von Weizen, Ölsaaten, Reis, Häuten und Fellen[3]).

---

[1]) Chirol, The Modern India. London 1926.

[2]) Siehe Hübner, Geogr. Stat. Tabellen. Wien 1927.

[3]) Siehe hier z. B. die Empire-Nr. der „Times" vom 26. Mai 1928, die vortreffliches statistisches Material über das ganze Empire gibt.

Indien steht heute unter den großen industriellen Weltmächten nach Chirol an achter Stelle. Das alles sind Ergebnisse der beinahe zweihundertjährigen britischen Verwaltung in Indien. Allerdings darf dabei nicht verschwiegen werden, daß bei allem, was England in Indien unternahm, stets die britischen Interessen in erster Linie ausschlaggebend waren; deutlich zeigt sich dies z. B. in der planmäßigen zeitweiligen Vernichtung der indischen Baumwollindustrie zugunsten des englischen Marktes im vorigen Jahrhundert, eine Maßnahme, die großes Elend unter den indischen Massen im Gefolge hatte.

Wir kommen zum letzten bedeutenden Aktivposten der britischen Herrschaft in Indien! Dieses Reich, das jahrhundertelang der Schauplatz erbitterter Kämpfe war, das sich seiner äußeren Feinde nicht erwehren konnte, das sich durch innere Kämpfe zerfleischte, hat heute Ruhe und Ordnung. Freilich, es ist eine "pax britannica" mit all ihren britischen Lasten, insbesondere Steuerlasten; man kann schon verstehen, wenn nationalstolze indische Intellektuelle, die auf die alte reiche indische Kultur stolz sind, den jetzigen politischen Zustand nicht als ideal ansehen und die Bevormundung durch Rassenfremde als eine Last empfinden und sobald als möglich abschütteln möchten.

Wie wird die anglo-indische Zukunft sich gestalten? Um zu dieser Frage Stellung nehmen zu können, muß man sich die folgenden Fragen zu beantworten suchen: Unter welchen Voraussetzungen hat England die Herrschaft über das indische Reich gewonnen? Bestehen diese Voraussetzungen weiter? Und was bedeutet Indien als politische Macht?

Indien ist ein Reich von mächtiger Ausdehnung; es umfaßt einen Flächeninhalt von nahezu 5 Millionen qkm (das ist die Größe Europas, Rußland ausgenommen), und es hat etwa 320 Millionen Einwohner. Man vergleiche damit die entsprechenden Zahlen des Britischen Inselreiches! Sein Flächeninhalt beträgt 315030 qkm und es hat etwa 47 Millionen Einwohner! Welch ein Unterschied! Und weiter! Dieses weite Reich, dessen Ausdehnung von Norden nach Süden nahezu 2000 Meilen und von Westen nach Osten ungefähr 1800 Meilen beträgt, wird von einer „bloßen Handvoll" Engländer regiert. Nach Chirol sind in den höheren Zweigen der Verwaltung weniger als 3000 englische Beamte; hinter ihnen steht als Zeichen tatsächlicher Macht eine britische Truppenmacht von 70000 Mann. Und die Gesamtzahl der in Indien lebenden Briten beträgt, wenn man von den Militärpersonen absieht, nur 116000![1]) Es gibt Millionen und Millionen Inder, welche kaum je einen Engländer sehen. Und dennoch kann Chirol sagen: "British rule in India is paramount and has no parallel in the world's history." Daß dem so ist, beruht auf zwei Momenten. Glänzend hat es die Kunst der britischen Kolonialpolitik verstanden, sich des einheimischen Elementes für seine Zwecke zu bedienen. Die Beamtenschaft ist in ihrer erdrückenden Mehrheit einheimischer Abkunft. Nach Demangeon gibt es im Verwaltungsdienst 2650000 und bei der Polizei 1730000 Eingeborene als Angestellte; dazu kommen noch etwa fünf Millionen, die bei den Bahnen, Posten, Telegraphen und Telephonen Dienst tun. Noch wichtiger ist das zweite Moment! Was

[1]) Horovitz gibt die Zahl der Europäer, die 1921 in Indien waren, mit 174000 an, alle diese waren bis auf etwa 10000 britische Staatsangehörige.

wir Indien nennen, war und ist keine Einheit weder in politischem noch in kulturellem Sinne. In keinem Lande der Welt finden wir diese bunte Mannigfaltigkeit, wie sie Indien eigentümlich ist. "The Indian population is split up into a multitude of peoples differing more widely from one another in racial features and complexion, in language and even to a great extent in religion than do all the peoples of Europe, and most of them in different stages of development" (Chirol). Der Orientalist Grierson zählt in seinem Werk "Survey of India", das die Frucht einer lebenslangen Arbeit darstellt, 179 Sprachen und nicht weniger als 544 Dialekte[1]). Feindselig stehen sich Hindus (etwa 217 Mill.) und Moslims (66 Mill.) gegenüber, feindselig die verschiedenen Rassen, feindselig auch die Kasten. Schottland, so sagt ein englischer Schriftsteller, hat mehr Ähnlichkeit mit Spanien, als Bengalen mit dem Punjab. Indien weist außerdem nebeneinander die verschiedensten Kulturstufen auf; es hat noch den nackten Gebirgsbewohner mit seiner Steinwaffe, und es hat daneben den völlig europäisierten indischen Gentleman, der ganz nach der letzten Mode gekleidet ist, der völlig in der westlichen Ideenwelt lebt und der, wie Chirol sagt, "in all the higher activities of modern life . . . on the Bench and at the Bar, in commerce and industry and finance" erfolgreich mit den Engländern wetteifert. Und Knowles meint: "It is hardly too much to say that by the caste system the inhabitants of India are differentiated into 200 specimens of mankind which in the physical relations of life have as little in common as the intimates of a zoological garden". Mag das auch übertrieben sein, fest steht: Es fehlt das alles umschließende geistige Band, es fehlt dem Inder (heute noch!) das lebendige Staatsgefühl; Jahrhunderte hindurch war er das fremde Joch gewohnt. Mit diesen innerlich so zerrissenen Völkern hatten die britischen Kaufherren leichtes Spiel. Ihre kluge Politik brachte schließlich die ganze Halbinsel unter britische Herrschaft.

Klug haben die Briten auch weiterhin hieraus Nutzen gezogen. Seeley sagt in seinem Werk "The Expansion of England": "Our government of India would be a miracle on two conditions: First, if the Hindus had been accustomed to be ruled only by their own countrymen . . . secondly if the 200 millions Hindus had the habit of thinking altogether like a single nation". Beides war und ist auch *heute noch nicht* der Fall. Auf diese Tatsache hat England seine Kolonialpolitik aufgebaut. Dort in Indien haben es die britischen Staatsmänner gelernt, „fertig zu werden mit den Eifersüchteleien von Nationen, Staaten und religiösem Fanatismus" (Dibelius, England I/68).

So kommt es auch, daß es noch heute zwei Indien nebeneinander gibt, die sehr verschieden voneinander sind in ihrer politischen, wirtschaftlichen und sozialen Struktur: das „Indien der Fürsten", die sog. Eingeborenenstaaten und das eigentliche Britisch-Indien. Diese Native-States nehmen ungefähr ein Drittel des ganzen indischen Gebietes ein und haben zusammen etwa 72 Mill. Einwohner[2]). Es gibt 708 Staaten, die sehr voneinander abweichen, und zwar nicht nur in ihrer Größe. Es gibt Staaten, die die Größe Preußens haben, es gibt auch solche, die nur einige Dörfer umfassen. Auch in kultureller Hinsicht weisen sie große Unterschiede auf.

[1]) Siehe "Observer" vom 26. Februar 1928.
[2]) "Observer", 13. Mai 1928.

Chirol sagt zwar, daß sie in ihrem Gesamtbild eine vergangene Epoche Indiens repräsentieren. Glasenapp weist demgegenüber darauf hin, daß es recht fortschrittliche Staaten gibt wie Mysore, Baroda, Maisur, Travancor und Kochin, die einen bedeutenden Teil der Staatseinnahmen für die Verbesserung des Bildungswesens verwenden und den allgemeinen Schulzwang eingeführt haben. Alle diese Staaten stehen unter der unmittelbaren Herrschaft ihrer eingeborenen Fürsten, die zumeist autokratisch regieren, aber unter der "overlordship only of the British Sovereign" stehen; als Vertreter der englischen Krone ist diesen Fürsten ein hoher englischer Beamter beigegeben, der eine nach außenhin unsichtbare Oberaufsicht ausübt und nur in Ausnahmefällen offen eingreift. Das Verhältnis dieser Staaten zu England ist durch Verträge geregelt, die England besonders in neuerer Zeit sorgfältig beachtet. Nicht ohne Grund sehen die britischen Staatsmänner in ihnen Bundesgenossen in ihrem Kampf gegenüber der indischen Demokratie, und die Fürsten andererseits betrachten die britische Krone als die einzige sichere Bürgschaft für ihr Bestehen und ihre Rechte. Eifrig werden die beiderseitigen Beziehungen gepflegt. (Die Fürsten hatten ihre Vertreter in den Imperial War Councils, in Versailles, in Genf und in den Imperial Councils. 1919 wurde zu ihrer Vertretung bei der indischen Regierung in Delhi eine besondere „Kammer der Fürsten" geschaffen, die beratenden Charakter hat; im Hinblick auf die kommenden Reformen ist jetzt eine besondere Kommission gebildet worden, die unter dem Vorsitz von Harcourt Butler steht und deren Aufgabe es ist, dem Vizekönig geeignete Vorschläge zu machen.)

Das eigentliche "British India" steht unter der unmittelbaren britischen Verwaltung. Dort ist das *britische Parlament* die gesetzgebende Körperschaft. Dieses Indien repräsentiert, besonders in den großen Städten, mehr das moderne Indien. Die politische Macht lag bis vor kurzer Zeit ausschließlich in der Hand hoher englischer Beamten, die nur dem englischen Parlament verantwortlich sind. Britisch-Indien strebt am leidenschaftlichsten nach Reformen.

Bei all den großen Erfolgen Englands in Indien ist den britischen Staatsmännern eines nicht gelungen: Es fehlt heute jene Führerschaft, die wie in den Dominions bei aller Wahrung der heimischen Interessen sich auch dem Mutterland verbunden fühlt und so eine gute Bürgschaft für den Weiterbestand des Reiches bildet. Die Rassenunterschiede waren doch ein unübersteigbares Hindernis. Zwar haben es die Briten auch in Indien an Versuchen nicht fehlen lassen, ein geistiges Band zu schaffen. Die Macaulayschen Erziehungsreformen aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatten als Ziel die allmähliche Heranbildung einer Großbritannien treu ergebenen Oberschicht; Macaulay führte damals ein Erziehungssystem ein, das ganz nach englischem Muster aufgebaut war. Höhere Schulen und Universitäten wurden gegründet, deren Aufgabe es sein sollte, den vornehmen jungen Inder in die Sprache Shakespeares und den Geist des Abendlandes einzuführen. Macaulay glaubte damals voraussagen zu können, daß innerhalb weniger Generationen der in westlichem Geist erzogene Inder sich in nichts von einem Engländer unterscheiden werde, nur die dunkle Hautfarbe werde noch an seine orientalische Herkunft erinnern. Diese Hoffnung hat sich indessen nicht erfüllt; mit Bitterkeit sagt Chirol von dieser Schicht anglisierter Inder: "British rule has trained up

können an dem materiellen Aufschwung, den Indien unter Englands Führung erfahren hat. Aber auch auf kulturellem Gebiet können die Engländer auf bedeutsame Leistungen hinweisen. So hat England die Witwenverbrennung, die Menschenopfer, die Sklaverei, die Ungleichheit der Angehörigen verschiedener Kasten vor dem Gesetz bekämpft und beseitigt. Auf dem Gebiet des Unterrichtswesens hat England allerdings wenig geleistet; selbst Knowles muß zugeben, daß "out of the 247 millions of British India only 8,38 millions are under instruction". Die große Masse des Volkes ist in grober Unwissenheit verblieben. Besser als das Elementarschulwesen ist dagegen das höhere Schulwesen organisiert; es gibt z. B. eine Reihe ganz vortrefflich eingerichteter Universitäten und sonstiger wissenschaftlicher Institute. Auf ihnen wird der vornehme junge Inder in alle abendländischen Wissenschaften eingeführt. Es gibt deshalb in Indien eine Klasse von Gebildeten, die in abendländischem Geist erzogen und deshalb ganz auf europäische Art und Weise zu denken imstande ist. Die englische Sprache ist zur "lingua franca" geworden[1]), sie ist die Sprache der indischen Kongresse, sie ist heute, so seltsam das auch klingt, eines der mächtigsten geistigen Bindemittel zwischen den indischen Völkern; und darüber hinaus hat ganz Indien dank der britischen Erziehung mächtige Fortschritte gemacht auf dem Wege zur Schaffung einer inneren geistigen Einheit.

Diese Entwicklung ist noch gefördert worden durch den Ausbau des Verkehrswesens; hier hat England vorbildlich gearbeitet. Eisenbahnen, Dampfschiffe, in neuerer Zeit auch Flugzeuge haben nicht nur die Entfernungen überbrückt, sondern sie haben auch die Scheidewände niedergerissen, die Rassen, Stämme und Kasten voneinander trennten; sie haben auch dem gemeinen Volke Reisen und Wallfahrten möglich gemacht. Auf diese Weise ist der Gesichtskreis der indischen Massen mächtig erweitert worden. Kabel und Telegraphen vermitteln den Verkehr mit aller Welt. Britischer Tatkraft, britischem Unternehmergeist und britischem Kapital ist ferner die Anlage und der Ausbau von prächtigen Häfen, Docks, Werften, Umschlagplätzen, Kanälen und Bewässerungssystem zu verdanken. Tausende von Meilen öden Landes sind anbaufähig gemacht worden. Ein gewaltiges Gebiet von Millionen Morgen Landes im Punjab, das ehemals eine Wüste war, „ist jetzt", so sagt Lord Curzon mit Stolz, „mit dem Grün wogenden Getreides bedeckt, ist besät mit wohlhabenden Dörfern und Städten und ernährt eine Bevölkerung, die nach Millionen zählt". Die Großstädte sind mit allen Fortschritten westlicher Zivilisation ausgestattet; sie besitzen Wasserleitung, Kanalisation, moderne Krankenhäuser, prächtige Bauten, Straßenbahnen und elektrisches Licht; freilich fehlen auch nicht die Kehrseiten, die für die abendländischen Großstädte charakteristisch sind.

Wie groß der materielle Aufschwung Indiens ist, das zeigen insbesondere die stattlichen Ziffern der indischen Handelsbilanz[2]). Indiens Baumwollernte ist die zweitgrößte der Welt. Es ist ein Hauptstapelplatz für Jute und Tee[2]), es beliefert den Weltmarkt mit großen Mengen von Weizen, Ölsaaten, Reis, Häuten und Fellen[3]).

[1]) Chirol, The Modern India. London 1926.

[2]) Siehe Hübner, Geogr. Stat. Tabellen. Wien 1927.

[3]) Siehe hier z. B. die Empire-Nr. der „Times" vom 26. Mai 1928, die vortreffliches statistisches Material über das ganze Empire gibt.

Indien steht heute unter den großen industriellen Weltmächten nach Chirol an achter Stelle. Das alles sind Ergebnisse der beinahe zweihundertjährigen britischen Verwaltung in Indien. Allerdings darf dabei nicht verschwiegen werden, daß bei allem, was England in Indien unternahm, stets die britischen Interessen in erster Linie ausschlaggebend waren; deutlich zeigt sich dies z. B. in der planmäßigen zeitweiligen Vernichtung der indischen Baumwollindustrie zugunsten des englischen Marktes im vorigen Jahrhundert, eine Maßnahme, die großes Elend unter den indischen Massen im Gefolge hatte.

Wir kommen zum letzten bedeutenden Aktivposten der britischen Herrschaft in Indien! Dieses Reich, das jahrhundertelang der Schauplatz erbitterter Kämpfe war, das sich seiner äußeren Feinde nicht erwehren konnte, das sich durch innere Kämpfe zerfleischte, hat heute Ruhe und Ordnung. Freilich, es ist eine "pax britannica" mit all ihren britischen Lasten, insbesondere Steuerlasten; man kann schon verstehen, wenn nationalstolze indische Intellektuelle, die auf die alte reiche indische Kultur stolz sind, den jetzigen politischen Zustand nicht als ideal ansehen und die Bevormundung durch Rassenfremde als eine Last empfinden und sobald als möglich abschütteln möchten.

Wie wird die anglo-indische Zukunft sich gestalten? Um zu dieser Frage Stellung nehmen zu können, muß man sich die folgenden Fragen zu beantworten suchen: Unter welchen Voraussetzungen hat England die Herrschaft über das indische Reich gewonnen? Bestehen diese Voraussetzungen weiter? Und was bedeutet Indien als politische Macht?

Indien ist ein Reich von mächtiger Ausdehnung; es umfaßt einen Flächeninhalt von nahezu 5 Millionen qkm (das ist die Größe Europas, Rußland ausgenommen), und es hat etwa 320 Millionen Einwohner. Man vergleiche damit die entsprechenden Zahlen des Britischen Inselreiches! Sein Flächeninhalt beträgt 315030 qkm und es hat etwa 47 Millionen Einwohner! Welch ein Unterschied! Und weiter! Dieses weite Reich, dessen Ausdehnung von Norden nach Süden nahezu 2000 Meilen und von Westen nach Osten ungefähr 1800 Meilen beträgt, wird von einer „bloßen Handvoll" Engländer regiert. Nach Chirol sind in den höheren Zweigen der Verwaltung weniger als 3000 englische Beamte; hinter ihnen steht als Zeichen tatsächlicher Macht eine britische Truppenmacht von 70000 Mann. Und die Gesamtzahl der in Indien lebenden Briten beträgt, wenn man von den Militärpersonen absieht, nur 116000![1]) Es gibt Millionen und Millionen Inder, welche kaum je einen Engländer sehen. Und dennoch kann Chirol sagen: "British rule in India is paramount and has no parallel in the world's history." Daß dem so ist, beruht auf zwei Momenten. Glänzend hat es die Kunst der britischen Kolonialpolitik verstanden, sich des einheimischen Elementes für seine Zwecke zu bedienen. Die Beamtenschaft ist in ihrer erdrückenden Mehrheit einheimischer Abkunft. Nach Demangeon gibt es im Verwaltungsdienst 2650000 und bei der Polizei 1730000 Eingeborene als Angestellte; dazu kommen noch etwa fünf Millionen, die bei den Bahnen, Posten, Telegraphen und Telephonen Dienst tun. Noch wichtiger ist das zweite Moment! Was

---

[1]) Horovitz gibt die Zahl der Europäer, die 1921 in Indien waren, mit 174000 an, alle diese waren bis auf etwa 10000 britische Staatsangehörige.

wir Indien nennen, war und ist keine Einheit weder in politischem noch in kulturellem Sinne. In keinem Lande der Welt finden wir diese bunte Mannigfaltigkeit, wie sie Indien eigentümlich ist. "The Indian population is split up into a multitude of peoples differing more widely from one another in racial features and complexion, in language and even to a great extent in religion than do all the peoples of Europe, and most of them in different stages of development" (Chirol). Der Orientalist Grierson zählt in seinem Werk "Survey of India", das die Frucht einer lebenslangen Arbeit darstellt, 179 Sprachen und nicht weniger als 544 Dialekte[1]). Feindselig stehen sich Hindus (etwa 217 Mill.) und Moslims (66 Mill.) gegenüber, feindselig die verschiedenen Rassen, feindselig auch die Kasten. Schottland, so sagt ein englischer Schriftsteller, hat mehr Ähnlichkeit mit Spanien, als Bengalen mit dem Punjab. Indien weist außerdem nebeneinander die verschiedensten Kulturstufen auf; es hat noch den nackten Gebirgsbewohner mit seiner Steinwaffe, und es hat daneben den völlig europäisierten indischen Gentleman, der ganz nach der letzten Mode gekleidet ist, der völlig in der westlichen Ideenwelt lebt und der, wie Chirol sagt, "in all the higher activities of modern life . . . on the Bench and at the Bar, in commerce and industry and finance" erfolgreich mit den Engländern wetteifert. Und Knowles meint: "It is hardly too much to say that by the caste system the inhabitants of India are differentiated into 200 specimens of mankind which in the physical relations of life have as little in common as the intimates of a zoological garden". Mag das auch übertrieben sein, fest steht: Es fehlt das alles umschließende geistige Band, es fehlt dem Inder (heute noch!) das lebendige Staatsgefühl; Jahrhunderte hindurch war er das fremde Joch gewohnt. Mit diesen innerlich so zerrissenen Völkern hatten die britischen Kaufherren leichtes Spiel. Ihre kluge Politik brachte schließlich die ganze Halbinsel unter britische Herrschaft.

Klug haben die Briten auch weiterhin hieraus Nutzen gezogen. Seeley sagt in seinem Werk "The Expansion of England": "Our government of India would be a miracle on two conditions: First, if the Hindus had been accustomed to be ruled only by their own countrymen . . . secondly if the 200 millions Hindus had the habit of thinking altogether like a single nation". Beides war und ist auch *heute noch nicht* der Fall. Auf diese Tatsache hat England seine Kolonialpolitik aufgebaut. Dort in Indien haben es die britischen Staatsmänner gelernt, „fertig zu werden mit den Eifersüchteleien von Nationen, Staaten und religiösem Fanatismus" (Dibelius, England I/68).

So kommt es auch, daß es noch heute zwei Indien nebeneinander gibt, die sehr verschieden voneinander sind in ihrer politischen, wirtschaftlichen und sozialen Struktur: das „Indien der Fürsten", die sog. Eingeborenenstaaten und das eigentliche Britisch-Indien. Diese Native-States nehmen ungefähr ein Drittel des ganzen indischen Gebietes ein und haben zusammen etwa 72 Mill. Einwohner[2]). Es gibt 708 Staaten, die sehr voneinander abweichen, und zwar nicht nur in ihrer Größe. Es gibt Staaten, die die Größe Preußens haben, es gibt auch solche, die nur einige Dörfer umfassen. Auch in kultureller Hinsicht weisen sie große Unterschiede auf.

---

[1]) Siehe "Observer" vom 26. Februar 1928.
[2]) "Observer", 13. Mai 1928.

Chirol sagt zwar, daß sie in ihrem Gesamtbild eine vergangene Epoche Indiens repräsentieren. Glasenapp weist demgegenüber darauf hin, daß es recht fortschrittliche Staaten gibt wie Mysore, Baroda, Maisur, Travancor und Kochin, die einen bedeutenden Teil der Staatseinnahmen für die Verbesserung des Bildungswesens verwenden und den allgemeinen Schulzwang eingeführt haben. Alle diese Staaten stehen unter der unmittelbaren Herrschaft ihrer eingeborenen Fürsten, die zumeist autokratisch regieren, aber unter der "overlordship only of the British Sovereign" stehen; als Vertreter der englischen Krone ist diesen Fürsten ein hoher englischer Beamter beigegeben, der eine nach außenhin unsichtbare Oberaufsicht ausübt und nur in Ausnahmefällen offen eingreift. Das Verhältnis dieser Staaten zu England ist durch Verträge geregelt, die England besonders in neuerer Zeit sorgfältig beachtet. Nicht ohne Grund sehen die britischen Staatsmänner in ihnen Bundesgenossen in ihrem Kampf gegenüber der indischen Demokratie, und die Fürsten andererseits betrachten die britische Krone als die einzige sichere Bürgschaft für ihr Bestehen und ihre Rechte. Eifrig werden die beiderseitigen Beziehungen gepflegt. (Die Fürsten hatten ihre Vertreter in den Imperial War Councils, in Versailles, in Genf und in den Imperial Councils. 1919 wurde zu ihrer Vertretung bei der indischen Regierung in Delhi eine besondere „Kammer der Fürsten" geschaffen, die beratenden Charakter hat; im Hinblick auf die kommenden Reformen ist jetzt eine besondere Kommission gebildet worden, die unter dem Vorsitz von Harcourt Butler steht und deren Aufgabe es ist, dem Vizekönig geeignete Vorschläge zu machen.)

Das eigentliche "British India" steht unter der unmittelbaren britischen Verwaltung. Dort ist das *britische Parlament* die gesetzgebende Körperschaft. Dieses Indien repräsentiert, besonders in den großen Städten, mehr das moderne Indien. Die politische Macht lag bis vor kurzer Zeit ausschließlich in der Hand hoher englischer Beamten, die nur dem englischen Parlament verantwortlich sind. Britisch-Indien strebt am leidenschaftlichsten nach Reformen.

Bei all den großen Erfolgen Englands in Indien ist den britischen Staatsmännern eines nicht gelungen: Es fehlt heute jene Führerschaft, die wie in den Dominions bei aller Wahrung der heimischen Interessen sich auch dem Mutterland verbunden fühlt und so eine gute Bürgschaft für den Weiterbestand des Reiches bildet. Die Rassenunterschiede waren doch ein unübersteigbares Hindernis. Zwar haben es die Briten auch in Indien an Versuchen nicht fehlen lassen, ein geistiges Band zu schaffen. Die Macaulayschen Erziehungsreformen aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatten als Ziel die allmähliche Heranbildung einer Großbritannien treu ergebenen Oberschicht; Macaulay führte damals ein Erziehungssystem ein, das ganz nach englischem Muster aufgebaut war. Höhere Schulen und Universitäten wurden gegründet, deren Aufgabe es sein sollte, den vornehmen jungen Inder in die Sprache Shakespeares und den Geist des Abendlandes einzuführen. Macaulay glaubte damals voraussagen zu können, daß innerhalb weniger Generationen der in westlichem Geist erzogene Inder sich in nichts von einem Engländer unterscheiden werde, nur die dunkle Hautfarbe werde noch an seine orientalische Herkunft erinnern. Diese Hoffnung hat sich indessen nicht erfüllt; mit Bitterkeit sagt Chirol von dieser Schicht anglisierter Inder: "British rule has trained up

a new and rapidly increasing class of Indians, not a few of them highly gifted, capable of mastering not only the language of the ruling race, but the literature and though more rarely, the science of the west ... it is this new class of Indians who have assumed the political leadership of India, and it is they who to-day dominate new representative assemblies ... presumed to be capable of future adjustment to the newest conceptions of *democracy born into the world with the great war* ... Yet with bitter irony it is from them that has now proceeded not merely a wide-spread and vehement reaction against British rule, but an emphatic repudiation of the Western civilisation of which British rule has been the bearer." Es gibt deshalb heute nicht wenig Engländer, welche die Einführung des Inders in die britische Kultur als einen Fehler betrachten[1]. Selbst Chirol, der nicht zu dieser Klasse von Engländern gehört, muß sagen: "Western education has been for India, the tree of knowledge of *good and evil*". Weshalb? Willig nimmt der junge Inder die britische Kultur in sich auf, er erwirbt in Oxford und Cambridge akademische Titel und Würden, aber er kehrt nach Indien zurück, um England zu — hassen. Warum? Mag er auch noch so viel Wissen erworben haben, mag er sich noch so ebenbürtig fühlen, für den rassestolzen Briten bleibt er der "coloured man", er bleibt der Beherrschte. Tief hat er in das Räderwerk der britischen Staatsmaschinerie hineingesehen; die Schwächen des britischen Weltreiches sind ihm nicht verborgen geblieben. Schein und Sein der abendländischen Kultur sind ihm geläufig, er hat wohl die „Lobeshymnen auf Freiheit und Demokratie" gehört, aber mit steigender Verbitterung fragt er, warum diese Ideale nicht auch in seinem Heimatland verwirklicht werden. "Freedom was a concept that had little substantial meaning for the young Indian's mind until he found it writ large in his English textbooks". Das Studium der Geschichte der französischen Revolution, der italienischen und der deutschen Einheitskämpfe erfüllten den gebildeten Inder mit Begeisterung für Freiheit und Fortschritt. An die Stelle des indischen Autoritätsglaubens trat der europäische Individualismus, die alte indische Welt ging in Trümmer. Und bei alledem blieb der Inder eben doch Inder, der alles Abendländische doch mit indischen Augen ansieht und — beurteilt[2]. Der Nimbus, mit dem der Inder den britischen Herrscher umgab, schwand, und er schwand um so mehr, als der Brite in den letzten Jahrzehnten sich immer mehr Blößen gab. Als z. B. 1857 die erste große Revolte gegen den Westen ausbrach, gab die Königin Viktoria ihr Wort zum Pfande, daß "as far as may be her subjects of whatever creed or race would be freely and unpartially admitted to office in the services of the crown". Dieses Versprechen aber wurde nicht in dem erwarteten Umfange erfüllt[3]. Die Inder sahen vielmehr den britischen Zwingherrn in immer größeren Scharen ins Land kommen; und was kam, war nicht immer Elite! Die Zahl der britischen

---

[1]) Siehe hierzu besonders Carthill, "The Lost Dominion", erschienen in deutscher Übersetzung „Verlorene Herrschaft", Berlin 1926.

[2]) Knowles: "The outlook of the average Hindu is not national but religious; he is not possessed of the Western motion of rising in the world."

[3]) Horovitz, „Indien", Handbuch der Politik und „Indien unter britischer Herrschaft", Leipzig 1928.

Behörde wuchs, der Ressortgeist nahm überhand. Reibungen zwischen den verschiedenen Zweigen der Verwaltung waren die Folge. Das setzte den Briten bei dem gebildeten Inder in seiner Achtung herab. Andererseits muß man aber auch zugeben, daß manches in der Entwicklung der "Indian Unrest" zwangsläufig ist; das übersehen häufig die Kritiker des englischen Kolonialsystems in Indien. Das indische Reich steht heute an der Schwelle seines industriellen Zeitalters. Damit aber werden, wie Ihmels in seinem ausgezeichneten Aufsatz in der „Zeitwende" (Januar 1927) sagt, alle die Fragen lebendig, die uns z. T. auch in Europa beschäftigen: Gewerkschaften, Lohnkämpfe, Arbeiterwohnungen, Großstadtelend, Frauen- und Kinderarbeit. Es ist das Unglück Indiens, daß es mit Riesenschritten das nachholen muß, wozu Europa ein Jahrhundert Zeit gehabt hat. Auch der Inder lernt jetzt die Licht- *und* Schattenseiten der industriellen Entwicklung kennen[1]).

Von großem Einfluß auf die Entwicklung der modernen indischen Mentalität war ferner Englands Außenpolitik der letzten drei Jahrzehnte. Mag sein Bündnis mit Japan, vom europäischen Blickfeld aus betrachtet, ein glänzender politischer Schachzug gewesen sein, mag es auch damit den russischen Nebenbuhler in Asien (einstweilen!) aus dem Felde geschlagen haben, in den Augen manches führenden Inders war das Bündnis der abendländischen Weltmacht mit dem asiatischen Emporkömmling ein Eingeständnis der Schwäche. Wie jubelte man in Kalkutta, Delhi und Benares, als gar der „junge asiatische David" den „europäischen Goliath" in einer Reihe glänzender Siege bezwang. Ganz neue Hoffnungen stiegen am indischen Horizont auf. Wo, so fragte man damals in Indien, ist nun die vielgerühmte Überlegenheit des weißen Mannes über den Farbigen? Es ist ganz unverkennbar, daß nach dem russisch-japanischen Krieg der Geist der Widersetzlichkeit in Indien mächtig auflebte. Und nun kam noch der Weltkrieg und mit ihm Europas und damit auch Großbritanniens Schicksalsstunde. Das stolze Imperium war in Not, es brauchte die Hilfe aller seiner Völker in allen Kontinenten, auch diejenige Indiens. Die anglo-indische Regierung, die indischen Fürsten versagten ihre Hilfe nicht. Schon im Herbst 1914 lagen indische Truppen in den Schützengräben Flanderns, aber die indischen Führer wachten darüber, daß ihren Völkern der Lohn nicht vorenthalten blieb. Feierlich mußte Asquith noch während des Krieges im Unterhaus erklären, daß "henceforth Indian questions would have to be approached from a different angle vision". Und — zögernd erfüllten Englands Staatsmänner ihr Versprechen. Das nationalistische Indien hatte gesiegt.

Deutlich spiegelt sich dieser Wandel der Dinge in der ständigen Evolution der Beziehungen zwischen England und Indien *und* in den strategischen Maßnahmen, die die britischen Staatsmänner zur Sicherung des britischen Besitzes getroffen haben. Große Verdienste hat sich hier besonders Lord Curzon, erworben[2]). Seine Glacispolitik war darauf gerichtet, keinen ernsthaften Konkurrenten im Raume des indischen Ozeans zu dulden, sämtliche Zugangswege dahin unter Kontrolle zu haben, sämtliche Einfallstore be-

---

[1]) Eine ausgezeichnete Darstellung gibt hierzu Knowles, in seinem bereits genannten Werk.

[2]) S. „The Life of Lord Curzon" by the Earl of Ronaldshay. Vol. II. London 1928.

setzt zu halten und schließlich auch den Landweg nach Indien sicherzustellen. Man begeht keine Übertreibung, wenn man sagt, daß der Kampf um Mesopotamien, um die Bagdadbahn, um das mesopotamische Erdöl eines der wichtigsten und interessantesten Kapitel in der Vorgeschichte zum Weltkrieg und in diesem selbst spielt[1])[2])[3]). Der Ausgang dieses großen Ringens ist uns bekannt. "Curzon drove the pretentions of *other Powers* (d. h. Deutschland, d. Verf.) out of the Persian Golf" (Lord Meston). Aber ist der Landweg heute völlig gesichert? 1919 schien es so, als ob England auch hier sein Kriegsziel erreicht habe. Inzwischen haben sich die Dinge bedeutend geändert. Afghanistan wurde nicht besiegt. Und die beiden anderen Mächte des vorderen Orients, die Türkei und Persien, sind unter der Führung modern gerichteter, kraftvoller Herrscher zu neuem staatlichen Leben erwacht. Ebenso sind auch die Verhältnisse der neuen Staaten von Englands Gnaden im vorderen Orient noch lange nicht so konsolidiert, wie die britischen Staatsmänner es gern haben möchten. Dafür aber wird jetzt der Luftweg London—Kalkutta ausgebaut. Man sieht, wie wichtig das mesopotamische und das persische Erdöl auch in dieser Hinsicht für das „menschenfreundliche" Weltbritannien sind, das angeblich nur für die Freiheit der unterdrückten Völker gekämpft hat. C. H. Becker sagt: „Englische Staatsmänner haben es nie für unter ihrer Würde erachtet, die ganze Welt über die selbstlosen Absichten der englischen Politik aufzuklären. Man denke nur an die ausgezeichneten Werke von Milner, Cromer, Curzon, Churchill and Valentine Chirol." Die Nordgrenze Indiens ist völlig gesichert. Dort hat es die britisch-indische Diplomatie glänzend verstanden, sich im tibetanischen Hochplateau jenseits der natürlichen Schutzwälle des Himalaja ein starkes Glacis zu schaffen, das es heute souverän beherrscht. Mit Afghanistan suchte man sich friedlich zu verständigen, seit dem die gewaltsame Unterdrückung (der letzte Versuch fällt in das Jahr 1919) nicht gelungen ist. Ebenso ist auch die Ostgrenze heute ganz in britischer Gewalt. Von den wertvollen Djambi-Ölfeldern auf Sumatra ist der Amerikaner verdrängt. Und den ehrgeizigen Plänen der Japaner ist mit dem Ausbau Singapores zu einem modernen Waffenplatz ein starker Riegel vorgeschoben. Sein Ausbau zu einem der stärksten Plätze der Welt wird auch jetzt im Zeitalter der Abrüstung eifrig fortgesetzt[4]). So erscheint Indien außenpolitisch heute noch gesichert.

Größer dagegen sind die innerpolitischen Schwierigkeiten: aber auch hier haben die britischen Staatsmänner wachsamen Auges die Entwicklung der Dinge verfolgt, und sie haben es nicht versäumt, nach echt britischer Art die Zügel allmählich zu lockern. Bereits 1861 wurden durch den India Councils Act Vertreter der indischen Völker in die Legislative Councils in den Präsidentschaften zu-

---

[1]) Siehe hierzu auch Helfferich, Der Weltkrieg. 1919; Die deutsche Türkenpolitik. 1921.

[2]) Rohde, Der Kampf um Asien. Stuttgart 1924.

[3]) C. H. Becker, England im vorderen Orient, i. „Lebensfragen des Britischen Weltreichs". Berlin 1921.

[4]) Haushofer, Bericht über den indopazifischen Raum, Zeitschr. f. Geopolitik. Juli 1928.

gelassen[1]). Durch die Morley-Minto Reformen im Jahre 1909 wurde der Wirkungskreis dieser Legislative Councils bedeutsam erweitert. Universitäten und anderen öffentlichen Körperschaften wurde das Recht der Repräsentation verliehen, aber bei alledem behielt England auch weiterhin das Heft fest in den Händen. Nachdrücklich wies der liberale Staatsmann Morley jeden Gedanken zurück, als wolle er den Weg zur Einführung parlamentarischer Einrichtungen bahnen "for which he considered India to be still *quite unripe*". Aber noch nicht acht Jahre später mußte England auch diesen Schritt tun; die Not der Stunde verlangte es gebieterisch. Am 20. August 1917 gab Montagu, der damalige Staatssekretär für Indien, im Unterhaus die Erklärung ab, "that British policy was not only the increasing association of Indians in every branch of the administration but also the granting of self-governing institutions with a view to the progressive realization of *responsible government in India as an integral part of the British Empire*". Eine Kommission wurde eingesetzt, die an Ort und Stelle im Winter 1917/18 die Verhältnisse prüfte; ihre Vorschläge bildeten die Unterlage für die Reformen, die unter dem Namen Montagu-Chelmsford Reforms bekannt sind, und die im Dezember 1919 nach kurzer Debatte vom Unterhaus zum Gesetz erhoben wurden.

Dieses Gesetz bedeutet einen Wendepunkt in den anglo-indischen Beziehungen: Fortan ist England nicht mehr Alleinherrscher in Indien, auch die Vertreter der indischen Völker nehmen teil an der Regierung. Man nennt diese Regierungsform die sog. Dyarchy, d. h. Doppelherrschaft[2])[3])[4]); sie ist autokratisch in ihrem britischen Teil und parlamentarisch in ihrem indischen Teil. Die Veränderungen sind kurz folgende[5]): Die indische Zentralregierung wird wie bisher geleitet von dem Vizekönig und seinem Rat (Executive Conncil), die Zahl der indischen Mitglieder wird auf drei vermehrt. An Stelle des Kaiserlichen Gesetzgebenden Rates treten zwei Kammern: eine Gesetzgebende Versammlung, Legislative Assembly (Unterhaus), bestehend aus 104 gewählten und 40 ernannten Mitgliedern und einem Staatsrat, Council of State (Oberhaus). Der Staatsrat, in dem der Vizekönig den Vorsitz führt, besteht aus 26 ernannten und 34 auf 5 Jahre direkt gewählten Mitgliedern. Beide Kammern haben eine beschränkte Gewalt; ihre Resolutionen haben nur den Wert von Vorschlägen. Diesen beiden Körperschaften wird das Budget vorgelegt. Dem Vizekönig steht das Vetorecht zu. Hier also kann von einer verantwortlichen Volksvertretung nicht die Rede sein. Anders ist es in den Provinzregierungen. Dort ist tatsächlich eine Teilung der Gewalten eingetreten. An der Spitze steht der Provinzgouverneur, der der britischen Regierung verantwortlich bleibt, ihm zur Seite erstens ein Exekutivrat von vier Mitgliedern, die von der Krone ernannt werden und von denen einer ein Inder sein muß, und zweitens ein Ministerium, dessen zwei bis drei Mitglieder vom Gouverneur aus den *erwählten* Mitgliedern des gesetz-

---

[1]) Morris and Wood, The English Speaking Nations. Oxford 1924.

[2]) Siehe Förster, Die ind. Verfassung von 1919. Handbuch der Politik, V. Bd., S. 62.

[3]) Horovitz, Handbuch der Politik, Bd. II und

[4]) Horovitz, Indien unter britischer Herrschaft, Leipzig 1928.

[5]) Siehe hierzu Langhans-Ratzeburg, Die Verfassungen des Erdballs. Gotha 1927.

gebenden Rates der Provinz ernannt werden. Der Gesetzgebende Rat bildet eine Art Provinzlandtag, dessen Mitglieder in der Mehrheit vom Volke gewählt werden. Die Verwaltungsarbeiten zerfallen in sogenannte „vorbehaltene" (reserved) und sog. „übertragene" (transferred) Angelegenheiten. Jene, d. h. Dinge, welche die Aufrechterhaltung der Ordnung, die Besoldung der englischen Beamten u. dgl. betreffen, werden von den Gouverneuren und den Mitgliedern des Exekutivrates allein erledigt; die übertragenen Angelegenheiten betreffen Ackerbau, Unterricht, Bauwesen, Hygiene; sie werden von den vom Gouverneur aus den Mitgliedern des Landtags ernannten Ministern bearbeitet, die nur dem Landtag gegenüber verantwortlich sind[1]). An der Behandlung dieser Gegenstände sollen nach dem Willen des Gesetzgebers die indischen Volksvertreter es lernen, verständnisvolle Kritik zu üben und selber zu regieren; ausdrücklich wurde dabei festgelegt, daß im Falle der Bewährung der Kreis der Rechte mit der Zeit erweitert werden solle. Das große Endziel ist nach der Idee des eigentlichen geistigen Schöpfers des Dyarchysystems, des Round-Table-Kreises und seines verdienten Führers L. Curtis, die allmähliche Übertragung der ganzen Staatsverwaltung und Gesetzgebung — auch in der Zentralregierung — an eingeborene Elemente[1])[2]); freilich darf dabei nach den Worten von Lloyd George an der britischen Oberherrschaft nicht gerüttelt werden.

Als dieses Gesetz zur Einführung kam, war man sich dessen bewußt, daß es sich zunächst um einen kühnen Versuch handelte, dessen Erfolg zweifelhaft war. Aus diesem Grunde gab deshalb die britische Regierung die feierliche Erklärung s. Zt. ab, daß nach zehn Jahren, d. h. 1929 die indischen Verhältnisse nochmals geprüft werden sollten und daß das Ergebnis dieser Prüfung entscheidend sein solle für die Erweiterung oder Beschränkung der Rechte.

Diese zehn Jahre sind nun bald — 1929 — abgelaufen. Wie hat sich die Dyarchy in der Zwischenzeit bewährt? Die Schwierigkeiten erwiesen sich als größer, als zu Anfang vermutet wurde. Als sehr ungünstig erwies sich die Zeit, in der die Reformen begonnen wurden. Auch in Indien stand die Nachkriegszeit im Zeichen großer wirtschaftlicher Schwierigkeiten. Dazu kamen noch Mißernten. Schon aus diesem Grunde war die Unzufriedenheit unter den Massen groß. Außerdem hatte die nationale Bewegung durch die lange Dauer des Weltkrieges einen mächtigen Auftrieb erhalten[3])[4])[5]). Der geistige Horizont der indischen Völker war mächtig erweitert worden. Mit scharfen Augen hatte man die Selbstzerfleischung Europas verfolgt. Tief hatte sich ferner den indischen Führern der Gedankengang eingeprägt: Wenn das Recht der Selbstbestimmung den kleinen Randvölkern Europas gewährt wird, warum wird es dann den Millionen Indiens vorenthalten? Die indischen Soldaten waren von Europa mit dem Bewußtsein heimgekehrt, daß England ohne die Armeen Indiens nicht gesiegt hätte.

---

[1]) L. Curtis, Dyarchy, Oxford 1920.

[2]) Mendelssohn-Bartholdy, „Der Turm zu Babel und der Runde Tisch". Der Neue Merkur, München 1921.

[3]) Siehe Carthill, Verlorene Herrschaft.

[4]) Kohn, Geschichte der nationalen Bewegung im Orient, Berlin 1928.

[5]) Nobel, Herr über Asien, Hamburg 1928.

Kann man sich wundern, daß in die leidenschaftlich erregten Massen die Worte der Agitatoren, die das Reich durchzogen, eifrig und mit Begeisterung gehört wurden, daß es zu Zusammenstößen mit der britischen Macht kam?

Der bedeutendste unter den Agitatoren war Gandhi, ein Mann von hohen Idealen und heiliger Lebensführung. Er übte eine ungeheure Wirkung auf die indischen Massen aus. Leidenschaftlich schleuderte er seinen Bannfluch gegen die "satanic government". "Back to the Vedas!" war sein Kampfruf. Er haßt die Großstadt und all ihre westliche Zivilisation. Indien soll das Land der Dörfer bleiben. Und er predigte den passiven Widerstand (Non-Cooperation). Doch er war kein Mann der politischen Praxis. Bald sahen gerade seine bedeutendsten Anhänger ein, daß Indien mit seinen Methoden nicht vorwärts komme, daß der Gandhismus in allen praktischen Fragen zum Chaos führen müsse. Gandhi zog sich enttäuscht zurück; die Opfer waren umsonst gebracht. Seine Schüler C. R. Das und Nehru gingen neue Wege. Sie wurden die Führer von Oppositionsparteien, die die gesetzgebenden Körperschaften nicht boykottierten, sondern in diese eintraten, dort auch mitarbeiteten, aber immer mit dem Endziel, nachzuweisen, daß Dyarchie niemals die indischen Völker befriedigen könne, daß baldige Gewährung des Dominionstatus notwendig sei.

Innerhalb der indischen Freiheitsbewegung gibt es nun die verschiedenartigsten Richtungen[1][2][3]. Die Einheitsfront zwischen Hindus und Mohammedanern, die im Kriege einmal erreicht wurde, besteht längst nicht mehr. Der alte Kampf tobt weiter. Die Mohammedaner sind mißtrauisch geworden, sie haben in diesen Jahren gesehen, wohin swaraj (= Selbstregierung) führen würde, wenn diese unter der Führung der Hindus in die Tat umgesetzt würde. Aber auch in den Reihen der Hindus besteht keine Geschlossenheit; sie sind in Kasten und Klassen zersplittert. Die führende Schicht der Brahmanen, die als Priester, Beamte und Gelehrte das Volk beherrschen, sind treue Gefolgsleute Gandhis. Neben ihnen steht die Non-Brahminpartei, die ihre Angehörigen in der mittleren Schicht hat; sie will zwar auch die Freiheit Indiens, hofft dieses Ziel aber auf dem Wege des Zusammenarbeitens mit England zu erreichen; die Männer der Finanzwelt wünschen vor allem Ruhe; diese aber kann vorerst nur durch die britische Oberherrschaft gewährleistet werden. Im Hintergrund stehen die "Untouchables", die "Outcasts", diese sind unbedingte Anhänger der europäischen Reformen, sie streben aus ihrer Enge und Gebundenheit heraus; und self-government beruht letzten Endes auf dem demokratischen Grundsatz: Gleiches Recht für alle. Das aber widerspricht fundamental der Lehre des „Karma", das jedem Hindu die Kaste anweist, in der er geboren ist. Und die indischen Fürsten lehnen für ihre Staaten jegliches swaraj ab. Dort soll, wie der Maharadschah von Bikanir erklärt hat, die Autokratie weiterbestehen. Ganz ungeklärt ist noch die Frage des Verhältnisses der indischen Staaten zu dem übrigen Indien im Falle der Gewährung des Dominion-Status. Wird Indien ein Einheitsstaat, wird es ein Staatenbund, oder gibt der weite Raum nur den natürlichen Rahmen ab für

[1]) Times-Artikel "Indian Divisions", 4. Januar 1928.

[2]) Round Table, Vierteljahrschrift, Jahrgang 1927 und 1928.

[3]) Aga Khan, A Constitution for India, Times-Aufsätze in den Nrn. vom 12. und 13. Oktober 1928.

mehrere unabhängige Staaten, so wie es in Europa der Fall ist? Wir sehen, Probleme über Probleme! Und im indischen Lager herrscht Uneinigkeit wie ehemals! Entsetzt fragen deshalb schon heute verantwortungsbewußte Führer, wohin Indien treiben würde, wenn England seine Hand schon jetzt von Indien abzöge. Die Hoffnung, dem „Divide et impera“ der Briten ein „Viribus unitis“ der Inder entgegenstellen zu können, ist gering. Dabei ist Indien ohne Waffen.

Auf der anderen Seite sehen wir die indischen Staatsmänner ruhig und entschlossen am Werk. Als Vizekönig hat man nach dem geschmeidigen Juden und gewandten Diplomaten Lord Reading einen Engländer aus der jungen Generation geschickt, Lord Irwin (Edward Wood). Er stammt aus einer alten hochangesehenen Familie. Er „sieht und handelt gerade“. Rud Kircher[1]) sagt von ihm: „Religion und Kirche bilden das Fundament seiner Arbeit. Der Staat ist für ihn ein System von "Loyalties" und die Religion ist der gemeinsame Urgrund. Er ist der rechte Mann, das Vertrauen der Inder zu gewinnen.“

Und nun der Dritte! Sir John Simon! Auch er gehört zu den politischen „Zelebritäten“ und Lawyers der erlesensten und höchstbezahlten Klassen. Große Fähigkeit werden ihm nachgesagt. Als Student hat er in der Oxford Union Society dem berühmten Debattierklub präsidiert, schon damals war man überzeugt, daß er eines Tages seinen Platz im Unterhaus einnehmen werde. Bisher hat er allerdings sein Können mehr in den Dienst seiner sehr einträglichen Anwaltspraxis gestellt. Ihn hat man an die Spitze der Kommission gesetzt, die im November 1927 unter Zustimmung aller Parteien im Unterhaus gebildet wurde und deren Aufgabe es sein soll, entsprechend dem Dyarchieplan zu berichten, „ob und in welchem Umfang es wünschenswert, den Grundsatz der verantwortlichen Selbstverwaltung aufzustellen oder das bereits bestehende Maß verantwortlicher Regierung zu erweitern, abzuändern oder zu beschränken“, und weiter über jede andere *Britisch* Indien betreffende Frage zu berichten, die der Kommission von Seiner Majestät zugewiesen werde[2]).

Diese Kommission ist im Februar 1928 nach Indien gereist und ist jetzt nach zweimonatigem Aufenthalt nach England zurückgekehrt. Sie hat sich ihrer Aufgabe gewachsen gezeigt. Sie hat weite Reisen durch das ganze Reich unternommen und überall persönliche Fühlung mit den verschiedenen Klassen der Bevölkerung genommen. Die Aufnahme an den verschiedenen Orten war nicht einheitlich[3]). In Kalkutta und Madras kam es zu lebhaften Protestkundgebungen. An anderen Orten hingegen kam es zu Gegenkundgebungen gegen die Protestler, wie z. B. im Punjab. Was die politischen Körperschaften anlangt, so ist zu sagen, daß auch hier keine Einheitlichkeit zutage trat. Die Legislative Assembly in Delhi lehnte die Zusammenarbeit mit der Simon-Commission mit 68 gegen 62 Stimmen ab. Von den Provinzregierungen dagegen

[1]) Kircher, „Engländer“. Frankfurt a. M. 1925.

[1]) Haushofer, Vizekönige als geopolitische Größen i. Zeitschr. f. Geopolitik, Juli 1928.

[2]) Siehe hierzu Lord Meston und D. M. Bannerjea, The Indian Commission and its tasks i. Contemporary Review, Januar 1928.

[3]) Siehe hierzu The Round Table, „India: The Commissions' Experiences“, Juni 1928.

war die Mehrheit für eine Zusammenarbeit mit der britischen Kommission. So sind die Dinge noch völlig ungeklärt. Immerhin, ein Anfang ist gemacht, und Sir John Simon war, wie er erklärt hat, "not dissatisfied". Inzwischen hat „eine indische Konferenz aller Parteien" der Simon-Kommission einen Entwurf überreicht, der für Indien *alle Rechte der englischen* Dominions fordert. Ob aber hierzu Whitehall heute schon bereit ist, erscheint mehr als zweifelhaft, da einmal diese „Konferenz aller Parteien" keineswegs alle Parteien darstellt und zum anderen die Simon-Kommission die Einführung europäischer Regierungsformen heute noch nicht befürworten wird. So erscheint die Zukunft noch dunkel. Bemerkenswert dabei ist die Tatsache, daß die britischen Staatsmänner ihr Reformwerk ruhig fortsetzen. So arbeitet der Chef der indischen Finanzverwaltung, Sir Basil Blackett, an der Währungsreform. Er hat die Bedeutung seiner Reform mit folgenden Worten unterstrichen: „Die Bill bezweckt die Übertragung der Kontrolle der indischen Währungs- und Geldpolitik vom Staatsamt in London und von der Regierung in Delhi an ein nicht amtliches indisches Geschäftsunternehmen. Daher ist diese Bill nicht nur ein Markstein in der Finanzgeschichte, sondern auch ein Wendepunkt in der politischen und verfassungsrechtlichen Entwicklung des Landes". Auf dem Gebiet des Geldwesens soll also Indien jetzt schon souverän werden.

Mag deshalb der starre Konservative und verbitterte civil-servant Carthill „fern dem Staub der Schlachtfelder an einem Ort voll grüner Wiesen und stiller Bäche", wo, wie er fortfährt, „das Zusammenkrachen großer Reiche weniger wichtig erscheint als der Sang der Drossel oder das fröhliche Zirpen des Heimchens am Herd" über die Vergänglichkeit der großen Reiche dieser Welt nachsinnen, mag er mit einer in Ironie getauchten Feder über "Liberalism" schreiben, mag er die englische öffentliche Meinung über den drohenden Verlust Indiens aufrütteln — er handelt hier im Sinne bester englischer Tradition — die verantwortlichen Staatslenker lassen den Mut noch nicht sinken. Zornig rechnete Lord Birkenhead in seiner Oberhausrede vom 7. Juli 1925 mit Carthill ab: Meine Lords, es gibt kein "Lost Dominion", es wird keine „Verlorene Herrschaft" geben, ehe nicht der Zeitpunkt kommt, wenn er überhaupt kommen soll, daß das ganze britische Reich mit allem, was es für die Zivilisation bedeutet, in Trümmer fällt." Und selbstbewußt erinnerte der Premier Stanley Baldwin an dem Tag, als im Unterhaus über die Simon-Kommission beraten wurde, seine Zuhörer an die Worte Miltons: „Wenn Gott eine harte Aufgabe gelöst haben will, dann ruft er seine Engländer."

Die Briten sind auch heute noch von dem Gefühl durchdrungen, als sei ihnen von der Vorsehung eine besondere Mission zuteil geworden. Sie kämpfen nach den Worten des großen Empire-builders Cecil Rhodes nur "to promote the best interest of *humanity*". Auf der Inschrift des "Monument of the unknown Warrior" lesen wir, daß England "*for* God" — nicht *mit* Gott — gekämpft hat[1]). Und das Wort „Indien" läßt heute noch das Herz jedes echten Briten höher schlagen. Diesem glaubt er sich — ob mit Recht oder mit Unrecht, das ist hier nicht zu entscheiden — besonders verpflichtet. „Indien ist nach wie vor der große Prüfstein des britischen Charakters und Heldentums; es gilt hohen Muts

[1]) Monatschrift f. höh. Schulen, 1928, 1. u. 2. Heft.

und voll ernsten Selbstvertrauens vorwärts zu schreiten und bis zum Ende auszuharren" (Curzon). Und V. Chirol schließt sein ausgezeichnetes Indienbuch mit den Worten: "It is in India if anywhere that, unless our own civilisation is to be brought to shame *a synthesis must be found* — and can hardly *be found unless British rule endures — between the East and the West,* if an irrevocable clash is to be averted in which neither could escape disaster." Und auf der anderen Seite fehlt nicht die Erkenntnis, daß — heute wenigstens — nur durch verständnisvolles Zusammenarbeiten mit London ein weiterer Ausbau der Reformen möglich ist. Mögen deshalb die nationalistischen indischen Führer noch so leidenschaftliche Proteste in die Welt hinausschicken, die Verantwortungsbewußten unter diesen wissen, daß die Stunde der endgültigen Loslösung Indiens vom britischen Weltreich noch lange nicht gekommen ist!

Oberursel (Taunus). Heinrich Wenz.

HANDBEWEGUNGEN ALS MITTEL ZUR ANEIGNUNG DER ENGLISCHEN AUSSPRACHE IM ZUSAMMENHANG MIT BETRACHTUNGEN UEBER DEN ENGLISCHEN ANFANGSUNTERRICHT.

Man kann die Feinheiten der englischen Aussprache betrachten als eine Krönung des Unterrichts, als einen Oberbau, für den in jahrelanger Arbeit erst ein fester Unterbau gewonnen sein muß; oder man betrachtet sie als die Grundlage schon des Anfangsunterrichts, als die Keimzellen, aus denen der Organismus der Sprache erwachsen soll.

Jener Anfangsunterricht wird ein baldiges Verstehen- und Sprechenkönnen anstreben und dabei den einzelnen Laut, wie Aronstein empfiehlt, im Satz beachten. Zusammenhängendes Sprechen wird aber zurücktreten und das einsilbige Musterwort Ausgangspunkt des Anfangsunterrichts sein müssen, wenn die Eigenart jedes Lautes, der Zusammenklang der Laute, die Intonation und der Akzent von vornherein beobachtet und eingeübt werden sollen.

Nachdem mich die Erfahrung gelehrt hat, wie mühsam, ja fast aussichtslos es ist, eine einmal zur Gewohnheit gewordene unenglische Aussprache zu verbessern, erteile ich den Anfangsunterricht nur noch auf die zweite Weise. Erproben konnte ich dies bislang allerdings nur in Untertertien, wo Englisch als erste oder zweite Fremdsprache begann.

Alle englischen Laute sind anders als die entsprechenden deutschen, weil wie die Artikulationsbasis so auch für jeden Laut die Räsonatoreinstellung im Englischen eine andere ist. Wie sich das englische e von dem deutschen unterscheidet, so bauen sich alle Vokale mit eigenartig anderer Klangfarbe darauf auf. Während gutes Deutsch wesentlich Lippensprache ist, ist englisch eine ausgeprägte Zungensprache. Dem Deutschen ungewohnte Bewegungen muß die Zunge ausführen. „Zungengymnastik" steht daher im Mittelpunkt meines englischen Anfangsunterrichts. Bewußte Muskelempfindungen der Zunge wie des ganzen Mundes müssen zur Stütze der Lautbildung werden. Dies wird erleichtert durch das Feststellen kleiner Unterschiede in der Bewegung der Zunge. Die Aufeinanderfolge der Vokale von der Ruhelage der Zunge aus, etwa

zunächst der Hinterzungen-, dann der Vorderzungen- und schließlich der Mittelzungenvokale, zeichnet deshalb den Weg für den ersten Unterricht vor. Dabei lasse ich auf der Tafel das Vokalviereck und zwar mit bunter Kreide entstehen, um den Unterschied von straffer und schlaffer Muskulatur hervorzuheben Dem Lautkursus der mir bekannten Lehrbücher liegt der Unterschied langer, kurzer und zusammengesetzter Vokale zugrunde. So wichtig die Beachtung dieser Unterschiede ist, so wenig dienen sie einem zweckmäßigen Aufbau des Lautkursus.

Die Vokale werden in einsilbigen sinnvollen Wörtern geübt, wie sie die Gegenstände der nächsten Umgebung des Schülers, der menschliche Körper und einfache Tätigkeiten bieten, um zugleich Wortmaterial für Sprechübungen zu gewinnen.

Hebt die Zunge aus der englischen Ruhelage die Spitze, so berührt sie den Zahnfortsatz. Auf diese Haltung der Zunge, die Berneburg treffend ihre Ausfallstellung genannt hat, ist immer wieder aufmerksam zu machen, denn hier bildet sie durch Verschluß oder Enge t, d, n, ŋ, s, z, ʃ, ʒ, tʃ, dʒ, r und l, und von hier aus schnellt sie meist zum ϑ oder ð vor. Ich beabsichtige hier nicht darzulegen, wie jeder Laut zu bilden ist. Das haben vor allem Jones in seinen Outlines of English Phonetics und Berneburg in seiner Einführung in die englische Lautkunde getan. Ich möchte nur betonen, daß sie so lange und gründlich zu üben sind, damit die Zunge beweglich wird, sich an die ungewohnte Stellung gewöhnt und gewisse Muskelempfindungen zu ihrer Orientierung gewinnt, bis der Laut willkürlich gebildet werden kann. Es sollen, wie Erich Drach einmal in ähnlichem Zusammenhang für gute deutsche Aussprache gesagt hat, die Gleise vorbereitet werden, in denen der wirkliche Vorgang hernach verlaufen soll.

Wertvoll sind dabei Querschnittszeichnungen vom Mund, die die Zungenhaltung zeigen. Sie dürfen in keiner Stunde fehlen. Man kann sie mit ein paar Strichen auf die Tafel bringen. Auch lasse ich zu Beginn jeder Stunde und öfter zwischendurch die Klasse tə tə tə mit Zungenspitzenanschlag am Zahnfortsatz sprechen, um immer wieder die Zunge in die richtige Lage zu bringen. Wird diese Zungenhaltung gut beachtet, so ergeben sich manche Feinheiten der englischen Aussprache fast von selbst, wie etwa die des sth Plural-s, das zwar sth einsetzt aber stl ausklingt.

Die Konsonanten werden gleich dahin unterschieden, ob sie sth oder stl sind, denn davon hängt ja nicht nur die Aussprache der s- und d-Endungen ab, sondern auch die des ganzen Wortes. Ich lasse deshalb mit jedem neuen Konsonanten eine Liste der sth- und stl-Laute entstehen. Nun ist es nicht nur so, daß ein sth-Ausklang den Vokal des Wortes längt, oder daß nach von Natur kurzem Vokal der sth-Endkonsonant gedehnt wird, vielmehr zeigt der Vokal auch ein eigenartiges Anschwellen und Abklingen mit fast verhaltenem Atem, was wohl mehr ein Uebergang von schlaffer zu strafferer Artikulation ist — daher auch die Neigung zur Diphthongierung — als ein musikalisches Aufundnieder. Ich nenne diese Aussprache zirkumflektierend, und meine Schüler machen dabei mit der Hand eine schwebende Wellenbewegung in der Luft. Hingegen nenne ich die Aussprache stl endender Wörter akut. Sie ist flat. Die Handbewegung dabei ist eine nicht heftige aber geradlinige Bewegung gleichsam auf dem kürzesten Wege auf den Endkonsonanten hin, als ziehe er die Hand an.

Die enge Aufeinanderfolge von Konsonanten wird oft für sich geübt, vornehmlich das Hervorbrechen des r aus p, t, ϑ, b, d, k, und g und des l aus p, b, k, g, f und s. Daß m, n und ŋ stimmhafter und voller erklingen als im Deutschen, erleichtert die Aussprache des Englischen; denn während des Nachklingens dieser Laute kann schon eine Umstellung des Mundes für den nächsten Laut, etwa ein Vorschnellen der Zunge zum th, erfolgen.

Sobald wie möglich werden natürlich die einzelnen einsilbigen Wörter sinnvoll miteinander verbunden, wie Adjektiv und Substantiv. Hierbei wird von vornherein der level stress beachtet und dadurch gefühlsmäßig angeeignet, daß der Schüler bei jedem Akzent einen Unterarm mit gleicher Schwere niederfallen läßt. Dieselbe Unterarmbewegung wird weiterhin dann auch bei den gleichmäßig hauptbetonten Wörtern eines Satzes gemacht.

Die ununterbrochene Folge der Wörter eines Sprechtaktes oder kurzen Satzes, wie z. B. try to catch the ball, wird folgendermaßen geübt: tə tə tə . . . Zungenspitze am Zahnfortsatz, tr, tr, tr . . . trai, trai, trai . . . trai tə, trai tə, trai tə . . . , trai tə kætʃ, trai tə kætʃ . . . , trai tə kætʃ ðə . . . , trai tə kætʃ ðə bɔːl . . . Die Schüler stellen sich dabei ein Band vor, das aus dem Munde kommt und nicht abreißen darf und machen eine Handbewegung, die schwebend die entsprechende Intonationskurve in der Luft beschreibt, wie Klinghardt-Klemm und Berneburg sie aufgezeichnet haben. Bei einfachen Aussagesätzen, Befehlen und Fragen, die durch ein Fragewort eingeleitet werden, stellt sich die Klasse zugleich ein sanft niederschwebendes Flugzeug vor, das sich auf dem Boden noch eine Strecke weiterbewegt.

Im Satze muß auf das Zusammentreffen von Konsonanten geachtet werden. Folgt auf einen aspirierten Konsonanten ein Konsonant, so wird die Aspiration abgeschwächt. Es wird dann z. B. geübt: pt, pt, pt, . . . oder tf, tf, tf . . . doch auch ft, ft, ft . . . usw. Zusammentreffende gleiche Konsonanten bilden einen langen Konsonanten. Das gilt auch für sth und stl Konsonanten gleicher Art. Es entsteht dann ein langer Konsonant, der von sth- in stl-Aussprache übergeht oder umgekehrt.

Häufiger Uebung bedarf die Folge s-th oder z-th und umgekehrt. Ein Sätzchen wie this thing is thin wird mit einer Handbewegung geübt derart, daß die Hand die Zunge darstellt, die zunächst zum th vorschießt, dann mit einem Ruck zurückschnellt, so daß die Spitze am Zahnfortsatz liegt, dann gleich wieder vorschießt zum th usw. Hierin liegt ein gut Teil „Zungengymnastik“, durch die allein das häßliche th vermieden wird, das nach s hinklingt.

Von Anfang an ist ferner im Satz die Abschwächung der Laute in unbetonten Wörtern zu beachten und im Sinne Palmers als grammatische Erscheinung zu werten und nicht als eine Nachlässigkeit im Sprechen. Es sind ja Ablautsformen, die man in Vollstufe, Schwachstufe und Schwundstufe einteilen kann. Mit der Zeit lasse ich meine Schüler sich eine Liste der wichtigsten Reihen zusammenstellen, wofür Jones und Palmer uster bieten. Ich habe auch hierin die Erfahrung gemacht, wie schwer es später Schülern fällt die verschiedene Aussprache von I have in I have a book und I have read a book oder von there is in den Bedeutungen „dort ist“ und „es gibt“ festzuhalten.

Mit derselben Wichtigkeit, die Schüler gewohnt sind grammatischer Richtigkeit beizumessen, behandle ich schon bei ihrem ersten

Auftreten die Verschleifung am Ende einer Entscheidungsfrage oder eines weiter weisenden Sprechtaktes in einem längeren Satze. Ich lasse sie mit einer Nieder- und Aufwärts-Handbewegung begleiten. In einer Mädchenklasse kann auch ein Knicks dabei wirkungsvoll sein. Wird die Aussprache dadurch auch etwas monoton, so ist sie doch wenigstens englisch.

Relativsätze lasse ich gleich als defining und nondefining unterscheiden, denn die Intonation, für die das Komma oder sein Fehlen ein äußerliches Zeichen ist, muß hier recht beachtet werden: Vor einem nondefining Relativsatz in Endstellung tritt abschließender Takt ein. Das Komma wirkt wie ein Punkt. Ist ein solcher Relativsatz eingeschoben, so hebt ihn Verschleifung am Anfang und am Ende aus dem Hauptsatz hervor. Ein defining Relativsatz hingegen wird wie ein Satzteil im Hauptsatz behandelt, zumal wenn er nicht sehr lang ist. Steht er am Ende des Hauptsatzes, so leitet meist Verschleifung zu ihm über.

Geht nun von Stunde zu Stunde der Lautkursus mehr in Gespräche über, für die Gegenstandsnähe Grundbedingung ist, so beginnt doch jede Stunde wieder mit einigen Ausspracheübungen, bis wir fühlen, daß unsere Lautbildung wirklich englisch ist. Auch setzen bei jeder auftretenden Schwierigkeit gleich wieder Laut-, Satz- oder Intonationsübungen ein. Freude nicht nur am Verstehen- und Sprechenkönnen, sondern auch an guter Aussprache gilt es im Schüler zu wecken.

Man könnte mir einwenden, mein Unterricht sei zu theoretisch, er weiche vom Arbeitsunterricht ab und sei für die Schüler nicht interessant genug. Aber nicht phonetische Belehrung will ich, sondern Anleitung zu bewußt richtiger englischer Aussprache und dazu Uebung und nochmals Uebung. Was weiter den Arbeitsunterricht anbetrifft, so ist er, wie Rudolf Münch in seinem Buch „Vom Arbeitsunterricht in den neueren Sprachen“ klargestellt hat, ein Prinzip und keine Methode. Es kommt ganz darauf an, *wie* man es auf den von mir so vorbeschrittenen Bahnen macht. Und schließlich kann man mit Frische und Humor Kindern auch derartige mechanische Uebungen interessant und schmackhaft machen, ähnlich wie beim Sport oder beim Musikunterricht.

Hannover. Otto Kolshorn.

ZU WARTBURGS FRANZÖSISCHEM ETYMOLOGISCHEN WÖRTERBUCH.

Lieferung 11 (Ausg. A).

******daculu*: poit. *battre son dail* «être à l'agonie». „Es liegt das Bild des die Sense schärfenden Schnitters Tod zugrunde“ — aber dann müßte die Bdtg. sein „den Tod geben“. Nicht eher: „seine Sense ausschütteln“ <„sein Arbeitspensum beendigen“, >„sterben“ (Raimund, *Verschwender*: der Tischler Valentin sagt: „da klopf ich meinen Hobel aus und sag der Welt Ade“)?

dad-: hierzu *Da'-Bé* als Name eines Kindes in Canada (Hémon, *Maria Chapdelaine*), also *dad-* + *bé*(*bé*) «petit bébé»; ferner die Form *dadifle* (vgl. Livet, Lexique de la langue de Molière s. v. *dadais*). Zu *dadaisme* vgl. „Die Literatur“ (Berlin) 1926 S. 189.

dada in erotischer Bdtg. bei der Sévigné ist nicht „ganz individuell“, sondern, wie aus Littré ersichtlich, auch bei Voiture belegt und zwar nur in einer erotisch umgedeuteten Stelle aus einem sa-

tirischen Lied über Condé bei Lerida: *Son dada demeura court à Lérida.* Es ist also auch nicht richtig zu sagen: „Die Schriftstellerin wollte ein noch ganz unangetastetes, nicht als unanständig empfundenes Wort brauchen, und ließ daher die Semantik von *bida* auf *dada* hinübergleiten.“ Ich bin von vornherein sehr eingenommen gegen die allzu schnellen Annahmen semantischer *glissements* — hier können wir sie nun einmal durch die historische Dokumentierung widerlegen. Warum sollte übrigens „Pferd“ > „*αἰδοῖα*“ nicht jederzeit direkt möglich sein, genau wie „reiten“ > «coïre», vgl. das Bild der Stuten bei Wilhelm von Poitou und vor allem argotfrz. *aller à dada*, „ein Liebesopfer bringen“, Villatte. (Übrigens finde ich die von Littré zitierte Stelle nicht in dem Brief vom 8. 4. 1671, in der mir allein zugänglichen Ausgabe von 1838).

daemon: hierzu noch Rouchi. *démone* von einer Frau gesagt; pik. *démite* kann ich in meinen Hilfsmitteln nicht finden.

damnum: bei schriftfrz. *dam* «damnation éternelle» sollte die Redensart *à son dam* erwähnt werden.

dare: bigorre *non saber oun aà* «ne savoir où aller», flandr. *n'savoir a dar* «id.» usw. gehören sicher zu *dare* „geben“: der Hinweis „Vgl. hierzu DAROþ“ (offenbar auf *dare dare* «grande hâte», lütt. *dàré* «s'élancer» usw.?) ist unverständlich. Vgl. zu den angeführten Redensarten frz. *ne savoir où donner de la tête*: daß „(mit dem Kopf) stoßen“ gemeint ist, zeigt auch kat. *no saber on dar-la* «no saber quin camí emprendre, trobar-se perdut» (Aguiló). Vgl. noch südfrz. *ounte anas douna* «où allez-vous de ce pas?» (Mistral s. v. *douna*), wörtl. „wohin geht ihr stoßen“ (*douna contro* «donner contre, heurter»). Warum ist übrigens bei südfrz. *da* die Bdtg. „schlagen“ nicht erwähnt?

**darn-*: das dialektale *darne* «qui a des éblouissements» ist von Rimbaud in die Literatursprache eingeführt worden: der Dichter, der sagte: «Je dis qu'il faut être *voyant*, se faire *voyant*» brauchte Wörter für das Gegenteil dieses Idealzustandes (*Poètes de sept ans*: ein Kind) ... *Qui dans ses yeux fermés voyait des points ... Et pour des visions écrasant son oeil darne.*

daß dich Gott: „Das davon abgeleitete verbum (*dasticoter*) bedeutete zuerst ‚deutsch sprechen‘, dann ‚widersprechen‘ usw.“ — v. W. sieht hier die Bedeutungsentwicklung zu linear — *dasticoter* enthält alles, was an dem Bilde des fluchenden Landsknechts auffallen kann, sozusagen in einem Paket zusammengewickelt: man müßte eher die Bedeutung von *asticoter* um diesen Stamm herum radial anordnen: nämlich „fluchen, lebhaft sprechen, schreien, widersprechen, zanken, deutsch sprechen, unverständlich sprechen, reden“, wobei diese Bedeutungen selber miteinander in Beziehung gesetzt werden müßten. — Ich weiß nicht, ob die Stelle bei D' Aubigné (vgl. Littré s. v. *asticot*) wirklich ein *crier d'asticot* «crier avec acharnement» enthält und nicht ein: *crier*: *d'asticot, schelme* ..., d. h. ob *dasticot* nicht eines der gerufenen Wörter ist (wie das darauffolgende *schelme*). — Den Abfall des Anlauts in (*d*)*asticoter* habe ich RFE 10, 304 zu erklären gesucht. *Dastikór* kommt auch im Ungarischen vor (in einer Bedeutung wie „apage, weg damit“), vgl. Magyar Nyelvör 44, 445 und 46, 128.

**datum*. Die de Gregorio'schen Bedenken gegen die Etymologie von frz. *dé*, ital. *dado* usw. „Würfel“ scheinen mir nicht ausschlaggebend: lautlich wendet jener ein, daß *-atu* im It. sonst bleibe (aber vgl. *vescovado*!), wo doch auch Entlehnung (etwa aus dem Prov.) jederzeit angenommen werden kann, semantisch daß *datum* «getto di

dadi», nicht «dado» bedeute — ein *datum* kann doch auch das Geworfene bedeuten.

debilis: afrz. *end(i)eble* ist nicht mit Thomas als lat. Zusammensetzung mit *in-* nach *incolumis* usw. zu fassen, sondern als frz. postverbale Bildung von afrz. *endevelir*, ähnlich wie ich *enrede* „gewalttätig" Arch. rom. 11, 393 von *en-raid-ir* usw. erklärte. Auch das afrz. *err(i)evre* „boshaft, hartnäckig", das nur französich ist, wird weder **inreverens* noch **inreprobus* sein, sondern eine französische Bildung.

decem: die Deutung des agask. *detzal* „10." aus *-avus* ist wohl angesichts der von Vising *Rom.* 1924 S. 481ff. und mir, Ztschr. f. rom. Phil. 45, 12 Anm. 1 erwähnten Fakten aufzugeben.

Ich weiß nicht, ob die vom Dict. de Trévoux gegebene Erklärung von nfrz. *dix-huit* «habit retourné», *se mettre sur son dix-huit* «se vêtir mieux qu'à l'ordinaire» (Wortspiel mit *neuf*: = «2 fois neuf») nicht sehr gequält ist: die Zahlenumschreibung sollte doch eine geläufige Ausdrucksweise geben (was *deux fois neuf* jedenfalls nicht ist!). Da scheint mir Mistral's Angabe s. v. *dès-e-vue* zu berücksichtigen: *metre tout en dès-e-vue* «mettre tout sens dessus dessous, en désordre. Selon les cabalistes, 18 est un nombre malheureux, le nombre de l'erreur», *faire dès-e-vue* «avoir des nausées, des renvois, vomir». Von «mettre sens dessus dessous» kommen wir zu «habit retourné» und von da zu «se vêtir mieux qu'à l'ordinaire».

(12. Lieferung.)

denticatus: der Terminus „Überentäußerung" sollte endgültig vermieden werden. **destiliare* „vom Stiel wegnehmen", nach Thomas Abl. von sonst fast nirgends in der Romania belegtem *stilus*, ist ein höchst unwahrscheinlicher Ansatz: aveyr. *destcilla*, «tomber en parlant des fruits avortés ou piqués . . .» ist sicher = südfrz. *desteilla*, *destiha* «teiller le chanvre».

destruere: südfrz. *destruci* «destructeur, vandale», «qui gâte ses habits en peu de temps» setzt kein **destructiare* voraus, sondern ist ein durch *destruire* beeinflußtes *estrùci*, *destrussi* „Vogel Strauß" (vgl. *manja coume un (d)estrussi* = frz. *c'est un estomac d'autruche* = dtsch. *er hat einen Straußenmagen*).

deus: zu *jambe de Dieu* vgl. Sainéan, la Langue de Rabelais II 237f. — mfrz. *diamerdis*, ein Heilmittel bei Rab., ist m. E. von Barbier Rev. des études rabelais. 3, 311 richtiger erklärt worden als von Behrens Ztschr. f. frz. Spr. 29², 209 (der auch seine Erklärung nicht in die Sammlung seiner Etymologien [Beitr. z. frz. Wortgesch.] aufgenommen hat): da Oudin mit «merda» glossiert und es sich auch um eine Neubildung Rabelais' zu handeln scheint, vgl. auch Sainéan in Ausg. Lefranc 4, 304 Anm. 13, so ist die gelehrte Umfrisierung eines *merda* zu einer Heilmittelbezeichnung nach dem Typus *diachylon* usw. sehr wahrscheinlich. Vgl. den Arztnamen bei Molière *Diafoirus* (zu *foire*, Diarrhöe'). — Gegen Toblers Erklärung von *Dieu possible*, vgl. Spitzer, *Stilstudien* I Nr. 12.

devorare: lyon. usw. *délavorer* «dévorer» vielleicht *devorare* + *labrum*.

dextans: dieses Etymon ist sicher zu streichen. Die aprov. *destrar* «arpenter», aprov. afrz. *destre* «mesure de longueur» erklären sich aus den unter *dexter* angeführten *destre* „geschickt" (prov. *destre* „adresse", «bonne grâcé»), cf. südfrz. *gàubi* «dextérité, adresse» — *gaubeja* «manier, ménager avec soin, économiser avec adresse»,

gaubeja lou camin «chercher les endroits practicables», *se gaubeja* «se mesurer».

dexter: zur Rechtfertigung der herkömmlichen Auffassung von *destrier* „Schlachtroß" vgl. noch südfrz. *dèstre* «guide d'un cheval» und den Beleg Mistrals aus Gill. de Roussillon: *cel li menet en destre son bon destrier* sowie *caballo en diestro* im altspan. Cid.

dia Interjektion: warum ist eigentlich *dia* „hü" verschieden von dem *di-va* „marsch!" (= *dic* + *vade*), das S. 69 unter *dicere* gebucht ist?

dicere: ich vermisse hier frz. *diseuse* für die Chanson-Sängerin im Stil der Yvette Guilbert, ferner *des on-dit* „Gerede". — Zu *dire* „gelingen" vgl. die katal. Parallelen, die ich Mitt. d. rom. Sem. Hamburg IV, S. 16 bringe: in den Fällen wie *ça ne vous dit rien* (*chante pas*)? usw. wird in letzter Linie *prophetisches* Sagen vorliegen, vgl. südfrz. *lou temps hou dis pas* «le temps ne le permet pas» (und span. *se lo dá el corazón*).

dictare: es scheint mir ganz ausgeschlossen, das ptg. *deitar uma gallinha* „einer Henne Eier unterlegen" mit *dictare* „zudiktieren" od. dgl. zusammenzubringen (dann müßte es *a uma g.* heißen), sondern *deitar* hat hier die gewöhnliche von „werfen" ausgehende Bdtg.: „loslassen", „dazu setzen".

differens: hierzu noch die neuere Bildung nach *cela m'est indifférent*: *cela m'indiffère* (belegt z. B. in Rostand's *Chantecler*).

diluvium: die Bedtg. „alles zerreißender, zerstörender Mensch" findet einen alten Beleg in Pathelin V. 1247: *il en a fait un tel deluge*, hierzu vgl. ital. *diluviare* „gierig in sich hinein essen" und meine Bemerkung hierzu „Hunger" S. 100 Anm., die die auch für die Lautentwicklung in Anspruch genommene Alternative gelehrt — volkstümlich überflüssig macht.

**dintjan*: ich vermisse *thé dansant* als Entlehnung aus engl. *dancing party* und Vorläufer des modernen *dancing* „Tanzlokal".

directus: ich weiß nicht, ob wir berechtigt sind, ein Prius *endroit* „gegen" Präposition und ein Posterius *endroit* „Ort" Substantiv anzunehmen: das eine ist eben urspr. Adjektiv: **indirectus Romam it* „er geht nach Rom gerichtet" > „er geht nach Rom", das zweite substantiviertes Neutrum „das Gerichtete" > „der (richtige) Ort".

diurnum: zu schwed. *bonjour* „Gehrock" vgl. noch wien. *bonschurl* „Morgenrock eines Herrn" (Schranka, Wiener Dialekt-Lexikon s. v. *bonjourl*). Offenbar ist die Vorstellung: „ein Rock, den man zum Guten-Morgen-Sagen braucht" (und vielleicht auch: der einem selbst guten Morgen sagt: die gute Laune des Morgens verschönt die Bezeichnung des Morgenrockes). Bezeichnend, daß in Wien auch ein Hund gelegentlich *Bon jour* genannt wird (Stürzer, „Die Lamplgasse", Wien 1921, S. 22: 'Bon jour' hatte sie den Liebling genannt, aber die schwerhörige Trafikantin verstand nur das jour und wandelte dies in das zungenvertrautere Schurl' [= Schorschl, Abkürzung von Georg]): der sagt einem ebenfalls „Guten Morgen"! — Ich würde noch deutlicher herausheben, daß das Vordringen von *diurnum* (*tempus*) statt *dies*, von *journée* statt *jour* dem Bestreben zu verdanken ist, neben dem Ausdruck für ein ganz bestimmt abgegrenztes Stück Zeit ein mehr den Verlauf der Zeit ausdrückendes Wort zu haben, das weniger stark begrenzt: bei den Ausdrücken für Nacht war den Verlauf, die Erstreckung in der Zeit auszudrücken überflüssig.

Marburg-Lahn. Leo Spitzer.

NOCHMALS DER KONJUNKTIV DES PSYCHOLOGISCHEN SUBJEKTS.

Kalepkys „Berichtigung" (hier 1928, Juli-Heft, S. 354ff.) zu meinem Konjunktivaufsatz (hier 1928, Märzheft, S. 81ff.) zerfällt in persönliche Bemerkungen, auf die ich nur kurz eingehe, und sachliche Einwendungen, die mir beobachtungswert, aber nicht unwiderleglich erscheinen.

I.

Zunächst das Persönliche. Kalepky beschuldigt mich der Plagiatriecherei. Mir selbst aber ist es niemals eingefallen, bei ihm ein direktes Plagiat anzunehmen. Ich glaube viel eher an ein Versagen seines Gedächtnisses. Aber an den Fall mit dem bestimmten Artikel als „präsentatives Suffix" hätte er vielleicht besser *nicht* erinnert. Denn in diesem Falle habe nicht nur ich sein Vorgehen merkwürdig gefunden, sondern auch Spitzer. Spitzer schreibt (Z. f. frz. Spr. 51, 327): „Und ich muß ferner konstatieren, daß Kalepkys Abhandlung «Vom Sinn und Wesen des sog. 'bestimmten Artikels' im Frz.» . . . mit einem Ausfall gegen die 'idealistische Neuphilologie' den Vortrag einer Ansicht . . . verbindet, die vier Jahre vorher[1]), mit genau derselben Formulierung[2]), der vielgelästerte Ahnherr des «Idealismus», Voßler, in «*Frankreichs Kultur*» (1913) S. 96—98 vorweggenommen hat. Wäre es für die Ausbildung des *wissenschaftlichen* Ethos von Neulingen nicht besser, Gerechtigkeit zu üben?"

Spitzer sagt: „mit genau derselben Formulierung" — Kalepky dagegen meint, sein Ausdruck *präsentativ* (vom bestimmten Artikel gebraucht) habe mit Voßlers Ausdruck *präsentierend* „nichts weiter als die beiden ersten Silben gemein". So verschieden sind die Auffassungen. Voßler schrieb vom Artikel: „Das Abstrakte soll *präsentiert, vergegenwärtigt, veranschaulicht*[3]) werden" — Kalepky schreibt vom Artikel, er zeige „ein *veranschaulichendes, vergegenwärtigendes, präsentatives*[3]) Element". Das ist, wie mir scheint, nicht nur eine Uebereinstimmung in zwei Silben, sondern in drei Verben. — Wie Kalepky sich gegen diese Feststellung verteidigt, mag man Z. f. frz. Spr. 51, S. 338ff. nachlesen.

Ich hätte diese merkwürdige Übereinstimmung gewiß nicht vermerkt (und ebensowenig hätte es Spitzer getan, dem sie völlig unabhängig von mir aufgefallen ist), wenn Kalepky nicht gleichzeitig gegen Voßler und seine Richtung polemisiert hätte. Das ist der Kern der Sache, an dem Kalepky vorbeigeht.

Genau so aber verhält es sich mit dem Fall: „Konjunktiv des psychologischen Subjekts". Ich hätte auch hier nicht vermerkt, daß Kalepky meine Theorie übernommen hat, wenn er nicht gleichzeitig gegen eben diese meine Theorie (und gegen meine Arbeitsweise im allgemeinen) polemisiert hätte. (Er schreibt, Z. f. frz. Spr. 49, 498f., Fußnote, meine ersten Arbeiten seien wertvoll gewesen — bei den späteren aber habe sich der Einfluß Toblers mehr und mehr verloren, und er wisse nicht, ob das nun an der Münchener Luft liege oder an der idealistischen Neuphilologie — oder an beiden). Ohne diese Polemik hätte ich

---

[1]) Lies: „14 Jahre vorher".
[2]) Von mir gesperrt.
[3]) Hervorhebungen von mir.

mich unserer Uebereinstimmung nur gefreut, und ich bestreite gar nicht, daß meine Theorie vom „Konjunktiv des psychologischen Subjekts“ mit früheren Konjunktivtheorien (und daher auch mit Kalepkys Konjunktivtheorie) irgendeine Aehnlichkeit aufweist. Denn es gibt natürlich nichts absolut Neues unter der Sonne, und es wäre ja merkwürdig, wenn die früheren Konjunktivtheorien dem Richtigen (oder dem, was ich für richtig halte) nicht schon irgendwie nahegekommen wären. Ich verstehe nur nicht, wie Kalepky gleichzeitig mit Voßler übereinstimmen und gegen Voßler polemisieren kann, wie er gleichzeitig mit mir übereinstimmen und gegen mich polemisieren kann.

Zu diesen beiden Fällen gesellt sich nun aber noch ein dritter, bei dem diesmal Plattner der Leidtragende ist. In der Z. f. frz. u. engl. Unterr. 1927, S. 496ff. schreibt Kalepky über *demander à ce que*. Er trägt im wesentlichen das Gleiche vor, was schon bei Plattner II III 53 (§ 254) steht, ohne diese Stelle anzuführen — und beginnt seine Ausführungen mit einer Polemik gegen Plattner, der „von einer förmlichen Sammelmanie“ ergriffen sei, der ohne Ordnung und Sichtung anhäufe usw.

Im Hinblick auf diese drei Fälle darf man vielleicht der Meinung Ausdruck geben, daß es im allseitigen Interesse läge, wenn Kalepky etwas weniger polemisierte oder vorher etwas mehr nachläse, was die von ihm Befehdeten geschrieben haben. (Er geht — wie gleich zu zeigen sein wird — auch in seiner letzten *Berichtigung* wiederum auf meine Darlegungen nicht ein.) Er mag von unseren Ausführungen übernehmen, soviel er will (meinetwegen auch ohne Quellenangabe), und er mag gegen unsere Ausführungen polemisieren, soviel er will (meinetwegen auch in dem ausfallenden Ton, den er anzuschlagen beliebte). Aber, nicht wahr: entweder oder — nicht: sowohl als auch.

II.

Nun zum Sachlichen. Kalepky erklärt also meine Theorie vom Konjunktiv des psychologischen Subjekts (die er bei *se plaindre* übernommen hatte) nicht mehr für absolut falsch, sondern er meint nur, ich hätte sie „maßlos überspannt“. Dafür führt er nochmals zwei Punkte an:

1. daß ich auch den (erst seit etwa 1870 auftretenden) Konjunktiv nach *Il arrive que* als „Konj. des psych. Subjekts“ erklären möchte. Dabei gibt er aber selbst keinerlei Erklärung für diesen Konjunktiv und führt gegen mich nur ein einziges Argument an, das er schon früher vorgetragen hatte und das ich bereits in dem fraglichen Konjunktivaufsatz diskutiert habe und widerlegt zu haben glaubte (hier 1928, S. 96, wo ich mich 2½ Seiten lang mit dem Konjunktiv nach *Il arrive que* beschäftige und alle sonstigen Erklärungsmöglichkeiten erörtere). Meine Interpretation eines Satzes wie: *Il arrive* que, dans un moment de crise, on *écrive* des choses dont ensuite on se repent („daß man dergleichen schreibt, das kommt vor“) soll nämlich „willkürlich und ungenau“ sein, weil der Autor, wenn er das gemeint hätte, auch im Französischen den *que*-Satz vorangestellt hätte. Ich kann nur wiederholen, was ich schon a. a. O. schrieb: „Dabei vergißt Kalepky, daß man bei den Verben des Affekts, wo doch auch nach seiner Meinung der ‚Konj. des psych. Subj.‘ steht, keineswegs zu stellen pflegt: *Qu'il soit arrivé, je m'en étonne*, sondern in der Regel: „*Je m'étonne qu'il soit arrivé.*“

Ich wies noch auf ein mit *Il arrive que* paralleles Beispiel aus Daudet hin: Cela *se voit* tous les jours qu'on soit sans nouvelles d'un navire, sowie ferner auf den gleichartigen Konjunktiv nach *La coutume est que . . ., L'habitude est que . . ., L'usage est que . . .* (mit vielen Beispielen). Alles das diskutiert Kalepky nicht. Solange er es nicht tut, solange er meinen Einwand gegen sein Argument nicht widerlegt, und solange er nicht sagt, wie denn nun eigentlich der Konjunktiv nach *Il arrive que* zu erklären sei, muß ich an meiner Auffassung festhalten.

Ich gebe noch ein Gegenbeispiel, in dem also nach *Il arrive que* der Indikativ folgt (und zwar noch bei Maupassant — denn vor 1870 ist der Indikativ das Normale). Maupassant schreibt in der Novelle *Le Fermier*: «Or, il arriva que le valet de chambre . . . *devint* amoureux fou de cette fille . . .» Hier ist es klar, daß mit *devint* etwas Neues mitgeteilt wird. Der *que*-Satz ist also hier nicht psychologisches Subjekt, sondern psychologisches Prädikat (und daher der Indikativ). Dieses Gegenbeispiel wirft nun Licht auf *Il arrive que . . . on écrive des choses.* Hier enthält der *que*-Satz eben nicht etwas absolut Neues: es wäre gleichsam eine Beleidigung für den Leser, wenn man ihm diesen Sachverhalt (durch den Indikativ) als etwas Neues, ihm Unbekanntes hinstellen würde (und daher wählt der Autor den Konjunktiv).

Il arrive que ist demnach ein Ausdruck, auf den an sich sowohl der Indikativ wie der Konjunktiv folgen kann: der Konjunktiv folgt, wenn die Tatsache als bekannt vorausgesetzt wird, der Indikativ, wenn sie neu ist. Sentenzen wie die obige oder wie das bei Soltmann (S. 82) zitierte Beispiel: Il arrive parfois qu'un homme de moralité inférieure *agisse* bien (A. Hermant) werden naturgemäß den Konjunktiv haben und *Il arrive* im Präsens aufweisen. Findet sich jedoch statt *Il arrive* ein *Il arriva* (wie in dem Beispiel aus Maupassant) oder ein *Il arrivait*, so enthält der *que*-Satz zumeist etwas Neues, und es wäre daher auch zumeist der Indikativ zu erwarten. Es ist nun aber nicht weiter wunderbar, wenn dieser Unterschied von einigen Autoren verwischt wird, so daß sie auch nach *Il arriva* (*Il arrivait*) den *que*-Satz in den Konjunktiv setzen (als ob er nicht etwas Neues, sondern etwas Bekanntes enthielte). Auch dafür gibt Soltmann a. a. O. (S. 82, wo freilich die Beispiele mit *Il arrive* und *Il arrivait* nicht geschieden sind), einige Belege, z. B. *Pourtant il arrivait* qu'une phrase magnifique *tombât* naturellement de sa plume[1]). Dies ist ein Vorgang, den die Sprachwissenschaftler aller Richtungen als Analogie (analogische Ausdehnung eines Sprachgebrauchs über seinen ursprünglichen Geltungsbereich hinaus) zu bezeichnen pflegen. Die sog. „Idealisten" unter ihnen würden höchstens noch hinzufügen, daß die analogische Bildung sich deshalb durchsetzen kann, weil in der heutigen Schriftsprache der Konjunktiv, wo er mit dem Indikativ konkurriert, ganz allgemein als das Feinere gilt. Allein die Sprachwissenschaftler aller Richtungen können methodisch nichts anderes tun, als die „analogischen" Fälle zunächst beiseite lassen und denjenigen Typus

[1]) Den feinen Unterschied zwischen *Il arriva* und *Il arrivait*, der den Konjunktiv nach *Il arrivait* noch eher begreiflich erscheinen läßt als nach *Il arriva*, will ich dabei der Kürze halber außer acht lassen. (Soltmann a. a. O. hat nur Beispiele für *Il arrivait*, und zwar vier.)



suchen, der den ursprünglichen Sachverhalt (vor der analogischen Ausdehnung) noch klar erkennen läßt. Das glaube ich in bezug auf das Beispiel mit *Il arrive que . . . on écrive des choses . . .* getan zu haben. Einwendungen ließen sich höchstens gegen die Wahl dieses Beispiels erheben (dann wäre eben ein anderes noch klareres zu suchen), nicht aber gegen die dabei befolgte Methode.

2. Kalepkys zweiter und letzter Einwand betrifft die Tatsache, daß auf *Je vois bien, Je crois bien* usw. gewöhnlich nicht der nach meiner Theorie zu erwartende Konjunktiv (des psych. Subjekts) folgt, sondern der Indikativ. (Z. B. Où est donc le pont? — Il est tombé dans la rivière. — On *voit bien* qu'il *est* tombé dans la rivière; mais je voudrais bien savoir . . .). Kalepky sagt, das seien „Ausnahmen" vom Prinzip des Konj. des psych. Subjekts und von Regula auch „offen und ehrlich" als solche anerkannt worden. Nun, ich stehe nicht an, sie ebenso offen und ehrlich als „Ausnahmen" anzuerkennen, und ich habe auch diese „Ausnahmen" bereits in meinem Aufsatz zur Sprache gebracht. Ich schrieb nämlich (S. 86 unten), ich hätte nach *Je crois bien* statt des Konjunktivs nur den Indikativ gefunden, denn „gewöhnlich folgen die Autoren eben der äußerlichen Regel der Grammatik, wonach unverneintes *croire* in jedem Falle den Indikativ nach sich haben muß". Das sind also „Ausnahmen". Was aber heißt eine „Ausnahme"? In den früheren Schulgrammatiken war fast zu jeder „Regel" eine „Ausnahme" (oder sogar mehrere „Ausnahmen") angegeben, ohne daß die Verfasser damit sagen wollten, die Regel selbst wäre falsch. (So wäre auch durch die fraglichen „Ausnahmen" nicht bewiesen, daß die Regel vom Konj. des psych. Subjekts falsch wäre.) In der *Französischen Sprachlehre* von Engwer-Lerch ist der Terminus „Ausnahme" aus guten Gründen vermieden worden. Aber gut: bleiben wir bei diesem Terminus. Dann ist zu sagen: Eine „Ausnahme" liegt immer dann vor, wenn in einer Sprache zwei verschiedene Regeln sich kreuzen. Dann muß nämlich der Sprechende bzw. die Sprachgemeinschaft notgedrungen eine Wahl treffen, welcher Regel sie folgt. Folgt sie der Regel A, so ergibt sich eine Ausnahme gegen die Regel B; folgt sie der Regel B, so ergibt sich eine Ausnahme gegen die Regel A.

So ist es nun auch mit dem Fall *Je vois bien, je crois bien* usw. Einerseits existiert die Regel vom Konj. des psychol. Subjekts, wonach auf derartige Wendungen der Konjunktiv folgen müßte. Andererseits aber existiert die Regel, daß auf die Verben des Sagens und Denkens der Indikativ folgt (solange sie nicht verneint oder bedingt sind). Welcher Regel wird die Sprachgemeinschaft, wird der einzelne folgen? Einstweilen folgt man der älteren Regel. Denn die eben erwähnte Regel ist älter als die Regel vom Konj. des psych. Subjekts (von dem ich ja gezeigt hatte, daß er erst in den letzten Jahrzehnten sich immer mehr ausbreitet — richtiger gesagt: ausgebreitet wird). Wir haben bei den fraglichen Verben zwei Fälle:

a) *Je crois qu'il est venu.* Hier enthält der *que*-Satz etwas Neues (= „wahrscheinlich *ist er gekommen*"); der Indikativ ist also auch nach unserer Regel vom Konj. des psych. Subjekts das allein Mögliche;

b) *Je crois bien qu'il est venu.* Hier muß von dem Gekommensein schon die Rede gewesen sein; es ist also zu übersetzen: „Daß er gekommen ist, *glaube ich wohl*", und es wäre nach unserer Regel

eigentlich der Konj. des psych. Subjekts zu erwarten. Nach unserer Regel — nicht aber nach der anderen Regel, wonach *je crois bien* als nicht-verneintes Verbum des Glaubens den Indikativ nach sich hat. Wen wundert es da, daß man auch im Fall b) der älteren Regel folgt und auch hier den Indikativ setzt, zumal ja im Fall a) sowohl nach der älteren wie auch nach der neueren Regel allein dieser Modus in Frage kommt?

Daß im Fall b) nur ganz ausnahmsweise der Konjunktiv erscheint, ist also gar nicht verwunderlich. Viel eher muß man sich darüber wundern, daß das überhaupt einmal vorkommt. (Wie es ja denn angesichts der Macht, die das Alte besitzt, überhaupt ein Wunder ist, daß das Neue sich schließlich doch durchsetzt, wenn auch zumeist unter heftigen Anfeindungen und Schmähungen.) Kalepky bestreitet, daß es solche Fälle, in denen also das neue Prinzip des Konj. des psych. Subj. einmal gesiegt hätte, geben könne. Er will auch das Beispiel aus Courteline (*«Je le crois sacrebleu bien, qu'il ne puisse tenir sur ses pieds»*) nicht gelten lassen. Er will es nicht gelten lassen wegen des *le*, wegen des Komma und wegen des *sacrebleu*, das dem *je crois bien* „affektischen Charakter" verleihe. Aber was sagt er damit anders, als daß dieses Beispiel eben doch eine „Ausnahme" von „seiner" Regel darstellt, wonach auf die nicht-verneinten Verben des Glaubens der Indikativ zu folgen hat? Er findet diese Ausnahme begreiflich, er findet sie durch die besonderen Umstände gerechtfertigt — aber eine Ausnahme bleibt sie darum doch. Der Satz bildet eine Ausnahme gegen die Regel von den nicht-verneinten Verben des Sagens und Denkens und stimmt zu der Regel vom Konj. des psych. Subj. — genau so wie er, wenn er den Indikativ hätte (und das wäre sehr wohl möglich), eine Ausnahme zu der letzteren Regel bilden würde und in Übereinstimmung wäre mit der ersteren.

Und ich kann Herrn Kalepky verraten, daß hervorragende französische Philologen, denen Regula diesen Konjunktiv unterbreitet hat, ihn keineswegs so begreiflich fanden wie Kalepky selbst, sondern ihn als „unfranzösisch" verdammt haben. Diese Philologen stehen eben noch im Banne der alten Regel vom Indikativ nach den nicht-verneinten Verben des Sagens und Denkens. Das neue Prinzip vom Konj. des psych. Subj. hat zwar bei Courteline einmal gesiegt, aber nicht bei ihnen.

Was Herrn Kalepky den Konjunktiv in dem Courteline-Beispiel begreiflich erscheinen läßt, ist der „affektische Charakter" des bei *Je le crois bien* stehenden *sacrebleu*. Damit gibt er also immerhin zu, daß der Konj. des psych. Subj. dann steht, wenn der übergeordnete Ausdruck affektischen Charakter zeigt, und nur weil das bei „reinem" *Je crois bien* (ohne Zusatz) nicht der Fall sei, hält er es für ausgeschlossen, daß auch dahinter der Konj. des psych. Subj. stehen könne. Nun, ich kann ihm ein entsprechendes Beispiel noch nicht vorlegen, halte es aber keineswegs für ausgeschlossen, daß es sich noch findet. Und zwar aus zwei Gründen:

a) Trotz Kalepky ist auch „reines" *Je crois bien* (ohne Zusatz eines *sacrebleu* oder dgl.) affektisch. Kalepky selbst gibt zu, daß *Je comprends qu'il soit venu, Je conçois qu'il soit venu, Je m'explique qu'il soit venu, Cela se voit tous les jours qu'il vienne* u. dgl. affektisch sei. (Er gibt es zu, weil ich hier eben genug Beispiele für den Konjunktiv bereits gefunden habe.) Aber *Je*

crois bien que = "ich finde es durchaus begreiflich, daß ..." ist — auch ohne jeden Zusatz — genau so affektisch wie *Je comprends que* "es ist doch begreiflich, daß ..." — meinem Gefühl nach ist es sogar (wegen des *bien*) noch affektischer als *Je comprends que*. (Wenn Kalepky übrigens bei *Cela se voit tous les jours que* ... affektischen Charakter zugibt — warum leugnet er ihn bei dem bedeutungsähnlichen *Il arrive que*?)

b) Affektischer Charakter des übergeordneten Ausdrucks ist aber dafür, daß im *que*-Satz der Konjunktiv (des psych. Subj.) erscheine, gar nicht einmal nötig. Statt vieler Beispiele nur ein einziges: Der Franzose Gallay läßt in Neuspr. Arbeitsgem. 1928, IV 5, S. 5 einen Lehrer den Schüler fragen: «*Comment expliquez-vous* que celui-ci (Richelieu) *ait* laissé passer la boutade du comte (dans le *Cid*)?» Der Lehrer spricht keineswegs affektisch, sondern fragt rein sachlich ("Welche Erklärung geben Sie für diese historische Tatsache?"). — Daraus sieht man, daß der Geltungsbereich unserer Konjunktivart heute bereits über den Bezirk der affektischen Ausdrücke hinausgreift. Das Gleiche zeigt sich ja auch in den von mir angeführten, von Kalepky nicht beanstandeten Fällen mit *La coutume est que* ..., *L'habitude est que* ... usw. Der Konj. des psych. Subj. ist in der Tat (wie Regula sagt) „eine lebendige Kraft".

III.

Da es kaum einen anderen Weg gibt, Leser, die den Konj. des psych. Subjekts noch bezweifeln (et je comprends que tout le monde n'en *soit* pas encore convaincu), von seiner Existenz zu überzeugen, so benutze ich die Gelegenheit, die Kalepky mir durch seine Erwiderung bietet, um noch ein paar weitere Beispiele anzuführen. Sie wären an den betreffenden Stellen meines Aufsatzes einzufügen.

S. 85 (*comprendre*). Ein verhältnismäßig altes Beispiel: Taine, Les philosophes classiques (zuerst 1857), 12ᵉ éd. 1923, p. 305: Le nom de M. Cousin est légion; ainsi possédé, l'on *comprend* qu'il *ait* possédé le monde (*comprendre* durchaus nicht = 'billigen' — höchstens ironischerweise!).

Derselbe, Voyage aux Pyrénées (zuerst 1855), 2ᵉ éd. 1858, p. 310 (Betrachtungen einer Katze über den Hund) ... comment *expliquer* qu'un animal *soit* toujours remuant, affairé ..., comment *admettre* qu'un animal *soit* toujours brutal, hurlant, fou ..., comment *comprendre* qu'un animal le *haïsse* (le chat), *coure* sur lui ...

Derselbe, L'ancien Régime p. 12: quand on se représente ... la condition des hommes en ce temps-là, *on comprend* qu'ils *aient* accepté de bon cœur les pires droits féodaux.

P. Bourget, Essais de psychol. contemp. (Edition déf., Paris 1924, I 229f.): Et *comme il se comprend* que la génération ... dont il exprimait la foi ... *ait* reconnu en lui l'initiateur ...!

H. Bergson, L'énergie spirituelle, 1925, p. 204: Et *l'on comprend aisément* que les physiologistes *l'aient* acceptée (cette thèse) sans discussion.

verneintes *comprendre*: Fr. Mauriac, Le désert de l'amour (Le livre mod. ill.) p. 52: «Je ne comprends pas que ton père te *permette* d'assister à cette boucherie (= à une course de taureaux).» — *Je ne comprends pas* ist nicht ohne weiteres gleichartig mit *Je ne crois pas* u. dgl.: bei *je ne crois pas que ton père te permette* ... würde das Erlauben bezweifelt werden — nicht so

bei *Je ne comprends pas.* Was hier im Konjunktiv erscheint, ist eine unzweifelhafte Tatsache.

concevoir: V. Giraud, Essai sur Taine, Fribourg-Paris 1901, p. 139: *On conçoit sans peine* que Taine *ait* décliné l'honneur de commenter l'histoire naturelle des *Rougon-Macquart*; c'était déjà trop pour lui de l'avoir involontairement inspirée.

H. Bergson, a. a. O. p. 210: *Je conçois bien* . . . que la modification cérébrale *soit* un effet de l'action des objets extérieurs . . .

Fr. Mauriac a. a. O. p. 45: . . . qu'elle (wie sehr die geliebte Frau) nous aide à *concevoir* que Pensée, Idée, Intelligence, Raison *soient* des mots féminins! (Unzweifelhafte Tatsache!)

expliquer: Zola, Travail 104: Et *cela expliquait* qu'il (le curé) se résignât à s'enterrer à Beauclair.

Jeanne Galzy, Nouv. litt., 7 avril 1928: Car *on s'explique mal* qu'elle (la sainteté) *soit* si présente dans nos préoccupations. (Vgl. auch das zweite Beispiel aus Taine und das am Ende von Abschnitt II angeführte Beispiel mit *Comment expliquez-vous que* . . .)

S. 92 (Konj. im vorangestellten *que*-Satz, der eine unzweifelhafte Tatsache enthält): Zola, Travail 391: *Et qu'il* se *fût* mis si aisément du côté de la Crêcherie, cela doubla l'angoisse des gens inquiets . . .

Paul Morand, Fermé la nuit (= Anthologie de la nouv. prose fr., p. 337): . . . *que* l'heure s'*approchât* pour O'Patah de rembourser les frais . . ., ne nous engageait nullement aux économies.

S. 93/94 (*Comment se fait-il que* . . . ?): Maupassant, La petite Roque: Renaudet dit au juge: «Comment se fait-il que ce misérable *ait* caché ou emporté les hardes et *ait* laissé ainsi le corps en plein air, en pleine vue ?»

R. Rolland, Jean-Christophe (Nouv. éd. in 4 Bänden, I 7): «Comment se fait-il que ton mari ne *soit* pas ici ?»

Paul Morand, L'Europe galante (Le livre mod. ill., p. 156): «Comment se fait-il que vous n'*ayez* pas de fiche ?»

In der Umgangssprache dagegen steht nach *Comment se fait-il* häufig der Indikativ: W. van der Molen (Le Subjonctif . . . dans la langue parlée, 1923, p. 88) gibt nur solche Beispiele: F (= personne d'instruction moyenne des environs de Paris) sagte im Gespräch: «Comment se fait-il qu'il *a* fait cela ?» und «Comment se fait-il que L. n'*est* pas venu ?» Ferner sagte R. (= gracieuse Parisienne): «Comment ça se fait-il que *c'est* flou ?» und L. (= sympathique cocher): «Comment *que* ça se fait que vous ne parlez qu'en patois ?» Auch dies beweist, daß der Konjunktiv in der Schriftsprache als das Feinere gilt.

S. 94 (andere Fragen in bezug auf einen als bekannt vorausgesetzten Sachverhalt): Max. Du Camp, Souvenirs litt., Paris 1883, II 527: *Comment se peut-il* qu'un pays comme la France *n'ait* pas encore compris que . . . ?

S. 94/95 (*C'est la loi que, L'habitude était que* etc.): Jean Guéhenno, L'Evangile éternel, p. 89 (zitiert von Chr. Sénéchal, N. Spr. Juli 1928, S. 346): *C'est un des caractères* de notre siècle, que l'humanité *ait* commencé à connaître sa diversité harmonique . . ., à y saisir son unité.

Ça ne fait rien que . . . u. dgl.: Fr. Mauriac a. a. O., p. 104: «Cela ne fait rien qu'il *soit* mouillé (le velours).» — ib. p. 10: «Qu'est-ce que ça me fait qu'il *soit* bon (mon mari), si je ne m'en aperçois

pas ?» — ib. p. 94 (Brief einer Frau): «*Il m'importe peu* que ce *soit* dans le secret . . .»

Hier steht also sogar in der Umgangssprache meist der Konjunktiv; vgl. folgende Beispiele v. d. Molens (p. 85): «Ça vous fait rien, vous, qu'il y *ait* tant de monde de mort!» (Benjamin, Gaspard 201) — «*Cela n'a aucune importance* que vous n'*ayez* pas pris mon renseignement près du docteur» (Brief von R., der «gracieuse parisienne») — «Qu'est-ce que ça peut me fiche, à moi, que tu *sois* maigre!» (Benjamin, Grandgoujon 67): also selbst dieser offenbar sehr vulgäre Sprecher setzt die "bekannte Tatsache" in den Konjunktiv. — Vgl. noch bei Mauriac p. 129: cela seul *l'intéressait* (war für ihn von Wichtigkeit) qu'elle *l'eût* reconnu.

Einige besondere Fälle von *Ausdrücken der Gemütsbewegung* aus Mauriac: p. 157: *Bonheur* que son père *ait* voulu se séparer de lui sous le porche du Grand-Hôtel (Reflexion, „erlebte" Rede). — p. 47: «Mais *j'ai une sacrée veine que* Marie *soit* tombée sur un oiseau rare de votre espèce». — p. 48: «. . . mais surtout *quel signe* qu'elle n'*ait* pas même songé à m'avertir!» — p. 107: Elle *admirait* que tout se *fût* passé si simplement (ähnlich p. 130).

Ich schließe mit einem Beleg, der (ebenso wie das in meinem Aufsatz S. 93 erörterte Beispiel aus Bornecque) durch einen interessanten echsel zwischen Konjunktiv und Indikativ das Prinzip des Konj. des psychologischen Subjekts besonders gut erkennen läßt: Jean Prévost schreibt in der Nouv. Rev. Franç. vom August 1928, p. 284f.: L'un des plaisirs des auditions de T. S. F. auquel je n'avais pas encore pensé, ce n'est pas seulement qu'elles *puissent* s'entendre en pyjama, à domicile, et qu'on *puisse* les arrêter à volonté; c'est qu'on *peut* manifester tout haut son opinion. — Daß man den Radio im Pyjama hören und jederzeit abstellen kann, sind Tatsachen, die als bekannt vorausgesetzt werden: daher Konjunktiv; — daß man dagegen ungestraft dazwischenreden kann, wird als neu mitgeteilt („daran hatte ich bisher noch nicht gedacht!"): daher Indikativ. (Dabei könnte man sämtliche *que*-Sätze von *plaisir*, einem Ausdruck der Gemütsbewegung, abhängig denken und daher auch im letzten den Konjunktiv erwarten.)

Pasing vor München. Eugen Lerch.

FRZ. *DES ET DES.*

Nachdem Tobler V. B. 2[2], 177 den Satz aus Richepin *il en connaissait des et des, qui avaient rencontré le bonheur*, den er nur einmal belegen konnte, an Fälle wie *des mois et des mois*, *des années et des années*, angeschlossen hatte, ohne die psychologische Erklärung zu geben, habe ich mich (*Die neueren Sprachen* 30, 169ff. = *Stilstudien* I S. 67ff.) um letztere bemüht: ich deutete den Ausdruck als *il en connaissait des* (centaines) *et des* (centaines) . . ., urspr. also *il en connaissait des . . . et des . . .*, mit einer Art Schauspielerei: „Man muß sich dazu (ursprünglich) eine mimische Haltung des Sprechers denken, der gar nicht sich aussprechen kann vor Überfülle". Diese Deutung wird nun bestätigt durch ein paralleles *les et les*, das ich bei Flaubert in seinem Brief an Sainte-Beuve über die *Salammbô* (Ausg. Quantin II 441) finde: *Les Leconte de Lisle et les Baudelaire sont moins à craindre que les . . . et les . . . dans ce doux pays de France où le superficiel est une qualité . . .* :

die Punkte stehen im Text und bezeichnen deutlich die Ellipse, die ich für *des et des* ansetzte. *les et les* enthält eine Nuance des Zahlenmäßig-Überwältigenden, dem gegenüber alle angegebenen Zahlen verblassen: die Ellipse, die „Auslassung" wirkt „fülliger" als die Nennung einer Zahl, wie das Unausgesprochene oft stärker zu uns „spricht" als das Gesprochene. Vgl. für dies Versagen der Worte (oder das Sich-Stellen, als ob die Worte versagten) die in ihrer sprachlichen Schauspielerei reizende Stelle im Journal der Goncourt (IV 74): *Il y a des moments, où je me demande, si le grand art n'est pas inférieur à l'art industriel, quand celui-ci est arrivé à son «summum» de la perfection, et si, par exemple, un tableau de coloriste n'est pas inférieur à un flambé hors ligne, e t s i, s i . . . mais je ne veux pas pousser la comparaison plus loin.* Der Marburger Lektor Dr. Albert Schmidt aus Paris teilt mir mit, er habe eine 80jährige, aus Châlons-sur-Saône in Burgund stammende und Dialektalismen noch häufig verwendende Verwandte von den Mit-Insassinnen eines Greisenasyls sagen hören: *j'en ai déjà vu mourir des et des*, wobei sie die Zahl der Gestorbenen durch zwei, sozusagen die Schichtung der Leiber über dem Boden andeutende, wagerechte Handhaltungen darstellte. Damit wäre der Charakter des von Mimik begleiteten Gesprochenen dem *des et des* zuerkannt. Französischem Ohre klingt allerdings das *les . . . et les . . .* auffälliger und vor allem in mündlicher Rede weniger möglich als *des et des* und es bleibt zu erwägen, ob Flaubert nicht b e s t i m m t e Leute (durchschnittlichen Kalibers) im Auge hatte, also = *les X et les Z*, statt deren Namen er die Punkte einsetzte, um durch das Nichtnennen der Namen ihnen seine Verachtung zu bezeugen — dann wäre im Falle *les . . . et les . . .* keine „Mimik der Fülle" anzunehmen. Anderseits könnte die Mimik grade bei dem Freund mimischer Darbietung Flaubert zu der verachtungsvollen Namensköpfung (und capitis deminutio) h i n z u t r e t e n.

Marburg-Lahn. Leo Spitzer.

CHRONIQUE DES LETTRES FRANÇAISES.

I. Romans.

1. *Psychologie des noirs* (cf. notre 3. chronique). — De tous côtés s'éveille le désir de pénétrer l'âme des nègres. Lucie-Marie Cousturier fut à cet égard une initiatrice. Puis est venu Ph. Soupault, voici Paul Morand avec *Magie Noire*; demain, ce sera le tour de Luc Durtain avec son troisième recueil de nouvelles américaines, consacré aux noirs d'Outre-Mer. J'attendrai de dominer cet ensemble pour analyser si brièvement que ce soit l'apport vraiment original de ces œuvres. Le roman de Paul Morand est sans conteste un document important, puisque l'écrivain a durant un an et demi visité 28 pays de couleur.

2. *La Beauté sur la Terre* (C. F. Ramuz, Grasset). Ramuz, l'écrivain suisse de langue française, qui a ses partisans fanatiques et ses adversaires acharnés, nous donne après *La Guérison des Maladies* et *La Grande Peur dans la Montagne, La Beauté sur la Terre.* Titre mystérieux d'un poème plutôt que d'un roman! Il s'agit non pas de conter des faits dramatiques, mais de communiquer au lecteur cet émerveillement, ce trouble émouvant, poignant même, qui s'empare des habitants d'un petit village suisse lorsqu'y survient une jeune fille Juliette, née en Amérique d'un émigré et d'une

créole. Ce qu'est cette créature, nous ne le saurons pas; comme aux paysans de l'endroit, elle se cache de nous, et nous ne savons rien d'elle sinon qu'elle est belle, farouche, nostalgique. Tous la désirent ou la redoutent: son charme — celui de l'inconnu et de la beauté — ne peut laisser personne indifférent. Et il faudra que la beauté quitte furtivement ce coin de terre pour enchanter ou désespérer un misérable qui l'aime.

On retrouvera dans ce «mystère» cette sensibilité fraîche de primitif qui est la marque de Ramuz, cette naïveté reconquise grâce à laquelle ces livres ne semblent pas écrits, mais donnent l'impression de refléter directement les visions, les pensées et les sentiments dans leur glissement même, avec le minimum d'artifice, d'arrangement, de mutilation . . .

3. *Psychologie des fous*: *Le Perce-Oreille du Luxembourg* (André Baillon-Rieder). Après avoir écrit les livres autobiographiques que sont: *Un homme si simple* et *Chalet 1*, André Baillon reconstitue la vie d'un malade qu'il a connu, sorte de Salavin incurable, comme lui chercheur d'absolu, dont la raison chancelle quand il passe sur «la planche plus large qu'il ne faut et qui donne le vertige s'il y a, en dessous, un précipice». Or cette planche, ce sont les moindres événements de sa vie. A Marcel également il manque une certitude. Tout nous ramène à ce point central dans la littérature contemporaine.

4. *Le thème du travail.* René-Marie Hermant. — *Ballast*, un vol. in-16 (Grasset, éditeur). Le thème du travail, de la peine des hommes, des beautés du métier, du drame quotidien qu'est la vie de l'ouvrier, voilà certes la découverte de Pierre Hamp, voilà aussi l'apport de J. R. Bloch, dans la littérature contemporaine. Mais l'un et l'autre, s'ils ont dans *Le Rail* et *Locomotives*, dépassé en ce qui concerne la vie des cheminots, le stade du simple reportage, restaient des observateurs du dehors, dont l'expérience — même celle du premier — était passagère et limitée. Avec *Ballast*, nous avons, me semble-t-il, vue et sentie par le dedans, condensée en récits dramatiques qui ne trahissent pas une seconde la documentation voulue, toute la vie des «compagnons», des aiguilleurs, des terrassiers, des surveillants, des bureaucrates, des hommes d'équipe, etc. Mais les récits qui composent le recueil: *Le Patron*, *Accident*, *La Fin de Marie-Pacific*, *Bifur*, *Keulb ben Keulbat*, *Sifflez pour direction*, en même temps qu'ils nous font voir de près les divers aspects de ce monde des cheminots, gardent un sens largement humain. Les déformations professionnelles, ou simplement les habitudes (de langage et de pensée) prises au cours d'une existence monotone, qui réunit — on ne le remarque pas assez — des formes d'activité d'ordinaire séparées, depuis les plus primitives jusqu'aux plus modernes, viennent se superposer, mais sans les supprimer, aux traits de caractère généraux. Le sens des singularités, né d'une longue et naturelle intimité avec la corporation des cheminots, ne nuit jamais chez René-Marie Hermant, au sens de l'universel. Et c'est ainsi que dans la peniture de toutes ces scènes, les plus variées (depuis les plus journalières jusqu'aux plus exceptionnelles), il y a plus que l'usage des termes techniques qui composent la langue à part des gares et de la voie, et dont jamais du reste R. M. Hermant n'abuse; il y a même plus qu'une extraordinaire richesse de notations sensibles, précises, originales, recueillies aussi bien sur la plate-forme du tender que dans le dédale des rails d'une gare, et à toutes les heures du jour et de la nuit; —

il y a avant tout et surtout l'atmosphère que sait créer, et que seule peut créer cette sorte de tendresse de l'auteur pour le métier du cheminot et pour les humbles vies soumises à l'horaire comme à une nouvelle force de la nature, et ainsi redevenues toutes proches de celles du paysan et du marin: cette tendresse qui fait précisément l'objet du dernier récit, celle de l'homme conscient des rudesses et des beautés de son métier.

Et avec cela, une discrétion dans les analyses, un sens de la préparation dramatique, un don de sympathie sans condescendance pour les plus oubliés des hommes du ballast, un art qui sait se refuser toute explication prématurée, qui sait accumuler les menaces sur la tête des héros, sans pourtant rien laisser prévoir du dénouement, et qui jamais ne donne la sensation de l'arbitraire, de l'imaginé.

Enfin un *style*! Un style, c'est-à-dire l'expression totale d'un tempérament, de ce qu'il a d'unique, d'absolument unique. L'agencement des mots n'a jamais rien du cliché. Le plus souvent brève, la phrase révèle l'émotion du moment, le caractère du personnage — ou l'humour de l'auteur.

5. *Critique de la civilisation; Les Inhumains* (Jacques Sahel, Grasset). L'auteur est inconnu: peu importe. C'est désormais l'un des témoins les plus accablants de notre civilisation où l'argent est devenu un instrument de domination absolue aux mains d'hommes dont J. Sahel tente de nous donner en deux pages particulièrement vigoureuses la psychologie inhumaine: «Une sorte de rêve épileptique, obscène, de domination occulte les enfièvre. Ils doivent éprouver une volupté sadique et bizarre à déplier cette nuit ce journal et à considérer en cent lieux, en mille choses, leur volonté se refléter, se réfracter dans ses manifestations les plus diverses. Oui, peut-être n'agissent-ils que pour cette jouissance cérébrale ... De l'immense débâcle d'illusion née de leur incommensurable mépris des choses et des êtres ne subsiste-t-il plus que le goût de ce jeu sanglant et barbare de brasser l'humanité au gré de leur caprice ... Gorgés d'or, saturés d'orgueil, saouls d'ambition, écœurés de puissance, las de chercher un caprice à satisfaire, un désir à combler, ils n'en poursuivent pas moins un labeur féroce, et, gavés, découvrent sur leurs gencives flétries des crocs d'affamés. Une religion? un peuple? des maniaques? Je ne sais.»

Dans une intrigue où entrent des éléments d'histoire contemporaine, des drames à peine masqués, Jacques Sahel nous dresse des «inhumains» vivants, si vivants «que les noms jaillissent d'eux-mêmes des pseudonymes éclatés», tous nettement individualisés, Grant, Hertmann, de Jurieux, Almédéo, — et en face de ces monstres les deux figures dont la tragédie intime rappelle celle de Marc Foucault dans le *Donneur de Sang*[1]) de Durtain (5° chronique): Garnier, qui sera assassiné, et Clair, qui abandonnera tout comme le poète Leplan, pour connaître enfin l'amour. — Mais l'amour charnel ou simplement sentimental peut faire oublier le mal, il ne saurait triompher de lui, du mal des inhumains. Il est une feinte, et non une victoire. Le salut ne peut être que dans une nouvelle conscience morale et religieuse. Clair renonce à la lutte, il ne conçoit pas encore que la force géniale qu'il représente puisse se mettre au service d'une cause plus haute, celle de l'Esprit, en face de l'Argent. Le mot de la fin est caractéristique. A son amie qui lui demande, à quoi il pense, il répond: *Je cherche ... je cherche ...* Tel est le

[1]) Cette pièce vient de paraître à la N. R. F.

drame de l'heure: l'humanité (la meilleure partie de l'humanité) cherche. Ainsi le roman d'aventures de J. Sahel prend toute sa signification. Son héros n'a pas lu ni médité le livre prodigieux qu'est le *Welterlebnis* de R. M. Holzapfel.

6. *Recherche du divin: Le Dieu des Corps* (Jules Romains, N. R. F.). Voici, tout comme *Inhumains*, mais pour des raisons différentes, un livre révélateur du trouble des hommes d'aujourd'hui. On se souvient de *Lucienne*, le premier roman de la trilogie (qui doit s'achever par: *Quand le navire . . .*). C'était la confession d'une jeune femme, avec la minutie d'un Proust et la lucidité propre à Romains. Lucienne analysait ses moindres impressions, ses moindres émois de jeune fille amoureuse. Sept ans se sont écoulés, et son mari, Pierre Lefèvre, entreprend ce qu'il appelle un «rapport pénétrant» — c'est-à-dire un récit qui unit la «Sachlichkeit» d'une relation d'explorateur, d'un mémoire scientifique à la pénétration qui permet de voir entièrement clair dans des faits dont la passion, d'une part, et de l'autre, les images conventionnelles d'une tradition banale, faussent d'ordinaire l'interprétation. Or il s'agit d'un sujet périlleux entre tous: de la *nuit de noces*. Le roman de Jules Romains prend ainsi place dans cette enquête qui se poursuit d'année en année (surtout depuis Proust) avec une hardiesse croissante, et qui ne reconnaît pas de bornes dans sa pénétration de l'âme humaine. L'Angleterre puritaine a renoncé, chez quelques-uns de ses plus grands écrivains, ainsi que l'Amérique du reste, à son horreur pour les secrets de la sexualité. La France, elle, continue avec plus de naturel dans cette voie. Or André Gide (je prie mes lecteurs de se reporter à la fin de ma 3° chronique) semble n'avoir pas été étranger à la conception du *Dieu des corps* quant à la méthode d'investigation, puisque nous entendons après la confession de Lucienne (qui est restée ignorée de son mari) celle de Pierre lui-même. Il est vrai que cette confession porte sur une période un peu différente: nous connaissons les sentiments de l'homme avant, mais surtout après le mariage. Ainsi les deux tableaux se complètent (cf. page 179). L'entreprise, reconnaissons-le, était ardue: Romains, autant par tempérament que par volonté d'art, ne pouvait «faire du Colette» (Colette ayant la première peut-être su traiter en artiste un thème aussi délicat, cf. dans *Colette* l'étude de Paul Reboux, intitulée: *La vertu de Colette*). La froideur appliquée, voulue, devait ôter tout, autant que l'effort d'interprétation intérieure le caractère osé, et pour tout dire, immodeste, immoral à ces peintures sans voiles d'un acte que des siècles ont enveloppé ou d'ombres mystiques, ou (ressource des libertins) de plaisanteries, d'allusions plus suggestives que révélatrices. Trait curieux, les amoraux se sont arrêtés là, et même les médecins, soit qu'ils n'aient vu dans l'acte amoureux que la seule animalité, soit qu'ils aient voulu sauvegarder une illusion dernière, qu'on baptisait poésie. Jules Romains a, lui, fait la gageure de rester psychologue, donc de rester accessible à l'émotion (il le fait avouer à son héros), et aussi de ne rien écrire qui ne soit une constatation — un constat! — d'homme en pleine possession de lui-même. Oui, une gageure, et forcément insoutenable. Car l'objet du roman étant de communiquer au lecteur cette exaltation que ressentent Lucienne et Pierre dans l'union de leur chair et de lui faire croire à l'existence d'un dieu des corps de l'homme et de la femme[1]) (comme la *Vie unanime*

---

[1]) Cf. p. 154—161.

tentait de nous évoquer, selon la conception ou la vision unanimiste, les dieux résultant de l'unité spirituelle des divers groupes humains que sont la rue, le convoi d'enterrement, la caserne, etc.), il eût fallu se résigner à être sensuel, d'une sensualité ardente, supérieure. Or il se trouve que les pages les plus belles de ce livre qui veut être le livre du *corps*, sont justement celles qui encadrent le récit proprement central ou qui s'y insèrent sous forme de méditations (voir p. 102) et surtout celles de la fin, en particulier le récit de la première séparation, alors que se révèle à Pierre l'autre dieu, *le dieu des âmes* (p. 189). Encore ici, je ne puis me retenir de citer un nom, celui de R. M. Holzapfel, dont le chapitre: *Erotisches Leben* (cf. *Welterlebnis*, chez Diederichs) a les suprêmes hardiesses, des hardiesses inconnues jusqu'à ce jour, mais transfigurées par un puissant instinct religieux. L'œuvre de Jules Romains — qui se prêterait encore à des observations très diverses, par exemple en ce qu'elle marque dans l'art l'avènement d'un type de femme[1]) — est encore un témoignage. Son héros et son héroïne ont retrouvé un dieu. Il manque à ce mot suprême — une majuscule. Comme le Clair d'*Inhumains*, ils en sont encore à «chercher».

7. *Des Contes: La Felouque bleue*, par Léon Lafage (Ed. Spes, Paris, rue Soufflot).

Savoir faire tenir en quelques pages non pas un «résumé» de roman, mais un épisode saisissant dont on épuise la substance (tragique) dans un récit rapide, et pourtant plein de détails vivants, évocateurs des lieux, des figures, de l'atmosphère du temps — et des âmes: voilà une tradition que Léon Lafage garde spontanément, fidèlement, sans se laisser entraîner par les flots furieux de cette mode consistant à délayer de simples anecdotes dans deux cents pages de freudisme et de pseudo-psychologie. Comme Alphonse Daudet et Maupassant, Léon Lafage est un conteur-né. Mais c'est le premier qu'il rappelle le mieux (n'est-il pas comme lui du pays des cigales?) par le tour alerte du récit, par la fantaisie, le naturel des images, par le sourire attendri d'un brin de sentimentalisme, par la simplicité et la délicatesse de la langue. Avec la *Felouque bleue* (l'un des vingt-cinq contes du recueil), Léon Lafage a toutefois tenté quelque chose de plus difficile que dans son inoubliable *Chèvre de Pescadoire*: il a voulu que ces récits constituassent à leur façon une petite *Légende des siècles . . . et des provinces françaises*, composée de miniatures dans le style de chaque époque, et il faut reconnaître que l'usage qu'il a fait occasionnellement de l'archaïsme prête à chacun de ces esquisses, sans prétention pourtant, une vérité, une grâce vraiment charmantes, en même temps qu'il suppose chez l'écrivain une rare intimité avec tant de vocabulaires perdus, employés sans pédantisme et pour le plus grand profit de la couleur locale. Et quelle variété de ton, quelle aisance dans le dialogue, quel don pour trouver le mot de la fin, si fin! pour tenir en haleine, pour satisfaire et surprendre les curiosités. Qu'on lise *Guillemette dans le pré* . . . une perle parmi des opales et des rubis! On m'a demandé de signaler parmi les récentes publications celles dont les professeurs pouvaient faire usage dans leurs lectures de classe: en voici une.

8. *L'amour et la religion*: *Destins* (François Mauriac, Grasset) et *La Puritaine et l'Amour* (Robert de Traz, Grasset). — Deux livres qu'il faut rapprocher, malgré leurs dissemblances, car ils

---

[1]) Cf. Schwabach: *Die Revolutionierung der Frau.*

ont ce trait commun de nous faire assister à la naissance d'un amour (de ceux qu'on dit coupables) dans un cœur de femme que l'âge et la religion — le catholicisme chez l'une, le protestantisme chez l'autre semblaient devoir préserver de toute passion. Elisabeth Gornac et Clarisse Damien sont deux sœurs dans la littérature contemporaine, leur histoire est celle d'une femme que tout d'abord aveugle une sorte de sentiment maternel et que finit par vaincre une sorte de fatalité. François Mauriac a peint en face de son héroïne dont les émotions ne se trahissent qu'avec une délicatesse infinie, mais d'autant plus vraie et émouvante, deux jeunes gens de la génération d'après-guerre, Bob et Paule, — et à la fois toile de fond pour le drame et symbole des *destins* où se mêlent les soucis pratiques et les élans de la chair, le paysage passionné et fécond du Bordelais. On jugera sans doute de ce qui fait de F. Mauriac — romancier dit catholique — une nature problématique (ce que n'est point Charles Silvestre, par exemple), pour laquelle la piété n'est pas calme possession d'une vérité, mais bien lutte ardente des aspirations humaines et divines, quand on lira le récit de l'une des scènes finales entre la mère et son fils qui veut se faire missionnaire en Afrique. Pour la première fois depuis son enfance, le fils s'assoit aux pieds d'Elisabeth et tous deux parlent ensemble, sans doute pour la dernière fois. Elle pleure, à l'entendre se confier à elle, «Elisabeth sanglote, maintenant, et elle ne sait déjà plus quelle tête repose sur ses genoux. Le déchirement d'une séparation éternelle l'empêche d'être sensible à cet éloignement de son fils. Elle répète, comme en rêve: «Mon petit, mon pauvre petit! . . .» à quelqu'un qui n'est pas là. Pierre se releva consolé. Ils demeurèrent ainsi sans rien dire, se tenant les mains; lui ne doutait plus d'être enfin, ce soir, en union avec sa mère. Mais elle écoutait la pluie chuchotant sur la terre froide. Elle voyait, par la pensée, cette pierre ruisselante où un nom et un prénom n'étaient pas encore gravés. Elle imaginait la solitude nocturne de ce lieu, les couronnes déteintes; elle s'efforçait de violer les ténèbres du caveau, s'y étendait en esprit, embrassait cette forme perdue, s'abîmait dans ce néant.»

II. Voyages.

Voyage au Congo; *Retour du Tchad*, par André Gide. (N. R. F.). — On a voulu voir dans le succès des traductions des œuvres d'André Gide le signe de l'influence de cet écrivain sur les jeunes générations allemandes. Mais on omet de dire en quoi consiste au juste cet élément agissant et l'importance numérique de ces «disciples» (encore qu'André Gide, comme l'un de ses héros, ne veuille pas de disciples!). Or de telles enquêtes sont extrêmement délicates, et je saurais gré à ceux qui me fourniraient des informations précises sur ce point. — Les deux volumes de récit de voyage au Congo — auxquels je ne puis consacrer que quelques lignes — vont précisément me permettre d'indiquer pourquoi André Gide, indépendamment de sa valeur comme artiste, de la nature des idées et des sentiments qu'il exprime, de la sympathie qu'il mérite ou ne mérite pas, peut servir de guide non pas à telle ou telle génération, prédisposée par l'ambiance historique à le mieux comprendre, mais bien à toute génération avide de libération. C'est E. R. Curtius qui a vu dans ce qu'il a appelé «la trouée sur la vie» l'essentiel de l'évolution gidienne. Et le même critique a tout au long de son étude montré cet élargissement progressif d'un esprit d'abord enserré dans les rets du symbolisme, mais faisant d'œuvre en œuvre une

conquête incessante du monde immense, de la vie sous toutes ses formes. Mais son examen s'arrêta au lendemain de la guerre, et de 1914 à 1918, André Gide s'abstint de rien publier. Nous avons, nous, le privilège de découvrir une phase plus longue encore du développement de l'écrivain, et ainsi de vérifier l'observation de E.R. Curtius. *La trouée sur la vie*, elle se poursuit encore! J'ajouterai seulement: *et sur le moi*. D'année en année, cette individualité dans laquelle un catholique moyen-âgeux s'est complu à voir du diabolique, entraînant à sa suite les prudes, les simplistes plébéiens, tous ceux qu'effarouche ce brin de cynisme et de bravade qu'il faut pour se contraindre à la pleine sincérité, — cette individualité se découvre et s'éclaire, et se fait plus humaine, plus proche de nous. Il y avait encore de l'effort, de la contrainte, dans: *Si le grain ne meurt* ... Il manque à ces mémoires l'abandon total, ce dernier rideau tiré et qui laisse voir les pénétralia de l'âme. Il y a une peur, une pudeur, celle que sut vaincre dans ses examens de conscience suprêmes un Jules Renard (v. notre dernière chronique). Et c'est peut-être cette résistance d'une nature que des contrastes intimes ont maintenue longtemps en état de lutte, qui prête à ces souvenirs ce qu'ils ont encore de trouble, d'équivoque. Aussi quel charme à lire enfin ces confidences spontanées d'un touriste arraché complètement à son milieu européen, français, «N. F. R.», et se livrant à nous, avec sa tendresse pour les êtres primitifs qui l'entourent, les noirs et les bêtes (ô le drôle et touchant Din'diki!), avec ses étonnements, ses ravissements, ses réactions spontanées, ses impuissances à oublier totalement la «civilisation» et aussi son aspiration persistante vers une vie naturelle, belle, grande, active, féconde ...

Nous sommes loin du symboliste des premiers livres: André n'a pas *renoncé au voyage*, plus que jamais il est en quête des *nourritures terrestres*, et *Narcisse* ou *Tityre* sont maintenant un *Urien* capable de s'attaquer aux grandes compagnies concessionnaires du Congo[1]).

A signaler sous la même rubrique: *La Caravane sans chameaux* de Dorgelès, récit d'un voyage en Palestine; — une *Baltique* de Luc Durtain (éd. de luxe), recueil de notes sur la Suède, le Danemark et Léningrad.

Lettres Espagnoles (Jacques de Lacretelle, N. R. F. 1928). — Après les romans que sont *La Vie inquiète de Jean Hermelin*, *Silbermann* et *La Bonifas*[2]), Jacques de Lacretelle qui, à l'exemple d'André Gide fit suivre son récit *Colère* du *Journal de «Colère»*, où il révélait au public les sources de cette nouvelle dans son expérience personnelle et les moindres démarches de son esprit durant la composition de l'œuvre, nous donne dans ses *Lettres Espagnoles* un recueil d'impressions de voyage et de réflexions sur la vie, mais dans le cadre d'un roman, dont le héros est à la fois lui-même et Jacques Legrand, et sous forme de lettres adressées à la femme aimée, quittée pour ses trahisons.

Par son butin d'observations ethnique, ce livre doit intéresser les hispanisants (et les autres, aussi!); par sa psychologie (qui

---

[1]) Une table des matières permet de voir la variété des questions traitées dans les deux volumes.

[2]) Il a publié également soit en revue, soit en édition de luxe, des récits plus courts: *Le Cachemire Ecarlate, Quatre nouvelles italiennes.*

fait de l'auteur un chaînon de la grande tradition des moralistes français), il intéressera tous ceux qui cherchent à discerner les traits de la littérature nouvelle avec son réalisme moral et son souci de l'universel.

III. Collections.

1. *Les Cahiers Verts. Calendrier Royal pour l'an 1471* (Pierre Champion-Grasset, 1928). — Je profite de la publication de ce livre qui nous fait suivre pas à pas le roi Louis XI du 1° janvier au 31 décembre de l'année 1471 dans les pérégrinations qui le menèrent de sa résidence d'Amboise jusqu'en Picardie, dans ses guerres contre Charles le Téméraire, dans ses chasses, ses pèlerinages, et qui grâce à des «comptes» inédits, nous donne du roi un portrait fidèle et neuf par certains côtés, — pour signaler les principales œuvres de cet érudit qui doit être connu des romanistes pour ses ouvrages sur: Charles d'Orléans (4), Villon, Ronsard et son temps, le XVe siècle (chez Edouard Champion) et ses textes. Ajoutons sur la période contemporaine: Marcel Schwob et son temps (Grasset), Marcel Schwob parmi ses livres (Marcelle Lesage), et Oeuvres complètes de Marcel Schwob (Bernouard, éditeur de Jules Renard, voir ma dernière chronique). Enfin: Louis XI (2 vol. chez E. Champion).

N. B. L'éditeur B. Grasset publie également diverses autres collections: — celle des *Ecrits* — celle des *Grands ordres monastiques* (Chartreux, par Baumann).

2. *Une nouvelle collection*: *Les Editions des Portiques.* 144, Avenue des Champs-Elysées, Paris. Cette nouvelle maison d'édition publiera tous les mois, réunis en un «coffret» (d'où le nom de la collection: *Les Coffrets*) trois volumes, l'un d'un auteur célèbre, l'autre d'un auteur connu, le troisième d'un débutant. Autre nouveauté, ces ouvrages seront d'ordinaire assez courts (120 pages environ), alors que jusqu'à présent de tels ouvrages étaient difficilement édités, bien que le court essai et le court roman soient la caractéristique de notre époque. La collection sera ouverte à tous les genres littéraires: œuvres d'imagination, critique, poésie, essais, etc. Ont déjà paru:

1° Le premier coffret: Paul Bourget, Marcel Boulenger, Alain Serdac.

2° Le Coffret de l'âge heureux (pour enfants): André Maurois, Blaise Cendrars, Henry Poulaille (*Le pays des trente-six mille volontés, Petits contes nègres pour les enfants des blancs, Il était une fois . . .*).

3. *Collection du «Roseau d'Or»* (cf. ma 5° chronique, p. 369). — Cette collection poursuit la publication de romans (*Vasco*, de Marc Chadourne; *La Chapelle des Saints-Anges*, de Robert Sébastien; *En Croix*, d'André Harlaire; *Le Vent du gouffre* de Charles Silvestre), d'essais historiques ou artistiques (*Bartholomé de Las Casas*, de Marcel Brion; *La Musique retrouvée*, de Louis Laloy; *Le Poème byzantin à Venise*, par Edmond Joly); de pièces de théâtre (Oedipe-roi et Roméo et Juliette, de Jean Cocteau) et de chroniques (2 volumes, auxquels ont collaboré Jacques Maritain, le philosophe catholique néo-thomiste, Valéry Larbaud, Pierre Reverdy (5° chronique), Franz Hellens, Max Jacob, et nombre de jeunes écrivains.

4. *Collection du Sans Pareil* (37, av. Kléber, Paris). Sous la direction de René Hilsum, cette maison publie en éditions de luxe illustrées mais aussi en éditions ordinaires très soignées: des re-

cueils de poèmes d'avant-garde (Aragon, Eluard, Breton, Soupault, Cendrars, Jacob, Morand, Jouve etc.), des romans de jeunes auteurs, des essais philosophiques sous le titre général de: *Conciliabule des Trente* (la collection est dirigée par Louis Martin-Chauffier, et comprend des ouvrages de P. Bost, J. Prévost, Ph. Soupault, R. Fernandez, etc.). L'étranger qui veut s'initier à certains aspects de la vie spirituelle française ne doit pas négliger cette source.

5. *Les Livres de la nature* (Librairie Stock. Delamain et Boutelleau). Cette collection où rentrent déjà plusieurs traductions de S. E. White, E. Thompson Seton, W. James, a affirmé son succès par la publication d'un naturaliste, Jacques Delamain, sous le titre: *Pourquoi les oiseaux chantent.* Qu'il me suffise d'ajouter que ce livre occupera désormais dans la bibliothèque des amants de la nature (connu en savant et aimée en poète) une place de prédilection à côté de la *Vie des Abeilles.* Il y a dans ce livre un trésor d'observations rares, difficiles, de révélations extraordinaires, et un don de narration directe soutenu par une passion émouvante de la vie.

IV. Histoire littéraire.

Malgré ma répugnance pour de simples indications bibliographiques, je crois pouvoir me contenter dans ce domaine de l'histoire littéraire de signaler quelques ouvrages dont je puis garantir la valeur scientifique ou la sûreté d'information:

1. *Le théâtre en France au Moyen Age,* par Gustave Cohen, maître de conférences à la Sorbonne (avec 130 illustrations, Fr. 16,50, chez Rieder). Le premier volume traite du théâtre religieux, il comporte une introduction et trois études: le drame liturgique, le drame semi-liturgique et les mystères, enfin, une bibliographie. Pour la première fois sont reproduites les illustrations du célèbre manuscrit d'Arras.

2. *Collection Armand Colin.* Elle s'étend sur toutes les branches du savoir. Je ne mentionnerai ici que les volumes (in -16, 11×17, 9 Fr.) qui sont consacrés à une question littéraire, par exemple: *Le félibrige* (E. Ripert); *La pensée française au XVIIIe siècle* (D. Mornet); *L'Ecole romantique français* (J. Giraud), *Parnasse et Symbolisme, — Le naturalisme français* (P. Martino); *La littérature française contemporaine* (A. Billy; conscienscieuse compilation de noms et de titres, mais sans aucune valeur critique);

Chez le même éditeur: *Le Romantisme* (Ses origines Anglo-Germaniques) de Louis Reynaud (1926), où le nationalisme littéraire gâte les conclusions d'une enquête menée par un érudit sachant remonter aux sources, ordonner une matière immense et poursuivre les courants spirituels, — et qui restera, malgré ses faiblesses et ses tendances mêmes l'un des livres préparant l'avènement d'une littérature européenne.

3. *D'Holbach et ses amis,* par René Hubert (A. Delpeuch). — Ce qui fait de ce livre une œuvre vraiment nouvelle et indispensable à qui s'intéresse aux péripéties du «conflit de la pensée moderne et du christianisme» (Collection: *Civilisation et Christianisme*: A. Paganisme, B. Renaissance, C. Pensée moderne; déjà 15 volumes ont paru), c'est la présence en face de 6 chapitres historiques et biographiques, d'un choix de textes tirés des œuvres complètes d'Holbach malaisément accessibles (100 pages).

Essai sur Montherlant ou La Génération de trente ans par Frédéric Empaytaz (éd. Le Rouge et le Noir, 1928). — J'ai dans mes 2° et 4° chroniques tenté de caractériser brièvement les aspirations de la génération française que la guerre avait surprise en pleine jeunesse, et que la paix laissa désorientée, instable, en proie à une inquiétude, qui bien qu'habilement exploitée par quelques arrivistes heureux de trouver un thème fécond, n'en fut pas moins réelle et sincère. Henry de Montherlant (né le 21 avril 1896) est à coup sûr l'un des types les plus représentatifs de cette génération qui a ce trait singulier, à mon sens, de se regarder vivre et «d'écrire son journal» avec le trop vif souci de ses différences. Aussi une étude comme celle que je signale aujourd'hui à l'attention des lecteurs qu'intéresse le spectacle d'une génération montante, avec toutes ses richesses spirituelles et toutes ses illusions, est-elle, par son existence même, tout-à-fait caractéristique de l'état d'esprit d'hommes qui se cherchent les uns dans les autres, et en particulier dans les individualités qui s'affirment avec le plus de puissance. C'est le cas de Frédéric Empaytaz qui, après avoir dans plusieurs essais (parus aux *Presses Françaises* et aux éditions *Le Rouge et le Noir*) — tenté de déterminer ce qui dans l'œuvre de Maurice Barrès et dans l'expérience de la guerre a servi d'aliment à *certains* de ses camarades, se propose en traçant la courbe de l'évolution de Montherlant, d'en tirer un enseignement fécond. Or Henry de Montherlant se trouve actuellement «au moment le plus pathétique de sa carrière», et personne ne saurait prévoir l'issue d'une crise intérieure qui secoue toute la génération, cette crise du «voyageur traqué» qui, libéré des souvenirs qui le lient au passé, est déjà lassé de cette liberté payée si cher. Souhaitons que la vie de Montherlant et de ses «frères d'armes» ne se gaspille pas dans une série de crises, dans des désirs n'engendrant que dégoût dès qu'ils sont satisfaits (cf. *Aux Fontaines du Désir*, chez Grasset), que ces romantiques (plus romantiques, au sens allemand du mot, que ceux de 1830!) ne restent pas de grands enfants, incapables de comprendre la sagesse populaire du proverbe: Pierre qui roule n'amasse pas mousse. Car la pierre, la belle pierre moussue, elle peut baigner dans les eaux tumultueuses du torrent! Ceux qui voudraient avoir une idée d'ensemble de l'œuvre de H. de Montherlant, peuvent déjà se procurer une sorte d'anthologie de cet écrivain. Le livre a paru chez Grasset sous le titre: *Pages de tendresse* (Lire sur cet aspect de Montherlant le chapitre d'Empaytaz: *Les molles eaux de l'Oronte*).

Un destin: Martin Luther, par Lucien Febvre (Rieder, 1928). — J'aime, pour ma part, les livres qui me révèlent les réactions d'un esprit allemand en présence d'un objet typiquement français. Même contestables, et pourvu qu'ils ne soient pas de simples vulgarisations de la science étrangère, ils transportent à des points de vue inhabituels et font penser. C'est pourquoi je tiens à signaler l'ouvrage de Lucien Febvre sur Martin Luther. Le lecteur allemand n'a pas à craindre de retrouver ici ce qu'il peut lire dans maints travaux érudits de son propre pays. Non, le professeur de l'Université de Strasbourg connaît certes, et utilise tout ce que les recherches les plus récentes ont mis à jour dans l'histoire du luthéranisme depuis le P. Denifle. mais ce qu'il apporte de personnel dans l'interprétation psychologique de la vie intérieure de Luther, voilà l'essentiel, et ce par quoi ce livre mérite d'être lu et médité dans la patrie de Luther. Un livre qui n'est pas à vrai dire une

nouvelle biographie, mais une tentative pour restituer «la courbe d'une destinée» — d'où le titre! On marche d'étonnement en étonnement à constater combien, d'une part, le souci simplificateur des partisans et des adversaires, et d'autre part, une méconnaissance séculaire de la nature des phénomènes religieux, ont permis de répéter et de colporter d'absurdités manifestes. En particulier, M. Lucien Febvre découvre les vraies périodes décisives dans celles qui paraissent les moins riches, c'est-à-dire dans les évolutions lentes et obscures, dans *l'effort solitaire* des années monacales, et son esprit perspicace, dédaigneux du snobisme des théories *up to date* et des solutions simplistes, et s'appuyant sur les assises d'une vaste connaissance du temps, sait nous donner une interprétation réaliste de tous les événements principaux de la vie du lyrique et du prophète. Il ne sera pas inutile d'ajouter que le livre est écrit dans une langue de causerie vivante, familière, passionnée, une langue de *Tischreden*.

V. Poésie lyrique.

Pourquoi ne pas clore cette trop rapide revue des livres de l'année littéraire 1927—1928 par le lyrisme — ce lyrisme qui ne mène plus guère qu'une vie souterraine et n'apparaît que par intermittences, de plus en plus rarement? Jusque vers 1910, la jeunesse dédaignait la prose: le symbolisme, bien que finissant, continuait d'exercer son charme magique, et seule la musique semblait capable de rendre tout le mystère des âmes. Or rares sont ceux qui restèrent fidèles au lyrisme. A l'écart, René Ghil, mort récemment avant d'avoir achevé son *Oeuvre-Une*, et dont je me promets de caractériser la figure à l'occasion de l'anthologie de ses œuvres qui vient de paraître; puis Charles Vildrac, Jules Supervielle, André Salmon, Jules Romains, Luc Durtain, Georges Chennevière. Parmi les jeunes, j'ai déjà mentionné le centre actif de Marseille avec les éditions des *Cahiers du Sud* qui ont publié des poèmes de Laurence Algan, Marcel Sauvage, Paul Eluard, Roger Vitrac, François-Paul Alibert, André Gaillard, Pierre Reverdy — et même de Ernst Toller (*Le livre de l'hirondelle*). Il me faut ajouter à Paris le groupe de *Sagesse* (serait-ce en souvenir de Verlaine et à la fois pour affirmer leur volonté de sagesse après les extravagances du surréalisme) qui a fondé une revue trimestrielle, sans doctrine, sans étroitesse de chapelle, et aspirant uniquement à unir et à faire connaître ceux qui savent encore *chanter*. Ce groupe a organisé à la Comédie des Champs-Elysées un récital où l'on entendit des poèmes de Vildrac, Durtain, Duhamel, Arcos, Romains, Chennevière, Derême, Jacob, Salmon, (lire: Le Tzigane), Adrienne Monnier, Valéry, Audisio, Chérade, Hytier, Géo Charles, A. P. Bréal, Elie Richard, Paul Claudel, C. A. Puget, F. Marc, Jalbert, Martinet, Cocteau etc. Il se promet de recommencer l'an prochain.

Je voudrais aujourd'hui signaler quelques recueils de poèmes ayant pour caractéristique de ne présenter ni les étrangetés du surréalisme, ni les artifices surannés du néo- (ou pseudo-)classicisme. Tout d'abord, ce sont deux poètes vivant en Algérie, grands voyageurs tous deux, épris des pays du soleil, de la mer, des horizons les plus lointains de la terre: Gabriel Audisio[1]) et Louis Brau-

---

[1]) *Hommes au Soleil* (éd. du Mouton Blanc, 1923), *Poèmes de la Joie* (éd. du Solitaire, 1924); *Ici. Bas* (1927).

quier[1]). Le premier a le souffle capable de soutenir les trois chants du *Poème de la Joie.* C'est que loin de se contenter de nous confier ses petites émotions passagères à la vue d'un objet ou d'un être, il est capable de suivre le drame qui met dans sa vie une unité plus forte que les mille impressions quotidiennes, et c'est aussi qu'il a la passion, une passion qui ignore, dans la conscience de sa force et de sa légitimité, les timidités et les balbutiements, et qui est assez nourrie de réalité et reste assez lucide pour ne pas tomber dans l'emphase. Mais une citation me fera mieux saisir:

Adieu! Je pars quand la tempête
Coule l'angoisse au cœur des femmes,
Gens de la terre, je vous laisse!
Les pieds au feu, écoutez geindre
La pluie et le vent sur les vitres
De vos demeures calfeutrées.
Restez, guettant les éclaircies
Où vous retrouverez vos rives
Souillées par les ressacs. Restez!
Mais nous, les roulis, les tornades,
O matelots, mes camarades,
Serons-nous sourds à leurs appels?
Venez! nous mêlerons nos rires
Aux cris des derniers albatros
Que notre course aura lassés.

Ou bien encore:

Moi, je porte tout le jour le poids du soleil;
La nuit, j'amasse en mes pores la vie des astres;
Le vent marin m'enlace et j'assiste aux départs
Des chalutiers, des grands navires, des étoiles.

Gabriel Audisio a enfin l'expérience des choses, une expérience familière, intime, par le dedans; la sincérité profonde, quasi physique, dans l'expression de sa nostalgie de l'aventure, de son amour de la mer et du soleil, des ports et des navires; le sens du rythme, d'un rythme varié, et soutenu par des sonorités spontanément évocatrices. De ce rythme, un exemple entre cent:

Un chaud parfum de romarin
Veut que je fasse halte
Entre les murs de cette sente.
Midi brûlant mûrit les momordiques
Et fait éclater leurs gousses gonflées.
La terre, comme un chat, ronronne
Par mille insectes qui s'enivrent
Sur les mûres et les figuiers; —
Parfois, souffle de l'assoupie,
S'échappe un hennissement triste.
A peine me contient l'ombre du mur:
En me penchant ma tête la dépasse.
Sur la chaleur rugueuse d'un moellon,

---

[1]) *Et l'au delà de Suez* (1923, Revue Le Feu); *Le Bar d'escale* (1926).

Sans bouger,
Un lézard
Baille
Au soleil[1])

Avec Louis Brauquier[2]), c'est l'homme qui l'emporte sur la nature, c'est la vie grouillante des ports qui est chantée inlassablement. Whitman, on le sent, a trouvé chez cet Africain — Brauquier, comme Audisio, vit à Alger, quand il n'est pas aux antipodes! — un écho. Mais ce qui distingue Brauquier de son ami, c'est surtout un accent d'amertume, souvent tragique.

Enfin, deux recueils de femmes: *Ferveur* de Mathilde Pomès (A la Jeune Parque) et *L'Eté du Cœur* de Yvonne Herman-Gilson (La Revue Sincère-Bruxelles). Poésie très féminine certes, mais non pas pour les raisons communément invoquées. Pas d'effusions sentimentales, pas de délayage: deux âmes se dévoilant avec une sincérité directe, confiant leur secret sans faux accents et sans gênante indiscretion. Chez la première, un rythme souple, en guirlande, dirais-je volontiers; chez la seconde, des chuchotements coupés de silences.

P. S. Il me resterait à parler de la pièce *Siegfried* de Jean Giraudoux. Mais je préfère inviter les lecteurs de cette revue à lire le drame qui a paru chez Grasset (Paris 61, rue des Saints-Pères), et à juger dans la paix du chez soi de l'effort d'impartiale compréhension dont témoigne la nouvelle œuvre de Giraudoux. J'aurai l'occasion de reprendre la question.

Paris. Christian Sénéchal.

SPRECHMASCHINE UND SCHULE.

Wenn man heutzutage die Anregung gibt, eine Sprechmaschine für die Schule anzuschaffen, ja, wenn man ihr Vorhandensein für jede moderne Schule als einfach unerläßlich erklärt, so wird man leider noch vielfach auf harten Widerstand stoßen. Woher kommt das? Die Frage ist um so eher beantwortet, wenn man berücksichtigt, daß die Gegner dieser Anregung ihre Einwendungen meist mit einem geringschätzigen Lächeln begleiten.

Tatsächlich war diese Geringschätzung einmal begründet: Trotzdem man, als der Sprechapparat zum ersten Male die menschliche Stimme nachahmend wiederklingen ließ, überrascht und erstaunt war, mischte sich dieses Gefühl der Aufmerksamkeit gerade dadurch, daß diese Apparate infolge der großen Nachfrage sehr billig auf den Markt geworfen wurden, infolgedessen auch reichlich minderwertig waren, mit einem Gefühle der Geringschätzung. Heute lassen sich die Eindrücke, die man vom Kindheitsalter der Sprechapparate her hatte, nicht mehr rechtfertigen. Daß sich ein Nadelgeräusch technisch nie ganz vermeiden lassen wird, kann nicht bestritten werden. Daran gewöhnt man sich bei gutem Willen genau so wie an die Nebengeräusche eines trotzdem guten Radio-

---

[1]) Cette chronique est écrite quand je reçois *Héliotrope* de G. Audisio: c'est un chant de joie (en prose) à la gloire de la Méditerranée (N. R. F.).

[2]) Siehe Anmerkung S. 624.

gerätes. Kauft man aber nur gute Nadeln und nimmt man für jede Plattenseite eine neue Nadel, so beschränkt man hierdurch die Nebengeräusche auf ein Mindestmaß. Probt man ferner noch mit der Geduld, die man als Anfänger beim Radio auch aufbringen muß, aus, welche Nadeln sich für jede Platte sowie für jedes Klassenzimmer eignen, in welcher Entfernung man den Apparat von den Schülern aufstellen muß, — ich bemesse diese Entfernung auf 3—4 m — so wäre alles getan, um der Arbeit mit der Sprechmaschine erst einmal den Weg freizulegen.

Welches sind nun die Möglichkeiten der Verwendung einer Sprechmaschine im Unterrichte? Ich arbeite im deutschen und neusprachlichen Fache seit zwei Jahren mit dem Phonographen, ja, ich habe sogar z. B. die unregelmäßigen Verben nur mit Hilfe des Apparates und der Wandtafel eingeübt, spreche also nicht vom grünen Tische aus. Auf Grund meiner Erfahrung kann ich demnach sagen, daß in den deutschen und neusprachlichen Unterricht die Sprechmaschine ohne weiteres hineingehört. Wenn ihre Anwendung auch nur den Erfolg haben sollte, daß der Schüler erfährt, sein Lehrer spricht Französisch und Englisch genau so aus, wie der Original-Franzose und -Engländer auf der Platte, so ist schon viel gewonnen. — Voraussetzung ist natürlich, daß der Lehrer tatsächlich eine mustergültige Aussprache hat! — Wenn der Schüler hört, daß die Betonung in einem Gedichte von seiten des Lehrers nicht übertrieben ist, daß berühmte Vortragskünstler gleichfalls sehr großen Wert auf Betonung legen, so geht ihm das viel eher ein, als wenn ihn nur der ihm gut bekannte Lehrer immer wieder zu besserer Betonung auffordert. Erst wenn der Schüler die Allgemeingültigkeit des vom Lehrer Geforderten erfährt, fängt er an, seine Scheu zu verlieren und ihm nachzuahmen.

Ich habe somit schon angedeutet, daß die Hauptverwendungsmöglichkeit der Sprechmaschine auf dem Gebiete der Sprachen überhaupt liegt, vor allem jeder lebenden Sprache. Wer einmal mit dem Phonographen gearbeitet hat, wer die Schüler erst einmal nach wohldurchdachtem Systeme mit ihm hat arbeiten lassen, wird sie sehr bald, schon in der ersten Stunde, davon überzeugen, daß eine solche Stunde Arbeit höchster Intensivität bedeutet, auf keinen Fall aber angenehme Passivität von seiten des Schülers verspricht! Was kann man nicht alles aus solchen Plattenvorträgen herausholen! Die Phonetik des einzelnen Wortes, einzelner Satzgruppen, ganzer Sätze, die Färbung der Stimme, die Möglichkeit des Ausdruckes, die Technik der Atmung, denn man hört den Künstler atmen, den Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Stimme und dergleichen mehr. Im Anschlusse an Einzelheiten kann man ferner bei einem Gedichtvortrage z. B. Besprechungen über die Auffassung des Vortragenden anschließen, wie weit sie von der unseren abweicht. Gerade dann fangen die Schüler an, wie ich das bis in die Oberklassen hinein bemerkt habe, aus sich herauszugehen und auch stimmlich zu zeigen, was sich in ihrer Seele spiegelt.

Eine fast unerschöpfliche Fundgrube haben wir in Sperlings Phonothek, herausgegeben von Otto Sperling, Zentralstelle für das phonographische Unterrichtswesen, Stuttgart[1]). Sie enthält Platten für all die Gebiete, welche ich nannte, auch für alle modernen

---

[1]) Meist Doppelplatten mit 25 cm Durchmesser. Preis je 5,50 RM., beim Bezuge von 12 Platten an 10% Ermäßigung.

Sprachen, in großer Auswahl. Die Sprachplatten, von denen ich deutsche, englische und französische in großer Anzahl — etwa 80 — persönlich geprüft habe, sind vielfach von ersten Künstlern und immer von namhaften Vortragenden besprochen, so daß man sich in der Aussprache unbedingt auf sie verlassen kann, was ja eigentlich auch selbstverständlich ist, da Herr Otto Sperling meines Wissens einer der ersten war, der überhaupt die Wichtigkeit der Platte für den Sprachunterricht erkannte, der ferner ja auch seit mehr als 20 Jahren schon führend und fördernd auf diesem Gebiete arbeitet.

Von Neuerscheinungen seien erwähnt:

Nr. 7604, a) gespr. v. Mlle de Coustenoble, b) v. Mr. E. M. Stéphan: *a) La cigale et la fourmi*; *Le corbeau et le renard*, v. Lafontaine, *b) La laitière et le pot au lait*, v. Lafontaine.

a) Beide Stücke sind ohne Emphase vorgetragen, so recht ohne Zwang, wie Lafontainesche Fabeln eben vorgetragen werden müssen, etwas episch, aber keinesfalls dramatisch. Das Spöttische der Ameise kommt fein zum Ausdrucke. Im zweiten Stücke ist naturgemäß etwas mehr Dramatik. Zu betonen ist, daß beide Fabeln ohne Hast, so recht für das Schulstudium geboten werden. Gerade von einer Frau wirken diese kleinen Kabinettstücke französischer Kunst besonders reizvoll.

b) Zum Unterschiede von den beiden vorigen Stücken kommt jetzt eine Männerstimme zu Gehör, wohl weil diese Fabel belehrender wirken soll, eindringlicher vor allem. Auch hier läßt man die Fabel mit möglichst wenig Aufwand von Kunst wirken, wirken durch sich selbst; ganz besonders tritt das in der angehängten Moral hervor.

Nr. 7611, gespr. v. Mr. E. M. Stéphan: *Cyrano de Bergerac*, v. Rostand, *a) Non merci . . .*, *b) Tirade des nez.*

a) Köstlich ersteht er vor uns, Cyrano, den man gesehen, gehört haben muß, um ihn nie wieder zu vergessen, jenes Urbild des Genies, das, wie jedes echte Genie, mit dem Scheitel den Wahnsinn zu streifen scheint. Fein gestaltet ist der Freiheitsdurst des Poeten, der sich nirgends binden mag, binden kann, um keinen Preis der Welt, wie dies Stéphan mit großer Ueberzeugung zum Ausdrucke bringt.

b) Die andere Seite bringt die berühmte Nasentirade, in der Cyrano jenen melancholischen Humor eines Münchhausen oder Eulenspiegel aufbringt, der von so wenigen verstanden wird und gerade deshalb auch schwer wiederzugeben ist. Die verschiedensten Schattierungen, die der Vortrag gerade dieses Stückes mit sich bringt, sind ohne Künstelei, schlicht und eindrucksvoll, gegeben.

Nr. 3611, gespr. v. Miß L. E. Armstrong: *Extract from the Happy Prince*, v. Wilde.

a), b) Eine sehr deutliche, eindrucksvolle Frauenstimme, an der man Studien machen kann! Sie läßt den glücklichen Prinzen auf seinem Sockel mit all den Gefühlen erstehen, die seine bloße Anwesenheit bei uns auslöst, sie schildert die Liebe zwischen Schwalbe und Schilfrohr mit anmutiger Neckerei und leichter Karikierung, die bald wieder zum sachlichen Erzählertone zurückgeht, wie es der Text erfordert. Die Sprache ist sehr gemessen

und deutlich, sodaß die Platte sich, wie schon gesagt, vorzüglich zu phonetischen und satztechnischen Studien eignet.

Nr. 3602, a) gespr. v. L. C. Ward, b) v. Mr. J. R. Firth: *a) Portia's Speech on Mercy*, v. Shakespeare, *Sonnet XVIII*, v. Shakespeare, *b) Hamlet's Soliloquy on Death*, v. Shakespeare.

a) Die berühmte Rede Portias über die Eigenschaft der Gnade ist hier würdig, wie es der Gegenstand erfordert, und ohne große Emphase vorgetragen. Da auch hier wieder die Vortragsart eine langsame sein muß, eignet sich das Stück sehr gut zu phonetischen Studien. Im Sonnet XVIII gewinnt ihre Stimme an Lebendigkeit und lyrischer Färbung, sodaß dieses Stück sich wieder mehr zu Vortragsstudien eignet, ohne daß damit gesagt sein soll, daß die Stimme etwa an Deutlichkeit zu wünschen ließe.

b) Hamlets weltbekannter Monolog ist hier, soweit eine Stimme schauspielerisch plastisch darzustellen vermag, in guter Vollendung wiedergegeben. Auch dieses Stück eignet sich seiner Natur nach vorzüglich zu Vortragsstudien. Eine interessante Stunde aber dürfte es werden, wenn man etwa dieser Platte die entsprechende deutsche von Joseph Kainz entgegenstellt. Es böte sich da Gelegenheit, beide Auffassungen zu vergleichen und das Verhältnis zwischen Übertragung und Original zu beleuchten.

Die Sprechplatte ist demnach im modernen Schulunterrichte, wie er ja nun endlich in den neuen Richtlinien gefordert und skizziert worden ist, keinesfalls mehr entbehrlich. Wenn auch die Lehrmittel heute allerwärts knapp bemessen sind, dürfte doch diese Ausgabe reichlich Zinsen tragen und in einer Zeit, wo es dem einzelnen Lehrer selten ermöglicht wird, das Ausland studienhalber aufzusuchen, geradezu in dieser Beziehung als gerechter Ausgleich angesprochen werden müssen. Auch ist hier eine Plattensammlung der Anschaffung eines Schulradios entschieden schon deshalb vorzuziehen, weil ihre Vorführung nicht an eine bestimmte Zeit gebunden ist und weil man ständig Gewünschtes wiederholen kann, was beim Radio glatt wegfällt. Jedenfalls ist es mit Freuden zu begrüßen, daß wir in Sperlings Phonothek ein so vorzügliches Lehrmittel zur Verfügung gestellt bekommen haben, das ihr Begründer mit Recht „eine gesprochene Anthologie" nennt.

Zerbst. H. M. Schultze.

BESPRECHUNGEN.

Hartig-Krüper, *Main Currents and Characters of English Literature*. Nr. 151 von Diesterwegs Lesehefte. 1928. 60 Seiten.

Die Verfasser lassen in diesem Heft englische und amerikanische Dichter und Schriftsteller über ihre literarischen Landsleute dichten und sprechen, z. B. *Tennyson* über *Chaucer*; *Milton*, *Johnson*, *Arnold* und *Swinburne* über *Shakespeare*; *Keats* über *Byron*; *Bret Harte* über *Dickens*; *Courthope* über "English Poetry a Product of Three Factors" usw. Die letzten sieben Seiten des Heftes sind Anmerkungen.

Berlin-Zehlendorf. Karl Ehrke.



Englischer Sprachkalender 1929. Herausgegeben von Walter Wriggers, Verlag William Wilkens, Hamburg. Preis 3 M.

Aeußerlich seinen Vorgängen gleich betont, dieser neue Jahrgang des Englischen Sprachkalenders inhaltlich seine didaktischen Absichten. Die Uebersetzungshilfen zu den einzelnen Aufsätzen, Abzählungen, Gedichten, Anekdoten usw. sind derartig vermehrt, daß diese ohne die geringste Schwierigkeit auch von Anfängern leicht bewältigt werden können. Dem gleichen Zweck, besonders im Schulunterricht, dienen die «Materials for English Dialogues», die neu aufgenommen worden sind. Guten Wiederholungsstoff bieten die Kapitel aus Grammatik und Syntax. So kann auch dieser Jahrgang für Schule und Haus, zu Unterhaltung und Belehrung warm empfohlen werden.

Hamburg. Elisabeth Küchler.

Billy, André, *La Littérature françaice contemporaine.* (Collection Armand Colin. No. 95). Paris 1927. 12°. (212 S.) A. Colin.

Ein sehr gutes, erstaunlich reichhaltiges Büchlein. Nicht als literarhistorisch-bibliographisches Handbuch, sondern als ein nach deutlichen Schlagworten abgeteilter Bericht angelegt, bietet es in klarer Form Übersicht und sachliche Einzelcharakteristik. Das sichere Urteil erweist bei allem Bestreben nach unparteilicher Wertung des Verdienstes — die laut eines überraschenden Leitsatzes des klugen kurzen Vorwortes dem Zeitgencssen leichter fällt als der vom Erfolg ausgehenden Nachwelt — einen von moralisch-ästhetischen Überzeugungen bestimmten, am Vollendeten erzogenen Geist (Ablehnung des «Gidisme», des „ungeheuerlichen" reaktionären Sophismus eines Maurras, der „Karikatur" eines Léon Daudet, der pathetisch-visionären Pose eines Barbusse, der „apologetischen Voreingenommenheit" eines Bourget usw.). — Ein Namensverzeichnis fehlt.

Mornet, Daniel, *Histoire de la littérature et de la pensée françaises contemporaines (1870—1925).* Bibl. Larousse. Paris 1927. Mit 16 portraits. 8°. 264 S.

Ein treffliches Handbuch. Auf Vollständigkeit verzichtend und das Urteil der möglichst getreuen Darstellung unterordnend, charakterisiert ein unterrichteter und besonnener Kopf, dem professionale Pedanterie ebenso fern liegt wie geistreichelnder Feuilletonismus, Ausgang und Richtung, Gehalt und Gestalt einer in ihrer Massenhaftigkeit und scheinbaren Zusammenhanglosigkeit fast unübersichtlichen Literaturperiode. Indem er die Hauptströmungen hervorhebt, gelingt ihm eine Einteilung, die Charakter hat. Zusammenfassenden Skizzen der maßgebenden Gruppen und Persönlichkeiten folgen, im Druck unterschieden, jeweils mehr oder minder eingehende Aufzählungen der unter die Haupttitel Einzureihenden. Auch an bibliographischen Fingerzeigen ist das sorgfältige Werk ergiebig.

Wien. Richard v. Schaukal.

GERHARD VENZMER, *Spaziergang in Frankreich.* Weltbund-Verlag. Hamburg 1927. Preis RM. 8,50.

Ein Spaziergang in Frankreich wird naturgemäß wie jeder Spaziergang in seinen Eindrücken von der sozialen Stellung, von der persönlichen Einstellung, den persönlichen Interessen des Spaziergängers abhängig sein und daher, wie ein anderer, der den Spuren des Vorangegangenen folgt, feststellen mag, von der eigenen Beobachtung Abweichendes sehen und erleben. Aber das muß man Venzmer, dem Vielgereisten, lassen, der auch auf seiner Frankreichreise den beängstigend rasenden Luxuszug bevorzugt, daß nichts seinem flinken, frischen Auge, seinem Gemüt, seinem historischen Interesse entgeht. Jeder, der Frankreich kennt, wird es durch ihn von neuem entdecken, jeder, der es besuchen will, muß das Buch zu genußreicher Vorbereitung lesen. Die Reise führt über Paris nach Bordeaux, Biarritz und den Pyrenäen, nach Carcassonne, Marseille und der Blumenstadt Nizza, nach der Stadt der Parfüme und zu den Webstühlen Lyons. Dabei ist Gelegenheit, die Höhen und Tiefen des Lebens, das moralisch Gute und minder Gute, geschichtliche Erinnerungen und modernste Probleme in den Kreis der gewandten, oft erfreulich klaren Betrachtungen zu ziehen. Der Erfahrene wird es bestätigen, daß der Neuphilologe nicht nur den Mittelpunkt Paris, sondern die Provinz, den Süden wie den Osten und Westen, mit erleben sollte Das mit guten Bildern ausgestattete Buch ist ein trefflicher Wegweiser dazu. Besonders wertvoll für den Neusprachler wird es dadurch, daß es zu dem viel umstrittenen Begriff des „Dauerfranzosen“ reiches Material liefert; seine kulturkundliche Einstellung macht es zudem besonders aktuell; es kann die Texte unserer kulturkundlichen Lesebücher zuweilen gut illustrieren. Ob der Wunsch des Verfassers: „Ihr beide seid im Grunde kaum verschieden, Deutschland und Frankreich, macht doch endlich Frieden“, ein Gedanke, der wiederholt anklingt, drüben ebenso freudige Zustimmung findet, wird mancher freilich bezweifeln.

CAZAMIAN, *Ce qu'il faut connaître de l'âme anglaise.* Boivin, Editeurs, Paris 1927.

Das Büchlein, aus innerer Verbundenheit mit England heraus geschrieben, berechtigt durch die Tatsache, daß der Engländer, nicht nur, weil das Pfund gut steht, sondern auch weil ein Grab im Norden des Landes den Namen eines Bruders, eines Sohnes trägt, so oft und zahlreich vom Kanal herüberkommt. Die Seele des Engländers freilich bleibt dem Franzosen ferner denn je. Ihre eigenartige Mischung macht sie überaus problematisch: ist der Engländer Kaufmann, business-man, Puritaner, Menschenfreund, oder alles zusammen? Mischen sich in ihm keltische und normannische Rasseeigentümlichkeiten mit germanischen? Ist sein nüchterner, praktischer Wirklichkeitssinn, der die Herrschaft des Geldes auch in der Kriegsschuldfrage als maßgebend ansieht, der Grund seines Wesens oder eine Verbindung des religiösen Gefühls mit dem Merry-Old-England-Geist? Zu diesen Fragen nimmt das Büchlein in konzentrierter Betrachtungsweise Stellung, aber zu noch vielen anderen: Klub-, Familien- und Sportleben, Imperialismus, Nationalismus, Individualismus, Politik, Verwaltung, Stellung der Frau und des jungen Mädchens werden mit scharfer Klarheit in die einzelnen Kapitel eingruppiert. Der Verfasser ist sich der Schwierigkeit bewußt, all das Auseinanderstrebende, das schon in der Seele des

Einzelmenschen, noch mehr aber in der Seele eines Volkes vorhanden ist, in stets gleichbleibenden, unwandelbaren Strichen wiederzugeben. Um nur eins herauszugreifen: Wie kann ein Volk, dessen Naturgefühl von so feiner Empfindsamkeit ist, dessen Drang zum Reisen und die Ferne so erstaunlich ist, *so* reisen: «Etrange peuple, qui porte dans ses voyages et ses plaisirs la morne indifférence que notait déjà notre vieux Froissart»

Lemgo-Lippe. W. Fr. Schmidt.

Willy Grabert und Paul Hartig, *Deutschkunde im französischen Unterricht.* Frankfurt a. M. Diesterweg 1928. VII, 192 S. Halbleinen 5,80 M. (Handbuch der Deutschkunde. Hrsg. v. Wilh. Schellberg u. J. G. Sprengel. Bd. 5.)

Mit diesem von hohem wissenschaftlichem Ernst getragenen Buch haben die Verfasser den Beweis geliefert, daß die neueren Sprachen Hand in Hand mit dem deutschen Unterricht in der Schule zu der Bildungseinheit führen können, die das alte Gymnasium in der Zeit des Neuhumanismus ausgezeichnet hat und die ihm jetzt im Kampf ums Dasein verloren zu gehen droht. Was das neusprachliche Gymnasium als humanistische Jugendbildnerin unter günstigen Verhältnissen leisten kann, hier ist es an einem Idealbild gezeigt. Die Gesinnung, mit der die Verfasser an ihre Aufgabe herantreten, ist die philosophische. Bildung wird von ihnen daher in dem umfassenden Sinne verstanden, den das Wort bei Goethe besaß, und es ist kein Zufall, daß sie neben ihm am häufigsten Dilthey und Spranger anführen, wenn es gilt, ihr Lehrgebäude philosophisch zu begründen.

Eine knappe programmatische Einführung beantwortet die Frage: Wie kann französischer Unterricht den werdenden deutschen Menschen tief in die eigentümlichen Werte des französischen Volkes und seiner Kultur einführen und ihm zugleich die Wesensart seines eigenen Volkstums in seiner höchsten Entfaltung zum Bewußtsein bringen? Ein solcher Unterricht muß kulturkundlich sein, wobei Kultur als einzigartige und einmalige geistige Offenbarung einer geschichtlich gegebenen Volksindividualität verstanden ist. Als objektiver Niederschlag der fremden Kultur liegen in der Schule im allgemeinen nur die großen Sprachdenkmäler vor. Die Verfasser zeigen im Hauptteil dann drei verschiedene Wege, die durch die literarischen Zeugnisse zum Kern französischen Wesens führen.

Das erste, am meisten von der Rücksicht auf das jugendliche Seelenleben bestimmte Verfahren stellt einzelne „französische Gestalten“ in den Mittelpunkt. Die Verfasser haben an sechzehn repräsentativen Schriftstellern von Montaigne bis zu Barrès und Anatole France in großen Zügen ausgeführt, wie sie sich den Weg denken. Sie fügen diese Persönlichkeiten in den Rahmen ihres Zeitalters und setzen sie zu deutschen Menschen aus ideengeschichtlicher Verwandtheit oder Aehnlichkeit ihres Lebensinhaltes in Beziehung.

Das zweite, schwierigere, geisteswissenschaftlich-psychologische Verfahren untersucht auf der Grundlage der französischen Texte die geistigen Grundrichtungen, das ästhetische, philosophische, politische, gesellschaftliche, ethische und religiöse Verhalten des französischen Volkes und leitet dazu an, aus der Gegensätzlichkeit die deutsche Ausprägung derselben geistig-seelischen Grundkräfte zu erkennen.

Das dritte Verfahren geht von der kulturkundlichen Betrachtung der Sprache aus und sucht induktiv aus ihrem Bau und ihrer Entwicklung ein Bild der Besonderheit französischer Geistesart im Gegensatz zum deutschen Wesen, wie es sich in unserer Muttersprache spiegelt, zu gewinnen.

Die Verfasser haben so ziemlich alles durchforscht, was gelehrte Romanisten, Psychologen und praktische Schulmänner in den letzten Jahren zum Thema Kulturkunde beigetragen haben. Das ist nicht wenig. Aber auch der rein literarisch eingestellte Leser wird eine Fülle fruchtbarer Anregungen an sich herangetragen finden, z. B. in der Wertschätzung der vorklassischen Zeit (Mittelalter und Renaissance) und in der „Rettung“ des klassischen Dramas. Im übrigen wird aus dem ungemein gehaltvollen Buch praktischen Nutzen nur der Lehrer ziehen, der fähig und willens ist, einen guten Teil der erstaunlichen Arbeit der Verfasser auch im Klassenzimmer selber zu leisten.

Handbuch der Frankreichkunde. I. Teil. Mit Beiträgen von H. Hatzfeld, E. Lerch, L. Mackensen, H.-J. Moser, H. Platz, H. Preller und W. Vogel. Frankfurt a. M. Diesterweg 1928. VI, 324 S. Ganzleinen 9,60 M. (Handbücher der Auslandskunde herausg. von Dr. Paul Hartig und Dr. Wilhelm Schellberg. Bd. 3.)

Auf den Versuch einer Synthese aus einem Guß haben die Herausgeber dieser Handbücher bewußt verzichtet. Die Zeit schien ihnen dazu noch nicht reif, die nötige Vorarbeit noch nicht geleistet. Sie wollen vielmehr ein Gesamtbild Frankreichs (im Sinne der Nationenwissenschaft) gewissermaßen aus vielen Teilaufnahmen entstehen lassen, indem sie zum gemeinsamen Werk eine Reihe von Forschern vereinen, von denen jeder ein Kulturgebiet vom Gesichtspunkt seines Faches aus darstellt. Dabei soll „innerhalb der einzelnen Gebiete die volkheitliche Sonderart als lebendige Grundkraft und gestaltende Lebensmacht sichtbar werden.“ Ob die Sammlung bei diesem Aufbau eine umfassende Darstellung der unendlich verzweigten modernen Kultur eines Volkes ergibt, wird sich erst nach Abschluß des Handbuches sagen lassen. In dem vorliegenden ersten Bande stehen die mehr sachwissenschaftlichen Beiträge noch lose neben den geistesgeschichtlichen. Dabei sind Ueberschneidungen auf der einen, Lücken auf der anderen Seite nicht zu vermeiden.

An die mehr beschreibende, durch klare Skizzen und photographische Typenbilder unterstützte Einführung in das Land Frankreich und seine natürlichen Landschaften knüpft Walter Vogel eine geopolitische Betrachtung der Grundlagen der Staatsentwicklung. Mit Recht wird dabei die Kolonialpolitik der Vergangenheit und das französische Großreich der Gegenwart unterstrichen. Dieser Beitrag berührt sich naturgemäß mit dem „Französischen Staatsleben“ von Hugo Preller. In klarem und knappem Umriß zeichnet der Verfasser hier das Werden der inneren Staatsform Frankreichs und zugleich, im Gegensatz zu der in der Schule herkömmlichen, die Vorgänge isolierenden Staatengeschichte, sowohl die beständige Verflechtung von innerer und äußerer Politik, als auch die Abhängigkeit der französischen Außenpolitik von der ihrer Nachbarn, vor allem der Habsburger und Englands.

Die im wesentlichen historische Studie L. Mackensens über die volkskundliche Struktur Frankreichs verhehlt nicht den Mangel

ranzösischer Quellenschriften, da die französischen Gelehrten die Volkskunde einseitig vom literarisch-folkloristischen Standpunkt getrieben, während in Deutschland Germanisten, Kunsthistoriker und Museumsleiter sie gemeinsam zur Blüte gebracht haben.

Diese vier stofflich zusammengehörigen Abschnitte würden an Benutzbarkeit gewinnen, wenn der Verlag sich entschlösse, je eine physikalische und politische Uebersichtskarte hinzuzufügen.

Gestützt auf seine Historische französische Syntax und anderen bereits bekannten Veröffentlichungen zeigt E. Lerch die französische Sprache als Spiegel französischer Wesensart. In dieser längeren Abhandlung kommt die phänomenologische Methode am reinsten zum Ausdruck. Wie die beiden Gegenpole französischen Wesens, Triebhaftigkeit und regelnde Vernunft („Impulsivität und Rationalismus") Wortstellung, Satzbau und Wortschatz beeinflussen, wie im Laufe der Entwicklung bald der eine, bald der andere Faktor vorherrscht, bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts die ratio das Bild der am planmäßigsten dem Zwecke der Mitteilung dienstbar gemachten Kultursprache Europas ergibt, wird hier auf einem Spaziergang durch die Jahrhunderte an einer Fülle von Belegen dargetan.

Helmut Hatzfeld gibt einen Querschnitt durch Entwicklung Gehalt und Gestalt der französischen Lyrik, immer das deutsche Gegenbeispiel heranziehend, doch ohne es zum Maßstab zu erheben. In demselben positiven Sinne würdigt H.-J. Moser die französische Musik und ihren Anteil am europäischen Kulturleben.

Den Band beschließt Hermann Platz mit einer Geschichte des religiösen Lebens in Frankreich, welche die aus den Aufsätzen im „Hochland" und seinen „Geistigen Kämpfen im modernen Frankreich" bekannten hohen Qualitäten des Verfassers zeigt. Auch hier werden stets die französischen Erscheinungsformen in ihrer Verwandtheit oder Gegensätzlichkeit zur deutschen Frömmigkeit in Beziehung gesetzt, so daß sich das Bild der uns fremden Wesenszüge vertieft.

Alle Beiträge, besonders die von Hatzfeld, Preller und Platz, haben reichliche Anmerkungen und Literaturangaben.

Allen Mitarbeitern ist ihrem Gegenstand gegenüber die positive Einstellung gemeinsam, die sich um objektive Erkenntnis des fremden Volkstums bemüht und nur-subjektive Werturteile zurückstellt. Damit sind die Bausteine zu einer wissenschaftlichen Auslandkunde gegeben.

Hamburg-Fuhlsbüttel. Hans Mannhart.

GROETHUYSEN, BERNHARD, *Die Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich.* I. Band. Das Bürgertum und die katholische Weltanschauung. M. Niemeyer. Halle a. S. 1927. 8⁰ XVIII 348 S. 14 M., geb. 16 M.

Die vorliegende Arbeit, die in einer um das Vorwort und den textgeschichtlichen Anhang (S. 243—348) gekürzten, aber um einen zweiten in der deutschen Ausgabe noch ausstehenden Teil (La bourgeoisie et les conceptions sociales de l'Église) vermehrten Fassung auch französich erschienen ist (les origines de l'esprit bourgeois, Paris Gallimard 1927), behandelt die Umbildung, d. i. Säkularisierung der religiösen Begriffe, wie sie sich — nach Groethuysen — im XVII. und XVIII. Jahrhundert im Verlaufe des Kampfes des „Bürgertums" mit der katholischen (kirchlichen)

Weltanschuung vollzogen hat. Groethuysen spricht von dem „Auflösungsprozeß aller religiösen Vorstellungen", der das Aufkommen des sog. „bürgerlichen Geistes" allererst ermöglicht. Wenn alle wesentlichen Bestimmungen des menschlichen Lebens (die Anschauung von Leben und Tod usw.) sich geändert haben, dann müssen „irgendwie die Bedeutungen sich verschoben haben" (Vorwort S. XI); sie leben noch weiter, aber ihres positiven Gehaltes beraubt. Als Aufgabe ergäbe sich also eine Geschichte der Begriffe, die durchgeführt werden müßte durch Rückwendung bis zu dem Zeitpunkt, wo die stoisch-humanistische Auffassung des Menschen die christliche zu verdrängen beginnt, eine Aufgabe, die Dilthey in seiner „Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation" nicht in Angriff genommen hat. Groethuysen aber setzt erst im XVII. Jahrhundert ein und zeigt an bisher unbekannten, zum erstenmal erschlossenen Predigertexten des XVII. und XVIII. Jahrhunderts den Wandel der Problematik. Tod, Glaube, Jenseits verlieren für „den Bürger", der dem noch gläubigen „Volk" gegenübergestellt wird, allmählich ihren Sinn, das Verhältnis des Menschen zu Gott wird zu einem Vertrag, die Religion zu einer Verfassung. Den Gegensatz zwischen Jansenismus und Jesuitismus setzt Groethuysen in Beziehung zu der neuen Geistesverfassung und sieht in der Opposition der Jansenisten gegen den Gott, von dem man „bindende Versprechungen" verlangt, einen Schlag der alten Lebenshaltung gegen die neue, die Jesuiten erscheinen als eine „Vorstufe des neuen Menschen" (S. 220). Und in dem Maße, als die „bürgerliche Weltanschauung" sich durchsetzt, vermag eine neue Problematik an Boden zu gewinnen, nämlich die sozialpolitische, die die religiöse früherer Jahrhunderte ablöst. Soweit führt der allein veröffentlichte erste Band. — In der vorstehenden Anzeige mußten wir davon absehen, das reichhaltige Material, das Groethuysen zur Erhellung der verborgenen Geschichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts beigebracht hat, eingehend zu charakterisieren. Seine Arbeit ist in dieser Hinsicht ein wertvoller Beitrag, während gegen die Methode u. E. prinzipielle Bedenken erhoben werden müssen. Ist es denn berechtigt, von „Bürger" und „Volk" im XVII. Jahrhundert zu sprechen, ohne den Sinn von Bürger, der dabei vorschwebt, genau zu umgrenzen[1]? Das Bürgertum als Klasse gibt es nicht im XVII., auch noch nicht im XVIII. Jahrhundert[2]), es geht also nicht an, von der Entwicklung des bürgerlichen Bewußtseins zu sprechen, während doch offenbar das moderne gemeint ist. Die Prediger- und anderen Dokumente, aus denen Groethuysen zitiert, stammen zum großen Teil aus der Zeit nach Rousseau und können sehr wohl unter dessen Einfluß entstanden sein. Rousseau aber ist in der ganzen Arbeit überhaupt nicht genannt, was umso merkwürdiger,

[1]) Vgl. zur Bedeutungsgeschichte das Kap. «Qu'est-ce qu'un bourgeois» ? in R. Johannet «Eloge du bourgeois français», Paris 1924.

[2]) Vgl. Lorenz v. Stein, Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage, München 1921. Band I, S. 156. . . . während daher der Adel in Frankreich allein herrschte, die Geistlichkeit teils der herrschenden, teils der beherrschten Klasse angehörte, war das ganze übrige Volk *eine* große, von jenen fast restlos beherrschte Klasse der Gesellschaft. Das war der Zustand der Dinge in der französischen Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts . . .

als der Wandel der Problematik — einer ursprünglich existenziellen zu einer sozialen, zur Tendenz «de substituer la loi à l'homme» (Rousseau) sich an ihm am klarsten zeigen läßt[1]). Groethuysen hat diese Zusammenhänge nicht mit der nötigen Ausführlichkeit und begrifflichen Schärfe gekennzeichnet. Weil er nicht alle Begriffe aus ihrer Herkunft aufklärt (z. B. das moderne Freiheitsbewußtsein), ist die Entstehung des bürgerlichen Bewußtseins insofern nicht restlos aufgeklärt, als nicht ersichtlich wird, was die „autonome" Stellung des Bürgers für das Leben, für die heutige Situation besagt.

THOMSEN, VILHELM, *Geschichte der Sprachwissenschaft bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts.* Kurzgefaßte Darstellung der Hauptpunkte; übersetzt von H. Pollak. Halle a. S., M. Niemeyer 1927. 8°. I u. 101 S. 5 M., geb. 6 M.

Die Geschichte der Sprachwissenschaft oder die ihrer wichtigsten Epochen ist schon oft zum Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung (Benfey, Lersch u. a.) gemacht worden, als deren Ziel Steinthal in seinem bekannten, in vieler Hinsicht heute noch maßgebenden Werk[2]) die Entwicklung des wissenschaftlichen Bewußtseins von der Sprache bezeichnet. Verfasser vorliegender Arbeit hat in knapper, aber äußerst instruktiver und übersichtlicher Weise die Hauptpunkte dieser Entwicklung herausgegriffen und auch auf die dänische, weniger bekannte Sprachwissenschaft (Rask, Madvig) aufmerksam gemacht. ir erhalten zunächst einen kurzen Ueberblick über die Sprachwissenschaft der Inder (S. 1—7) und erfahren dann durch eine fast ganz an Steinthal orientierte Darstellung von den grammatischen Theorien des Altertums, wobei die platonische (Kratylos) und aristotelische Sprachauffassung besonders berücksichtigt wird. Die Terminologie der Griechen, die von den Römern übernommen wurde, hat sich bis heute durchgehalten; ihre Theorie ist im Mittelalter trotz verschiedener Ansätze zu einer empirischen Sprachforschung noch herrschend; tritt aber völlig zurück mit der Entstehung der vergleichend-historischen Sprachwissenschaft, durch die die ganze Forschung eine innere andlung erfahren hat. Die Beschreibung dieser letzten Etappe der Sprachwissenschaft, unter deren Einwirkung wir heute noch stehen, bildet den Abschluß des Buches.

AMMANN, HERMANN, *Die menschliche Rede.* Sprachphilosophische Untersuchungen. I. Teil. Die Idee der Sprache und das Wesen der Wortbedeutung. Lahr i. B. Moritz Schauenburg 1925. V u. 134 S. 8°. 4,50 M., geb. 5,50 M.

Die Notwendigkeit, die Begriffe der Sprachwissenschaft zu revidieren, ist in den letzten Jahren von den verschiedensten Forschern — Brunot, Bally u. a. — anerkannt worden. Und wenn auch eine neue Methode in konkreten Untersuchungen größere Durch-

---

[1]) Vgl. die Arbeit von S. Landshut „über einige Grundbegriffe der Politik", Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Band 54, 1. S. 36ff., über Rousseau besonders S. 45ff.

[2]) Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern. — Eine Übersicht über das Sprachproblem in der Geschichte der Philosophie bis heute, hat Cassirer in Kap. I seiner Philosophie der symbolischen Formen Band I, Berlin 1923, gegeben.

schlagskraft hat, so wird doch jeder Philologe der echten allgemeinen Besinnung, die mit einer leeren abstrakten Technik nichts zu tun hat, seine Aufmerksamkeit schenken. Die vorliegende Arbeit behandelt die Idee der Sprache und das Wesen der Wortbedeutung, ein zweiter Teil wird den Satz in den Mittelpunkt stellen. Der Verfasser grenzt seine Methode ab gegen verschiedene Fragestellungen, deren Fehler es ist, eine bestimmte Antwort schon in sich zu schließen (z. B. „Kritik der Sprache") und versucht nicht definitorisch per genus proximum et differentiam specificam das Wesen der Sprache zu bestimmen, sondern vielmehr durch die Sachen selbst zu seinem Gegenstand zu kommen, indem er vom alltäglichen Sprachgebrauch ausgehend zur terminologischen Bedeutung vordringt. Dieser Weg ist verwandt mit der phänomenologischen Methode Husserls, deren Bedeutung die Sprachwissenschaft heute zu erkennen beginnt[1]).

Die ersten drei Kapitel behandeln die Sprache und die Sprachen, Sprache und Sprechen, Sprechen und Reden — Begriffspaare, die mit denen von Saussure verwandt sind, und gelangen von hier aus zum Begriff der Sprachgemeinschaft, zur Erklärung der Korrelation zwischen Sprechen, Verstehen, Bedeutung und des Gegensatzes zwischen Sprechen und Reden. Problematisch an diesen interessanten Ausführungen erscheinen uns besonders die Erörterung der Sprachgemeinschaft, die durch eine Analogie mit dem organischen Leben nicht bestimmt werden kann, zweitens die Bestimmung der Rede als übersubjektiv, zu der der Verfasser nur auf Grund seines verkehrten Ansatzes (S. 40 daß „die Sprache zur Rede wurde") kommen konnte. Weitgehend gefördert sind in den nächsten Kapiteln die Bedeutungslehre und die Bedeutung der Wortarten. Wir verzichten auf eine Diskussion mit einzelnem u. E. nicht hinlänglich Geklärtem (dem Begriff „Idee" u.a.) und heben nur das Positive hervor, das uns zu liegen scheint:

1. in der Koordination von Wort-Bedeutung, Satz-Sinn; die Worte haben eine Bedeutung, während der Satz selbst einen Sinn hat,

2. den scharfsinnigen Ausführungen über den Zusammenhang von Bedeutung und Verstehen, Bezeichnen und Ausdruck (bes. S. 49 u. 56ff.). Das Verstehen als intellegere wird aufgehoben gegen die Bedeutung, die Verstehen als bloßes percipere hat, das Ausdrücken wird bestimmt als äußerster Gegensatz des Bezeichnens.

3. in dem neuartigen Versuch, die Wortarten (Subst., Adj., Verbum) nach der Seite der Bedeutung abzugrenzen, Ausführungen, die schon überleiten zu einer Theorie des Satzes, die jenseits der formalen Logik liegt.

Hamburg. Fritz Schalk.

Ph. Martinon, *Comment on prononce le français*, Larousse, Paris, 2. édit. o. J.

Ein klares, wohlgeordnetes, auch Nicht-Linguisten verständliches Buch über die Aussprache des Französischen war sehr vonnöten. M. unterzieht sich dieser Aufgabe mit Bewußtsein, und dank seines gesunden kritischen Verhaltens gegenüber den Schwankungen der Aussprache, dem Verhältnis von Aussprache und Orthographie und den Forderungen früherer Sprachverschönerer

[1]) Vgl. Gunther Ipsen, JDJ XI, 1927ff. L. Weisgerber, GRM, 1927 passim.

und Sprachdiktatoren ist das Buch von außerordentlichem *praktischen* Wert, zumal es sehr besonnen und vorsichtig in seinen Aussagen ist und das weniger Wichtige in die Anmerkungen verweist. Auch Fremdwörter und Halbfremdwörter werden in ausreichendem Maße berücksichtigt. M. vertritt und empfiehlt den guten Sprach*gebrauch.* Er ordnet nach orthographischen Gruppen in der Absicht ein Buch zu schreiben, nicht für solche, die französisch lernen, sondern für solche die es schon können und hin und wieder Auskunft brauchen. Sich über die Bildung der Laute auszulassen, überläßt er der experimentellen Phonetik. Dem Laien kommt er mit seiner rein orthographischen Transskription entgegen. Als besonders gut gelungen verdienen hervorgehoben zu werden die Kapitel über das *e muet* und die *Liaison.* Ein Index, der aber durchaus nicht lückenlos ist, macht das 414 Seiten umfassende Buch handlich. Es ist als schnelle und zuverlässige Orientierung wohl zu empfehlen. Hinweise auf die Aussprache in der Poesie und auf veraltete Formen bereichern es.

Doch weist es auch Mängel auf. Das alphabetische System führt nicht nur zu zahlreichen Wiederholungen, sondern dazu, daß man fast nie ein phonetisches Wortbild vor sich hat. So muß man sich die Aussprache von *tramway* (das im Index fehlt) an drei Stellen zusammensuchen: für den Nasal, für *w* und *ay.* Von der Entsonorisierung des *i* in *pied* und anderen Fällen ist nicht die Rede. Was M. S. 204 in dem Kapitel *Le changement spontané des consonnes* sagt von der natürlichen Assimilation der Konsonanten ist zwar dem Franzosen, allenfalls dem Romanen, durchaus „natürlich", kann aber nicht von allen Ausländern gelten. Das Kapitel ist etwas kurz geraten, und es hätte mehrerer Verweise auf es. bedurft, z. B. zur Aussprache des Dentalen in *l'est de Paris* u. a. Aehnlich summarisch behandelt er die Satzphonetik bei Gelegenheit des *e muet* der Einsilbler *que* und *ce* S. 176f., die eben doch Tonwerte im Satz darstellen. So bleibt der Leser im unklaren darüber, ob und wann das Fragewort *que* elidiert wird. Nicht durchsichtig ist ferner aus seinen verstreuten Bemerkungen S. 156 und 167, inwieweit der Verf. das Dreikonsonantengesetz anerkennt.

H. Langlard, *La liaison dans le français,* Paris, Champion, 1928. 160 S.

Was Martinon übersichtlich, sachlich und wissenschaftlich auf 40 Seiten behandelt, erörtert L. weitschweifig in den Kapiteln: *liaisons obligatoires, l. facultatives, l. interdites und fausses l.* Als eigenes Gut kann man die Zusammenstellung über die Bindung ansprechen, die er den Büchern von Lesaint, Clédat, Koschwitz, Saillens, Grammont und Rosset entnimmt, wonach man feststellen kann, in welchem Maße die Bindung im Laufe der letzten vier Jahrzehnte zurückgegangen ist. Als Ursache des allmählichen Schwundes sieht L. mit Martinon die Tendenz auf eine einzige Wortform und Abschaffung der Doppelformen an. Für die Unterlassung noch zulässiger Bindungen im Gespräch ist L. der Grad der Intimität der Sprechenden maßgebend, d. h. je intimer, desto weniger Bindungen. Was L. über die Geschichte des Problems sagt, ist auch aus zweiter Hand. Er befindet sich im Irrtum, wenn er S. 17 das *s* in spanisch *casa* als das alte lateinische stimmlose *s* auffaßt; im Aspan. war es stimmhaft.

Berlin. Eva Seifert.

H. Klinghardt, *Übungen in deutschem Tonfall.* Für Lehrer und Studierende, auch für Ausländer. Quelle & Meyer. Leipzig 1927. 88 S., geh. 3 M., geb. 4 M.

Das wissenschaftliche Interesse an der Intonation ist älter, als man gemeinhin annimmt, stammt doch das erste, wenn auch noch gänzlich vereinzelte Buch darüber aus dem 18. Jahrhundert (Joshua Steele, *An Essay towards establishing the melody and mesure of speech to be expressed and perpetuated by peculiar symbols*, London 1775, gedruckt von Bowyer und Nichols für Almon in Piccadilly; s. Max Förster, *Sprachmelodiekurven aus dem 18. Jahrhundert*, in: *Arch. f. neu. Spr.*, Bd. 145, 1923, S. 62—64). Trotzdem kann Hermann Klinghardt den Ruhmestitel beanspruchen, das Studium dieses Teils der sprachphonischen Erscheinungen zur Blüte gebracht zu haben. Seine Veröffentlichungen auf diesem Gebiet: *Französische Intonationsübungen*, Schulze, Cöthen 1911; *Übungen im englischen Tonfall*, ebd. 1920 (die beiden Bücher jetzt in 2. Auflage bei Quelle & Meyer); *Sprechmelodie und Sprechtakt*, Aufs. in: *Die Neu. Spr.* v. 1923, S. 1—29, dann als Sonderdruck, Elwert Marburg 1923; und jetzt die *Übungen in deutschem Tonfall.* Diese Veröffentlichungen sind unstreitig das Beste, was wir heute darüber haben. Da Klinghardt vor einundeinhalb Jahren, kurz nach Vollendung seines Lebenswerkes, das er in der Lehrbarmachung der französischen, englischen und deutschen Sprachmelodie sah, hochbetagt gestorben ist, darf ich mir wohl die Gelegenheit zu nutze machen dieses sein Werk in aller Kürze zu würdigen.

Sein wissenschaftliches Hauptverdienst läßt sich dahin umschreiben, daß er das Wesen und die Bedeutung des Sprechtakts als des klüglich nicht weiter zu atomisierenden Urphänomens erkannt und auf dieser Erkenntnis seine Theorie und seine pädagogische Praxis aufgebaut hat. Er hat in dem Sprechtakt eine formale Einheit entdeckt, die das artikulatorisch Gegebene melodisch und rhythmisch gliedert, um so das gedanklich Gemeinte zu verdeutlichen und das mitschwingende Affektische auszudrücken; er hat also, wenn er sich auch schwerlich über den genauen Sinn und über die Tragweite seiner Entdeckung klar war, eine analytisch isolierte phonische Erscheinung dadurch zum erstenmal wirklich verstanden, daß er sie in lebendigen Zusammenhang mit dem Geistigen der Sprache gesetzt hat. Es gibt zu denken, daß dieser Schulmann, der ohne Apparate arbeitete, in dem wissenschaftlichen Verständnis der Intonation weiter gekommen ist als die experimentelle Phonetik, die sich meistens damit begnügt hat, auf mechanisch-mathematischem Wege genaue Kurven zu gewinnen und ihr Verfahren zu beschreiben. Mit den experimentell gewonnenen deskriptiven Ergebnissen ist erst der Ausgangspunkt für weitergehende Forschungen erreicht. Der wissenschaftliche Wert exakter fortlaufender Melodielinien soll keineswegs bezweifelt werden, gleichwohl sind die experimentalwissenschaftlich unzureichenden Punktbilder Klinghardts ebenso wertvoll: sie verdeutlichen vorzüglich das silbenmäßige Fallen und Steigen sowie die wechselnde Druckstärke der Melodie und sind hinsichtlich der pädagogischen Verwendbarkeit, wie jeder weiß, der schon Intonation gelernt oder gelehrt hat, ungleich praktischer. Welche Mißgriffe bei einseitiger phonetischer Forschung gemacht werden können, zeigt eine Dissertation von Erwin Waiblinger (*Beiträge zur Feststellung des Tonfalls in den romanischen Sprachen*, Halle 1914),

der unter Mißachtung der durch den sprachlichen Sinn gegebenen natürlichen Intonationsgelenke Sprechtakte gelegentlich mitten durchschneidet und, was noch schlimmer ist, die romanischen Sprachen alle in einen Topf wirft und durch „Vergleichen" eine Reihe von gemeinsamen Melodieschemen aufstellt. Muß man schon mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen, wenn man für eine einzige Sprache eine intonatorische Grundtendenz ausfindig machen will, so ist das Vergleichen der Intonationen verschiedener Sprachen, so gewinnreich es für praktische pädagogische Zwecke sein kann, hinsichtlich der theoretischen Erkenntnis sehr bedenklich. Klinghardt selbst glaubt einmal (*Sprechmelodie und Sprechtakt*, S. 9) von einem romanischen Intonationstypus sprechen zu dürfen; es gibt aber keinen solchen Typus, die spanische Intonationsweise, die ich studiert habe, ist der französischen geradezu entgegengesetzt und läßt sich, wenn nun schon einmal verglichen werden soll, mit viel mehr Recht neben die deutsche stellen. Was Klinghardt in seinen Veröffentlichungen gibt, ist eine Grammatik, besser: eine Schulgrammatik der Intonation; daher die Vorzüge, aber auch gewisse Mängel seines Werkes. Vorzüglich ist sein Hinweis auf den Zusammenhang zwischen Intonation und Syntax, den er in der 2. Auflage seiner *Französischen Intonationsübungen* gibt; wenn man den Zusammenhängen zwischen intonatorischer und syntaktisch-stilistischer Satzgliederung nachginge, könnte manche wesentliche Einsicht zutage gefördert werden. Der pädagogische Zweck hat Klinghardt dazu genötigt, die theoretisch gewonnenen Melodielinien vereinfachend zu stilisieren, was eine unvermeidliche Monotonie der schulmäßig gelernten Intonation zur Folge hat. Dabei dürfte er in seinem Buch über die französische Intonation etwas zu weit gegangen sein. Ich habe mich durch eigene graphische Fixierungen davon überzeugt, daß die ansteigende Linie im Französischen bei weitem nicht so vorherrschend ist, wie Klinghardt meint; es würde sich also empfehlen, daß sein Lehrbuch der französischen Intonation einmal von sachkundiger Hand ergänzt und bereichert würde; aber gerade dieses Buch ist insofern sein bestes und lebendigstes, als unter den vielen Intonationsbildern zu prosaischen und poetischen Lesestücken Meisterleistungen künstlerischer Interpretation sind. Läßt sich die wissenschaftlich-theoretische Leistung Klinghardts bei aller Bedeutung nicht ohne Einschränkungen auf der positiven Seite buchen, so ist die praktisch-pädagogische schlechthin vorzüglich, und beispielsweise seine *Übungen im englischen Tonfall* sind, wenn mir darüber ein Urteil zusteht, methodisch besser als das an sich gute *Handbook of English Intonation* von Armstrong und Ward (Teubner 1926).

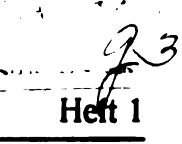
Es war Klinghardt trotz seines hohen Alters vergönnt, sein Lebenswerk mit einem Lehrbuch der Intonation der Muttersprache zu krönen. Die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Sprachmelodie hat übrigens schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts begonnen; damals erschienen: Louis Köhler, *Die Melodie der Sprache in ihrer Anwendung besonders auf das Lied und die Oper*, Weber, Leipzig 1853, und C. L. Merkel, *Physiologie der menschlichen Sprache*, Wigand, Leipzig 1866; beide Bücher enthalten graphische Darstellungen der deutschen Intonation mit Hilfe von Noten. Klinghardts Werk ist auch nicht das erste Lehrbuch des Gegenstands, das erste ist kurz vorher von einer Engländerin veröffentlicht worden: Marie L. Barker, *A Handbook of German Intonation for*

University Students, Heffer, Cambridge 1925, wozu Klinghardt ein Vorwort geschrieben hat. Die theoretische Grundlage ist bei Klinghardt ungleich solider, er verwendet dazu seine Ausführungen in dem Aufsatz *Sprechmelodie und Sprechtakt*, die er nach neuen Beobachtungen ergänzt. Er geht von der Feststellung aus, die Eduard Sievers in seinen *Rhythmisch-melodischen Studien* (Winter, Heidelberg 1912) gemacht hat und wonach es eine norddeutsche und eine süddeutsche Intonationsweise gibt, und behandelt nur die norddeutsche, weil diese allen Gebildeten Deutschlands geläufig ist und auch von Süddeutschen im besseren Vortrag bevorzugt wird. Besonders interessant ist die Beobachtung, daß in einem deutschen Sprechtakt meistens die erste und die letzte druckstarke Silbe über die andern Silben, druckstarke wie druckschwache, hervortreten, daß also ein deutscher Sprechtakt regulärerweise zwei Hauptakzente enthält. Auf den theoretischen Teil, den jeder studieren sollte, der die Intonation des Französischen und des Englischen lernen oder lehren will, da erst die Kenntnis der Melodie der Muttersprache die Melodie der fremden ganz erfassen läßt, folgen Lesestücke mit Hilfszeichen zur Erlernung der Intonation. Es ist schade, daß wenig Punktbilder beigegeben sind, da diese dem Nicht-Deutschen zweifellos sehr willkommen wären. Leider darf nicht unerwähnt bleiben, daß Druckfehler, die nicht auf Kosten des vor Beendigung des Druckes gestorbenen Verfassers zu setzen sind, den praktischen Wert des Lehrbuchs beeinträchtigen. Die Hilfszeichen, die dem Studierenden das richtige Intonieren der gebotenen Lesestücke ermöglichen sollen, sind verschiedentlich ungenau oder falsch gedruckt, was für Ausländer, die vertrauensvoll zu dem Buch greifen, verhängnisvoll ist: die wagrechten Striche, die den Hochschluß andeuten, bezeichnen manchmal zu viel, manchmal zu wenig Silben und manchmal fehlen sie ganz; an drei Stellen ist mir aufgefallen, daß der Akzent zur Kennzeichnung der druckstarken Silbe an der falschen Stelle sitzt; auf S. 17 treffen zwei verschiedene Fehler zusammen, um einen falschen Akzent evident zu machen: in dem Takt „Wie 'groß war aber mein 'Erstaunen" wird der Nicht-Deutsche, der unsere Sprache lernt, wohl oder übel den zweiten Taktakzent auf die erste Silbe von „Erstaunen" legen (das Druckbild müßte so aussehen: ... Er'staunen). Man könnte auch verschiedenes gegen die von Klinghardt im einzelnen gewählte Intonation einwenden, ich würde das eine und andere Wort anders betonen, einige Takteinteilungen anders vornehmen, verschiedene Taktakzente anders legen; aber das sind Dinge des subjektiven sprachlichen Empfindens, über die man nicht zu streiten braucht. Ich würde auch in einigen längeren Takten mehr Hebungen anbringen; das würde sich für Ausländer empfehlen, denen es schwer fällt, eine lange gleichmäßig absteigende Linie von Silben durchzuhalten. Klinghardt gibt auch einige Intonationsvarianten. Es wäre sehr nützlich, wenn das ausgiebiger geschähe, wenn möglichst viele Varianten angegeben wären; für Ausländer wäre es eine Erleichterung und Beruhigung zu sehen, daß der Möglichkeiten viele sind und daß vielleicht die, die sie sich selbst zurecht gelegt haben, ebenfalls richtig ist.

München. F. Rauhut.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Band XXXVI Januar-Februar 1928 Heft 1



Die

Neueren Sprachen

Zeitschrift für den Unterricht im

Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen

Begründet
mit **Franz Dörr** und **Karl Kühn**
von
Wilhelm Viëtor

Herausgegeben
von
Walther Küchler und **Theodor Zeiger**



Marburg in Hessen
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, G. Braun
1928

ZUR BEACHTUNG!

Für die Zeitschrift bestimmte *Beiträge* bitten wir an Professor Dr. Küchler in Wohltorf b. Aumühle, Bez. Hamburg, oder an Direktor Dr. Zeiger in Frankfurt a. M.-W. 13, Georg-Speyerstraße 37, zu senden. ***Die Manuskripte müssen, wenn sie zum Druck für die N. S. angenommen werden sollen, völlig druckfertig und möglichst in Maschinenschrift hergestellt sein.*** Bei *unverlangt* eingesandten Manuskripten wird gebeten, das *Rückporto* beizufügen.

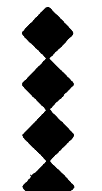
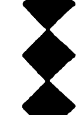
Sämtliche Beiträge werden honoriert. Die Mitarbeiter erhalten 25% Preisermäßigung auf den Abonnementsbetrag. Sonderabzüge werden bis zu 12 Stück kostenlos geliefert.

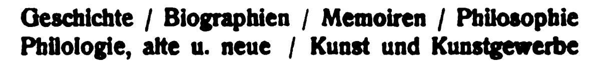
Bücher aus dem Gebiete des Schulunterrichts und aus der englischen Sprache, die besprochen werden sollen, wollen die Herren Verleger an Herrn Direktor Dr. Zeiger, Frankfurt a. M.-W. 13, Georg-Speyerstr. 37, Bücher aus dem Gebiet der romanischen Sprachen an Herrn Professor Dr. Küchler, Hamburg 13, Romanisches Seminar der Universität, Rothenbaumchaussee 5, senden.

Inhalt.

Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Umschlagseite

BESPRECHUNGEN.



Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen



Band XXXVI Dezember 1928 Heft 8

Die Neueren Sprachen

Zeitschrift für den Unterricht im

Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen

Begründet
mit Franz Dörr und Karl Kühn
von
Wilhelm Viëtor

Herausgegeben
von
Walther Küchler und Theodor Zeiger



Marburg in Hessen
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, G. Braun
1928

Die „*Neueren Sprachen*" erscheinen in Jahresbänden zu je 40 Druckbogen Mindestumfang. Berechnung erfolgt bei Lieferung des ersten Heftes für den ganzen Band. Der Preis für den Band beträgt M. 15,— unter der Voraussetzung, daß Zahlung bei Lieferung des ersten Heftes erfolgt.

Wo der Bezug auf Schwierigkeiten oder Unregelmäßigkeiten stößt, bittet der Verlag, sich an ihn direkt wenden zu wollen und die Zeitschrift unmittelbar weiter zu beziehen.

Zu den Neueren Sprachen erscheinen in zwangloser Folge Beihefte, die größere Arbeiten bringen, für die die Zeitschrift selbst nicht genug Raum bietet. Da sie eine sehr wertvolle und von jedem Neuphilologen gern begrüßte Ergänzung zu den Neueren Sprachen bilden, empfiehlt sich ihre Anschaffung für jede Schule. Es wird dabei den Abonnenten der besondere Vorteil eingeräumt, daß sie die Beihefte zu einem um 20% ermäßigten Vorzugspreis beziehen können. Diese Vergünstigung wird bis zu drei Monaten nach Erscheinen des betreffenden Beiheftes eingeräumt.

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Braun) Marburg a. L.

Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 3899.

ZUR BEACHTUNG!

Für die Zeitschrift bestimmte *Beiträge* bitten wir an Professor Dr. Küchler in Wohltorf b. Aumühle, Bez. Hamburg, oder an Direktor Dr. Zeiger in Frankfurt a. M.-W. 13, Georg-Speyerstraße 37, zu senden. ***Die Manuskripte müssen, wenn sie zum Druck für die N. S. angenommen werden sollen, völlig druckfertig und möglichst in Maschinenschrift hergestellt sein.*** Bei *unverlangt* eingesandten Manuskripten wird gebeten, das *Rückporto* beizufügen.

Sämtliche Beiträge werden honoriert. Die Mitarbeiter erhalten 25% Preisermäßigung auf den Abonnementsbetrag. Sonderabzüge werden bis zu 12 Stück kostenlos geliefert.

Bücher aus dem Gebiete des Schulunterrichts und aus der englischen Sprache, die besprochen werden sollen, wollen die Herren Verleger an Herrn Direktor Dr. Zeiger, Frankfurt a. M.-W. 13, Georg-Speyerstr. 37, Bücher aus dem Gebiet der romanischen Sprachen an Herrn Professor Dr. Küchler, Hamburg 13, Romanisches Seminar der Universität, Rothenbaumchaussee 5, senden.

Inhalt.

Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Umschlagseite

BESPRECHUNGEN.

Theaterspielen in der Schule

Es ist eine alte Erfahrung, daß Theaterspielen im Sprachunterricht sehr förderlich ist. Darüber braucht man nicht erst zu schreiben. Und wenn es nicht oft genug angewendet wird, so liegt das daran, daß die nötigen Stücke für die verschiedenen Altersstufen fehlen. Dies veranlaßte einen Neusprachler der Frankfurter Musterschule, deren früherer Leiter, Max Walter, die Dialogisierung alles Erzählten zur Lebendigmachung des Unterrichts als eines der wichtigsten didaktischen Mittel stets gelehrt hat, zusammen mit einem englischen Kollegen ein kleines Stück selbst zu verfassen, das jetzt als Nr. 1 einer Sammlung bei N. G. Elwert in Marburg herausgegeben ist. Während Sander das Stück mit einer UII nach einem Jahr Unterricht am Reform-Realgymnasium aufgeführt hat, habe ich zu Ostern einen Versuch mit einer IV gemacht, die in VI mit Englisch begonnen hatte. So lebendig und fröhlich es auch die drei Jahre gewesen ist, den Höhepunkt bildete doch der Abschluß! Um die Freude voll zu machen, führten wir es bei Schulschluß auf, wobei ich unter Vorstellung der einzelnen Personen so viel Andeutungen vom Inhalt machte, daß auch die Schüler, die noch nicht oder nur wenig Englisch gelernt, dem Stücke folgen konnten. Die Situation, wie ein Vertreter von Tomkins & Sons mit 'Prints' dem nur Samstags in 'Slowton' haltenden Schnellzug entsteigt und vom Bahnhofsvorsteher als 'Prince of Wales' in feierlicher Rede begrüßt wird, ist von durchschlagender Wirkung. Ich kann 'Saturdays Only' auch des sprachlichen Gewinns wegen — Colloquial English — nur aufs wärmste empfehlen. Hoffen wir, daß die Verfasser weiter so glücklich sind in der Wahl ihrer Stoffe. *Th. Zeiger*

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.






Stanford University Libraries
3 6105 014 100 098